Princeton University Library
32101 064480484

Digitized by Google

0902
.4947
.73-74

Library of

Princeton University.

Elizabeth Foundation.

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Drey und siebzigster Band.

1836.

Januar. Februar. März.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Digitized by Google

BIBLIOTHEK
[illegible]
[illegible]
des
ALLH. KAISERHAUSES

Digitized by Google

Inhalt des drey und siebzigsten Bandes.

		Seite
Art. I.	Persische Geographie und Geschichte (Schluß) . . .	1
II.	Israeli's Curiosities of Literature (Schluß) .	81
III.	Friedrich Schlegel's philosophische Vorlesungen, aus den Jahren 1804 bis 1806. Nebst Fragmenten. Aus dem Nachlasse des Verewigten herausgegeben von C. J. H. Windischmann. Erster Band. Bonn 1836 . . .	139
IV.	K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Herausgegeben von Varnhagen von Ense und Th. Mundt. Erster Band. Leipzig 1835 . . .	154
V.	ANEKDOTA. Anecdota Graeca e codicibus regiis descripsit annotatione illustravit F. Fr. Boissonade. Vol. IV. Parisiis 1832. Enthält nebst einigen Zugaben: Joannis Sabaei Hist. Barlaami et Joasaph (Schluß) .	176
VI.	Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von F. B. v. Bucholtz. Fünfter Band. Wien 1834.	204
VII.	Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostolischen Wirksamkeit des h. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöflichen Kirche zu Salzburg. Von Michael Filz. Salzburg 1831	242

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXXIII.

Hammer's morgenländische Handschriften (Fortsetzung) . . 1

Die Schriften der Deutschen in den letzten Jahrzehenden über europäische Lepidopterologie 21

112226

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Januar, Februar, März 1836.

Art. I. Perſiſche Geographie und Geſchichte (Schluß).

Wir wenden uns nun von den zwey reiſebeſchreibenden Werken zu den fünf hiſtoriſchen, von denen zwey (der Auszug aus dem Schahname und dem erſten Theile Mirchuand's) die älteſte Geſchichte, die zwey von Sir Harford Jones Brydges die neueſte Geſchichte Perſiens betreffen und die Geſchichte der Ghasnewiden dem Mittelalter angehört. Der vorliegende Auszug Atkinſon's aus dem Schahname umfaßt gerade die erſte größere Hälfte desſelben, das iſt die Geſchichte der beyden erſten Dynaſtien der Piſchdadian und Keijanian, wie das Heldenbuch von Iran von Görres, welches im neunten und zehnten Bande dieſer Jahrbücher angezeigt worden; wenn Atkinſon's Arbeit in dieſer Hinſicht als Seitenſtück zu der von Görres betrachtet werden kann, ſo findet ſich zwiſchen beyden doch ein ungeheurer Unterſchied; Görres hat die nicht immer recht verſtandenen Angaben des Schahname immer mit ſeinen eigenen mythologiſchen Anſichten vermengt, ſo daß es oft ſehr ſchwer zu ermitteln, was in ſeinem Auszuge ihm und was dem alten Sänger angehöre. Atkinſon hat ſich durchaus keiner ſolchen Verquickung ſchuldig gemacht, und es findet ſich im ſelben nichts, das nicht im Schahname enthalten iſt; nur wäre es zu wünſchen, daß der Auszug durchaus in Proſa und nicht mit eingemiſchten Bruchſtücken in Verſen gemacht worden wäre, indem es dem Ueberſetzer durchaus an höherem, ſeinem Originale gewachſenen poetiſchen Talente gebricht. Nicht nur ſind die von ihm in Verſen überſetzten Stellen nicht immer die an poetiſchem Gehalte vorwiegendſten, ſondern die Ueberſetzung ſelbſt hält mit dem Originale keineswegs gleichen Schritt; dieſelbe iſt bald in langen, bald in kurzen Verſen, manchmal gar in Strophen und in daktyliſchem Versmaße gegeben, während das alte Epos (wie es ſich für ſein Weſen nicht anders geziemt) gleichgehaltenen, würdevollen Schrittes in doppelt gereimtem Verſe auftritt. Die in Verſen überſetzten Bruchſtücke erſcheinen wirklich bloß als Lappen ſchillernden Seidenzeugs, einfachem, goldenen Stoffe aufgenäht; deſſen ungeachtet iſt dieſes Werk bis zur Erſcheinung einer vollſtändigen Ueberſetzung des Schahname ein ſehr ſchätzbarer Beytrag zur Ueberſicht ſeines Inhalts; aus den bisher bekannten theilweiſen Auszügen des Schahname war es unmöglich, eine Ueberſicht des Ganzen zu gewinnen. In dieſem Auszuge gruppiren ſich wenigſtens die verſchiedenen

Digitized by Google

persischen und türkischen Heldenfamilien um den Kern des Herrscherstammes von Iran und Turan recht deutlich zusammen, und wer die Reise von Burnes kennt, ist mittels derselben in Stand gesetzt, im Schahname fast überall festen geographischen Grund und Boden zu finden. Zuerst erscheint Iran und Turan, d. i. das Land der Perser und der Türken, dessen natürliche Gränze der Orus; die Hauptstadt von Iran ist Istachr (Persepolis), die von Turan Beikend oder Peikend, deren Ruinen Burnes erwähnt; Sawulistan, dessen Hauptstadt Kabul, und das demselben südwestlich gelegene Sistan sind die Landschaften der Familie Rustems; das östliche Turan ist Choten (die kleine Bucharey), und die Herrscher der darüber hinaus gelegenen östlichen Länder, wie der Chakan von Tschin, erscheinen nur als Bundesgenossen des Herrschers von Turan. Sawulistan sammt dem daranstoßenden Chuast (dessen Hauptstadt Ghasna) heißt insgemein Bachter semin *), d. i. das Ostland, und Sistan sammt dem südlich daranstoßenden Mekran wird zusammen Nimruf, d. i. das Mittagsland, genannt; dieß ist der Schauplatz der Thaten des Schahname, denn anderer Länder wird nur nebenbey erwähnt; zwar ist von Arabien und Syrien und von Jerusalem und Aegypten die Rede, aber Hamaweran ist, wie schon oben erwähnt worden, nur auf steilem Bergufer an dem Gebirge von Astrabad (II. p. 117) und Berberistan, und eben so wenig als das in Syrien, dürfte Berberistan in der Barbarey, sondern vielmehr in der Nachbarschaft des Hindukusch zu suchen seyn, indem Burnes des Bendi Berber zwanzig Meilen von Bamian erwähnt (II. p. 162). In diesem Schauplatze zwischen dem kaspischen und indischen Kaukasus wurden die Schlachten, welche das Schicksal Irans und Turans entschieden, geschlagen; südlich am kaspischen Meere liegt Masenderan, welches, wiewohl schon vor Alters wie heut zu Persien (Iran) gehörig, dennoch im Schahname als ein demselben feindliches Land erscheint, als das Land der Diwe, welche Siamek, den Sohn des Kejumers, des ersten Königs auf Erden, erschlugen, dann aber von Tahmuras gebändigt wurden, weßhalb derselbe den Beynamen Diwbend, d. i. der Diwenbändiger, erhielt; Masenderan war ein Land der Dämonen, und der Herrscher derselben ein Zauberkönig; im Berge Demawend, welcher zwischen demselben und Irak liegt, ward der Tyrann Sohak für ewige Zeiten an Ketten gelegt, nachdem derselbe durch den Heldenmuth des Schmiedes Giawe, welcher sein Schurzfell zur Freyheitsfahne machte, gestürzt worden war; das

*) Dschih. S. 237.

in der Folge mit Juwelen von unglaublichem Werthe besetzte Schurzfell blieb unter dem Namen Direfschi Giawani das Panier des Reichs. Die Nachkommen desselben bilden eine Heldenfamilie, welche nicht weniger merkwürdig als die Rustems, nur bisher weniger bekannt, und die durch ihre Zahl ersetzten, was Rustem ganz allein durch die Riesenkraft seines Armes zu leisten im Stande war; eben weil sie weniger bekannt, wollen wir dieselben in dem folgenden kurzen Ueberblicke der Könige und Helden des Schahname und ihrer Thaten besonders hervorheben.

Huscheng, der Sohn des Kejumers, entlockte zuerst das Feuer dem Kiesel, und setzte das große Licht- oder Feuerfest Sede (nicht Siddeh), und führte den Gebrauch des Zobel und Hermelins ein; er schmiedete der Erste das Eisen. Der erste Feuerdienst wich dem Sonnendienste unter Dschemschid (Dejokes), dem Gründer medischer Herrschaft, durch weise Gesetze und Einrichtungen, deren berühmteste das Frühlingsfest Newruf. Er vermählte sich mit der Tochter Gurengs, des Herrschers von Sawuliſtan, und die Liebesgeschichte ist die erste der dem Schahname so hohen romantischen Werth verleihenden. Die alte Sage vom Tyrannen Sohak, welchem der Teufel die Schultern küßte, aus denen Schlangenköpfe emporwuchsen, die nur mit Menschenhirn gefüttert werden konnten, und die Befreyung Persiens vom Tyrannen durch den Schmied Giawe, welcher sein Schurzfell zur Freyheitsfahne machte, sind bekannt; Giawe befreyte die Schlachtopfer der Tyranney Sohaks aus dem Gefängnisse, darunter Schehrnas und Ernewas, die beyden Schwestern Dschemschids, und setzte den von der Kuh Permaje groß gesäugten Feridun auf den Thron; die drey Söhne Feridun's, Selem *), Tur und Jredsch, sind die Stammväter der Herrscher von Rum, Turan und Iran. Aus dem Morde, welchen Tur an seinem Bruder Jredsch beging, keimte die blutige Saat der Kriege zwischen Iran und Turan; die Gemahlin von Jredsch hieß Mahaferid, d. i. die Monderschaffene, deren Tochter die Mutter Minotschehr's (Minnegesicht), des Nachfolgers Feridun's, der aber noch bey des Großvaters Lebzeiten den Mord des Oheims Jredsch durch den von Selem rächte; hier beginnt die Geschichte der Heldenfamilie Sawuliſtans. Neriman und sein Sohn Sam, beygenannt Jekfachm, d. i. der Einwundige, weil er einen Drachen auf Einen Hieb niederschlug, waren schon die Helden Feri-

*) So und nicht Silim ist das Wort auszusprechen (Siebenmeer I. 145); eben so Jredsch und nicht Iridsch.

Digitized by Google

dun's; der Sohn Sams war Sal, beygenannt Saldestan, d. i. Sal tast' an, welchen Simurgh als Kind entführte. Diese Episode ist im dritten Bande der Fundgruben in Text und Uebersetzung bekannt gemacht worden; eine Vergleichung der von Atkinson gegebenen Bruchstücke mit dem in den Fundgruben gegebenen Texte und der dortigen Uebersetzung zeigt am besten die Willkürlichkeit des englischen Uebersetzers; Recensent hätte vielleicht gar nicht daran gedacht, diese Stelle zu vergleichen, wenn ihm nicht in den folgenden sechs Zeilen die letzte ganz unverständlich gewesen wäre, wodurch er veranlaßt ward, nachzusehen, was denn eine parteyfarbige Bestie für ein Thier seyn möge:

No human being of this earth
Could give to such a monster birth;
He must be of the Demon race,
Though human still in form and face.
If not a Demon, he, a least,
Appears a party-coloured beast.

Im Original ist diese Stelle gar nicht, wie bey Atkinson, in den Mund des Volks gelegt, sondern in den des Vaters selbst, der zum Himmel betet:

Wenn da kommen und fragen die Helden,
Vom Jungen mißgestaltet was soll ich melden?
Welch einem Diwe dieser Junge gleicht,
Gefärbten Pardeln oder den Peris vielleicht.

Hieraus erhellt, daß die parteyfarbige Bestie »farbigen Pardeln gleich« heißen soll; noch schlimmer ists mit dem gereimten Bruchstücke auf der folgenden Seite, wovon weder in dem zu Calcutta gedruckten ersten Bande des Schahname, noch in den hier in Wien befindlichen drey Exemplaren eine Spur zu entdecken ist. Im Original heißt es:

Der Herr flößt dem Simurg Liebe ein,
Daß er nicht dachte zu fressen das Kindlein;
Er kam aus den Wolken, und ergriff
Das Kind, aufhebend es vom Felsenriff.

Statt dessen läßt Atkinson eine Stimme vom Himmel ertönen, welche dem Simurgh das Kind übergibt:

A voice, not earthly, thus addressed
The Simurgh in his mountain nest:
To thee this mortal I resign,
Protected by the power divine;

und so noch durch sechs Zeilen fort, von denen kein Wort im Texte. Im zweyten Traume Sams, wo ihn die Mobede anreden, und ihm Vorwürfe machen, daß er sich des weißen Haares seines Sohnes schäme, heißt es im Original:

Digitized by Google

Und hat dein Sohn wie Hirschen weißes Haar,
Ist deines steif wie Weidenlaub fürwahr!
Wirst du durch Gottes Huld ein Greis,
Beschenkt Er dich auch mit Haaren weiß.
Wo ist liebvoller als Er eine Amme?
Er zog groß die Frucht von deinem Stamme.

Diese drey Distichen hat A. in den folgenden zehn Versen ausgewässert:

Unfeeling mortal, hast thou from thy eyes
Washed out all sense of shame? Dost thou believe
That to have silvery tresses is a crime?
If so, thy head is covered with white hair;
And were not both spontaneous gifts from Heaven?
Although the boy was hateful to thy sight,
The grace of God has been bestowed upon him;
And what is human tenderness and love,
To Heaven's protection? Thou to him wert cruel,
But Heaven has blest him, shielding him from harm.

Noch unverzeihlicher als diese Verwässerung ist es, daß hie und da fremde unerklärte Wörter in der Uebersetzung erscheinen, von denen im Originale keine Spur; so heißt es S. 76 Minú chibr (Minotschehr), ordered his son, Naúder, with a splendid *Istikbál*; wer nicht in Persien und Indien gewesen, oder wenigstens nicht persische und indische Reisebeschreibungen gelesen, weiß nicht was ein Istikbal sey, das hier ohne Uebersetzung und Note erscheint; Istikbal heißen die Ceremonien des feyerlichen Entgegenkommens; aber dieses arabische neuere Wort ist dem Schahname ganz fremd, in demselben heißt es bloß: »Er befahl ihm dem Herrscher entgegen zu gehen« *). Solcher Willkür und Einmischung von fremden Wörtern, die nicht einmal im Texte stehen, so wie einer wahren homöopathischen Auslaugung der poetischen Kraft des Originals hat Mr. Atkinson sich häufig schuldig gemacht.

Mihras, der Herr von Kabul, ein Abkömmling Sohak's, zahlte Tribut an Sam, den Herrn von Sistan und Nimruf, dessen Sohn Sal mit den silberweißen Haaren sich in Rudabe, die Tochter Mihrab's, verliebte (das zweyte Liebesabenteuer des Schahname), an welchem ihre Mutter Sindocht herzlichen Antheil nimmt. Durch die Vermählung Rudabe's mit Sal wird das Verderben Sawulistans, welches Minotschehr beschlossen hatte, abgewendet; die Entbindung Rudabe's nahte; in der höchsten Verlegenheit der Geburtsschmerzen erinnert sich Sal der

*) Bifermajedesch ta sui Schehriar schowed (Schahname, Ausgabe von Calcutta, S. 163).

Digitized by Google

Feder, welche ihm seine Nährmutter, die Simurgh, gegeben, und ihm empfohlen, dieselbe im Falle höchster Noth in das Feuer zu werfen, wo sie alsdann auf den Rauch derselben zu Hülfe erscheinen würde, was auch dießmal geschah; das Kind, womit Rudabe entbunden ward, war Rustem, der Herakles der persischen Geschichte (den Thaten nach, wiewohl dem Namen nach dieses eigentlich sein Großvater Sam, dessen Name einer und derselbe mit dem des ägyptischen Herakles Som). Dem Minotschehr folgte auf Persiens Thron Nauder oder Newser, dessen Tyranney dem Herrscher von Turan den Einfall in Iran erleichterte. Dort herrschte Pischeng, der Vater Efrasiab's, ein Nachkomme Tur's; nach dem Tode von Sam überzog Pischeng Sawulistan mit Krieg, die Vorkämpfer des turanischen Heeres waren Barman und Aghriras, der letzte der Bruder Efrasiab's; im persischen Heere, außer Rustem, Kobad und Karen, die Söhne Giawe's, und Guderf, der Sohn Karen's; Kobad wurde von Barman getödtet; Nauder bestand einen Zweykampf mit Efrasiab, von welchem er ermüdet und betrübt ins Zelt kehrte, und seine beyden Söhne Tus und Gustehem mit dem Schebistan, d. i. mit dem Harem, nach Persien zurücksandte. Atkinson übersetzt das Schebistan nicht ganz richtig mit domestic establishment. Karen rächte seines Bruders Tod an Barman, aber dagegen wurde Nauder von Efrasiab getödtet, der nun Herr von Iran. Bey seinem Einfalle in Persien hatte Efrasiab ein von seinem Feldherrn Schimasas und Chaferwan, d. i. der Chasare *), befehligtes Heer nach Sawulistan geführt, wo Sal und Rustem von Sistan aus den Feind abwehrten; dahin flüchteten die Söhne Nauder's Tus und Gustehem und Korem sammt seinem Sohne Guderf; sie wollten den Aghriras, den Bruder Efrasiab's, auf Irans Thron setzen, worüber Efrasiab ergrimmt den Bruder erschlug. Da Tus und Gustehem noch zu jung, ward Saw (nicht San) oder Sew, ein Abkömmling Selems, auf den Thron Irans gesetzt, welchen nach ihm dessen Sohn Gerschesb einnahm. In diesem zweyten Einfalle Efrasiab's tritt Rustem zuerst als Kriegsheld mit seinem Schlachtgaul Rachsch auf, dessen Namen A. ganz irrig Rakusch schreibt, während die richtige Vocalisirung doch im Ferhengi Schuuri und im Siebenmeere. Rustem setzte den Keikobad, einen Prinzen aus dem Blute Feridun's, auf Irans Thron. und führte das Heer wider Efrasiab; Mihras, der Herr von Kabul, befehligte den rechten Flügel, Prinz Gustehem den linken, im Mittelpunkte

*) Chaferwan, das Land der Chasaren. Siebenmeer II. 127.

Digitized by Google

standen Karen (der Sohn Giawe's) und Kuschwad (nicht Kishwad), Rustem führte den Vortrab; im Heere Efrasiab's fochten die Helden Akbas, Schimasas, Weise, d. i. der Weise (nicht Wisah), und Kerschiwes *) (nicht Gersiwaz). Efrasiab ward besiegt, Piran Weise, d. i. der alte Weise, unterhandelte den Frieden, der auf die Bedingung, daß der Dschihun die Gränze zwischen Iran und Turan, abgeschlossen ward; Keikobad kehrte in seine Residenz Istachr (nicht Istikher) zurück; Keikobad hatte vier Söhne, deren ältester, Keikaus, sein Nachfolger. Ein Diwe, der ihm den Preis Masenderan's vorsang, entflammte ihn mit Begierde zur Eroberung dieses schönen, aber schwierigen Landes, und der Feldzug ward trotz den Gegenvorstellungen Sal's unternommen; den Vortrab führte Giw, der Sohn des Guderz, der Urenkel Giawe's: dieser Giw ist der Kepheus der Griechen, nach welchem dieselben laut Herodot auch Kephenen genannt wurden. Der Zauberkönig von Masenderan rief den weißen Diw, den Schutzdämon Masenderan's, mit zwölftausend Diwen zu Hülfe; Keikaus wurde gefangen, und Erseng, einer der Befehlshaber der Diwe, bemächtigte sich der Schätze und der Krone des Keikaus; dieser, im Kaukasus eingekerkert, fand dennoch Mittel, sein Schicksal dem Sal zu wissen zu thun, der seinen Sohn Rustem zur Befreyung des Herrn absandte; auf diesem Zuge bestand Rustem das siebenfache Abenteuer (Heftchuan) wider einen Löwen, Drachen, wider die Schrecken der Wüste und die Verführungen eines Dämons, wider den Diw Ewlad, welcher gefangen, ihm den Weg nach Siebenbürgen (Heftkuh), der Residenz des weisen Diws, zeigen mußte, dessen Vernichtung das siebente Abenteuer; er riß ihm das Herz aus, und nahm es mit sich, indem der sammt seinen Helden durch Zauberey mit Blindheit geschlagene Keikaus nur durchs Herzblut des weißen Diw wieder das Gesicht erlangen konnte; nichts desto weniger wollte der Zauberkönig Masenderans von keinen Friedensvorschlägen hören; ein zweyter oder erster Proteus, nahm er alle Gestalten an, bis Rustem ihn erlegte, worauf Keikaus eine Reise in fremde Länder unternahm, und bis an den Berg Kaf kam. Die Heere Mißr's, Berberistans und Hemaweranz huldigten dem Herrscher Irans; daß Berber am Hindukusch, Hemaweran in der Nähe des Gebirges von Astrabad erhellt aus den Reisen von Burnes, wie schon oben bemerkt worden. Keikaus vermählte sich mit Sudabe, der Tochter des Königs von Hemaweran.

*) Steht in den Wörterbüchern und in dem Glossar des Schahname unter Kiaf Arebi, d. i. K und nicht G.

Digitized by Google

Keikaus, nach Persien zurückgekehrt, ließ durch Diwe am Caucasus zwey Paläste aus Edelsteinen erbauen, ließ sich aber dann vom Satan zu dem Gedanken verführen, die Himmel erfliegen zu wollen; er stürzte mit seiner von vier Adlern getragenen Gondel nieder, und irrte lange Zeit in China's Wüsten herum. Rustem, Guderf und Tus (der letzte der Sohn Nauder's oder Newfer's, von welchem die Stadt Tus in Chorasan ihren Namen hat) betrübten sich über die Thorheit des Königs, welcher nach so verwegenen Unternehmungen, wie die Feldzüge von Masenderan und Hemaweran, nun gar den Himmel erfliegen wollte. Bey einem Trinkgelage wird ein Jagdzug Rustems mit sieben seiner Gefährten nach Turan beschlossen. Diese sieben Helden waren Guderf mit seinem Sohne Giw, Tus, Gurgin, Behram, Ferhad und Berfin (die drey letzten Namen erscheinen bey den Griechen und Römern als Varanes, Phraates und Perseus). S. 174 heißt es: The champion arrayed in his buberbaiân, mounted Rakush, daß Rachsch der Schlachtgaul Rustems, weiß der Leser aus dem Obgesagten, der wievielte weiß aber, daß Beberbejan ein Tigerfell bedeute? das Wort ist weder im Text, noch in den Noten erklärt, und es ist so mehr zu vermuthen, daß dasselbe, wie das obige Istikbal, bloß eine Zuwage der orientalischen Gelehrsamkeit des Verfassers sey, als weder in dem zu Calcutta gedruckten Schahname, noch in den hiesigen diese Stelle aufzufinden ist; in dem ersten Bande der auf acht berechneten Ausgabe von Calcutta vom Jahre 1811 beginnt die Erzählung des Jagdzugs S. 527. Firdewsi war, als er in seinem Epos bis hieher, d. i. beyläufig auf den achten Theil des Ganzen, gekommen, wie er Eingangs dieser Erzählung sagt *), sechzig Jahre alt; da er allen Angaben nach dreyßig Jahre am Schahname gearbeitet, so kommen im Durchschnitte der runden Zahl von sechzigtausend zweytausend Distichen auf Ein Jahr, so daß er, als er bis hieher gekommen, vier Jahre lang bereits daran gearbeitet, dasselbe im sieben und funfzigsten Jahre seines Alters begonnen und im sechs und achtzigsten vollendet haben mag. Auf der Rückkehr von diesem Jagdzuge machte Rustem Bekanntschaft mit Tehmine, der Tochter des Königs von Semenghan; die Frucht dieses Liebesabenteuers (das dritte des Schahname) war Sohrab, dessen Geschichte zwar nicht so verwickelt, als wie die Episode von Siawesch, aber nicht weniger rührend; dieselbe ist aus der früheren (hier im Anhange wieder abgedruckten) Bearbeitung

*) Calcuttaer Ausgabe S. 527, zweyte Zeile. Mera omr ber schasst schud salian.

A.'s schon bekannt. Nach der tragischen Katastrophe, in welcher Rustem seinen Sohn Sohrab, erst nachdem er ihn im Zweykampfe erschlagen, erkennt, wird der Friede zwischen Iran und Turan wieder hergestellt, und Seware, der Bruder Rustems (älter als der zweyte Schighad) [1]), erhält den Befehl, die Truppen zurückzuführen:

Seware führt die Reiter auf den Wegen,
Mit Gottes Kraft von Schahes wegen [2]).

Dieses paraphrasirt A. in Zúára was appointed to see Húmán and the Tartar troops across the Jihún: im Texte ist weder von Human noch vom Dschihun, am allerwenigsten aber von Tataren die Rede, deren Name im ganzen Schahname nicht vorkömmt, und welchen der Uebersetzer nach höchst irrigem Sprachgebrauche als gleichbedeutend mit Türkisch (hier Turanisch) gebraucht. So wird auch S. 219 Efrasiab ein Tatar! genannt. Unmittelbar auf die Erzählung von Sohrab folgt die von Siawesch, so daß die zwey rührendsten Episoden des Schahname unmittelbar an einander gereiht sind; die von Sohrab ist höchst einfach, und endet mit seinem Tode, nur in der Folge erscheint noch einmal Basu, der Sohn Sohrab's, aber die von Siawesch ist eine höchst verwickelte, in das Schicksal Irans und Turans tief eingreifende, die sich durch mehrere Regierungen der beyderseitigen Herrscher dieser Länder durchzieht. Rustem, Tus, Godarz und Giw (Gotarzes und Cepheus) finden eines Tages an der Gränze Turans im Felde Deghawi [3]) ein Mädchen, das sie vor den König der Könige, Keikaus, bringen, welchem sie den Sohn Siawesch gebärt; als er zum schönen Jüngling herangewachsen, verliebt sich in ihn seine Stiefmutter Sewdabe (nicht Súdáveh), die Tochter des Königs von Hemaweran, und die Geschichte ist ganz die der Phädra (viertes Liebesabenteuer des Schahname). Nach vielfältigen Ränken der Stiefmutter, um den Glauben ihres Gemahls an die Unschuld ihres Sohnes zu erschüttern, und wiewohl Siawesch die Feuerprobe bestanden, wird dieser nach Turan gegen Efrasiab gesendet; der Briefwechsel zwischen Keikaus und Siawesch ist im Auszuge A.'s ganz mit Stillschweigen übergangen. Die Bewohner Turans werden hier im Schahname zu wiederholten Malen Türken genannt, was am besten beweist, daß Turan

[1]) Siebenmeer III. S. 83.

[2]) Seware gusared sipehra berah
Be nirui Jesdan u fermani Schah.

[3]) Siebenmeer II. S. 238.

nur der alte Name für Turkistan; A. hat aber überall aus den Türken Tataren gemacht (S. 219). On the other side Gersiwaz, the ruler of Balghar (Bulgarien) joined the Tartar legions at Balkh. Gersiwes kam mit reichen Geschenken Efrasiab's zu Siawesch, denselben zum Uebertritte nach Turan einzuladen. Efrasiab übergab ihm:

Bochara, Soghd und Samarkand und Tschadsch als sein
Die Länder bis Sendschan, den Thron von Elfenbein [1]).

Was hat Mr. Atkinson hieraus gemacht! (S. 222): And Bokhára, and Samerkánd, and Haj, and the Punjáb; Sendschan ist in Pentschab verwandelt worden, das im ganzen Schahname nicht vorkömmt, und statt Tschadsch, der durch ihre Bogen berühmten Stadt Turkistan's, steht Hadsch! was gar kein Ortsname. Efrasiab kehrte nach Gengh, seiner Residenz, zurück, welches sonst auch Gengdisch [2]) heißt, so heißt aber auch der von Sohak zu Babylon erbaute Pallast; daß Tschadsch und Taschkend eine und dieselbe Stadt, ist schon oben gesagt worden, da aber hier Efrasiab Tschadsch an Siawesch abtritt, und sich dann nach Geng begibt, so ist es klar, daß die Angabe des Siebenmeeres (V. S. 25), daß Geng auch der Name der Stadt Tschadsch oder Taschkend sey, unrichtig.

Siawesch ward von Efrasiab auf das Glänzendste empfangen, und mit der schönen Gülschehr, d. i. Rosenstadt, oder Dscherire vermählt, aber der Wesir Efrasiab's, Piran Weise, brachte eine politische Heirat mit der Prinzessin Ferangis, der Tochter Efrasiab's, in Vorschlag, welcher Gülschehr großmüthig ihre Gefühle opferte (fünftes Liebesabenteuer des Schahname). Als Brautschatz erhielt Siawesch das Gebiet von Choten, mit einer Unzahl von Kamehlen, Pferden und Elephanten. Siawesch baute hier einen Pallast, welcher mit seinen weitläufigen Gärten und Anlagen Siaweschabad hieß [3]); die Wände des Pallastes waren mit den Bildnissen der Herrscher Irans und Turans und der Heldenfamilie Rustems geschmückt. Gülschehr genas von dem Sohne Ferud; Gersiwes, der Bruder Efrasiab's, eifersüchtig auf den Einfluß des fremden iranischen Prinzen, säete Samen der Zwietracht zwischen Efrasiab und Siawesch, indem er einen dem andern verdächtig machte, und nicht ruhte, bis er von Efrasiab den Befehl eines Heeres erhielt, um den

[1]) Bochara u Soghd u Semerkand u Tschadsch
Be Sendschan u an Rischwer u tachti aadsch.

[2]) Siebenmeer V. S. 20. [3]) Eben da III. S. 110.

Digitized by Google

Siawesch mit Gewalt nach Hof zu bringen. Siawesch zog mit seinen dreyhundert Iraniern dem Heere entgegen, und empfahl seiner schwangern Gemahlin Ferangis, wenn sie von einem Sohne entbunden würde, denselben Keichosrew zu nennen. Die dreyhundert Iranier fielen wie die dreyhundert Helden von Thermopylä; Siawesch wurde gefangen. Ferangis warf sich dem Vater zu Füßen, der gerührt zu verzeihen halb bereit war, als Gersiwes die Hinrichtung beschleunigte; aus dem Blute des unglücklichen Prinzen sproß die Pflanze, welche noch heute Chuni Siaweschan, d. i. das Blut von Siawesch, heißt (Drachenblut)[1]; diese Pflanze und der Granatenbaum, welcher aus dem mit dem Herzensblut Ferhad's getränkten Beile aufsproß, sind die zwey einzigen Beyspiele des persischen Mythos, welche an klassische Metamorphosen erinnern. Gersiwes wollte auch die Ferangis aus dem Wege räumen, aber ihr Leben ward durch Piran Weise gefristet, der sie mit sich nach Choten nahm; dorten ward sie von Keichosrew entbunden; die Stadt, in welcher sie mit ihrem Sohne lebte, hieß Kullat[2]. Die Geschichte Keichosrews, der unter Bauern aufwächst, und dann an den Hof des Großvaters kömmt, ist augenscheinlich die des Cyrus und Astyages. Keichosrew und seine Mutter besuchen die Ruinen der von Siawesch erbauten und nach seinem Tode verheerten Stadt, wo die aus dem Blute Siawesch's entsprossene Pflanze wucherte. Als Keikaus das tragische Ende seines Sohnes in Turan vernahm, flammte der Brand des Krieges von Neuem auf. Rustem an der Spitze der persischen Helden, Tus, Guderz, Behram, Feriburz und Ferhad zog wider Turan aus. Firamurz (nicht zu vermengen mit Feriburz) nahm Serche[3], den Sohn Efrasiab's, gefangen, und vollzog an ihm die Blutrache. Pilsam, der Bruder Piran Weise's, forderte Rustem zum Zweykampfe heraus, welchen Firamurz annimmt und ehrenvoll besteht. Auf einen Traum geht Giw den Keichosrew aufzusuchen aus; er entführte ihn auf dem Pferde Behzad, welches nicht minder berühmt als Rachsch, der Schlachtgaul Rustems; Efrasiab sendet den Kulbad mit dreyhundert Reitern, den Flüchtigen nachzusetzen, welcher sie zu Bulgar einholt, aber gleich in die Flucht geschlagen wird. Giw wollte auch den Piran Weise tödten, ward aber davon durch Ferangis abgehalten, welche ihm ihre und ihres Sohnes Erhaltung dankte. Am Dschihun wollten die Fährleute sie nicht überführen; Giw erinnert den Keichosrew, daß der Schmied

[1] Capillus Veneris?

[2] Siebenmeer IV. 102.

[3] Nicht Sarkha (Siebenmeer III. 171).

Digitized by Google

Giawe im Freyheitskampfe wider Sohak den Fluß mit ganzer Rüstung durchschwommen; sie durchschwimmen denselben also auf ihren Pferden. Efrasiab kam zu spät, und kehrte von den Ufern des Dschihun nach Hause. Als Keichosrew nach Persien kam, huldigten ihm alle, ausgenommen Tus, welcher seine Huldigung dem Prinzen Feriburs, Sohn Rauders, darbrachte. Guders, darüber erzürnt, zieht mit Giw und den acht und siebzig Köpfen seiner Familie an der Spitze von zwölftausend Mann wider Tus; die beyden Helden Gegner schimpfen sich ganz wie homerische Helden. Wir setzen die folgenden Verse hieher, weil dieselben das hohe Verdienst der Familie Giawe's um Persiens Freyheit in das hellste Licht setzen, bemerken aber zugleich, daß sie in den hiesigen Handschriften des Schahname bis auf die vier letzten nicht zu finden sind.

To him then Gúdarz: »Hear me for this once
Then shut thy ears for ever. Ned I blush
To be the kinsman of the glorious *Gávah?*
It is my humour to be proud of him.
Although he was a blacksmith; — that same man,
Who, when the world could little boast of valour,
Tore up the name-roll of the fiend Zohák,
And gave the Persians freedom from the fangs
Of the devouring serpents. Him it was,
Who raised the banner, and proclaimed aloud
Freedom for Persia! Need I blush for him?
To him the empire owes its greatest blessing;
The prosperous rule of virtuous Feridún.«
Tús wrathfully rejoined: »Old man! thy arrow
May pierce an anvil-mine can pierce the heart
Of the Káf moutain! If thy mace can break
A rock asunder-mine can stricke the sun!«

Die vier letzten Verse lauten im Original:

Und Tus entgegnete: Verständiger und Greiser,
Der du die Worte sprichst gefällig wie ein Weiser,
Wenn du in der Familie Keschwad's geboren
So bin ich Tus, der Treue dem Rauder geschworen,
Wenn deine Klinge Ambos spaltet und den Stein,
Nehm' ich durch Herzensgram des Kafs Gebirge ein.
Und wenn die Berge niederschmettern deine Keule,
So haften in dem Herz der Sonne meine Pfeile *).

*) بدو گفت طوس اي خردمند پير * سخن گوي ليكن تمه دلپذير
اگر تو از گشواد داري نژاد * منم طوس نوذرشه نژاد
وگرتيغ توهست سندان شگاف * سنانم بدرد دل كوه قاف
وگر ز توهست باكوه تاب * خدنگم رود در دل افتاب

Bey der Rüstung des Heeres nach der Thronbesteigung Keichosrews treten die Heldenfamilien Persiens in ganzen Massen auf; Guderz mit seinen acht und siebzig Söhnen und Enkeln steht auf dem rechten, Gustehem, der Bruder des Tus, mit einer ungeheuren Schaar von Vasallen auf dem linken Flügel, in der Mitte drey und dreyßig Krieger aus der Familie Puschengs (Poshung), dann eine besondere Huth unter der Anführung von Bischen (Byzun). Das Heer rückt nach Transoxana, wo in der Nähe Bocharas das obgenannte Schloß Kullat (nicht Kullab); dieß scheint das auf dem Wege von Meschhed nach Merw gelegene Schloß Kellat zu seyn, das von Natur aus sehr stark, und wohin Nadirschah seine Schätze gerettet; im Schahname wird der Bau desselben dem Bruder Keichosrews, Ferud, zugeschrieben, welcher dort mit Gülschehr, der Mutter desselben, eingeschlossen; Ferud ward im Kampfe von Behram erschlagen. Keichosrew verungnadet den Tus, weil er den Wohnort Bischnu's, der Mutter Gülschehr's, nicht geschont; Feiburz rückt gegen das von Piran Weise geführte turanische Heer vor; Giw und Pischen thun Wunder der Tapferkeit; doch ist dieses nicht die Schlacht von Peschen, auf welche Firdewsi anspielte, als er als einfacher Landmann vor den drey Dichtern Anßari, Asdschedi, Ferruchi erschien, und auf die drey von ihnen improvisirten Reime mit dem vierten aus dem Stegreife antwortete:

Wie Pfeile Giws am Tag des Kampfes von Pischen [1]).

Da Feriburz dem Guderz in der Schlacht nicht zu Hülfe eilen wollte, schlug Bischen den Fahnenträger, der die Reichsfahne (des Schmieds Schurzfell) trug, todt, und brachte sie dem Guderz, der dieselbe aufpflanzte, und von dessen Familie siebzig erschlagen wurden, so daß ihm nur acht Söhne übrig blieben; der Sieg blieb denen von Turan; Piran Weise nahm seine Zuflucht zum Zauberer Barun; Efrasiab sandte seinem Heere drey Verbündete zu Hülfe, den Chakan von Tschin (China), den Kamus von Kuschan (Hindukusch) und den Schengel (Shinkul) von Segsar. Segsar ist das fabelhafte Land, dessen Bewohner Hundsköpfe haben, aber Schengel scheint fast statt Schemchal, der bekannte Name des Fürsten von Tarchu in Daghistan zu seyn; hier erscheint er aber als ein König von Indien; wenn jenes bloß Vermuthung, so darf hingegen als gewiß angenommen werden, daß Kiafir oder Kiafur [2]) der

[1]) In der Geschichte der persischen Redekünste S. 51 irrig Kiw statt Giw.

[2]) Kiafuri merdimchuar, d. i. Kiafur der Menschenfresser.

Digitized by Google

König der Stadt Bidad, der Kannibale Nachbar von Choten (S. 290), der Fürst des durch Elphinstone erst bekannt gewordenen und auf der Karte von Burnes auf der nordöstlichen Seite des indischen Caucasus befindlichen Kiafiristan sey, dessen Bewohner ein wildes, in seinen Sitten von allen seinen Nachbarn verschiedenes Volk unmittelbar von den Macedoniern, Gefährten Alexanders, abzustammen vorgibt. Solche Ausbeute ist für den geographischen und historischen Gesichtspunkt, aus welchem wir hier das Schahname betrachten, wichtiger, als der Kampf Rustems mit dem Diw Ekwan und dem Diw Puladwend, welchen letzten A.'s Auszug ganz mit Stillschweigen übergeht. Nun folgt die Geschichte Bischen's und sein Liebesabenteuer (das sechste des Schahname) mit Menische (Manijeh) [1]), der Tochter Efrasiabs. Bischen ist der Sohn Giws, des Sohnes von Guderf, des Sohnes Karen's, des Sohnes Giawe's, und folglich der Ururenkel des Gründers persischer Freyheit. Bischen wird, als Efrasiab von dessen Liebschaft mit seiner Tochter Kunde erhält, in einen Brunnen versenkt, der in den Sagen des Morgenlandes nicht minder berühmt, als der Brunnen, worein Joseph von seinen Brüdern geworfen ward, als der, worin Rustem zu Grunde ging, als die zwey wüsten Brunnen in Hadhramut [2]) und die zwey Zauberbrunnen, der von Babel, wo Harut und Marut bis zum jüngsten Tage bey den Füßen aufgehängt sind, und der von Nachscheb, aus welchem allnächtlich der Mond des Zauberers Mokannaa emporstieg, und über ganz Chorasan leuchtete. Dieß sind (im Vorbeygehen gesagt) die sieben berühmten Brunnen moslimischer Geschichte und Geographie. In dem Feldzuge, den Rustem zur Unterstützung Bischens unternimmt, kommen (S. 323) die folgenden beyden Distichen ohne allen Commentar der in dem zweyten Verse enthaltenen vier persischen Wörter vor:

In the tempest of battle, disdaining all fear,
With his *kamund*, and *khanjer*, his *garz*, and *shamshir*,
How he bound, stabbed, and crushed, and dissevered the foe;
So mighty his arm, and so fatal his blow!

Wie soll denn der Leser, der nicht persisch versteht, wissen, daß Kemend ein Fangstrick, Chandschar ein Dolch, Gürs

[1]) Birimoattale. Dschihannuma S. 491 und Biri Berhut eben da S. 492 erste Zeile.

[2]) منبره ist im englischen Manijeh ziemlich richtig, warum aber, wenn hier der Buchstabe ج richtig mit J ausgedrückt ist, warum schreibt Hr. A. Byzun statt Bischen, بيژن

(nicht Garz) eine Keule und Schimschir (nicht Shamschir) ein Säbel sey? Hierauf folgt die Episode Barsu's, des Heldenjünglings, welchen Efrasiab an der chinesischen Gränze auffindet, der nicht weiß, wer sein Vater. Efrasiab verwendet ihn im Kriege wider Rustem, von dem er bald erschlagen worden wäre, wenn nicht zeitig genug seine Mutter Schahru herbeygeeilt wäre, und sich dem Rustem als die Geliebte Sohrabs zu erkennen gegeben hätte, welcher der Vater Barsu's; wenig fehlte, daß Rustem nicht seinen Enkel Barsu wie vormals dessen Vater Sohrab erschlug. Efrasiab nimmt die Zauberin Susen (Susanna) in Anspruch; trotz ihrer Hülfe fallen in diesem Feldzuge die ersten Helden Turans: Human, Pilsem, der ehrwürdige Piran Weise und Schide, der Sohn Efrasiabs; endlich flüchtet sich Efrasiab in eine Höhle, wo zunächst der fromme Hum (der Omanes Strabo's) denselben aus einem Selbstgespräche erkennt, und, um dem Tyrannen den verdienten Lohn zu geben, erschlägt. Dieser Tod des großen Herrschers von Turan ist nicht minder romantisch tragisch, als der gleich darauf folgende Keichosrews.

Keichosrew, der König der Könige, der größte Herrscher der Welt, ward endlich derselben überdrüßig, und beschloß, vor seinem Tode sich der Andacht in Einsamkeit zu weihen; nach einem siebentägigen Feste vertheilte er die Länder seines Reichs. Rustem erhielt Sawul und Kabul (jenes ist der Name des Landes, dieses der der Hauptstadt) und Nimruf (der südliche Theil von Sistan); zum Thronfolger bestimmte er Lohrasp (nicht Lohurásp), den Schwiegersohn von Keikaus, den Guderf ernannte er zum Wesir und dessen Sohn Giw zum Befehlshaber der Heere; dem Tus verlieh er Chorasan und den Feriburf (Sohn des Keikaus) wies er an, dem Lohrasp in Allem unterthänig zu seyn; diesen, einen Abkömmling Huschengs, zog er dem Feriburf vor, weil dieser die zur Regierung nöthigen Eigenschaften nicht besaß; er theilte seinen Helden ein Gesicht mit, das ihm als den Ort seines Todes einen Quell bezeichnete. Rustem und sein Vater Sal nahmen Abschied; Guderf, Giw, Tus und Gustehem (nicht Gustahem) *), Feriburf und Bische, die sich nicht von ihm trennen wollte, folgten ihm; ein heftiger Sturm erhob sich, als sie zum Quell gelangt waren, Schneegestöber verfinsterte die Luft, der König der Könige und seine Helden fielen in den Schlaf der Erstarrung, und wurden alle mitsammen verschneyet. Lohrasp hatte vier Söhne, deren ausgezeichnetster, Guschtasp, sich mit Ke-

*) Siebenmeer V. 28.

tabun (nicht Kitabun) [1]), der Tochter des Königs von Rum (Kleinasien), vermählte (siebentes Liebesabenteuer des Schahname); die Frucht dieser Ehe waren der Held Isfendiar, der mit so vielen Ansprüchen auf den Thron, doch nicht auf denselben gelangte, und Baschuten. Lohrasp weihte den Rest seines Lebens dem Gebete und der Andacht; ihm folgte sein Sohn Guschtasp, unter welchem Serduscht (Zoroaster) den Feuercultus nach dem Sendaveſta predigte. Alle Könige der Erde erkannten die Oberherrlichkeit Guschtasps bis auf Ardschasp, den Herrscher von Tschin und Matschin, welcher wider ihn ein Heer von Diwen und Perien aufbrachte. Serduscht pflanzte vor dem Pallaste Guschtasps den Baum der Wissenschaft und der Erkenntniß; wer von den Blättern desselben aß, erkannte die Geheimnisse der Dinge von dieser und jener Welt; dieser Baum steht mitten inne zwischen dem Baume des Lebens und des Erkenntnisses im Paradiese, und zwischen der goldenen Platane der lydischen und persischen Könige, von welcher Alcibiades sagte, daß sie auch keiner Cicade Schutz gewährte [2]), welcher später zur Zeit des Chalifats im Pallaste des Chalifen zu Bagdad und in dem des Kaiser Theophilos zu Byzanz wieder erscheint; der Baum, welchen Zoroaster pflanzte, war der Baum der Freyheit, der religiösen; die Cypresse, deren Aeste alle gegen Himmel strebend, das Symbol der Erhebung aus dem Staube des Irdischen zum Himmlischen, sie heißt Asad diracht, d. i. der freye Baum, und ist nicht zu vermengen mit dem Orakelbaum Dana diracht, d. i. dem kundigen Baume, welche, wie die Eiche von Dodona, Orakel sprach; die zweyte Hälfte des Wortes Dodona scheint nichts als das persische Dana zu seyn? Ardschasp erklärte den Krieg, Guschtasp berieth sich mit seinem Wesir Dschamasp, dessen Sohn Bischu; in der ersten Schlacht wurden Ardeschir und Schidasp, die Söhne Lohrasps, getödtet. Die in diesen Namen häufig vorkommende Endsylbe Asp (eine und dieselbe mit Esb, Pferd) findet sich so häufig in den von den Griechen erhaltenen Namen, wie Hystaspes, Arimaspi, Choaspes, Pharnaspes u. s. w., und in den Namen neuerer persischer Könige, als Tahmasp, was bald Tahmasip und bald abgekürzt Tahmas ausgesprochen wird. Isfendiar hatte vier Söhne, deren ältester Behmen später den Thron bestieg. Das siebenfache Abenteuer Isfendiars (übersetzt in der Geschichte der persischen Redekünste) ist das Seitenstück vom siebenfachen Abenteuer Rustems.

[1]) Siebenmeer IV. 144.

[2]) Plutarchi de Alexandro Magno XI.

Digitized by Google

Kerkesar *) (nicht Kurugsar, es ist unglaublich, wie Hr. A. alle Namen ohne Rücksicht auf das Sylbenmaß verstümmelt), ein Held aus dem Heere Ardschasps, diente als Wegweiser nach Rujindis, d. i. dem ehernen Schlosse, wo Isfendiar seine beyden Schwestern befreyt. Der Tod Isfendiars ist ein tragischer, wie der Sohrabs; er wird vom Guschtasp nach Nimruf gesendet, um Rustem gefesselt nach Hof zu führen, indem dieser die Eifersucht Guschtasps erregt hatte; die gegenseitige Achtung, womit sich die beyden Helden behandeln, und beyde voll Charakter auf ihrer Forderung bestehen, Rustem darauf, daß Isfendiar sein Gast sey, und dieser darauf, daß sich ihm Rustem freywillig gefesselt überliefere, ist ein plastisches Gemälde antiker Heldenzeit; sie kämpfen endlich mitsammen, und Isfendiar fällt, von Rustem getödtet, welcher, nachdem er die größten persischen Helden wie die turanischen besiegt, bald hierauf selbst durch die Verrätherey seines Bruders Schighad (des Sohnes Sals aus einer Sclavin) vergeblich von seinem Gaule Rachsch gewarnt, in einen verdeckten Brunnen stürzt, aus dem er noch vor seinem Tode den verrätherischen Bruder durchpfeilt. Rustem war der Reichskämpe unter den drey letzten Herrschern der Pischdadian und der fünf ersten Keianian; die Zeit ihrer Herrschaft war nach dem Schahname wie folgt: Nauder regierte 7, Sab 30, Gurschasp 20, Keikobad 120, Keikaus 150, Keichosrew 60, Lohrasp 120, Guschtasp 120, zusammen also 627 Jahre. Daß das Epos der Thaten Rustems bis in sieben Jahrhunderte geht, mag im Gedichte gelten, aber leider schreiben diese unglaublichen Zahlen von Regierungsjahren auch die besten der arabischen Geschichtschreiber, wie Beidhawi im Nisamet-tewarich, nach.

Nach den sieben Abenteuern Rustems und Isfendiars ist die merkwürdigste Kriegsthat des Schahname die der zwölf Recken (Roch), welche schon deßhalb merkwürdig, weil dieselbe das Urbild der zwölf Ritter der Tafelrunde, welche im arabischen Romane Antar, in den zwölf Kämpen Nuschirwan's wiederholt durch die Kreuzzüge in die europäischen Ritterromane übergegangen ist; diese ganze höchst merkwürdige Episode hat Hr. A. ganz und gar mit Stillschweigen übergangen. Wer mit dem Auszuge A.'s in der Hand sich überzeugen will, wie Vieles und Wesentliches derselbe ganz und gar mit Stillschweigen übergangen, darf nur die Inhaltsanzeige der in 622 Abschnitte zerfallenden dreyßig Gesänge des Schahname nachsehen, welche sich im Anzeigeblatte des LXIV. Bandes der Jahrbücher befindet. Der

*) Siebenmeer IV. 114 l. 3.

Digitized by Google

Nachfolger Guschtasps ist sein Sohn Behmen, welcher von dem seinen Sohn Rustem überlebenden Sal (der also wenigstens über siebenhundert Jahre alt gewesen seyn mußte) sein und seiner ganzen Familie Leben als Blutrache für den erschlagenen Isfendiar abfordern läßt. Sal entschuldigte die That Rustems als Nothwehr; dennoch wird er in Fesseln gelegt. Firamurs, der Sohn Rustems, der mit einem Heere zur Hülfe Sals in der Nähe stand, ward geschlagen, und die ganze Bevölkerung Sawulistans niedergehauen; endlich stellte Behmen doch dem entfesselten Sal das verheerte Land zurück, wo er ruhig sein Leben beschloß; so endet die Geschichte der Heldenfamilie Rustems, welche zehn Helden zählt, nämlich: Gurschasp, der Vater Nerimans, des Vaters Sams, des Vaters Sal's, des Vaters Rustem's, Dschighad's und Seirur's, dieser der ältere und Dschighad der jüngere Bruder Rustem's; Rustem hatte zwey Söhne, Firamurs und Sohrab, und der Sohn des letzten war Barsu. Der Heldenfamilie Rustems steht die Giawe's, des Freyheitsschmiedes, zur Seite, dessen Söhne Kobad und Karen, der letzte der Vater von Hedschir und Guders, des Vaters Giw's, des Vaters Bischen's. Diese zwey Heldenfamilien mit den zwey Familien der Herrscher Irans und Turans durchflechten sich durch das ganze Epos als eine vierfache Schnur. Behmen vermählte sich mit seiner eigenen Tochter Humai, welcher er den Thron hinterließ, zum Nachtheil seines Sohnes Sasan, welcher der Stammherr der Sasanian und der Sasan; jene sind die vierte Dynastie der persischen Könige; diese, welche auch Sipasian heißen, sind die berühmtesten Landstreicher und Streichmacher, deren Name schon aus dem Makamat Hariri bekannt, die aber auch mit dem Desatir als Verbreiter desselben in Verbindung stehen [1]). Wenn das Dubistan nicht um diese Zeit verfaßt worden, so maßt es sich wenigstens dieses Alter an, und die Sasan erscheinen, ehe sie den Thron wirklich bestiegen, als Thronprätendenten und Missionäre zu Gunsten der Familie Sasan, welche während der Herrschaft der Aschghaniden und Arsaciden ihr Wesen im Finstern trieb, bis Ardeschir zur Herrschaft gelangte. Die Humai, auch Tschehrsad genannt, ist Zweifelsohne, wie schon Görres bemerkt [2]), die Parysatis der Griechen; da Görres überall die Verwandtschaften des persischen Mythos mit dem griechischen aufgegriffen, so ist zu wundern, daß er in der Geschichte des auf das Wasser ausgesetzten Darab nicht den Mythos des

[1]) Siebenmeer III. 147 — 150.

[2]) Das Heldenbuch von Iran. Berlin 1820. II. Thl. S. 353.

Digitized by Google

auf Wassern getragenen Persens erkennt. Mit Darab beginnt die Verflechtung der persischen Geschichte mit der griechischen durch Iskender (Alexander), die älteste Quelle, aus welcher die fabelhaften Geschichten Alexanders in die europäischen Romane übergegangen, worüber A. aber ganz kurz weggleitet. Hier endet der Auszug Atkinson's, welchem die von ihm früher herausgegebene Episode Sohrabs als Zugabe angeschlossen ist; sowohl dem Umfange, als der Zahl der Gesänge nach sind dieses zwey Drittheile des ganzen Schahname, dessen dritter, noch übriger Theil (vom ein und zwanzigsten bis zum dreyßigsten Gesange) die Geschichte der vierten persischen Dynastie von Ardeschir bis zum Untergange des Reichs unter Jesdeschird enthält, in welchem das historische Element mehr vorherrscht als das poetische, indem fast jede Regierung aus den römischen Geschichtschreibern controllirt werden kann. Von den 622 Abschnitten, in welche mehrere Exemplare des Schahname getheilt sind, ist die Todtenklage der Weisen über den Tod Alexanders der 450ste. Gerade denselben Zeitraum der ältesten morgenländischen Geschichte, nämlich den der drey ersten persischen Dynastien, von Erschaffung der Welt bis zum Tode Alexanders, umfaßt der vorliegende Band der Uebersetzung Hrn. Shea's aus Mirchuand, welche unter die nützlichsten, bisher von dem Uebersetzungsausschusse zu Tage geförderten Werke gehört, und nur den Wunsch übrig läßt, daß Hr. Shea den ganzen Mirchuand auf diese Weise ans Licht zu fördern in Stand gesetzt werden möge; er ist der Aufgabe vollkommen mächtig, und folgt dem Texte mit gewissenhafter Treue, nur scheint die Handschrift, aus welcher die Uebersetzung verfertigt worden, nicht sehr correct zu seyn, wie gleich S. 40 aus den von Mirchuand angeführten Quellen seiner Geschichte erhellt. Diese sind: 1) Mohammed B. Ishak B. Jesar (nicht Saigár); 2, 3) die beyden Brüder Söhne Minijet's (nicht Monabbah); 4) Wakidi (nicht Wakádi); 5) Aßmaai; 6) Thaberi; 7) Ibn Kotaibe (nicht Ben Kanigah), der Verfasser des Kitabol Maarif, d. i. des Buchs der Kenntnisse (nicht Jámia al Arif); 8) Mohammed Ben Ali Ben Aaßim; 9) Abdallah Ben Mokannaa; 10) Miskuje oder wie die Araber vocalisiren Miskweih; 11) Fachreddin Mohammed Ebi Daud; 12) Suleiman Binaketi (nicht Benakite); 13) Ibnol Dschusi, der Verfasser des Montasem, d. i. des Wohlgeordneten in der Geschichte; 14) Ibn Kesir; 15) Mokaddesi; 16) Saalebi; 17) Abu Hanife von Deinwer; 18) Mesudi, der Verfasser der goldenen Wiesen; 19) Jafii; 20) Ebi Naßr El Otbi (nicht Allaki)), Verfasser des Jemini (nicht Algo-

Digitized by Google

mani), der berühmten Geschichte Mahmuds des Ghasnewiden. Nach diesen zwanzig arabischen Geschichten führt Mirchuand eben so viele persische als Quellen der seinigen auf: 21) Firdewsi (Fardausi), welchen Mirchuand den König der Rede (Melikol-kelam) nennt; dieses schreibt der Uebersetzer irrig als einen eigenen Namen: Melek al Kalâm; 22) die Geschichte Bihaki's von Ibn Hasan Ali Ben Seid el Bihaki (nicht the Benhakite); 23) Abul Hasan Mohammed, der Verfasser des Tarichi Chosrewi (nicht Khausrui); 24) Abul Fasl Bihaki, der Verfasser der großen Geschichte Mahmud Sebuktegins *) in dreyßig Bänden; 25) Abbas Ben Moßaab; 26) Ahmed Ben Sejar (nicht Sigárah); 27) Ben Junis el-Besaf (nicht Baizázi); 28) Mohammed Ben Okail (nicht Akeel); 29) Abul Kasim Ben Mahmud el-Kaabi, der Verfasser der Geschichten Herats, Balchs und Nischaburs; 30) Abul Hasan Abdol Ghafir (nicht Albákir), Verfasser des Sijaket-tarich, welches die Fortsetzung der großen Geschichte Nischaburs von El-Hakim; 31) Ssadreddin Mohammed Ben Hasan Nisami (nicht the Bastamite), Verfasser des Tadschel-Measir, d. i. der Krone der Denkmale, wovon in den Fundgruben des Orients Auszüge gegeben worden; 32) Minhadsch Ben Maaruf (nicht Mudud); 33) El-Dschordschani, Verfasser des Tabakati Naßiri; 34) Kesireddin El-Iraki; 35) Abul Kasim Mohammed Ben Ali el-Kaschi, Verfasser des Subdettewarich, d. i. des Ausbundes der Geschichten; 36) Ahmed Ben Ali, Verfasser des Machsenol-belaghat, d. i. des Magazins der Beredsamkeit, und des Fasailol-muluk, d. i. der Trefflichkeiten der Könige; 37) Ata mülk (nicht Atta Melik) Dschuweini, der Verfasser des Dschihanguschai, der berühmten Geschichte Dschengischans und seiner Nachfolger bis auf Holaku; 38) Hamdollah Mestufi, der Verfasser einer vortrefflichen Geschichte und Geographie, jene Güside, d. i. die Auserwählte, diese das Nushetol-kolub, d. i. die Ergötzlichkeit der Herzen; 39) Beisawi oder Beidhawi, der Verfasser des Nisamet-tewarich, d. i. Ordnung der Geschichten; 40) Reschiddedin, der Verfasser des Dschamiettewarich, d. i. des Sammlers der Geschichten, der berühmten Geschichte der Mongolen. Aus dieser Berichtigung der vierzig

*) Dieses ist die richtige Aussprache, nicht Sobokthegin, wie Wilken schreibt, denn im Siebenmeere (III. 149) heißt es ausdrücklich Besethi ewwel; eben so irrig schreibt Freyherr S. de Sacy Sobuctèghin.

Geschichten, welche die vierzig Säulen des herrlichen Geschichtspallastes Chuandemirs, erhellt zur Genüge, wie uncorrect die Handschrift, deren sich der Uebersetzer bediente, in den eigenen Namen sey. Da er zur Uebersetzung der Vorrede, wie er selber sagt, die im neunten Bande der notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi enthaltene, des Freyherrn S. de Sacy, benützt hat, so hätte Hr. Shea sehr wohl gethan, nach dem Beyspiele desselben die Feder als Feder zu übersetzen, und nicht die Phrase: and now the dusky *Kulum* is about to trace u. s. w. hinzuschreiben; es ist wohl vorauszusetzen, daß die meisten Leser wissen, daß calamus Feder heiße, aber nicht, daß dieses und das arabische Kalem eines und dasselbe Wort seyen. Statt Feder Kalem zu setzen, ist um nichts besser, als wenn der Verfasser Calamus geschrieben hätte. In der Note S. 19 sind die Erbabi Tahkik und Taklid richtig als Selbstforscher und Nachahmer commentirt, aber S. 137 sind die Erbabi Istihkak, d. i. die Männer vom Verdienste, nicht richtig als Arme und Dürftige übersetzt; solche Kleinigkeiten sind aber kaum bemerkenswerth, wo das Ganze richtig übersetzt ist. Wiewohl sich Mirchuand in diesem ersten Theile hauptsächlich an Firdewsi gehalten, so sind es doch vorzüglich zwey andere Geschichten, die er häufig als seine Gewährsmänner angibt, nämlich das Tarichi Moadschem, verfaßt von Fasslollah, gest. i. J. H. 654, und die Geschichte von Hafis Ebru [1]), welche bis ins Jahr 825 d. H. geht. Dieser Theil der Geschichte Mirchuands umfaßt, wie der Auszug aus dem Schahname, die Geschichte der Pischdadian und Kianian; jede dieser Dynastien zählt zehn Herrscher; die der ersten sind: 1) Keiumers; 2) Huscheng; 3) Tahmuras, der nicht nur Diwbend, sondern auch Niawend beygenannt; 4) Dschemdschid (Dejokes); 5) Sohak; 6) Feridun (Phraortes); 7) Minotschehr, der Enkel desselben aus Iredsch; 8) Newder [2]); 9) Sab Tahmasp; 10) Gurschasp. Die zehn Herrscher der zweyten Dynastie sind: 1) Keikobad; 2) Keikaus, von dessen beyden Söhnen Feiburs und 3) Keichosrew ihm der letzte als Herrscher folgte; 4) Lohrasp; 5) Guschtasp (Hydaspis), dessen Sohn Isfendiar durch Rustems Hand stirbt, so daß der Nachfolger Guschtasps, 6) Ardeschir Behmen, beyge-

1) Ebru, nicht Abru, jenes heißt Augenbraunen, dieses Gesichtswasser, Schminke und Ehre.

2) Dieß ist die richtige Aussprache, nicht Nauser, denn im Siebenmeer VI. S 22 heißt es ausdrücklich Befethi ewwel we sukiuni waw.

nannt Diraſdeſt, d. i. der Langhandige (Artaxerxes longimanus); dann deſſen Tochter 7) Humai, die Paryſatis der Griechen; 8) Darab, d. i. der Waſſergetragene, deſſen Geſchichte die des in den Kaſten eingeſchloſſenen und auf dem Meere ausgeſetzten Perſeus (Natalis Comes VII); 9) Dara (Darius Codomanus), deſſen Tochter Ruſcheng, die Roxane der Griechen, mit 10) Iskender (Alexander) vermählt wird. Die Ueberſicht dieſer Regenten mit ihren Regierungsjahren aus Beidhawi hat Freyherr S. de Sacy im vierten Bande der Handſchriften der königl. Bibliothek zu Paris S. 676 gegeben. Nirgends findet ſich jedoch eine genealogiſche Ueberſicht des Herrſcherhauſes von Turan, d. i. der älteſten Herrſcher der Türken, wie die Bewohner Turkiſtans durchaus im Schahname genannt werden, und dennoch haben Recenſenten bezweifeln wollen, daß Turan nichts anders, als der alte Name von Turkiſtan ſey. Der Stammbaum dieſer älteſten Herrſcher der Türken iſt der folgende: Peſcheng, Efraſiab, Gersiweſ, Jghriras, Karachan, Schida, Serche, Girdgir *). Der Schwiegerſohn Efraſiabs iſt Teſchaw (Siebenmeer I. 280), ſeine Verwandte ſind Keru, Sirgh und Demur (Siebenmeer II. 289, III. 80, II. 128), ſein Hirte Kebude (II. 259), ſein Weſir Piran Weiſe, deſſen vier Brüder Neſtehem, Pilsem, Kerucha n, Lehak (Burhani Katii 741).

Wenn wir ſagen, daß Turan nichts als das alte Turkiſtan, ſo iſt dieß im weiteſten Sinne ſeiner ſüdlichſten Gränze des Orus zu verſtehen, wiewohl das heutige Turkiſtan ſüdlich und weſtlich vom Sihun oder Jarartes begränzt wird. Ungeachtet der türkiſchen Eroberungen von der älteſten Zeit her, nämlich von dem Einfalle der Scythen (Türken) unter Efraſiab und der Ghuſen oder Turkmanen im Mittelalter, hat ſich doch, wie aus Meyendorfs und Murawiew's Reiſen zur Genüge bekannt iſt, der perſiſch germaniſche Stamm der Sart oder Tat oder Tadſchik bis auf den heutigen Tag in Transoxana und Chuareſm erhalten. Dieß ſind die Δαδικοι Herodots, die Urväter der Teutſchen oder Deutſchen, deren urſprünglicher Wohnſitz aus der Geſchichte gewiß nirgends höher hinauf nachzuweiſen iſt, als nach dem Lande zwiſchen dem Dſchihun und Sihun an den öſtlichen Ufern des Aralſees. Wenn gleich die Lesart einer Handſchrift Mirchuands, in welcher klar Dſchermania für Dſchordſchania (der Name der Stadt Urgendſch) ſteht, irrig, ſo iſt doch dem einſtimmigen Zeugniſſe aller perſiſchen Geſchichtſchreiber,

*) Siehe das Siebenmeer, Ferhengi Schuuri und Burhani Katii unter dieſen Namen.

Digitized by Google

daß der Name Bochara's in der ältesten Sprache des Landes der Sammelplatz der Schrift- und Buchgelehrten (der Bokareis des Ulfilas) bedeute, nichts anzuhaben. Ein anderes Zeugniß dieser Art geben die Benennungen der ältesten Städte Transoxana's und Turkistans, in welchen die altdeutschen Ortsbenennungen Ket und Kent fortleben. Ket, das deutsche Gaden, findet sich in den Namen der Städte Isbaniket, Schawiket, Medschaniket, Chareschket, Barsinket, Achsiket, Dschebabiket, Dschaghaiket, Baranket, Ferteket, Surket, Homanket, Besket, Ferket, Biket, Binaket, Tunket und andern [1]). Kand oder Kend, das im Namen der englischen Grafschaft Kent fortlebt, findet sich in Taschkend, Uskend, Semerkent oder Samarkand, Bikend, Jenikend, Chokend oder Chokand [2]) u. s. w. Mehrere der Wörter, welche die Wörterbücher als der Mundart von Chuaresm angehörig angeben, sind rein germanische, das berühmteste Pekend (Backend), das in Chiwa gebräuchliche Wort für Brot [3]); Sub (Suppe), das in Chiwa gebräuchliche Wort für Wasser [4]). Das Land zwischen dem Dschihun und Sihun (den beyden Paradiesesflüssen), von dessen Städtenamen so viele germanischen Ausgang haben, dessen Brot und Wasser rein germanische Wörter sind, wird also wohl die Ehre, der Ursitz der Deutschen gewesen zu seyn, behaupten müssen. Ob die Dschermanian (Germanen), welche in der Geschichte Mirchuands zu Timurs Zeit wie die Dschete (Geten) häufig vorkommen, wirklich türkischen oder germanischen Stammes, ist noch nicht ausgemacht; wäre aber auch das erste der Fall, so bewiese der Name doch für das Daseyn der Germanen und Geten in diesen Gegenden, welche sich bey dem Einfalle der Türken mit denselben natürlich vermischt haben, und da die Dschermanen so häufig in Mirchuand vorkommen, so läßt sich auch der Fehler eines Abschreibers, welcher Dschordschania in Dschermania verwandelte, leicht erklären.

Von der ältesten Geschichte Persiens gehen wir nun zur mittleren über, über welche die Geschichte der Ghafnewiden von Herrn Professor Wilken vorliegt. Eine höchst verdienstliche Arbeit zur Förderung der Kenntniß persischer Geschichte aus ihren Quellen, und ein schönes Seitenstück zu der vor 27 Jahren von demselben herausgegebenen Geschichte der Samaniden und der früher von Jenisch herausgegebenen Geschichte der Ssofariden. Hr. W. hat zu seiner Herausgabe vier Handschriften

[1]) Dschihannuma, S. 354 — 363. [2]) Ebenda.
[3]) Ferhengi Schuuri I. 227. [4]) Ebenda.

Digitized by Google

Mirchuands, zwey Pariſer und die der Berliner und Wiener Hofbibliothek benützt, und den Text Mirchuands in den Noten durch Zuſätze aus der Geſchichte Firiſchte's nach der Ueberſetzung von Briggs und der Geſchichte Hindoſtans von Dow bereichert. Noch mehr hätte er aus den Auszügen, welche Freyh. Silv. de Sacy im vierten Bande der Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque nationale aus der perſiſchen Ueberſetzung des Jemini gegeben, hinzufügen können; aber der Herausgeber ſcheint ſich derſelben nicht weiter erinnert zu haben, indem er einerſeits dieſelben gar nicht nennt, und anderſeits in Irrthümer der Ausſprache geographiſcher Namen verfällt, welche ſich in der Ueberſetzung de Sacy's richtig ausgeſprochen befunden oder ſpäter berichtigt worden ſind. Richtig zwar Kasdar ſtatt Koßdar, wie im Petis de la Croix bey Thevenot und Rennel [1]); aber unrichtig Gordschistan (p. 182, 186), was Freyherr S. de Sacy in ſeiner Ueberſetzung irrig als Georgien überſetzt, dann aber ſich in einer beſonderen Abhandlung [2]) über dieſe Landſchaft und über die von Dſchuſdſchan, welche mit Dſchordſchan vermengt worden, ausführlich verbreitet hat. Die falſche Ausſprache Soboftegin ſtatt Sebuktegin [3]) theilt Hr. W. mit de Sacy und Deguignes; hingegen iſt ſeine Lesart des indiſchen König Tſchipal die richtige und nicht Haibal, wie de Sacy lieſt, welcher eben ſo, wie Petis de la Croix, in der irrigen Lesart Kahender das wahre perſiſche Wort für Schloß, nämlich Kuhundus oder Kohondoſ, nicht erkannte [4]). Das Wort Mostaghillat (p. 200) haec vox, quae in lexicis frustra quaeritur, videtur significare vectigalia, heißt Kornlieferung, und ſteht in den Gloſſarien Waßafs, aber ſelbſt im Kamus ſteht Istighlal [5]). Chaldsch iſt unrichtige Ausſprache für Chaladſch, welches nur die arabiſirte Ausſprache für Kalatſch, der urſprüngliche Name dieſes türkiſchen Stammes [6]); die irrige Ausſprache dieſes Wortes als Cholds ch und Childſch iſt dieſelbe, die mit dem Namen des großen arabiſchen Biographen Ibn Challikan lange als Ibn Chilkan Statt fand; wiewohl Abulfeda ſagt, daß er von den Barmekiden ſtammte, dürfte er den Challadſch angehört haben.

---

[1]) Not. et extr. IV. p. 332 in der Note.

[2]) Im erſten Bande der Fundgruben S. 321.

[3]) Siehe Siebenmeer. Befethi Sin.

[4]) Not. et. extr. IV. p. 342 Note und Meninski.

[5]) Konſtantinopolitaner Ausgabe III. p. 307.

[6]) Abul Ghasi hist. généalogique p. 84 und Chalatſch Burhani Katii unter Feth, nach der Form Charadſch. Konſtantinopolitaner Ausgabe S. 332.

Digitized by Google

Wenn der Uebersetzer von der berühmtesten Geschichte Mahmuds, nämlich vom Jemini Otbi's, keine Kunde nimmt, so ergänzt er dafür die Angaben Mirchuands aus zwey persischen Geschichtschreibern, nämlich aus Firischte[1]) und Haider; die durch die Uebersetzung von Brigg's bekannte Geschichte des ersten ist im LI. Bande dieser Jahrbücher angezeigt, und eben dort (S. 36) die wahre Aussprache des Namens Firischte aus den persischen Wörterbüchern dargethan worden. Von der Geschichte Haider's, von welcher die königl. Bibliothek zu Berlin eine schöne (aber nichts weniger als correcte) Handschrift in zwey Foliobänden besitzt, gibt Hr. W. in der Vorrede Kunde; die Namen der Quellen, aus welchen Haider geschöpft, und welche in der Vorrede (S. XIV und XV) vorgeführt werden, sind folgendermaßen zu berichtigen. Dschami etthewarich auctore Reschido, Tebibi Tharich auctore Hafiso Abru, soll heißen: 1) Dschamiet-tewarich, d. i. der Sammler der Geschichten, von Reschiddedin dem Arzte (Tabib), das letzte Wort ist hier ganz irrig zum Titel der Geschichte Ebru's (nicht Abru's) gezogen worden; der Titel der Geschichte Hafis Ebru's ist 2) Subdetet-Tewarich, d. i. die Auswahl der Geschichten; eine ausführliche Notiz über den Verfasser und seine Werke gibt Abder-Resak, der Verfasser des Aufgangs der beyden Glücksterne, i. J. d. H. 834 (1436), dem Sterbejahre Hafis Ebru's. 3) Raudheteß-ßafa, nicht Rewseh essefa, d. i. der Garten der Reinigkeit, von Mirchuand; 4) Habibes-sijer (nicht Hebib essair)[2]), d. i. der Freund der Legenden; 5) das Tarichi Elfi; 6) die Geschichte Thaberi's[3]); 7) der Sammler der Geschichten Ghajaßeddin's (nicht Gaiatsi); 8) Futuhat (nicht Fetuhath)[4]), von Ahmed Ibn Aaßim von Kufa;

---

[1]) Firischte muß der Deutsche sprechen, nicht Ferischte, wie der Engländer schreibt, noch weniger aber Ferischtahus, wie Hr. W. schreibt; das persische He ist nur ein E, wenn zu Ende der Wörter, und hat nicht den geringsten Hauchlaut; es ist also irrig, Schahnameh statt Schahname, oder Mokademmeh statt Mokademme zu schreiben; ganz unstatthaft ist die graphische Verbindung مقدمہ را statt مقدمہ را, welche S. 139 vorkömmt.

[2]) Sair wäre سایر, es ist aber سیر, sijer, der Plural von Seir, indem es sich auf Bescher reimt.

[3]) Der Verfasser drückt das ث durch Th und das ط durch T aus, während gerade das Umgekehrte richtiger.

[4]) Da das erste T فتوحات ganz dasselbe wie das zweyte ist, so ist

9) Feredsch baadesch-schiddet (nicht Ferdsch [1]) bad is schiddet, d. i. Freud nach Leid, die persische Uebersetzung der arabischen Geschichte Otbi's, wovon die kais. Hofbibliothek ein höchst schätzbares, schon i. J. d. H. 691 (1291) geschriebenes Exemplar besitzt; 10) Keschfol-ghammet (nicht Keschf elgummeh, d. i. die Enthüllung des Kummers, von Ali Ben Isa aus Erbil; 11) Dschamiol-hikajat, d. i. der Sammler der Erzählungen, von Mohammed Aufi; 12) Tarichi güside, d. i. die auserwählte Geschichte, von Hamdollah Mestufi (nicht Mesthewfi); 13) Waßajai Nisamolmülk, d. i. die Ermahnungen Nisamolmülk's; 14) dessen Werk Seirol moluk, d. i. die Legende oder Lebensweise der Könige; 15) Thabakati Naßiri (nicht Tebekathi, denn das Tha ist ein harter, das Te ist ein weicher Buchstabe; nach jenem ist das Feth als A, nach diesem als E auszusprechen); 16) die Geschichte Waßafs; 17) die Geschichte Binaketi's (nicht Benatheki, in welcher Schreibart der Name der Stadt Binaket oder Fenakit, von welcher der Verfasser seinen Namen hat, gar nicht zu erkennen ist); der ganze Titel und Inhalt dieser Geschichte ist im Anzeigeblatte des LXIX. Bandes dieser Jahrbücher S. 33 und 34 gegeben; 18) Safername (nicht Sefernameh) [2]), d. i. das Buch des Sieges, von Scherefeddin Ali von Jesd; 19) Dschihangusch a, d. i. die welteröffnende Geschichte Dschuweini's; 20) der Aufgang der beyden Glücksgestirne von Abdorresak (nicht Abdorrisak) [3]); 21) Maaridschon-nubuwwet, d. i. die Aufsteigungen des Prophetenthums, von Molla und Moin (nicht Main); 22) Raudhatol-ahbab, d. i. der Garten der Freunde, von Dschemaleddin Atallah Fadhlullah aus Nischabur, die Lebensgeschichte Mohammeds und der vier ersten Chalifen; der Name Nohaddetsi ist dem Namen Dschemaleddin's ganz irrig beygesetzt, und steht vermuthlich durch Schreibfehler des Manuscripts statt Mokaddesi; 23) die Geschichte Sind's von Mohammed Maaßum; 24) Chulaßatol-achbar (nicht Chilaseh

keine Ursache vorhanden, das erste mit T und das zweyte mit Th zu schreiben.

[1]) Feredsch heißt Freude, Ferdsch heißt Spalte.

[2]) ظفرنامہ Safername heißt das Buch des Sieges, سفرنامہ, Sefernamе das Buch der Reise; den letzten Titel trägt eines der neuesten Produkte der türkischen Literatur, nämlich die poetische Beschreibung der Reise des Sultans nach Adrianopel; zwey ganz verschiedene Werke sind also safername und sefername.

[3]) Siehe Schmidts Würdigung und Abfertigung der Klaproth'schen sogenannten Beleuchtung. Leipzig 1816.

Digitized by Google

clachbar), d. i. der Ausbund der Geschichten; 25) die Geschichte Firuſſchah's; 26) die Behadirſchahs; 27) die Miſameddin Ahmed's; 28) die Ibn Challikan's; 29) die Ibn Esir's; und 30) die Bihaki's. Aus dieſen dreyßig Quellen hat Haider ſeine weitläufige Geſchichte compilirt, welche niemals vollendet worden zu ſeyn ſcheint, da die zwey Foliobände der königl. Bibliothek zu Berlin nur einen kleinen Theil des Werkes, nach dem in der Vorrede gegebenen Plane, enthalten. Noch muß Recenſent bey dieſer Gelegenheit auf die in dieſen Jahrbüchern ſchon mehrmal gerügte irrige Berechnungsweiſe der Daten der Hidſchret vom 15. Julius an ſtatt vom 16ten (welches letzte die richtige der art de vérifier les dates iſt) zurückkommen. Hr. Wilken verfällt, indem er die letzte, welche doch die in den Almanachen von Konſtantinopel, Kairo und Tehran angenommene iſt, nicht befolgt, mit Mirchuand und mit ſich ſelbſt in offenbaren Widerſpruch; denn S. 231 iſt der Sterbetag Sultan Mahmuds Donnerstag den 23. Rebiulachir d. J. 421 angegeben, welcher (nach der Berechnung vom 16. Julius an) auf den 30. April 1030 fällt, welcher (Sonntagsbuchſtabe D) richtig ein Donnerstag. Wenn alſo hier aus dem beygeſetzten Wochentage erhellt, daß nur die Berechnung vom 16. Julius die wahre, wenn nämlich der Anfang des Jahres 421 d. H. auf den 9. Jänner geſetzt wird, warum ſetzt Hr. W. S. 227 den Anfang desſelben auf den 8. Jänner 1030, und widerſpricht ſich hiedurch ſelbſt? warum iſt S. 197 der 18. Schaaban des J. 407, welcher dem 20. Jänner 1017 entſpricht, als der 18te ausgerechnet? Demnach ſind die dem Rande beygeſetzten Daten, mit Ausnahme jenes richtigen vom Tode Sultan Mahmuds, durchaus zu verwerfen. Statt uns mit derley Kritiken länger aufzuhalten, wollen wir lieber die Geſchichte Sultan Mahmuds ſelbſt, aber nicht nur nach Mirchuand und Firiſchte, ſondern auch mit Berückſichtigung zweyer anderer, von Hrn. W. nicht benützter Hauptquellen, nämlich nach Otbi's Jemini und nach Mohammed Aufi's Sammlung von Erzählungen den Leſern vorlegen.

Mahmud, der Sultan von Ghaſna.

Seit dem Islam, mit welchem erſt eine feſte Unterlage der morgenländiſchen Geſchichte des Mittelalters und der neueren Zeit gegeben, ſind die moslimiſchen Reiche im Mittel- und Vorderaſien ſowohl, als im nördlichen Afrika und weſtlichen Europa durch ein Paar hundert Dynaſtien *) beherrſcht worden. Von

*) Die bisher vollſtändigſte Aufzählung derſelben in der Geſchichte des osman. Reiches, Bd. IX, S. 60—268.

Digitized by Google

diesen sind die eine Hälfte arabische und persische, die andere Hälfte türkische, kurdische, armenische, georgische und tatarische. Unter den sechzehn türkischen Dynastien der ersten acht Jahrhunderte der Hidschret ist die der Sultane von Ghasna die erste, und von ihren vierzehn Herrschern Sultan Mahmud der größte, der erste aller Herrscher im Islam, welcher den Titel Sultan annahm. Vier Mahmude, Sultane und Chakane, sind in den dreyzehnthalb Jahrhunderten der Hidschret, welche bis heute verflossen, besonders geschichtlich merkwürdig: 1) Mahmud von Ghasna; 2) Mahmud Ghasan, der Herrscher der Mongolen in Persien; 3) Mahmud Nureddin, der große Fürst der Kreuzzüge; und 4) Mahmud, der regierende Sultan; der letzte nicht nur weil er uns der nächste, sondern auch weil seine Reformen unstreitig dem Reiche ein neues Loos bereiten. In unseren Tagen fließen die Quellen der Geschichte zu offen, als daß nicht die nächste Zukunft und schon zum Theil die Gegenwart sich vollständiger und umfassender historischer Darstellung der Begebenheiten unserer Zeit und der Herrscher unserer Zeitgenossen zu erfreuen hätte. Je entfernter die Vergangenheit, um so unsicherer und sparsamer strömen die Quellen. Nur wenigen großen Herrschern wird auch vom Glücke die Gunst, ihre Thaten durch große Geschichtschreiber der Nachwelt überliefert zu sehen; dieses Vortheils genießen aber die beyden Mahmude, der mongolische Herrscher in Persien und der Sultan von Ghasna. Die Geschichte des ersten und besonders die seiner Staatseinrichtungen hat dessen großer und gelehrter Wesir, der Arzt Reschideddin, in seiner großen mongolischen Geschichte, welche den Titel des Sammlers der Geschichten *) trägt, ausführlich beschrieben. Die Geschichte Mahmud's von Ghasna und seines Vaters Sebuktegin's ist der Gegenstand der berühmten Geschichte Otbi's, eines Zeitgenossen S. Mahmuds, Verwandten der beyden Wesire Otbi, der Familie Saman. Otbi wetteiferte in seiner Geschichte mit der Ssabi's, des Staatssecretärs der Beni Buje, welcher seiner Geschichte den Titel Kitab Tadschi, des Kronenbuches, gab, weil der Chalife dem Adhaddewlet, der sie veranlaßte, den Titel: die Krone des Volkes, beygelegt. Eben so gab Otbi der seinigen den Titel Jemini, d. i. die Rechthandige, weil Mahmud vom Chalifen den Ehrentitel Jemineddewlet, d. i. die rechte Hand des Hofes, erhalten hatte. Die Geschichte Jemini,

*) Dschamiet-tewarich, nicht zu vermengen mit dem Dschamiol-hikajat, d. i. dem Sammler der Erzählung Mohammed B. Auf's, welcher nur zum Theil verbürgte Anecdoten liefert.

Digitized by Google

mit dem höchsten Schmucke arabischer Rhetorik geschrieben, ist das Muster, welchem spätere arabische Geschichtschreiber, namentlich Arabschah in seiner Geschichte Timurschahs, ohne den Glanz derselben zu erreichen, nachgeeifert haben, nur von dem persischen Geschichtschreiber Waßaf ist dieselbe an Fülle und Glanz der Beredsamkeit übertroffen worden [1]). Das Jemini umfaßt nur zwey Drittel [2]) der dreyßigjährigen Regierung S. Mahmuds, doch sind die Begebenheiten des letzten Jahrzehends durch andere große persische Geschichtschreiber, wie Hamdallah Mestufi (der Verfasser des Auserwählten), Firischte, Mirchuand und Chuandemir [3]), umständlich überliefert worden. Bey solcher Wichtigkeit des Stoffes und solcher Fülle der Quellen verdient die Lebensbeschreibung Mahmuds größeren Umfang, als die so vieler anderen Herrscher des Orients; sie verdiente wohl in einem besonderen Werke beschrieben zu werden nicht nur weil er der erste türkische Sultan, der erste moslimische Eroberer Indiens, sondern vorzüglich weil seine Regierung das Blüthenalter der persischen Poesie, da ihm Firdewsi das Schahname sang.

Der Vater Mahmuds war Sebuktegin, ein Sclave Alptegin's; jenen und diesen näher kennen zu lernen ist so nothwendiger, als die Lebensgeschichte Mahmuds mit der seines Vaters enge verbunden, und Sebuktegin's Auftritt unter Alptegin, welcher zu Ghasna herrschte, Statt fand. Auch sind die Herrscher Ghasna's vor Sebuktegin [4]) so wenig bekannt, daß nicht einmal Deguignes von denselben Kunde hat, und sie schon deßhalb mit ein paar Worten erwähnt zu werden verdienen. Alptegin, ein Sclave Ahmed's, des Sohnes Ismail's, des Fürsten des Hauses Saman, hatte unter dem dritten Nachfolger desselben, Abdolmelik, die Statthalterschaft von Chorasan

[1]) Sowohl die arabische Geschichte als die persische Uebersetzung Dscherdabakani's, wovon Silvester de Sacy im IV. Bande der Extraits Auszüge gegeben, in meiner Sammlung. Eine sehr alte Handschrift der persischen Uebersetzung vom Jahre 691 (1291) auf der k. k. Hofbibliothek.

[2]) Sie geht bis ins Jahr 410. Mahmud starb i. J. 421 und nicht 428, wie de Sacy in den Extraits IV. p. 325 irrig angegeben.

[3]) Außerdem noch die arabischen Abulfeda's, Beidhawi's und Ibn Challikian's, die persischen Binaketi's, Ghaffari's und Lari's, die türkische Nochbetet-tewarich, Dschenabi's und Munedschimbaschi's, und der Sammler der Erzählungen Mohammed B. Aufi's, in Allem zweymal sieben.

[4]) Die Beni Alptegin zu Ghasna, die 56. Dynastie im Munedschimbaschi s osm. Gesch. IX. Bd. S. 260.

Digitized by Google

erhalten, und sich später unter Manßur empört. Nachdem er wieder zum Gehorsam zurückgekehrt, sandte Manßur den Sohn Alptegin's, Ishak, als Feldherrn nach Chorasan und den Vater an die Gränze Indiens dieselbe zu vertheidigen. Nach dem Tode Alptegin's [1]) und in der Abwesenheit Ishak's von Ghasna stand Ebu Ali Kumuk, der Sohn des von Alptegin getödteten vorigen Herrschers von Ghasna auf, und bemächtigte sich in Ebu Ishak's Abwesenheit der Herrschaft; der Fürst der Samaniden belehnte aber damit den Sohn Alptegin's, der aber bald hierauf kinderlos starb [2]). Die Einwohner Ghasna's übertrugen nun die Regierung dem Oberstkämmerer des letzten Fürsten, Bulkategin, welcher fünf Jahre hernach [3]) während der Belagerung einer indischen Stadt starb. Seine Stelle nahm Biri, einer der großen Sclaven Alptegin's, ein. Ebu Ali Kumuk hatte unterdessen den nächsten Herrscher der indischen Gränze, den König Tschipal [4]), mit einem Heere wider Ghasna gehetzt. Bey dessen Vertheidigung zeichnete sich Sebuktegin durch solche Tapferkeit und Einsicht aus, daß die Einwohner den Biri absetzten, und mit dessen Zustimmung die Regierung Ghasna's dem tapfersten Vertheidiger desselben Sebuktegin, dem vorigen Sclaven und nachmaligen Schwager Alptegin's übertrugen [5]). Wiewohl darüber, daß Sebuktegin ein freygelassener Sclave, alle Geschichtschreiber einig, so fehlt es nicht an solchen, welche, zur Verherrlichung seiner Abkunft, dieselbe auf alten Königsstamm zurückleiten. Firischte, nach Dschordschani [6]), knüpft Sebuktegin's Ursprung an Jesdedschird, den letzten König der Dynastie Sasan, an, und Munedschimbaschi, nach Lari, führt denselben gar auf Oghusghan, den Stammvater aller türkischen Herrschaft, zurück. Andere machen ihn zu einem Verwandten der Beni Saman, der, nur durch Mißgeschick in Sclaverey gerathen, aus derselben hernach von Alptegin frey gegeben worden sey. Wie dem auch sey, Sebuktegin tritt nach den obigen Regenten des Hauses Alptegin's als Herrscher von Ghasna und in der Geschichte durch die Eroberung von Bost mit Glanz

[1]) Nach Einigen i. J. 352 (963), nach Anderen i. J. 354 (965).

[2]) Im Silhidsche 355 (Dezember 966).

[3]) Im J. 360 (970).

[4]) Bey S. de Sacy durchaus irrig Haipal; richtig in Wilken's Hist. Ghaznewidarum.

[5]) Ghaffari im Dschihanara, und nach demselben Munedschimbaschi.

[6]) Brigg's History of the rise of the mohammedan power in India, translated from the original of Mahomed Kasem Ferischta (Firischte). London 1829. I. p. 13.

Digitized by Google

auf. Toghan, der Herr von Bost, hatte Sebuktegin wider einen gewissen Baituf, der ihn verdrängen wollte, zu Hülfe gerufen, und Sebuktegin dieselbe gewährt; als dieser aber die dafür versprochene Summe foderte, weigerte sich Toghan, und verwundete den Sebuktegin sogar an der Hand. Sebuktegin verjagte sowohl ihn als den Baituf aus Bost, und setzte sich in Besitz der Stadt [1]). Mehr als diese nützte ihm in der Folge der mit derselben gemachte Erwerb des gelehrten Staatssecretärs Ebilfeth Bosti, welcher, bis zum Beginne der Regierung Mahmud's, seines Vaters, Staatssecretär, erst unter Mahmud entfernt, sich nach Turkistan begab, wo er sein Leben beschloß [2]). Die zweyte Eroberung war die von Kaßdar [3]), einer indischen Gränzstadt, dann wurde der Krieg wider Tschipal, den indischen König, geführt, welcher vor Ghasna erschien, in dessen Vertheidigung sich Mahmud zuerst durch glänzende Waffenthaten auszeichnete. Der Friede ward gegen eine Million Ducaten und funfzig Elephanten [4]) und das Abtreten mehrerer Städte und Schlösser geschlossen, als aber Tschipal denselben bald hierauf brach, verheerte Sebuktegin ganz Lemgan, die Pagoden zerstörend, und ihrer Statt Moscheen erbauend. Die Afghanen und Challadschen, Bewohner dieser Länder, verband sich Sebuktegin durch die Gewährung ihrer Unabhängigkeit unter der Bedingniß, im Nothfalle hunderttausend Mann stark ihm zur Hülfe aufzusitzen.

Sebuktegin war noch an der indischen Gränze beschäftigt, als er eine Botschaft von Nuh, dem Sohne Manßur's, dem Fürsten der Samaniden, erhielt, welcher, von seinen Feinden hart bedrängt, die Hülfe Sebuktegin's anrief. Die Feinde des auf seinem Throne wankenden Herrschers des Hauses Saman waren Ebu Ali, der Fürst von Sedschistan, aus der Familie Simdschur, Faik, der mit demselben verbündete rebellische Statthalter von Chorasan, und Baghrachan, der Herrscher von Turkistan, welcher, von Ebu Ali über den Sihun gerufen, den Fürsten des Hauses Saman aus seiner Residenz Bochara

---

[1]) Jemini im IV. Bande der Notices et extraits p. 331; Wilken p. 144.

[2]) Wilken p. 145; Diwani Resail ist das Amt des Staatssecretärs, und nicht das Archiv, tabularium Diwani. Bosti ist der Verfasser des Kitabol-tedschnis.

[3]) So liest Wilken richtig den Namen dieser Stadt, nicht Cosdar, wie bey de Sacy Not. IV. p. 332.

[4]) Merbet (nicht Merbit): je m'imagine que ce mot répond à une *paire*, sagt S. de Sacy; es heißt aber nur so viel als Stück, wie Ser bey Mirchuand und Firischte.

Digitized by Google

vertrieben hatte. Die Dynastie der Fürsten des Hauses Simdschur [1]) in Kuhistan ist bisher europäischen Forschern morgenländischer Geschichte eben so unbekannt geblieben, als die derselben gleichzeitige der Beni Ferighun [2]) in Dschurdschan, der kleinen, nördlich von Balch zwischen demselben und dem Orus gelegenen Landschaft [3]). Simdschur, d. i. der Silberne, seiner Schönheit willen so genannt, war ein Sclave Ismails, des Sohnes Ahmeds, des zweyten Fürsten des Hauses Saman, der sich der Herrschaft von Sedschistan bemächtigt hatte, in welcher ihm sein Sohn Ibrahim, sein Enkel Ebul Hasan Mohammed und jetzt sein Urenkel Ebu Ali gefolgt war. Der letzte führte, wie der Fürst des Hauses Buje, den Ehrentitel Amadheddewlet, die Säule des Hofes [4]). Durch Briefe und Geschenke bewogen Faik und Ebu Ali den Herrscher Turkistans, Baghra Chan, in Transorana einzufallen. Die Dynastie, welcher Baghra Chan angehörte, wird von den moslimischen Geschichtschreibern die der Türken aus dem Stamme Efrasiabs genannt, wahrscheinlich aus dem Stamme Hoeihe oder Kai, indem sie in den Ländern derselben unmittelbar nach ihnen herrschten [5]). Der erste Sitz ihrer Herrschaft war die sogenannte kleine Bucharey, Choten, das östliche Turkistan, während im westlichen, d. i. nördlich vom Sihun bis an das vielnamige Volk der Ghusen oder Usen zog [6]), welche sich selbst Kunen nennen, und ein und dasselbe Volk mit den Turkmanen, Polowzern und Kumanen. Baghra Chan, mit welchem Ebu Ali Simdschur einen heimlichen Theilungstractat der Länder des Hauses Saman geschlossen, hatte den Emir Nuh aus seiner Residenz Bochara vertrieben, verließ dieselbe aber bald nachher, weil er die Luft seiner Gesundheit nicht zuträglich fand. Er verließ die Stadt in einer Sänfte, ward von den Einwohnern und den Ghusen, durch deren Land er zog, verfolgt, und befand sich noch auf dem Gebiete der letzten als er starb [7]). Nuh kehrte nun zwar in seine Hauptstadt zurück, aber der Verräther Faik verbündete sich mit Ebu Ali Simdschur, und beyde rüsteten Krieg zu Nischabur. In dieser Bedrängniß hatte sich Nuh an Sebuk-

[1]) Die Beni Simdschur, die 55. Dynastie, in Munedschimbaschi; Gesch. des osm. Reichs IX. S. 26.

[2]) Die Beni Ferighun; ebenda die 53ste.

[3]) Notices et extraits IV. p. 378.

[4]) Munedschimbaschi.

[5]) Deguignes I. p. 233.

[6]) Notices et extraits IV. p 354.

[7]) Ebenda, p. 374.

Digitized by Google

tegin gewandt, und dieser wandte sich von der indischen Gränze sogleich nach Transorana. Der Emir Nuh ging ihm bis Kesch, der vierhundert Jahre später als der Geburtsort Timurs so berühmt gewordenen Stadt, entgegen [1]). Sebuktegin bat sich vor dieser Zusammenkunft die Erlaubniß aus, seiner Altersschwäche willen nicht vom Pferde steigen zu dürfen, was gerne gewährt ward. Nach einer prächtigen Mahlzeit und reichen Geschenken an Ehrenkleidern, und nachdem der Kriegsplan berathen worden, kehrte Nuh nach Bochara, Sebuktegin nach Ghasna zurück. Nuh verstärkte sich mit Hülfe der Schare von Ghardschistan (Schar oder Zar heißen die Fürsten dieser Landschaft, wie schon beym Herodot die Fürsten der Saken oder Sakoin Zarini, d. i. die Zaren, heißen) und mit der des Fürsten von Dschusdschan Ebulhares, aus dem Hause Ferighun [2]). Sebuktegin führte ihm zweyhundert Elephanten mit tapfern Truppen zu. Ihnen rückten Ebu Ali und Faik, durch die Hülfstruppen Fachreddewlets, des Fürsten der Beni Buje, verstärkt, entgegen. Unter ihren Fahnen focht auch Dara, der Sohn des Fürsten der Beni Siad, Kabus, des Sohnes Weschmgir's, welcher durch seinen Uebergang zu Nuh die wankende Schlacht entschied, so daß Ebu Ali und Faik gänzlich geschlagen entflohen, und ungeheure Beute in die Hände der Sieger fiel. Der Emir Nuh ertheilte dieses glänzenden Sieges willen dem Vater Sebuktegin den Ehrentitel Naßireddin, d. i. Helfer der Religion, und dem Sohne Mahmud den Beynamen Seifeddewlet, d. i. Schwert des Hofes, welchen er beybehielt, bis er denselben, zum Gipfel der Macht gelangt, mit dem prächtigeren Jemineddewlet we Eminol-millet, d. i. die rechte Hand des Hofes und der Intendent des Volkes, vertauschte [3]). Von nun an werden die Namen Sebuktegin oder Naßireddin und Mahmud oder Seifeddewlet als gleichbedeutend gebraucht.

Mahmud rückte abermals gegen Nischabur vor, welches Ebu Ali der Simdschure verließ, und sich zu seinem Bundesgenossen Fachreddewlet nach Dschordschan flüchtete. Mahmud und sein Vater Sebuktegin beschäftigten sich, die Wunden, welche die Erpressungen Ebu Ali Simdschur's dem Lande geschlagen, zu heilen. Da sich Sebuktegin, um das Land zu bereisen, von Nischabur entfernt, und die Befehlshaberschaft seinem Sohne übergeben hatte, hielten Ebu Ali und Faik den Augenblick für

[1]) Notices et extraits IV. p. 555; Wilken's Hist. Ghasnewidarum.

[2]) Wilken's Hist. Samanidarum, p. 117.

[3]) Mirchuand in Wilken's Hist. Sam. p. 121; Jemini im vierten Bande der Notices, p. 351.

günstig zu einem Ueberfalle [1]). Mahmud benachrichtigte seinen Vater hievon durch einen Eilboten, ehe aber derselbe zu Hülfe kommen konnte, ward er von Ebu Ali und Faik angegriffen und geschlagen [2]). Ebu Ali befolgte nicht den ihm von weisen Rathgebern gegebenen Rath, den Mahmud zu verfolgen; er begann mit Sebuktegin zu unterhandeln, deßgleichen that seinerseits Faik. Sebuktegin aber, beyde hinhaltend, sammelte Truppen, indem er aus Sistan den Chalef Ben Ahmed, aus Dschusdschan den Abulhares Ben Ferighun zu sich berief [3]). Während Sebuktegin mit diesem Heere gegen Nischabur vorrückte, lagerte Ebu Ali zu Tus, wohin ihm Sebuktegin entgegenzog. Mit Tagesanbruch begann die Schlacht; als sie am wüthendsten tobte, erhob sich im Rücken des Heeres Ebu Ali's eine Wolke von Staub, und aus derselben blitzten die Geschwader Mahmuds hervor, der dem Vater zu Hülfe, dem Feind in den Rücken kam. »Seifeddewlet (Mahmud) wüthete so,« sagt Mirchuand, »mit seinem Schwerte in den Reihen der Feinde, daß der Rücken des Stieres, welcher die Erde trägt, gekrümmt, und die Erde mit dem Blute der Feinde getränkt ward« [4]). Ebu Ali und Faik entflohen nach dem festen Schlosse Kelat, dem festesten in Chorasan, das siebenhundert Jahre hernach als der feste Hort der Schätze Nadirschahs berühmt. Von da begaben sie sich nach Abiwerd [5]), Serchas und Merw, und von den beyden Emiren Naßireddin (Sebuktegin) und Seifeddewlet (Mahmud) verfolgt über den Orus. Bey Gelegenheit dieses zweyten Zuges nach Chorasan befestigte Kabus, der Sohn Weschmgir's, die Bande der Freundschaft mit Mahmud, die er schon bey dem ersten Zuge mit dem Vater Sebuktegin angeknüpft [6]). Ebu Ali und Faik sandten Gesandte nach Bochara, um mit dem Emir Nuh Versöhnung zu unterhandeln. Der Ebu Ali's wurde wohl aufgenommen, und seinem Sender sogar der Aufenthalt in Dschordschan gegönnt, aber der Gesandte des Verräthers Faik wurde eingekerkert. Faik flüchtete jenseits des Orus zu Ilekchan, dem Sohne Baghrachans, dem Herrscher Turkistans, welcher, den Flüchtling zu unterstützen, mit einem Heere nach Transoxana zog. Nuh wandte sich zum dritten Male an Sebuktegin, der damals zu Merw stand, mit Bitte um Hülfe. Sebuktegin willfahrte seinem Be-

[1]) Notices et extraits IV. p. 358.

[2]) Im Jahre 385 (995).

[3]) Wilken's Hist. Sam. p. 105.

[4]) Hist. Samanidarum, p. 127.

[5]) So, nicht Baiward, wie in der Hist Sam. p. 127.

[6]) Hist. Sam. p. 171.

Digitized by Google

gehren, indem er die Truppen von Chorasan, Ghasna, Sabulistan an sich zog, und zu Rasi, einem zwischen Keschf und Nesef gelegenen Flecken, lagerte, um dort die Truppen aus Dschusdschan, Chotal und Ssighnak zu erwarten. Hier stieß sein Sohn Mahmud mit den Truppen Nischabur's zu ihm. Ilekchan, von diesen Rüstungen benachrichtigt, machte den Vorschlag eines Bündnisses, um das Reich des Hauses Saman unter sich zu theilen, aber Sebuktegin wies denselben zurück. Sebuktegin bat, der Emir Nuh möge selber inmitten des Lagers erscheinen, aber dieser begnügte sich, die Offiziere und Truppen seines Hauses zu senden. Sebuktegin, der gewahr ward, daß dieses eine Maßregel des Wesirs Nuh's, der ihn verderben wolle, sandte seinen Sohn Mahmud mit 20000 Reitern, um den Emir mit Gewalt ins Lager zu holen. Nuh kam dennoch nicht, opferte aber seinen Wesir auf. Sebuktegin, als er sah, daß Nuh nicht selbst erscheinen wolle, schloß Frieden mit Ilekchan unter der Bedingniß, daß Kotun [1]) die Gränze beyder Länder, und Faik im Besitze von Samarkand bleibe. Sebuktegin hatte sich früher bey Nuh verwendet, um für Abulkasem Simdschur, den Bruder Ebu Ali's Simdschur, die Belehnung Kuhistan's zu erhalten, welches das alte Lehen der Familie Simdschur; weil er aber im Feldzuge wider Ilekchan Truppen zu senden sich geweigert, sandte jetzt Sebuktegin die seinigen wider ihn, und zwang ihn, sich zu Fachreddewlet dem Bujiden zu flüchten, der ihm die Städte Dschordschan, Damaghan und Kumis übergab [2]). Bald darauf starben im selben Jahre Nuh Ben Manßur, der Herrscher des Hauses Saman [3]), Fachreddewlet, der Fürst der Beni Buje [4]), und endlich Sebuktegin selbst, nachdem er noch kurz vor seinem Tode mit Zustimmung des Heeres seinen Sohn Ismail zum Nachfolger in der Regierung ernannt hatte [5]).

Mahmud war zwar der älteste der drey Söhne Sebuktegin's, demselben vor dreyßig Jahren aus der Tochter eines Länderbesitzers von Sabulistan geboren [6]), sein jüngerer Bruder Ismail war aber der Sohn der Tochter Alptegin's, des vormaligen Herrschers

[1]) So in beyden Exemplaren, sowohl dem arabischen als persischen Jemini's.

[2]) Notices et extraits IV. p. 365.

[3]) 13. Redscheb 387 (22. Julius 997, nicht der 16te, wie S. de Sacy, Notices et extraits IV. p. 365, irrig ausgerechnet).

[4]) Schaaban 387 (August 997).

[5]) Notices IV. p. 366.

[6]) Am 9. Moharrem 375 (12. Dez. 967); aber der 9. Moharrem ist nicht die Geburtsnacht des Propheten, wie es in der Geschichte Firischte's bey Briggs p. 33 heißt, sondern der 12. Rebiulewwel.

Digitized by Google

von Ghasna, und diese edlere Geburt bestimmte wahrscheinlich die letztwillige Anordnung des Vaters, wiewohl Mahmud, durch Tapferkeit und Talent vor allen seinen Brüdern ausgezeichnet, auf den Feldzügen in Indien und Transoxana davon so vielfältige Proben gegeben, wo von seinen Brüdern gar nie die Rede gewesen. Mahmud schrieb an seinen Bruder Ismail, daß, wenn ihn der Vater zum Nachfolger ernannt, er vermuthlich zu dieser Anordnung durch die Furcht bestimmt worden sey, daß nicht wegen seiner (Mahmud) Erhebung Unruhen ausbrächen. Seine Geschäftskenntnisse und Tüchtigkeit gäben ihm den nächsten Anspruch auf die Herrschaft von Ghasna, die ihm Ismail überlassen möge, wofür er ihm die von Balch oder, wenn er es vorzöge, die von Chorasan sichern wolle. Ismail blieb gegen diese Vorstellungen taub; er gab auch nicht mehr denen des Statthalters von Dschusdschan und Otbi's, des Verfassers des Jemini, Gehör. Dieser führte ihm die Verse ins Gedächtniß, welche der Fürst der Beni Hamdan seinem Bruder Naßireddewlet, mit dem er sich um die Herrschaft gestritten, zugesendet [1]):

Ich überlasse dir die Größen, der ich würdig;
Ich sprach: Ihr habt vom Bruder mich getrennt,
Ich hab' mit euch hinfüro nichts zu schaffen,
Indem ich all mein Recht dir zugewendet;
Und willst du nicht, daß ich nun ruhig lebe.
Nachdem den Vorrang ich dir zuerkennt?

Mahmud unterrichtete von dem vergeblichen Bemühen, sich mit seinem Bruder auszugleichen, seinen jüngern Bruder Naßir und seinen Oheim Baghradschik, den Bruder Sebuktegin's, die sich mit ihm wider Ismail vereinten. Die Schlacht zwischen den beyden Brüdern hatte in der Nähe von Ghasna Statt, Ismail verlor dieselbe, und übergab die Schlüssel der Schätze dem Sieger, welcher der Stadt den Landvogt Kahir vorsetzte [2]). Mahmud, nachdem er einige Zeit seinen Bruder um sich geduldet, fragte ihn eines Tages beym Mahle, wie er ihn denn behandelt haben würde, wenn er Sieger geblieben wäre; »ich hätte dich,« antwortete Ismail, »für dein Lebetag in einen Kerker gesperrt, dich aber darin an nichts Mangel leiden lassen.« Mahmud that, wie sein Bruder an ihm thun wollte, und Ismail brachte sein Leben im Gefängnisse zu [3]). Mahmud, Herr von Ghasna,

[1]) Im Original und in der persischen Uebers. Dscherdabakani's.

[2]) Wilken's Hist. Ghaznew. p. 155: »Schohnam Kahirum;« Scheyna ist kein eigener Name, sondern Schohna heißt der Landvogt.

[3]) Haideri nach dem Sammler der Erzählungen Aufi's in der Hist. Ghaznew. p. 157.

Digitized by Google

ſtellte im ganzen Lande Steuereinnehmer an, und kam nach Balch, von wo er an Abul Hasan Manßur, den Fürſten des Hauſes Saman, ſchrieb, um ſich zu beklagen, daß er Chorasan und die Oberbefehlshaberſchaft dem Türken Jektuſun [1]) übergeben. Manßur antwortete, er gebe ihm Balch, Tirmed [2]) und Herat zurück, aber den Jektuſun könne er ſeiner Aemter nicht berauben. Mahmud ſandte nun den Abul Huſein Hamuli als Geſandten nach Bochara, dieſer aber, von Manßur zum Weſir erhoben, vergaß ſich ſeines Auftrages, welcher Mohammeds Beſchwerden anbringen ſollte, zu entledigen. Mahmud zog ſich nach Niſchabur, und Manßur, vom Jektuſun zu Hülfe gerufen, eilte ſogleich nach Serchas herbey [3]); aber Jektuſun, mit dem Einſchlage Manßurs unzufrieden, verſchwor ſich mit dem Verräther Faik; ſie ließen dem Fürſten die Augen ausſtechen, und ſetzten ſeiner ſtatt ſeinen Bruder Abdolmelik, den letzten Herrſcher der Beni Saman, auf den ſchlotternden Thron [4]). Jektuſun und Faik ſuchten mit Mahmud in Unterhandlung zu treten, der aber ihren Vorſchlägen kein Gehör gab, und bis Merw vorrückte; ſie begehrten Frieden, und Mahmud, wiewohl wenig geneigt dazu, gab ihren Anträgen dennoch Gehör; aber eben als ſein Heer im Abzuge, fielen feindliche Plünderer über das Gepäcke ſeines Nachtrabes; ſogleich ordnete Mahmud ſein Heer zur Schlacht, und ſchlug die vereinten Kräfte ſeiner Feinde. Abdolmelik, der Herr des Hauſes Saman, und ſein treuloſer Rathgeber Faik flohen nach Bochara, Jektuſun nach Niſchabur und Abul Kasem der Simdſchure nach Kuhiſtan, dem väterlichen Erbe. Jektuſun ward gezwungen, ſich nach Bochara zu begeben, und der Simdſchure ward aus Kuhiſtan vertrieben. So ſiegreicher Erfolg wider ſeine verbündeten Feinde verſchaffte dem Sohne Sebuktegin's das Diplom des Chalifen Kadirbillah mit einem herrlichen Ehrenkleide und den beyden Ehrentiteln: Rechte Hand des Hofes und Intendent des Volkes [5]).

Ilekchan, der Herrſcher Turkiſtan's, kam von Kaſchghar mit einem Heere nach Bochara, um, wie er in ſeinem Staatsſchreiben erklärte, in den Unruhen des Reiches der Samaniden

---

[1]) So richtig in der Hist. Ghaznew., nicht (wie in den Notices IV. p. 368) Regtusun.

[2]) Nicht Termend, wie in der Hist. Sam. p. 239.

[3]) Hist. Sam. p. 141.

[4]) Im Jahre 389 (998).

[5]) Jemini in den Notices et extraits IV. p. 372; Hist. Ghaznew. p. 157; Emin als Defensor iſt nicht ganz richtig.

Digitized by Google

mit gewaffneter Hand einzuſchreiten, da er als nächſter Nachbar nicht ruhig zuſehen könne, daß Fremde wie Mahmud ſich darein miſchten. Die Großen der Beni Saman, ſeinen trügeriſchen Worten Glauben beymeſſend, gingen ihm entgegen, wurden aber alle ſogleich gefeſſelt: Abdolmelik der Emir verſteckte ſich, Ilekchan aber zog zu Bochara ein, und ſandte den letzten Herrſcher des Hauſes Saman gefangen nach Uſkend, wo er bald hierauf ſtarb. Der gänzliche Ruin des Hauſes Saman war die Frucht von Ilekchans nachbarlicher Dazwiſchenkunft. Von den drey Söhnen Nuh's des Samaniden, welche Ilekchan mit ihren Oheimen gefangen genommen, entrann Prinz Montaßir, welcher noch durch fünf Jahre als rechtmäßiger Erbe des geſtürzten Thrones die verlorenen Länder mit Heeren durchzog, allen Schlägen des Schickſals ſtarkmüthig begegnend, ſeinen Feinden keine Ruhe laſſend, überall, wo man ihn am wenigſten vermuthet hatte, gegenwärtig, großen und kleinen Krieg mit einer Tapferkeit und Ausdauer führte, welche des Gründers einer Dynaſtie und eines beſſeren Schickſals würdig. Er hatte nicht nur Ilekchan, den Herrſcher Turkiſtans, ſondern auch Mahmud, den Herrn Ghaſna's, wider ſich, indem es Beyder Intereſſe, ihre Reiche durch die Trümmer des der Beni Saman zu vergrößern. Zu Abiwerd kam es zwiſchen Montaßir und Naßr, dem Bruder Mahmud's, zu einer Schlacht, worin Naßr, geſchlagen, nach Herat zu entfliehen gezwungen war. Mahmud rückte nach Niſchabur vor, und Montaßir entfloh erſt nach Iſferain und dann zu Kabus, dem Sohne Weſchmgir's, der ihn, als den Sohn ſeines Gönners und Schutzherrn, auf das großmüthigſte aufnahm, ihm zehn arabiſche Pferde mit goldenem Sattel und Zeug, dreyßig mit ſilbernen, dreyßig mit ſeidenen Schabracken, zwanzig Maulesel mit goldenem Gezieme, dreyßig Kamehlladungen koſtbarer Stoffe, eine Million Dirhem, dreyßigtauſend Dukaten, funfzig geſtickte Kleider mit vielen andern königlichen Gaben zum Geſchenke machte [2]). Montaßir folgte Anfangs dem ihm von Kabus gegebenen Rathe, ſich nach Rei zu begeben, und ſich dort durch die Hülfe Dara's und Minotſchehr's, der beyden Söhne von Kabus, zu verſtärken, aber hierauf, durch die Einſtreuungen Abulkasem Simdſchur's und des Kämmerers Arslan Hadſchib verleitet, begab er ſich nach Rei, und die beyden Söhne des Kabus gingen nach Dſchordſchan zurück. Montaßir kam zum zweyten Male nach Niſchabur [3]), vom Lande Steuern erhebend. Emir

[1]) 10. Silkide 389 (23. October 999).

[2]) Hist. Sam. p. 153.

[3]) Im Schewwal 391 (September 1001).

Naßr begehrte Hülfe vom Bruder Sultan Mahmud, und dieser sandte ihm den Kämmerer Altuntasch, d. i. Goldstein. Mit demselben zog Naßr zu Nischabur ein, von den Einwohnern freudig und festlich empfangen, weil Montaßir alle Herzen durch zu große Strenge und Erpressung von sich abgewendet hatte. Montaßir floh nach Abiwerd, und, als ihn Naßr verfolgte, an Dschordschan's Gränze, von der ihn aber Kabus, den verschmähten Rath nicht verschmerzend, durch zweytausend Kurden abwehren ließ. Er fand Unterstützung zu Serchas, wo ihn Naßr aufsuchte, schlug, und viele von dessen Emiren, worunter auch Abul Kasim der Simdschure, gefangen nach Ghasna sandte. Montaßir suchte nun Schutz und fand denselben bey den Ghusen, welche, dem Hause der Saman ergeben, die Unterstützung des Kronprätendenten als Ehrenpunkt ansahen. Sie schlugen den Ilekchan, welcher mit zahlreichem Heere nach Samarkand herbeygeeilt war [1]); aber er entzweyte sich bald mit diesen neuen Verbündeten wie mit Kabus, und schrieb nun an Sultan Mahmud, um bey ihm Zuflucht und Schutz zu suchen, indem er an seinem Hofe dienen wolle [2]). Mahmud nahm das Schreiben und den Ueberbringer desselben gnädig auf, und erließ an den Statthalter von Merw, einen Neffen Montaßir's, der diesem aber nicht günstig, den Befehl, den Oheim zu unterstützen; auch Abu Naßr, einer der Kämmerer Sultan Mahmuds, war dem flüchtigen Fürsten, so lang er zu Merw, hülfreich zu Diensten. Montaßir sammelte neuerdings Truppen, und, neuerdings von den Ghusen unterstützt, schlug er sich zweymal mit Ilekchan, das erste Mal ihn besiegend, das zweyte Mal, durch die Abtrünnigkeit der Ghusen, von ihm besiegt [3]). Montaßir ging über den Orus nach Chorasan. Mahmud, der nun fürchtete, daß er hier festen Fuß fasse, kam selbst von Ghasna nach Balch, und sandte den Mohammed Ferighun mit vierzigtausend Mann wider ihn, der vor dessen Heere nach Kuhistan und Bostam entfloh; von hier durch zweytausend Mann, welche Kabus, der Sohn Weschmgir's, gesandt, um ihn von seinen Gränzen abzuhalten, zurückgetrieben, ging er nach Nesa, und durch trügerische Verheißungen im Namen Ilekchans getäuscht, begab er sich nach Bochara. Auf dem Wege verschworen sich seine eigenen Krieger wider ihn, weil sie des langen Herumziehens und der unendlichen Beschwerden müde. Montaßir floh, und kam auf seiner Flucht unter die Zelte des arabischen Stammes Behidsch, dessen Emir Mahrui,

[1]) Im Schewwal 391 (September 1001).

[2]) Hist. Sam. p. 161.

[3]) Im Schaaban 394 (Junius 1004).

Digitized by Google

d. i. Mondgesicht, sich durch Montaßir's Mord Mahmud's Gunst zu erwerben hoffte. So fiel der unglückliche Prinz unter den Dolchen arabischer Meuchler, der letzte seines Herrscherstammes. Mahmud, als er die Kunde vernahm, ließ den Mahrui hinrichten und zerstreute den Stamm.

Montaßir, der letzte unglückliche Sprosse der Beni Saman, ist einer der abenteuerlichsten Charactere, die durch das (wiewohl meist selbst verschuldete) Unglück, welches ihre Unternehmungen begleitet, größeres Interesse erwecken, als wenn dieselben vom Glücke begünstigt gewesen wären oder auf einem Throne gesessen hätten. Wenn einem Eroberer und Reichsgründer das Loos nur ohnmächtige Feinde und schwache Regenten in seinen Zeitgenossen entgegenstellt, so mindert ihr Unwerth den Werth des Uebermüthigen, dem sie erliegen, so wie im Gegentheile große und heldenmüthige Charactere den des großen Herrschers, ihres Besiegers, nur in desto größerem Glanze hervorheben. Nur ein Edelstein erster Größe und des reinsten Wassers wird durch eine Einfassung von Brillanten gehoben. Von den Gegnern, welche der sich aufschwingenden Macht Mahmuds entgegenstanden, haben wir bisher die wankelmüthigen Fürsten der Simdschuren, Ebu Ali und Abul Kasim, den Verräther Faik und den abenteuerlichen Montaßir kennen gelernt, deren zwar jeder, in zahlreiche Begebenheiten, und besonders in jene, welche den Sturz des Hauses Saman herbeygeführt, verwickelt, in einem biographischen Wörterbuche merkwürdiger Männer des Morgenlandes für sich einen Artikel zu füllen verdient, aber keiner ein großer Regent oder großer Character. Als solche treten unter den Feinden Mahmuds zwey Männer auf, deren einen wir schon zu wiederholten Malen genannt, und noch weiter unten auf ihn zurückkommen werden, nämlich Ilek Chan, der Herrscher Turkistans, der andere jetzt zum ersten Male den Schauplatz betretend, Chalef, der Sohn Ahmed's, der Herr von Sedschistan. Diesem hat die persische Geschichte Mirchuand's in der Geschichte des Hauses Ssofar einen besondern Abschnitt geweiht, so wie dem Sohne Weschmgir's Kabus zu Ende der Geschichte des Hauses Saman, und den Leser wird es nicht reuen, mit demselben aus Mirchuand's und Otbi's Werken näher bekannt geworden zu seyn. Zuerst aber lerne er das bisher aus persischen Reisebeschreibungen und Geographien wenig bekannte Land Sedschistan oder Sistan selbst näher kennen. Nördlich vom südlichen Chorasan, dessen Hauptstadt Herat, östlich von Afghanistan, dessen Hauptstadt Kandahar, südlich und westlich von großen Wüsten begränzt, durch deren erste man,

Digitized by Google

Ruinen alter Städte vorüber [1]), nach Kerman und Beludschistan, durch die zweyte erst nach sechs und dreyßig Tagreisen nach Jesd, der ersten bewohnten östlichen Stadt des persischen Irak, gelangt, verdient Sistan vorzugsweise das Land der Wüste zu heißen. Auf den Feldern wächst häufig Assa fötida, und Biber werden an den Seen wie Katzen genährt [2]). Es wird von dem Flusse Hindmend, welchen die Karten Helmend nennen, durchströmt, der sich in den großen See Sare ergießt, in dessen Mitte eine große Insel, dreyßig Farsangen lang und eine Tagreise breit, reich an gutem Wasser, köstlichen Fischen und Geröhricht [3]). Der Fluß Hindmend, der, in Ghur entspringend, von Osten nach Westen fließt, theilt sich zu Bost in mehrere Arme [4]), und strömt nach der Hauptstadt des Landes, welche einst Ram, später Sernidsch hieß, und an deren Stelle das heutige Dreschak oder Dschelalabad zu stehen scheint. Die Hauptstadt Sernidsch hatte ein Schloß und war mit Wällen umgeben, das Schloß hatte fünf, die Stadt dreyzehn Thore [5]). Amru Leis baute einen Markt, dessen Einkünfte für die Moschee und für Mekka bestimmt waren; außerdem ist die große Straße, welche die Stadt von zwey entgegengesetzten Thoren [6]) durchschneidet, eine Parasange lang, Bude an Bude ein langer Markt. Die heiße Luft wird durch kalte Stürme gemäßigt, aber im Winter schneit es nicht. Ströme gibt es wenige, wiewohl die Stadt, wohl bewässert, ein großes Becken hat, woraus das Wasser vertheilt wird. Nach der Hauptstadt sind die merkwürdigsten Städte Bost, am Hindmend gelegen, durch den Namen des Staatssecretärs, Dichters, Wohlredners, Ebulfeth Bosti, verherrlicht; Rachdsch, ebenfalls am Hindmend gelegen, Ferah am gleichnamigen Flusse auf dem Wege von Sernidsch nach Herat. Eine Parasange davon der behauene Berg Marendegi, wo immer Wasser träuft, ein Wallfahrtsort, wo die Pilger, je nachdem das Wasser minder oder mehr träuft, auf die Erhörung ihres Gebetes und die Erfüllung ihrer Wünsche schließen [7]); Nubendan, sechs Tagreisen westlich von Ferah im Gebirge [8]). Im Lande ziehen der türkische

[1]) Dschihannuma, S. 251, Z. 2. [2]) Ebenda, S. 251, Z. 3. [3]) Ebenda S. 251. [4]) Die Flüsse Basruf. Taam, Sitaruf, Mela ebenda S. 251. [5]) Die Namen und Richtungen der Thore eben da S. 249.

[6]) Vom Thore Pars zum Thore Mina.

[7]) Ferah ist der Geburtsort Ebu Naßr's, Verfassers des gereimten persischen Glossars Nißabi ßibjan.

[8]) Im Dschihannuma S. 250, nebst den folgenden Oertern: Sefenhai, Mabein, Rudan.

Stamm der Choldschen oder Childschen und der afghanische der Peta oder Patanen herum [1]).

Aus diesem von zwey Seiten durch Wüsten verinselten Lande erhob sich die zweyte persische Dynastie des Islams, die der Beni Sssofar, von denen insgemein nur drey Regenten, die beyden Brüder Jakub und Amru, die Söhne des Leis, und Tahir, der Sohn Amru's, bekannt sind [2]). Aber das Dschihannuma nennt nach diesen dreyen noch drey Abkömmlinge der Familie Leis [3]), denen Ahmed, der Vater Chalef's, diesem sein Sohn Chalef und endlich diesem sein Sohn Tahir folgt, so daß die Zahl der geschichtlich bekannten Regenten Sistan's nicht drey, sondern dreymal drey. Einige Geschichtschreiber machen den Chalef zu einem Enkel Jakub's, des Sohnes Leis; Ibn Esir sagt, daß die Mutter Chalef's die Tochter Amru's, des Sohnes Leis, gewesen; wie dem auch sey, Ahmed, der Sohn Chalef's, der Herr von Sistan, war einer der gebildetsten, freygebigsten Fürsten, ein großer Gönner der Gelehrten und Dichter, welche sein Lob in Kaßideten sangen. Bedii Hamadani, der große Wohlredner, der erste Verfasser von Makamen, welche denen Hariri's zum Muster dienten, sang zu seinem Lobe die Kaßidet Lamijet, d. i. die aus dem L, welche nicht minder berühmt, als die gleichnamige Toghraji's, in welcher er die doppelte Verwandtschaft desselben mit Jakub und Amru, den Söhnen des Leis, preiset. Ebulfeth Bosti, der Staatssecretär, Redner, Dichter Sebuktegin's, erzählt, daß er, ohne den Sohn Chalef's anders als durch den Ruf von dessen großen Eigenschaften zu kennen, und ohne etwas bey ihm zu suchen, drey Distichen zu seinem Lobe gesagt, welche dann allgemein im Munde des Volkes gäng und gäbe. Diese drey Distichen sind:

Chalef, der Sohn Ahmed's, der beste der Chalifen [4]),
Der durch die Herrschaft setzt Altvordern [5]) all in Tiefen,
Chalef, der Sohn Ahmed's, ist zwar in Wahrheit einzig,
Ein Spiegel Tausenden, die ihn um Hülf' anriefen.

---

[1]) Dschihannuma S. 250.

[2]) In Deguignes I. S. 403; so auch in Hadschi Chalfa's chronologischen Tafeln S. 162.

[3]) 1) Leïs Ben Ali B. Leis, 2) Modil B. Ali, 3) Amru B. Jakub; S. 252.

[4]) Achlef ist nicht der Plural für Chalife, welcher Chelufa heißt, sondern bedeutet bloß Nachfolger; aber um das Wortspiel des Originals zwischen Chalef und Achlef beyzubehalten, ist Chalife vorgezogen worden.

[5]) Eslaf, die Vorfahren, im Gegensatze von Aehlaf.

Digitized by Google

Vom Hause Leis pflanzet die Fahnen er empor,
Wie der Propheten Haus, das reich an Adelsbriefen *).

Ibn Chalef, als er diese drey zu seinem Lobe gesagten Distichen vernommen, sandte dem Lobredner dreyhundert Dukaten dafür; eben so glänzend belohnte er den Redner Bediol Hamadani, dessen schöne Kaßidet Otbi in seine Geschichte aufgenommen. Die erste Veranlassung einer Berührung zwischen Chalef Ahmed und dem Fürsten von Ghasna hatte schon unter Sebuktegin Statt, indem während Sebuktegin's Abwesenheit auf dessen letzten indischen Feldzuge Chalef, der Sohn Ahmed's, sich der Stadt Bost (welche die erste Eroberung Sebuktegin's war) bemächtigte, dort auf seinen Namen das Kanzelgebet verrichten ließ und die Steuern wegnahm. Als Sebuktegin zurückkehrte, kamen ihm die Geschäftsleute Chalef's entschuldigend entgegen, und Sebuktegin ließ sich durch ihre Entschuldigungen und vorzüglich durch das Zureden seines Staatssecretärs Ebilfeth von Bost dießmal besänftigen. Die Händel, in welche Chalef früher mit Manßur, dem Fürsten des Hauses Saman, und später mit dem Fürsten des Hauses Buje verwickelt, zu erzählen, wäre hier zu weitläufig, die mit Mahmud hatten den folgenden Anlaß: Chalef war während der Abwesenheit Mahmud's in Transoxana in Chorasan eingefallen, hatte sich der Städte Herat und Fuschendsch, welche das Gebiet Baghradschik's, des Oheims Mahmud's, bemächtigt, diesen in einem Treffen getödtet, und außerdem bey der Nachricht des Todes Sebuktegin's große Schadenfreude geäußert. Deßhalb überzog ihn Mahmud im letzten Jahre des ersten Jahrtausends der christlichen Zeitrechnung mit Krieg, und belagerte ihn im Schlosse Ißfehbed. Chalef kaufte sich mit der Summe von hunderttausend Dukaten für dießmal los, und erhielt von Mahmud die Bestätigung der Herrschaft Sistan's; hierauf in Bürgerkrieg mit seinem rebellischen Sohne Tahir verwickelt, ward Chalef von demselben entweder durch natürlichen Tod im Kerker oder durch giftbeschleunigten befreyt. Die Völker Chalef's, unzufrieden mit seiner Herrschaft, wandten sich an Mahmud um Hülfe, und dieser unternahm den Zug nach Sistan. Chalef befand sich dazumal im Schlosse Tab, welches sich in sieben befestigten Bezirken erhebt, »so hoch« (sind Mirchuand's Worte), »daß in deren jedem die Bewohner der Bollwerke die Aehre der Jungfrau zu schneiden im Stande, und daß sie die himmlischen Lobgesänge der Engel vernahmen.« Mahmud bezwang das Schloß mittels seiner Elephanten, deren einer das Thor mit seinem Rüssel aufhob und in die Luft schlenderte, deßgleichen mit

*) Im Hause Menaf.

bewaffneten Reitern that, die er dann, auf die Erde gefallen, zertrat. Dieses Schauspiel bewog Chalef zur Uebergabe des Schlosses und zur Bitte um die Verzeihung Mahmud's.

Chalef redete den Sieger als Sultan an, ein Titel, der ihm so sehr schmeichelte, daß er den Anredenden zu Gnaden aufnahm, und ihn mit Ehren überhäufte. Er gestattete ihm nicht nur, seine Schätze ungehindert mit sich zu nehmen, sondern auch seinen Aufenthalt künftig wo es ihm gefiele zu wählen. Er wählte die Landschaft Dschusdschan, welche, ehemals ein Angehör der Familie Ferighun [1]), in dem Winkel liegt, welchen der Oxus und der Hindukusch bilden. Dschusdschan ist eben so oft mit Dschordschan (Hyrkanien), als Ghardschistan mit Gurdschistan (Georgien) vermengt worden. Es ist deßhalb der Mühe werth, ein paar Worte über die Lage dieser beyden Landschaften und der ihnen benachbarten Bedachschan, Tocharistan, Kiafiristan und Ghur zu sagen, welche alle nördlich des Hindukusch zwischen Chorasan und Klein-Tibet gelegen. Im östlichsten Winkel des Hindukusch, zunächst an Klein-Tibet, ist das Land der Kaffern oder Siahpuschen, d. i. der Schwarzgekleideten, eines sehr alten, aber erst in neuerer Zeit näher bekannt gewordenen Volkes, welches von allen seinen Nachbarn an Gesichtsfarbe und Sitten verschieden, in Vielem Europäern ähnlich, seinen Ursprung von den seit Alexanders Eroberung zurückgebliebenen Griechen ableitet. Nach demselben ist Bedachschan, das durch seine Rubinen und Lasur so berühmte Land der Edelsteine; westlich demselben und östlich von Balch liegt Tocharistan, woraus die Hunnen Euthaliten [2]) und später die Tataren hervorbrachen, um das westliche Asien zu überschwemmen, weßhalb die Tataren von den Byzantinern auch Tocharen genannt werden. Die vorzüglichste Stadt ist Welwalidsch [3]). Südlich von Bedachschan und von Tocharistan liegt die Landschaft Dschusdschan, deren Hauptstadt Inderab [4]) irrig auf einigen Charten unter dem Namen Kundus aufgeführt, von der Stadt Kundus so genannt, welche ehemals ebenfalls zu Dschusdschan gehörte. Ghur, auf drey Seiten von Chorasan, auf der vierten von Sedschistan oder Sistan und Gardschistan umgeben, vormals ein mit Schlössern und Städten wohlbebautes

[1]) Notices et extraits IV p. 288, 378.

[2]) Dschihannuma S. 253. [3]) Eben da.

[4]) Nicht Farjab, wie in den Notices IV. p. 371 durch einen großen geographischen Irrthum steht; Farjab liegt nördlich dem Schun und nicht südlich des Dschihun: „Le Djouzdjan fait partie de la province de *Fariab!*“

Digitized by Google

Land, reich an Saaten und Früchten und Silberminen, dessen Hauptstadt Ahengeran [1]). Ghardschistan endlich, im südöstlichen Winkel von Ghur, westlich von Bamian, dessen Fluß dasselbe durchströmt [2]), sonst auch Ghardscha genannt, ist ein kleiner, nicht mehr als funfzig Flecken in sich begreifender District, inmitten unzugänglicher Berge, voll tiefer Abgründe und fester Schlösser, reich an Aepfeln, Birnen, Feigen und Granatäpfeln, dessen Einwohner im selben Rufe der Dummheit stehen [3]), wie ehemals die Böotier unter den Griechen. Die beträchtlichsten Städte desselben sind Ewschin und Schumnin [4]). In der Landschaft Dschudschan also wohnte Chalef ruhig vier Jahre lang, bis er sich in einen Briefwechsel mit Ilekchan einließ, worauf sich Mahmud in einer Festung seiner versicherte, in der er sein Leben beschloß. Chalef's Name lebt noch mehr in der Literaturgeschichte als in der Regentengeschichte durch den größten und berühmtesten Commentar des Korans in hundert Bänden, von Gesetzgelehrten zusammengetragen, denen dafür ein Ehrensold von zwanzigtausend Dukaten ward [5]). Dieser Commentar befand sich an der Moschee Ssabuni zu Nischabur, und ward von da nach Jßfahan übertragen, wo denselben der persische Uebersetzer des Jemini Otbi's in der Bibliothek der Familie Chodschend sah [6]). Ebu Manßur Saalebi, der große Philologe, Dichter, Blüthensammler, besang den Sieg über Chalef und die Eroberung Sistan's [7]) in einer Kaßidet, aus welcher Otbi die folgenden Verse aufgenommen:

---

[1]) Dschihannuma S. 254.

[2]) Ebenda S. 238, Z. 10.

[3]) Ebenda S. 324. Auf der besten Charte dieser Gegenden, nämlich auf der von Burnes, findet sich Ghur unter dem Namen von Ghoraut, und Inderab, die Hauptstadt Dschusdschan's, ohne den Namen der Landschaft. Tocharistan's und Ghardschistan's Namen fehlen.

[4]) Observations sur le Gardjestan et Djauzdjan im ersten Bande der Fundgruben des Orients S. 321.

[5]) Jemini und nach demselben Mirchuand, welcher aber hier seinen Gewährsmann nicht anführt, und dadurch zu dem Irrthum verleitet wird, daß Otbi diesen Commentar gesehen, was nicht Otbi erzählt, sondern nur der persische Uebersetzer desselben hinzufügt. Solche Nachläßigkeit findet sich häufig selbst in dem besten der türkischen Reichshistoriographen Naima.

[6]) Die persische Uebersetzung Bl. 161, im arabischen Texte nichts davon.

[7]) 8. Moharrem 392 (27. November 1001); Notices et extraits IV. p. 379.

Digitized by Google

Dein Stirnenhaar macht das Gesicht der Tage kraus,
Und deine Dauer schmücket künft'ge Jahre aus.
Du fliegst mit hohem Muthe zu dem Größten hin,
Vor dem ermatten muß der Flug der Phantasien.
Du breitest aus den Teppich der Gerechtigkeit,
Auf dem für Löwen und für Reh das Mahl bereit;
In Städten, über die geschwungen du dein Schwert,
Das Volk zu seinem Tod empor am Morgen fährt.
Doch hast dir von Sernidsch nicht den Besitz gewährt,
Du hast als selbst Verbotenes es dir vrrwehrt;
Du hast es zwar erobert, aber weggeschenket,
Und dich damit begnügt, daß man des Diensts gedenket.
Die Tage treten vor, die Tugend zu besingen,
Und dir ein Lied für Zeiten künftige zu bringen.
Die Hülfe Gottes und Erob'rung ist gekommen.
Die zu beschreiben alle Federn sind entglommen.
Im höchsten Glanze, vor dem Glücksglorien herschreiten,
Im Glücke, welches Dauer hat für alle Zeiten [1]).

Auf dem Pallaste Ibn Chalef's war über dem Thore die folgende Inschrift zu lesen [2]):

Wer wünscht zu sehn im Paradies Altan,
Der schaue diese hohe Pforte an,
Und wer da wünscht zu sehen den Ridhwan [3]),
Der schaue hier auf die Myrobolan!

Mahmud, Herr von Chorasan und Sistan, wandte sich nun als Eroberer das erste Mal nach Indien, wohin er schon im Geleite seines Vaters zweymal die Waffen getragen. Er sann auf die Eroberung Bihatia's [4]), einer in der Nähe von Multan gelegenen Stadt. Im Herbste des letzten Jahres des ersten Jahrtausends nach Christi Geburt [5]) brach er mit zehntausend auserlesenen Reitern von Ghasna nach Pischawer auf, wo Dscheipal, der Radscha von Bahor, ihm mit einem Heere von 12,000 Reitern, 30,000 Fußgängern und 300 Elephanten entgegenkam. Am 27. November des folgenden Jahres [6]) ward die entscheidende Schlacht geschlagen. Dscheipal mit funfzehn seiner Feldherren, mit seinen Brüdern und Söhnen wurde gefangen, und fünftau-

[1]) Jemini sowohl im Arabischen, als in der pers. Uebersetzung.

[2]) Im Jemini.

[3]) Der Hüter des Paradieses.

[4]) Bihatia, das laut dem Tarichi Haideri in der Landschaft Multan gelegen, scheint das in dieser Landschaft am Flusse Ghura befindliche Bihawelpur zu seyn.

[5]) Schewwal 391 (September 1000).

[6]) 8. Moharrem 392 (27. Nov. 1001) ist ein Donnerstag und kein Montag, wie im Firischte Brigg's p. 37.

Digitized by Google

send Erschlagene deckten das Feld. Unter der Beute waren sechzehn mit Edelsteinen besetzte Halsbänder, von welchen das, welches dem Dscheipal gehört hatte, auf 180,000 Dukaten geschätzt ward Er zog hierauf von Pischawer vor das Schloß Bitende, gab im folgenden Frühlinge die Gefangenen gegen reiches Lösegeld los, tödtete aber viele der afghanischen Häuptlinge, die sich der Ausführung seiner Eroberungsplane widersetzt hatten, und kehrte nach Ghasna zurück. Nach einem damals in Indien üblichen Staatsgesetze war jeder Radscha, welcher zweymal vom Feinde besiegt worden, weiters die Krone zu tragen für unwürdig erachtet. Dscheipal übergab dieselbe also seinem Sohne, und bestieg den selbstgebauten Scheiterhaufen. Drey Jahre später [1]), als der von Multan ausbedungene Tribut nicht einging, zog Mahmud abermals durch Multan vor Bihatia, dessen Radscha [2]) den ihm auferlegten Theil des Tributes an Anendpal, den Sohn Dscheipal's, abzuführen sich geweigert. Der Radscha von Bihatia ging dem Heere Mahmud's entgegen, und machte drey Tage lang den Sieg zweifelhaft. »Heute,« sagte Mahmud am vierten, »sey der Loostag; Sieg oder Tod!« Dann sein Angesicht gegen Mekka wendend und sich auf die Erde werfend, um Hülfe von Gott zu erflehen, gab er den Befehl des Angriffs mit den Worten: »Vorwärts! Gott hat unser Gebet erhört!« Ein allgemeiner Freudenruf erscholl im Heere, das die Feinde bis an die Thore der Stadt zurücktrieb. Am nächsten Tage ward dieselbe umzingelt. Mahmud ließ den flüchtigen Radscha bis ans Ufer des Indus verfolgen, wo dieser sich selbst das Schwert in die Brust stieß; zugleich ward Bihatia erstürmt; zweyhundert und achtzig Elephanten und viele Sclaven waren die Beute, mit welcher Mahmud siegreich nach Ghasna zurückkehrte. Im folgenden Jahre [3]) kehrte Mahmud abermals nach Indien zurück, weil der Regent Multans, der Enkel dessen, welchem schon Sebuktegin den ersten Tribut auferlegt hatte, denselben verweigernd sich in offenem Aufruhr gesetzt, und mit Anendpal, dem Sohne Dscheipal's, verbündet hatte. Anendpal, seinem Bündnisse treu, sandte ihm Truppen bis Sodra oder Weirabad, einer am linken Ufer des Tschenab oder Accines gelegenen Stadt. Er selbst aber, als er sah, daß er der überlegenen Macht des Feindes nicht gewachsen, flüchtete ins Gebiet von Kaschmir. Mahmud marschirte

[1]) Im J. 395 (1004).

[2]) Im Firischte Bidschi, im Jemini und Mirchuand Bahur, nicht Bohaira, wie S. de Sacy, Note IV, p. 382, den Namen verkleinernd, arabisirt.

[3]) Im J. 396 (1005); Briggs I. p. 40.

Digitized by Google

gerade nach Multan. David, der ghur'sche Statthalter, welcher den Tribut verweigert hatte, unterwarf sich nach siebentägiger Belagerung Multan's gegen die Bedingniß, jährlich den Tribut von 20,000 Golddirhem zu zahlen; doch flüchtete er später mit allen seinen Schätzen nach Ceylon. Mahmud war eben im Begriffe, von diesem dritten indischen Feldzuge nach Ghasna zurückzukehren, als er hörte, daß Ilekchan, der Herrscher von Turkistan, in seine Länder feindlich eingefallen. Diese Nachricht beschleunigte seinen Rückmarsch; er übergab die Verwaltung der indischen steuerbaren Länder, nämlich Pischawer's und Multan's, in die Hände Schewekpal's, eines indischen Prinzen, welcher den Islam angenommen. Von Ilekchan ist schon oben bey der Erzählung des Ruines des Hauses Saman gesagt worden, daß er sich mit Mahmud in die Länder der Dynastie Saman zu theilen gewünscht; da er aber jetzt unmittelbar in die Geschichte der Regierung Mahmud's eingreift, sind ein Paar Worte über das frühere freundschaftliche Verhältniß Beyder erforderlich.

Ilekchan, mit dem Beynamen Schemseddewlet, d. i. die Sonne des Hofes, der Herrscher von Turkistan, dessen Residenz die Stadt Belasaghun, war zur Zeit der letzten Herrscher des Hauses Saman zu wiederholten Malen in Transorana eingefallen und daraus vertrieben worden, bis er, wie eben erwähnt worden, die ganze Dynastie, den Prinzen Montaßir ausgenommen, ausgerottet. Als während der Kreuz- und Querzüge des Letzten Mahmud nach Nischabur gekommen, hatte er den Imam der Ueberlieferung, Abul-Taib Sehl B. Suleiman Saaluki als Gesandten an Ilekchan gesendet, um die Hand einer seiner Töchter zu erhalten. Er führte eine reiche Ladung von goldenen Schnüren, Perlenknoten, Rubinen [1]), Ballen, Kleiderstoffen, Ambraeyern, Silbergeschirren voll von Kampfer, Aloe und andern edlen Erzeugnissen indischen Bodens, flammende Schwerter, schlachtgerüstete Elephanten mit Kleidern und edelsteingestickten Gürteln als Geschenke mit sich. Der Gesandte war zu Ufkend, wo sich Ilekchan damals aufhielt, auf das glänzendste empfangen worden, und nachdem er den Ehevertrag abgeschlossen, mit der köstlichsten Perle, nach welcher er getaucht, nämlich mit der Prinzessin [2]), und mit köstlichen Gaben

[1]) Jakut sind keine Hyacinthen, wie in der Hist. Ghaznew. p. 157 übersetzt wird, sondern Rubinen; die flores dactyli sind nicht im Texte.

[2]) Durri jetimi ki der tahssili an ghawassi kerd ist wie oben zu übersetzen, nicht: »cum unionibus marinis, quas urinatores colligant;« es ist nur von einer einzigen Perle (Jetimi) die Rede, nämlich von der Prinzessin, nach welcher der Gesandte getaucht, die Rede.

Digitized by Google

und Seltenheiten jenes Landes, mit gediegenem Golde und Silber, mit chataischen Mädchen und chinesischen Knaben, mit Hermelin, Zobel und andern Kostbarkeiten zurückgekehrt. Durch diese Bande der Vermählung war einige Jahre lang die Freundschaft zwischen Mahmud und Ilekchan aufrecht erhalten worden, bis der letzte, eifersüchtig auf die durch dessen indische Eroberungen immer wachsende Macht des ersten, während desselben Abwesenheit zu Multan in Mewerainnehr einfiel. Sein Verwandter Siaschitekin [1]) führte das Heer, und Dschaafertekin trat als Statthalter von Balch auf; nachdem sich der Mahmud's, Arslan Dschafib, nach Ghasna zurückgezogen, sandte er einen seinigen Bestellten nach Herat, dort die Steuern für Ilek einzusammeln. Mahmud kam in der größten Eile von Multan nach Ghasna, und sandte den Arslan Dschasib [2]) mit zehntausend Mann, den Dschaafertekin zu verfolgen, der sich nach Tirmed [3]) flüchtete. Siaschitekin aber war, da ein Sturm ihn verhindert hatte über den Orus zu setzen, nach Merw zurück gegen Serchas [4]), und als ihn Arslan auf dem Fuße verfolgte, über Abiverd nach Nischabur gezogen. Arslan verfolgte ihn bis an die Gränze von Dschordschan, wo Siaschitekin von den Gilanen angegriffen und geschlagen ward. Arslan zog durch Dschusdschan nach Nesa [5]) und von da nach Merw, wo seiner Mahmud wartete. Um den Siaschitekin zu verfolgen, sandte er Araber aus dem Stamme Tai durch die Wüste, wo kein Wasser als trüglicher Wüstendunst und keine Grüne als die des Schwertes [6]). Der Bruder Siaschitekin's wurde mit siebenhundert der Seinigen gefangen, und Siaschitekin kehrte entmuthigt zu Ilekchan zurück. Dieser suchte Hülfe bey Kadrchan, dem Herrscher von Choten, und die beyden Herrscher Turkistan's und Choten's gingen mit ihren vereinten Heeren über den Orus. Mahmud sammelte ein

[1]) Weder Siasitegin, wie in der Hist. Ghaznew., noch Sinaschitegin, wie in den Notices et extraits IV, sondern Siaschitekin ist die rechte Lesart laut drey Exemplaren des Jemini, deren ältestes das obige der k. Hofbibliothek.

[2]) So, nicht Hadeb, im arabischen Original des Jemini und in der persischen Uebersetzung.

[3]) Tirmed, nicht Thermod, wie in der Hist. Ghaznew. zu lesen, ist die richtige Aussprache; Zeuge das Merasid und Fraser's Reisebeschreibung.

[4]) Serchas nicht Sirchas ist die richtige Aussprache.

[5]) Nesa oder Nisa, daher die nisäischen Pferde.

[6]) »Ubi nulla aqua esset nisi saliva diaboli« hätte durch eine Note erklärt werden sollen. Satansspeichel ist dasselbe wie Sonnenspeichel, nämlich Wüstendunst. Sirab.

Digitized by Google

Heer von Türken, Challadschen, Indern, Arabern und Ghusen [1]), und lagerte damit vier Farasangen von Balch. Am folgenden Morgen ordnete er die Schlacht. Voran sein Bruder, Emir Naßr; Abu Naßr Ferighun, der Statthalter von Dschudschan [2]), und die Emire des arabischen Stammes Tai standen im Mittelpunkte mit fünfhundert Elephanten; Altuntasch, der Kämmerer, befehligte den linken, Arslan Dschasib den rechten Flügel; gegenüber Ilekchan im Mitteltreffen, auf seinem rechten Flügel Kadrchan, auf dem linken Dschaafertekin; seinen Vortrab bildeten fünfhundert der geschicktesten türkischen Bogenschützen, mit Bogen aus Tschatsch und Pfeilen aus Ghaidak, welche, sichern Schusses, die meisten Begleiter Mahmud's zu Boden streckten. Schon schwankte die Schlacht, als Mahmud unter Anrufung Gottes seinen Elephanten mitten unter die feindlichen Reihen trieb. Der Elephant Mahmud's schleuderte den Panierträger Ilekchan's in die Luft, warf die Reiter von den Pferden und zertrat sie; die fünfhundert türkischen Bogenschützen unterlagen den fünfhundert indischen Elephanten; der Sieg ward entschieden für Mahmud, der mit reicher Beute zurückkehrte [3]).

Mahmud verfolgte seinen Schwiegervater inmitten des strengsten Winters. In der dritten Nacht ward das Heer in der Wüste von einem Schneesturme überfallen. Mohammed wärmte sich mit den Seinigen am Kohlenbecken [4]), und mehrere seines Gefolges hatten die Kleider ausgezogen, als sein Possenreisser Dilchak zu ihnen ins Zelt trat. »Geh, Dilchak« [5]), sprach Mahmud, »geh hinaus und sage dem Winter, daß wir hier seinen Stürmen sicher Trotz bieten.« Dilchak ging hinaus, kam nach einer kleinen Weile wieder, und sagte: »Ich habe des Sultans Botschaft dem Winter ausgerichtet; er sagt, daß, wenn er auch an des Sultans Majestät und seine Umgebungen Hand

---

1) Ghuzi, nicht Ghazidae, wie bey Wilkens p. 164.

2) Nicht Dschordschan, wie in der Hist. Ghaznew. p. 165; de Sacy hat in den Notices et extraits p. 378 schon gezeigt, daß es nicht Dschordschan seyn könne, was dem Kabus und nicht dem Mahmud gehörte; eben so unrichtig in Briggs Joorjistan, d. i. Gurdschistan; p. 53.

3) Im J. 397 (1006). Im Jemini die auf diesen Sieg verfaßte Kaßidet Hasan B. Abdallah Mestufi's und das Sendschreiben Bedii Hamdani's.

4) Munkuls or stoves; Brigg's p. 44; Mankals sind Kohlenbecken und keine Oefen, noch weniger aber Tassen für Zuckerwerk, wofür dasselbe S. de Sacy gehalten, durch das wurzelverwandte Nokl (Zuckerbissen) zu dieser irrigen Uebersetzung verleitet.

5) Bey Brigg's Dilchuk, was Diltschek auszusprechen.

nicht anlegen dürfe, er diese Nacht das Heer so bedienen werde, daß morgen die Besorgung der reiterlosen Pferde des Sultans und seiner Umgebungen Sache seyn wird.« Der Sultan lachte, beherzigte aber die gute Lehre, und da in derselben Nacht die Kunde eintraf, daß in Indien der Statthalter Schewekpal oder Ssabsa das Joch des Gehorsams abgeworfen, wandte er seine Waffen zum vierten Male gegen Indien. Der Rebelle ward unversehens überfallen, und mit der Summe von 40,000 Dirhem und lebenslänglichem Gefängnisse gestraft [1]). Den Winter brachte Mahmud in Ghasna zu, aber schon im nächsten Frühjahre unternahm er den fünften Feldzug gegen Indien, um Anendpal, den Radscha von Lahor, für die dem Rebellen David geleistete Hülfe zu züchtigen. Die sechs Radschas von Audschein, Gwaliar, Kalendscher, Kanudsch, Dehli und Adschmir verbündeten sich mit dem von Lahor, als dem siebenten. Die Inderinnen schmolzen, wie einst die Frauen von Carthago, ihren goldenen Schmuck ein, um den Bedürfnissen des Krieges abzuhelfen. Vierzig Tage lang standen die beyden Heere in der Ebene von Pischawer unthätig einander gegenüber, endlich sandte Mahmud 6000 Bogenschützen voraus, den Feind anzugreifen; aber sie stießen auf den kriegerischen Stamm der Gebern, von denen 30,000 barhaupt und barfuß, mit verschiedenen Waffen versehen, bis ins Lager Mahmud's vordrangen, und in wenigen Minuten 5000 Moslimen erschlugen. Erst als der Elephant, den ihr Befehlshaber ritt, durch Naphtafeuer und Pfeile wild geworden, Reißaus nahm, ergriff die Inder panischer Schrecken. Der Befehlshaber des Stammes Lai mit 6000 arabischen Pferden und Arslan Dschasib mit 10,000 Türken, Afghanen und Challadschen verfolgten sie Tag und Nacht, so daß 20,000 Inder erschlagen, 30 Elephanten erbeutet wurden [2]). Mahmud marschirte wider die Inder von Nagarkot, eine starke, 122 Miglien nordöstlich von Lahor gelegene Festung [3]), welche damals Behim hieß, und wohin der Reichthum des ganzen Landes geflüchtet war. Am dritten Tage ergab sich die Festung, in welcher ungeheure Schätze gefunden wurden: 700,000 Ducaten, 700 Menn, d. i. 1400 Pfund Silber und Gold, 4 Zentner Goldbarren, 40 von Silber und 40 Pfunde von Edelsteinen [4]). Darunter zeichnete sich ein großes silbernes Zelt aus, dreyßig Ellen

[1]) Brigg's p. 45; im Jemini Nawaschte; Notices et extraits IV. p. 387.

[2]) Briggs p. 47.

[3]) Hamilton East India Gazeteer.

[4]) Firischte und Briggs p. 48.

Digitized by Google

lang und funfzehn breit, welches auf das leichteſte zerlegt und zuſammengeſetzt werden konnte. Zu Ghaſna wurden dieſe Schätze auf Teppiche ausgebreitet, und in der Folge den Geſandten Toghanſchahs, des Bruders Ilek's, welcher jetzt deſſen Nebenbuhler um den Thron, auf dem er ihm drey Jahre ſpäter gefolgt, gezeigt [1]). Jetzt unternahm Mahmud den ſechsten indiſchen Feldzug wider Nardin, wo er die Götzenbilder zerſchlug und den Befehlshaber tödtete. Im folgenden Jahre empfing er zu Ghaſna die Botſchafter des Königs von Indien, mit welchem der Friede unter der Bedingniß geſchloſſen ward, daß er jährlich Tribut von den Erzeugniſſen des Landes entrichte und tauſend Inder am Hofe Mahmud's unterhalte [2]). In den nächſten zehn Jahren wechſelten indiſche Feldzüge mit anderen ab, indem S. Mahmud die Verhältniſſe mit ſeinen nördlichen und weſtlichen Nachbarn freundlich und feindlich unterhielt und ordnete; freundlich mit dem Herrn von Dſchuſdſchan, in welcher Landſchaft nach dem Tode Abulhares Ahmed's demſelben ſein Sohn Abunaßr gefolgt; freundlich mit Kabus, dem Sohne Weſchmgir's, dem Herrſcher Dſchordſchan's, bis zum Tode desſelben, nach welchem er deſſen Sohn Dara anfangs ungnädig, dann gnädig behandelte; feindlich hingegen trat Mahmud auf wider die Länder Ghur [3]) und Ghardſchiſtan [4]), wider den Statthalter von Koßdar und den Schah von Chuareſm, und wider Kaſchmir, das ſich empört hatte.

Ghawer oder Ghur, d. i. das Schluchtenland, heißt die von drey Seiten von Chorasan, ſüdlich aber von Siſtan begränzte gebirgige Landſchaft, von deren Bewohnern nur wenige Moslimen [5]), wiewohl der Islam ſchon zur Zeit des vierten Chalifen den Weg nach Ghur gefunden, und die Einwohner noch zur Zeit des Sohnes Sultan Mahmud's ein von Ali, dem Eidam Mohammed's, unterfertigtes Diplom vorweiſen [6]). Das Land hat beyläufig funfzig Dörfer und viele Schlöſſer, deren berühm-

[1]) Dieß iſt die richtige Benennung, nicht Tigat Khan; Notices IV. p. 388. Ilekchan war i. J. 403 (1012) geſtorben (Munedſchimbaſchi). Der folgende Zug nach Nardin hatte i. J. 400 Statt.

[2]) Notices IV. p. 389; Hist. Ghaznew. p. 171.

[3]) Ghur, richtiger Ghawr oder Gaur, wie Wilkens in der Hist. Ghaznew. p. 172; man ſehe die letzte und beſte Charte zu Burne's Reiſen: Goraut.

[4]) Ghardschistan, nicht Gordschestan, wie in der Hist. Ghaznew. p. 180.

[5]) Dſchihannuma S. 254.

[6]) Mirchuand; Hist. Chaz. p. 173.

Digitized by Google

testes Firuskuh, in welchem die Fürsten des Landes residirten. Die Hauptstadt hieß Ahengeran, d. i. Schlossersheim. Ibn Suri, der Fürst des Landes, der Stammvater der Fürsten, welche hundert sechzig Jahre später die Herrschaft dem Hause Mahmud's entrissen, schlug sich an der Spitze von 10,000 Mann und ward gefangen. Im selben Jahre [1]) wüthete eine fürchterliche Hungersnoth in Chorasan. Mahmud ließ alle öffentlichen Speicher öffnen und Korn an die Armen vertheilen.

Jetzt erschienen am Hofe Mahmud's die Gesandten seines Schwiegervaters Ilek und dessen Bruders Toghan, um seinen schiedsrichterlichen Ausspruch in ihren Streitigkeiten anzurufen. Mahmud empfing sie mit vorher nie gesehener Pracht. Zweytausend türkische Sclaven in farbigen Kleidern waren zu beyden Seiten des Thrones aufgeschaart, fünfhundert Pagen standen dem Throne zunächst in byzantinischen Kleidern und goldenen, mit Edelsteinen besetzten Gürteln, mit indischen, aus goldenen Scheiden gezogenen Säbeln auf den Schultern; vierzig Elephanten mit byzantinischen Schabracken und goldenem Kopfzeug waren gegenüber aufgestellt, hinter dem Thronsaal aber siebenhundert Elephanten mit gestickten Decken und kostbarer Geziemirung; die Reiter mit davidischen Panzern und fränkischen Helmen; das Fußvolk vor ihnen mit vorgehaltenen Schilden und aufgepflanzten Lanzen; unmittelbar vor dem Sultan der Kämmerer mit der Hand an dem Schwert, dasselbe auf den ersten Wink zu ziehen bereit. Die Gesandten nahten sich ehrfurchtsvoll, die Erde nach eingeführtem Gebrauche küssend. Sie wurden dann auf goldenen und silbernen Geschirren in Zelten bewirthet, die mit seidenen und byzantinischen Tapeten behangen. Vor dem Zelte ein großer Mankal, d. i. Kohlenbecken [2]). Das Zelt des Sultans war mit viereckigen, sechseckigen und runden Zelten umgeben, die mit funkelndem Gesteine die Augen blendeten. Vor dem Throne (Mesned), auf dem der Sultan saß, wölbte sich ein

[1]) 401 (1410).

[2]) Meine geehrten Freunde S. de Sacy und Wilkens sind in großem Irrthume, wenn sie Mankal (das im ganzen Morgenlande Kohlenbecken heißt) für Dessertteller halten: vest patina bellariis repleta; Hist. Ghazn. p. 49; nach S. de Sacy; dieß sind die Munkuls, welche Briggs als Ofen übersetzt. Ein bedecktes Mankal heißt zu Konstantinopel Tandur, welches nur die verderbte Aussprache von Tennur, welches ebenfalls ein Herd und nicht ein Luster, wie Wilken in der Geschichte der Kreuzzüge (I. S. 296 Note) nach S. de Sacy irrig erklärt, aus einem Tennur, d. i. Kohlenherde, eines alten Weibes zu Kufa brach nach der moslimischen Uebersetzung die Sündfluth hervor.

Digitized by Google

Dom, dessen Breter und Dielen mit goldenen Nägeln und Schienen befestigt waren. Rund um den Thronsaal dampften goldene Gefäße mit Moschus und Ambra gefüllt, mit kaißarischem Kampfer und kumarischer Aloe, Citronen und Orangen und andere Früchte aus Gold oder übergoldet hingen von goldenen Bäumen. Schöne Knaben kredenzten rubinfarbenen Wein in krystallenen Bechern. Alle, die es sahen, mußten gestehen, daß solche Pracht vordem weder an dem Hofe der Chosroën des alten Persiens, noch an dem der byzantinischen Kaiser, weder bey den Fürsten der Araber, noch bey den indischen Radscha gesehen worden; so überbot die Pracht Sultan Mahmud's die von Chosrew Perwis, die der Höfe von Byzanz und Bagdad und die der Herrscher von Lahor und Dehli. Mahmud entließ die Botschafter mit der Weisung, daß es Brüdern nicht zieme, das Schwert gegen einander zu ziehen, daß sie dasselbe in die Scheide stecken und sich friedlich vertragen sollen. Sie fügten sich dem Ausspruche, und hielten Frieden bis zu dem im nächsten Jahre erfolgten Tode Ilek's, welchem sein Bruder Toghanschah auf dem Throne Turkistan's als Herrscher von Kaschghar und Belasaghun folgte. Mahmud züchtigte hierauf den empörten Statthalter von Koßdar, welchem er die Zahlung des ausständigen Tributes von eilf Millionen Dirhem auferlegte, funfzehn Elephanten wegnahm, und dann wieder nach Ghasna zurückkehrte [1]). Hierauf sandte er ein von seinen beyden Generalen, Altuntasch, d. i. Goldstein, dem Kämmerer, und Arslan Dschasib, geführtes Heer wider die beyden Schare (Czare) Gardschistan's, die sich wider ihn empört. Ehemals dem Hause Saman zugethan und mit Sebuktekin verbündet, hatten sie vor Kurzem in die Hände Otbi's des Geschichtschreibers [2]), welchen Mahmud mit dem Auftrag, seine Oberherrlichkeit dort anerkennen zu machen, dahin gesendet hatte, den Eid der Treue geschworen, und Münze und Kanzelgebet dem Namen Mahmud's angeeignet. Da sie sich jetzt empört hatten, wurden sie durch die Generale Mahmud's zu Paaren getrieben; der junge Schar wurde ins Gefängniß geworfen, dem alten kaufte Mahmud alle seine Besitzungen ab, so daß das Land von nun an Krongut war.

Im Jahre vor der prächtigen Aussöhnung Ilekchan's und Toghanschah's sah sich Mahmud gezwungen, zum siebenten Male seine Waffen gegen Indien zu wenden, indem David, der Statthalter von Multan, sich empört hatte, der gefangen nach Ghasna

[1]) Im J. 402 (1011).

[2]) Mit gleichen Aufträgen sandte Selim I. den Geschichtschreiber Idris nach Kurdistan.

Digitized by Google

geführt, und für den Rest seines Lebens eingekerkert ward [1]). Im Jahre selbst des prächtigen Empfanges der Botschafter Turkistan's beschloß Mahmud die Eroberung der dreyßig Miglien westlich von Dehli gelegenen Stadt Tenaßir. Als er Pendschab erreicht, foderte er den steuerpflichtigen Anendal vermöge der stehenden Verträge auf, ihn ruhig durchziehen zu lassen. Anendal, der Radscha von Multan, sandte seinen Bruder Mohammed, ihm vorzustellen, daß Tenaßir ein indisches Heiligthum, daß Mahmud dem Eifer des Islams bereits durch die Zerstörung des Tempels von Nagarkot Genüge gethan, daß er das Heiligthum von Tenaßir schonen, und dafür Summen zur Entschädigung der Kosten des Feldzuges und von ihm funfzig Elephanten und Edelsteine annehmen möge. Mahmud antwortete, ihm liege, als Moslim, die Ausrottung des Götzendienstes in Indien ob, und setzte seinen Marsch fort. Ehe der Radscha von Dehli Zeit gewonnen, die andern Fürsten Indiens zur Hülfe aufzurufen, stand Mahmud vor Tenaßir. Die Stadt wurde geplündert, die Götzenbilder wurden zerbrochen, das große Idol nach Ghasna gesendet, um dort unter die Füße getreten zu werden; in einem der Tempel ward ein Rubin gefunden von 450 Miskalen, und Mahmud wollte wider Dehli ziehen, aber auf den Rath seiner Feldherren, daß die Unternehmung nicht sicher, so lange er nicht Herr von Lahor seyn würde, indem ihm Anendal im Rücken, begnügte er sich mit zweymalhunderttausend Gefangenen, die er nach Ghasna schleppte [2]). Im folgenden Jahre, wo Ghardschistan der Krone anheim fiel, schrieb Mahmud an den Chalifen Kadirbillah, von demselben Sendschreiben an alle Statthalter Chorasans begehrend, daß ihm, da er schon im Besitze des größten Theiles des Landes, auch die übrigen Städte übergeben würden. Der Chalife, die Macht Mahmud's scheuend, gewährte das Begehren; als aber Mahmud gleiches Schreiben für Semarkand forderte, und widrigenfalls nach Bagdad zu marschiren drohte, gab der Chalife lakonisch verweigernde Antwort, wodurch Mahmud seine Drohung auszuführen verhindert ward [3]). In diesem Jahre war Toghan seinem Bruder Ilek auf dem Throne Turkistan's gefolgt; Mahmud zog die zwischen ihm und demselben schon bestehenden Bande der Verwandtschaft (indem dessen Nichte die Gemahlin Mahmud's) noch enger, indem er seinem ältesten Sohne Mesud eine Prinzessin aus der Familie Ilek's zur Frau gab, seinen Sohn Abu Ahmed mit der Tochter Naßir Fe-

[1]) Firischte bey Briggs p. 50.

[2]) Im J. 402 (1010).

[3]) Briggs p. 54.

righun's vermählte, und ihn zum Statthalter von Dſchuſdſchan, dem Erbe der Familie Ferighun, ernannte [1]), ſeine Schweſter aber drey Jahre ſpäter an Abul Abbas Mamun, den Schah von Chuareſm, vermählte [2]). Im folgenden Jahre [3]) hatte der neunte indiſche Feldzug Mahmud's Statt. Derſelbe begann mit der Wegnahme des dem Radſcha von Lahor gehörigen, im Gebirge von Belnat [4]) gelegenen Schloſſes Nindana. Anendal war geſtorben, und ihm ſein Sohn Dſcheipal II. in der Regierung gefolgt, der vor Mahmud's Heere nach Kaſchmir entfloh. Mahmud eroberte Lahor, und plünderte die Hauptſtadt Kaſchmirs, aus der Dſcheipal ins Gebirge entflohen war. Zwey Jahre hierauf [5]) (der zehnte indiſche Feldzug) kehrte Mahmud abermals nach Kaſchmir zurück, um einige empörte Herrſcher zu züchtigen. Das feſte Schloß Lakot trotzte den ganzen Sommer hindurch ſeinen Streitkräften, und als er im Herbſte nach Ghaſna abzugehen gezwungen, gerieth er, von ſeinen Wegweiſern verführt, in Moräſte, aus denen er nur mit Mühe ſein Heer rettete [6]). Im folgenden Jahre riefen ihn die Begebenheiten Chuareſm's, wo Aufrührer ſeinen Schwager Mamun erſchlagen hatten, gegen Norden. Er marſchirte über Balch nach Chaſarbend. Zu Heſarasb wurden die Chuareſmier geſchlagen; der verlieh die Statthalterſchaft Chuareſm's unter dem Titel Schah ſeinem Kämmerer Feldherrn Altuntaſch (Goldſtein), und ſchlug die Landſchaft Uſkend (das heutige Chuakand) dazu [7]). Nach Balch zurückgekehrt, verlieh er die Statthalterſchaft von Herat ſeinem Sohne Mesud, indem er ihm den Weſir Ebu Soheil (dem gleichnamig, nach dem die perſiſche Ueberſetzung der Fabeln Bidpai's den Titel der Lichter Soheir's führt) und ſeinem Sohne Mohammed verlieh er die Statthalterſchaft von Gurgan unter der Leitung Ebubekr Kuhiſtani's. Zwey Jahre hernach unternahm er den eilften indiſchen Feldzug wider Kanudſch an der Spitze von hunderttauſend auserleſenen Reitern und zwanzigtauſend aus Turkiſtan, Chorasan, Transoxana geworbenen Fuß-

[1]) Abunaſr Ferighun, der Vater der Braut, war i. J 401 (1010) geſtorben; Notices IV. p. 389.

[2]) Briggs p. 55.

[3]) 404 (1013).

[4]) Bulnat in Baber's Memoirs.

[5]) 406 (1015).

[6]) Briggs p. 55.

[7]) Briggs Orkund ſtatt Uſkend; er meint irrig, es ſtehe für Orgendſch, was ja die Hauptſtadt Chuareſm's! die nicht dem Lande zugeſchlagen werden durfte.

Digitized by Google

gängern. Drey Monate Weges und sieben Flüsse lagen zwischen Ghasna und Kanudsch. Der Radscha Kwoer Rai, unversehens überfallen, flehte um Frieden; Mahmud verweilte drey Tage zu Kanudsch und zog wider Merut, dessen Radscha den Frieden um dritthalbhunderttausend Silberdinare und dreyßig Elephanten erkaufte; zu Mohawen am Dschemna stürzte sich der Radscha in sein Schwert; die Festung, der Schatz und achtzig Elephanten waren die Beute des Siegers. Er plünderte die Tempel von Matra, des Heiligthums Krischna's; die Rubinwangen von fünf goldenen Götzenbildern wurden auf 50,000 Dukaten geschätzt. Das Saphirauge eines andern Idols wog 400 Miskale; geschmolzen gab der Leib 98,300 Miskale des reinsten Goldes, und außerdem wurden noch hundert silberne Idole auf eben so viele Kamehle geladen [1]). Zwey Tage weilte Mahmud zu Matra, und setzte dann seinen Marsch nach Mendsch fort längs des Flusses, an welchem sieben Vesten und viele über viertausend Jahre alte Tempel standen. Die Radschputen, welche die Besatzung von Mendsch, stürzten sich lieber von den Mauern oder mit Weib und Kindern ins Feuer, als sich zu ergeben; nicht Einer erblickte die Einnahme. Die Radscha Tschendpal und Tschender Rai entflohen bey der Annäherung Mahmud's, dem letzten hatte Mahmud Frieden und eine große Summe Geldes angetragen, wenn er ihm seinen großen, ob seiner Fündigkeit berühmten Elephanten überlassen wolle. Der Radscha weigerte sich dessen, der Elephant brach aber in der Nacht aus seiner Hürde und dann von selbst ins Lager Mahmud's, der ihn Chodadad, d. i. den Gottgegebenen, nannte. Nach Ghasna zurückgekehrt, stellte Mahmud die Beute des Feldzugs zur Schau aus. Sie bestand aus zwanzig Millionen gemünzten Goldes und Silbers, 5300 Gefangenen, 350 Elephanten und einer unschätzbaren Menge von Perlen und Edelsteinen. Die Privatbeute des Heeres war um nichts geringer.

Bey seiner Rückkehr vom letzten indischen Feldzuge begann Mahmud den Bau der großen Moschee von Ghasna aus Marmor und Granit, mit reichen Teppichen und goldenen und silbernen Leuchtern geschmückt; sie trug den Namen des himmlischen Baues. In der Nähe war eine Akademie mit einer Bibliothek in verschiedenen Sprachen, und was bisher im Islam einzig, indem dergleichen weder vor noch seitdem da gewesen, eine Sammlung naturhistorischer Seltenheiten [2]); zu diesen Naturalien gaben die Feldzüge nach Indien Stoff genug, und Mahmud trat

[1]) Briggs II. p. 59.

[2]) Firischte bey Briggs p. 61.

hierin in die Fußstapfen Alexanders, der von seinen persischen und indischen Feldzügen aus die Sammlungen des Aristoteles bereicherte. Wenn sich sogar in der Naturgeschichte des letzten Fabeln von indischen Thieren erhalten haben, die er nur der Sage nach beschrieb, so ist es zu wundern, daß die morgenländische, dem Wunderbaren so sehr ergebene Geschichte nur ein Paar Anecdoten von einem wunderbaren Vogel und Steine erzählt, denen doch immer einige Wahrheit zu Grunde liegen mag. Die indische Taube, welche Mahmud aus Indien gebracht, und dem Chalifen Kadirbillah nach Bagdad gesandt, soll die Eigenschaft besessen haben, verborgenes Gift zu entdecken, indem, so oft sie demselben nahe kam, sie in ihrem Käfich zu zappeln und wie irr herumzuflattern begann; dem Steine soll die (glaublichere) Kraft innegewohnt haben, wenn in Wasser getaucht und auf Wunden gelegt, dieselben zu heilen [1]) Mahmud's Liebe für die Baukunst beseelte die Einwohner der Hauptstadt mit gleichem Sinne, so daß sie in Verschönerung derselben durch Palläste, Moscheen, Brücken, Wasserleitungen wetteiferten. So geschah es, daß bey einer unter Mahmud oder bald nach ihm vorgenommenen Beschreibung Ghasna's (oder Ghasnin's) zweytausend Moscheen und Medresen gezählt wurden, und daß jeden Tag auf den Märkten zehntausend Vögel verkauft wurden [2]). Ghasna, die Hauptstadt der Landschaft Kabul, und Kandahar, die Hauptstadt der Landschaft Ghur, waren damals unter dem gemeinsamen Namen Sawulistan begriffen [3]). Alle die Herrlichkeit der Bauten Mahmud's ging zweyhundert Jahre später in der Verheerung Tschengis-Chans zu Grunde [4]). Mahmud sandte einen Bericht des letzten indischen Feldzuges an den Chalifen, der denselben von den Kanzeln von Bagdad lesen ließ, wo die Ausbreitung des Islams bis ins Herz von Indien große Freude verursachte [5]). Während der gewaltige Sultan die Götzendiener am Indus bändigte, war der schwache Chalife nicht einmal im Stande, die Pilgerkaravanen vor den Anfällen räuberischer Beduinen zu sichern. Mahmud sandte den Oberstlandrichter Abu Mohammed unter starker Begleitung und mit 30,000 Dirhem, um, wenn die Araber zu stark, den freyen Durchzug von den Scheichen der Wüste zu erkaufen. Der Oberstlandrichter trug dem

[1]) Firischte bey Briggs p. 62.

[2]) Dschihannuma (nach dem Tarichi Mobarekschah's) S. 238).

[3]) Dschihannuma eben da nach dem Wakiati Baberi.

[4]) Dschihannuma eben da.

[5]) Firischte bey Briggs p. 62.

Digitized by Google

Häuptling der Räuber erst 5000 Dirhem für freyen Durchzug an, als dieser aber, hiemit nicht zufrieden, die Karavane angriff, tödtete ihn der glückliche Pfeilschuß eines türkischen Sclaven, so daß die Karavane ungehindert in der heiligen Stadt einzog [1]). In diesem Jahre und zwey Jahre später unternahm Mahmud den zwölften und dreyzehnten indischen Feldzug, im ersten Jahre wider den Radscha von Kalendscher, welcher den von Kanudsch, weil er sich mit Mahmud verträgt, getödtet. Nenda Rai, der Radscha von Kalendscher, harrte an seiner Gränze Mahmud's mit 36,000 Reitern, 45,000 Fußgängern, 60 Elephanten, zog aber, als Mahmud genaht, in der Nacht ab. Mahmud blieb Herr des Lagers, und führte außer der Beute noch ein halbes Tausend Elephanten, die aus den Wäldern aufgejagt wurden, mit sich. Zwey Jahre hierauf [2]) zerstörte er den Götzentempel von Nardin, von dem er einen Inschriftstein zurückbrachte, der ein Alter von 40,000 Jahren (wohl eine Nulle zu viel) ausgewiesen haben soll. Lahor wurde geplündert und verwüstet. Im dritten Jahre zog er abermal wider Nenda Rai, den Radscha von Kalendscher. Der Zug ging vor der starken Bergveste Gwalior vorbey, deren Radscha sich mit reichen Geschenken und 35 Elephanten loskaufte. Nenda Radscha trug 300 Elephanten an, um den Frieden zu erkaufen; um aber die Tapferkeit der Krieger Mahmud's auf die Probe zu setzen, ließ er die Elephanten mit geistigen Getränken berauschen, und so ins Lager Mahmud's los. Dieser sandte eine Partey Reiter wider dieselben, um sie zu fangen oder wegzutreiben; unerschrocken schwangen sich die Türken auf den Rücken der wilden Elephanten, und trieben sie in einen benachbarten Wald, wo sie ihrer Meister wurden. Nenda Rai überreichte dem Sultan ein indisches Gedicht auf die Tapferkeit von dessen Truppen, das von allen Gelehrten des Hofes Mahmud's hoch gepriesen ward. Mittels desselben und mittels reicher Geschenke in Edelsteinen erhielt Nenda Rai den Frieden.

Im folgenden Jahre [3]) musterte Mahmud sein Heer; es bestand aus 5400 auserlesenen Reitern und dreyzehnhundert für Feldzüge abgerichteten Elephanten. Er trieb Alutekin, den tyrannischen Statthalter Transoxana's, aus dem Lande, und empfing den Besuch Kadirchan's, des Herrn von Choten, mit dem er Freundschaftsvertrag schloß. Alutekin ward gefangen und für lebenslang eingekerkert. Wichtiger als diese Begeben-

[1]) Im J. 412 (1021).

[2]) Im J. 414 (1023); Briggs p. 66.

[3]) 405 (1024).

Digitized by Google

heiten war der zweymal siebente indische Feldzug, dessen Beginn in dieses Jahr fällt, der glänzendste der indischen Feldzüge Mahmud's, der von Sumenat, dessen zerstörter Götzentempel in den Augen des Moslims der schönste Edelstein in der Krone Mahmud's, des moslimischen Eroberers. Sunnenat war das Heiligthum, in welchem Krischna viertausend Jahre sich verborgen aufgehalten, eine der heiligsten Stätten der Brahmanen. Im October brach Mahmud mit seiner Reiterey und 30,000 Türken von Ghasna auf, und hatte sechs Wochen hernach Lahor erreicht. Zwanzigtausend Kamehle trugen Wasser und andere Bedürfnisse des Heeres durch die Wüste von Adschmir, dessen Radscha geflohen. Die Stadt wurde verheert, das Schloß zu belagern nicht des Aufenthaltes werth gehalten. In Schnellmärschen erreichte er Sumenat, das auf einer von drey Seiten meerumgebenen Halbinsel gelegen, durch Kunst nicht minder als durch Natur befestigt. Drey Tage lang widerstand die Stadt den Stürmen der Moslimen, am vierten wurde das von den indischen Königen Brahmadiw und Dabischlim angeführte Heer geschlagen; viertausend der Bewohner Sumenat's schifften sich ein, um sich nach Ceylon zu retten. Mahmud zog als Sieger, nur von seinen Söhnen und einigen Wenigen seines Gefolges begleitet, in die Stadt. Er stand vor dem Tempel, dessen von sechs und funfzig Säulen getragener Dom sich über dem fünf Ellen hohen Götzenbilde Nat oder Sumenat wölbte. Mahmud schwang seine Streitkeule und brach die Nase des Bildes, dann ließ er zwey Stücke abschlagen, welche zu Ghasna als Thürschwellen seines Pallastes und der großen Moschee verwendet wurden, und nach sechs Jahrhunderten, wo Firischte seine Geschichte schrieb, noch an Ort und Stelle waren. Zwey andere Stücke wurden an die heiligen Stätten Mekka's und Medina's gesandt. Die Brahmanen wollten den Steinkloß des heiligen Bildes mit Gold aufwiegen, und Einige seiner Offiziere riethen ihm den Vorschlag anzunehmen; aber er antwortete ihnen: »Die Nachwelt würde mich Mahmud den Götzenhändler nennen, während ich Mahmud der Götzenzerstörer heißen will.« Der zweyte Streich der Streitart Mahmud's öffnete den Bauch des Bildes, aus welchem eine Fluth von Edelsteinen sich ergoß. Unter den Reichthümern des Tempels war eine goldene, 200 Menn, d. i. vier Centner schwere Kette, welche vom Gipfel des Gebäudes niederhing, und an eine große Glocke stieß, welche, geläutet, das Volk zum Tempel rief. Derselbe wurde vorzüglich zur Zeit von Sonnen- und Mondesfinsternissen besucht, wo zwey- bis dreymalhunderttausend Pilger dahin zusammenströmten. Das Bild wurde täglich zweymal mit frischem Wasser aus dem Ganges

Digitized by Google

gewaschen, der über tausend Meilen entfernt. Außer 2000 Brahmanen gehörten noch zum Dienste des Tempels 500 Bajaderen, 300 Musikanten und eben so viele Barbiere, um die Pilger, ehe sie den Tempel betraten, zu scheren. Das Licht erhielt derselbe von einer einzigen Lampe, deren Licht von Juwelen zurückgestrahlt ward. Nach Sumenat's Eroberung beschloß Mahmud, den Radscha von Nehrwala Brahmadiw zu züchtigen, welcher dem Dabischlim geholfen. Statt in seiner Hauptstadt Nehrwala schloß er sich in dem vierzig Parasangen von Sumenat entfernten Schlosse Gendala ein, woraus er vertrieben ward. Mahmud marschirte nach Nehrwala, von dessen Klima und schöner Lage er so entzückt ward, daß er den Gedanken hatte hier zu bleiben, und seinem Sohne Mesud die Statthalterschaft von Ghasna zu übertragen; endlich aber entschloß er sich doch zur Rückkehr nach Ghasna. Als seinen Statthalter ließ er den weisen Dabischlim, einen Fürsten der Familie der Radscha's, deren einer in den sogenannten Fabeln Bidpai's figurirt, und nahm einen andern Prinzen derselben Familie und desselben Namens mit sich, weil er ein Nebenbuhler um den Thron. Dabischlim der Weise, der aber diesen Namen nicht verdient, wenn die folgende Anecdote wahr, soll Mahmud um seines Verwandten Auslieferung gebeten, dafür doppelten Tribut versprochen, und von Mahmud die Gewährung seines Begehrens erhalten haben. Der unglückliche Prinz sollte nach dem Reichsbrauche indischer Könige in einem unter dem Throne gebauten Gewölbe für seine Lebenszeit eingekerkert werden. Als derselbe schon im Anzuge, schlief der sogenannte weise Dabischlim in freyem Felde, die Augen mit einem rothen Shawl bedeckt; ein Geyer, der den rothen Flor für rothes Fleisch hielt, stürzte aus der Luft, und hackte dem Könige die Augen aus, der blind, und also nach indischen Gesetzen nun zur Regierung unfähig. Der ausgelieferte Prinz, welcher mit einem Becken auf dem Kopfe, mit einer Kanne in der Hand den ganzen Weg zu Fuße hergeführt worden, kam in diesem Augenblicke an; mit Freudengeschrey empfangen, setzte er das Becken auf des Blinden Haupt, gab ihm die Kanne in die Hand, und ließ ihn vor sich her zu dem Throne ziehen, den er bestieg, und unter welchem der Vorfahr in das von diesem dem Nachfolger bereitete Gewölbe für lebenslang eingekerkert ward. Hätte er ihm verziehen, so könnte der Geschichtserzähler, welcher die Anecdote selbst nicht bezweifeln sollte, wenigstens bezweifeln, welcher von Beyden der Weise gewesen.

Nach dritthalbjähriger Abwesenheit kehrte Mahmud triumphirend nach Ghasna, aber nicht ohne große Schwierigkeiten des Marsches durch die Wüste zurück. Drey Tage und Nächte lang

Digitized by Google

ward das Heer in der Wüste von Sind durch einen Wegweiser irre geführt, so daß Viele des Heeres, aus Durst rasend, den Geist aufgaben. Mahmud, Verrätherey des Wegweisers ahnend, erpreßte ihm durch die Folter das Geständniß, daß er einer der Priester von Sumenat, welcher auf diese Weise die gestürzten Altäre seiner Götter zu rächen gesucht; er ward hingerichtet. Mahmud warf sich zur Erde, und flehte um göttlichen Beystand; da flammte ein Nordlicht auf, und Mahmud, sich nach demselben gegen Norden richtend, fand sich am Morgen glücklicher Weise am Ufer eines Sees [1]). Er sandte den Bericht seiner Siege an den Chalifen von Bagdad, der ihm in seinem Glückwünschungsschreiben den neuen Titel: Zuflucht des Reiches und der Religion, seinem Sohne, dem Emir Mesud, den Titel: Flamme [2]) des Hofes und Schönheit des Glaubens, dem Emire Mohammed den Titel: Majestät des Hofes und Schönheit des Volkes, und dem zweitgebornen Sohne Emir Jusuf den Titel: Arm des Glückes und volksbegünstigt, ertheilte; zugleich versicherte er dem Sultan im Voraus die Bestätigung der Herrschaft auf dem Haupte dessen, dem er sie in seinem letzten Willen übertragen werde [3]). Noch zu Ende desselben Jahres, in dessen Hälfte Mahmud von seinem zweymalsiebenten indischen Feldzuge zurückgekehrt war, zog er zum funfzehnten Male nach Indien wider die Dscheten (aller Wahrscheinlichkeit nach Abkömmlinge der Geten), welche das Heer auf seinem Zuge nach Sumenat belästigt hatten; sie wohnten längs des Flußgebietes des Pentschab. Zu Multan angelangt, ließ er 1400 Boote jedes mit 6 eisernen Spitzen bewaffnen, um die Dscheten, welche geschickte Flußräuber, vom Besteigen des Bordes abzuwehren. In jedem Boote waren 20 Bogenschützen und 5 Naftafeuerwerfer, um die feindliche Flotte in Brand zu stecken. Die Dscheten erwarteten die Macht des Sultans mit 4000, Andere sagen mit 8000 Booten, aber die des Sultans enterten mittels der Spitzen, warfen Naftafeuer in die feindliche Flotte, welche theils verbrannt, theils versenkt, theils zerstreut ward. Mahmud kehrte von diesem Feldzuge, der sein letzter indischer, im Triumphe nach Ghasna zurück, versetzte

[1]) Firischte bey Briggs p. 78.

[2]) Kehef und Schihab übersetzt Briggs irrig als Guardian und lustre, Wilken richtig als Asylum und flamma; Moejdedolmillet heißt der Volksbegünstigte, und weder Establisher of empires, wie Briggs, noch confirmator religionis, wie Wilken übersetzt. Uebrigens muß Schihab, nicht Scheiheb, gelesen werden.

[3]) Firischte bey Briggs p. 81.

den Statthalter von Tus, Arslan Dschasib, nach Badwerd, um die Türken zu züchtigen, welche über den Orus gesetzt hatten, aber, zu verschiedenen Malen geschlagen, rief Arslan des Sultans eigene Gegenwart an; er kam und schlug den Feind. Indessen hatten Andere seiner Feldherren das persische Irak erobert, wohin er sich nun in Person begab, alle Schätze der Dynastie Buje dem seinigen einverleibte, und seinen Sohn Mesud als Statthalter von Rei und Jßfahan einsetzte. Mahmud kränkelte nun zwey Jahre, und starb nach Einigen am Abweichen, nach Andern am Sand und Stein [1]) zu Ghasna im drey und sechzigsten Jahre seines Alters, wie der Prophet, nach einer Regierung von drey und dreyßig [2]). Zwey Tage vor seinem Tode ließ er alles Gold und alle Edelsteine seines Schatzes vor sich ausstellen, weinte bitter als er dieselben sah, und ließ sie wieder in den Schatz zurückbringen, ohne Jemanden davon ein Geschenk gemacht zu haben, was seinem Geize zugeschrieben ward; am folgenden Tage ließ er sein Heer, seine Pferde, Kamehle, Elephanten und Keiegswagen vor sich aufziehen, und kehrte noch tiefer betrübt in seinen Pallast zurück. Eines Tages fragte er seinen Wesir Meimendi, wie viel Schätze die Dynastie des Hauses Saman aufgehäuft? Meimendi antwortete, daß sie allein an Edelsteinen das Gewicht von sieben Rotl besaßen. »Dank sey Gott,« rief Mahmud aus, »der mir deren hundert verliehen« [3]). Kurze Zeit vor seinem Tode hatte er einen reichen Mann von Nischabur, welcher des Unglaubens angeklagt war, vor sich gefordert. »Ich bin,« sagte der Mann von Nischabur, »weder ein Ungläubiger, noch ein Götzendiener, aber ich besitze Reichthümer; nimm dieselben, aber sey nicht doppelt ungerecht, indem du mich zugleich meines namhaften Gutes und meines guten Namens beraubst.« Mahmud zog die Güter desselben ein, ließ ihm aber ein Zeugniß über die Reinigkeit seiner religiösen Grundsätze ausstellen. Dieß mochte er mit so leichterem Gewissen thun, als er selbst die Strafen der Hölle und ein künftiges Leben bezweifelte. Doch schwanden diese Zweifel vor einem Traum, in welchem ihm der Prophet erschien, und ihm in beyden Welten Glück gewünscht.

---

[1]) Am 23. Rebiulachir 421 (30. April 1030), der ein Freytag, nicht Donnerstag, wie Mirchuand sagt, nach Ibn Haider und Anderen am 11. Ssaafer 421 (18. Februar), der aber ein Mittwoch und kein Freytag war.

[2]) Nicht 35, wie Briggs sagt, denn er bestieg den Thron i. J. 388 (Munedschimbaschi).

[3]) Briggs p. 85.

Digitized by Google

Sultan Mahmud war von mittlerer Statur und wohlgebaut, aber von häßlichem, stark durch Pockennarben zerrissenem Gesichte. Eines Tages besah er sich im Spiegel, und, denselben traurig aus der Hand legend, sagte er zu seinem Wesir: »Ist's nicht traurig, daß mein Gesicht, welches die Welt erleuchten soll, vielmehr alle, die es ansehen, zurückstoßen muß?« Der Wesir antwortete: »Liebe das Gold nicht, so wird der Glanz desselben dich in Aller Augen vergolden« [1]). Gold war die große Lockspeise seiner Eroberungssucht, die sich daher natürlich nach Indien wandte. Das Glück, das ihn so sehr begünstigte, scheint seine Regierung durch ein Wahrzeichen als eine goldene verkündet zu haben, denn im ersten Monat seiner Regierung ward eine Goldader in Sistan entdeckt, welche einen Baum vorstellte, und, fünf Ellen tief, die ganze Regierung Mahmud's hindurch Gold gab, bis sie kurz vor seinem Tode versiegte [2]). Wie dieses Wahrzeichen durch Mahmud's Goldgier und seine aufgehäuften Schätze, so ging der Traum, welchen sein Vater Sebuktekin kurz vor seiner Geburt geträumt, durch Mahmud's Gerechtigkeitsliebe in Erfüllung. Sebuktekin hatte geträumt, daß aus dem Feuerherde seines Hauses ein mächtiger Baum sprosse, dessen Aeste, die Welt überschattend, die ganze Schöpfung vor Stürmen sicherten. Diesen Traum wiederholt die osmanische Geschichte, stattet denselben aber noch viel herrlicher aus im Traume Osman's im Hause Edebali's, aus dessen Brust der Vollmond aufstieg, und, zu Osman sich neigend, in dessen Busen barg, worauf aus seinen Lenden ein weltüberschattender Baum emporwuchs [3]). Die osmanische Sage schreibt auch auf die Rechnung der Gerechtigkeitsliebe Sultan Mahmud's II. die Anecdote, welche persische Geschichten von der Sultan Mahmud's erzählen, daß er nämlich, von einem Manne zum Schutze seines vom Neffen des Sultans entehrten Harems aufgerufen, sich in der Nacht in das Haus des Gekränkten begeben, den Schuldigen mit dem Weibe im Bette gefunden, und mit verhülltem Kopfe den Ehebrecher getödtet habe, um nicht durch den Anblick des von ihm vielgeliebten Neffen in der Vollziehung dieser Handlung strenger Gerechtigkeit gestört zu werden [4]). Dasselbe wiederholt die osmanische Ge-

[1]) Im Sammler der Erzählungen die 807te, weit lakonischer und besser als bey Dow, wo es heißt: Der Wesir antwortete: »Es ist nicht einer von Zehntausend, der eines Blicks von E. M. gewürdigt worden, über welchen sich nicht alle Ihre Tugenden ausbreiten sollten.«

[2]) Briggs p. 33; Dow's deutsche Uebersetzung S. 63.

[3]) Geschichte des osman. Reichs I. S. 49.

[4]) Firischte bey Briggs p. 86.

schichte, aber ohne allen historischen Grund, von dem Tode Mustafa's, des Sohnes Mohammed's II., welchen sein Vater aus gleichem Anlasse auf gleiche Weise hingerichtet haben soll [1]). Von dreyßig Anecdoten, welche der Sammler der Erzählungen von S. Mahmud aufbewahrt, sind die meisten Belege seiner großen Gerechtigkeitsliebe und strengen Kriegszucht. Soldaten, welche etwas genommen und sich verklagt zu werden fürchteten, gaben lieber das Zehnfache [2]), oder aus Furcht vor des Sultans Grimm den Geist auf [3]). Die Sage erzählt, daß Mahmud nach seinem Tode einem Scheich im Traume erschienen sey, seine ganze Gestalt in Graus und Moder zerflossen, nur seine Augen leuchtend wie Fackeln unter Ruinen; der Scheich habe ihn gefragt, warum denn die Augen allein der Verwesung widerständen, und Mahmud habe ihm erklärt: weil er mit denselben über der Rechtspflege und der Völker Wohlfahrt gewacht [4]). Mahmud wachte aber nicht nur über die Handhabung der Gerechtigkeit, sondern hatte auch in Allem, was seine Herrscherrechte betraf, die Augen offen. Da er gehört, daß Altuntasch, sein Statthalter in Transoxana, viele türkische Sclaven kaufte (die große Anzahl derselben konnte den Statthalter zu mächtig machen), ließ er ihm durch einen Brief vorstellen, daß es dem Herrn von Turkistan, dem Schwager Mahmud's, unangenehm seyn dürfte, so viele seiner Unterthanen zu Sclaven gemacht zu sehen. Der Statthalter verstand den feinen Wink, und fügte sich demselben [5]). Sein Bruder Nasr hatte einen Inder, der ihn bestohlen, geißeln lassen. Mahmud, über diesen Eingriff in sein Souveränitätsrecht der Strafe aufgebracht, befahl, daß die Heermusik, welche fünfmal des Tages vor seinem Pallaste spielte, vor dem des Bruders spielen solle (was ein Herrscherrecht), weil sich der Bruder dergleichen herausnahm [6]). Auf die Anforderung eines seiner Wesire, daß er die Anweisung einer verschenkten Summe Geldes in der gewöhnlichen Form begründen möge, antwortete er: »Der größte Genuß der Macht bestehe darin, nach Willkür großmüthig seyn zu können, ohne Jemanden davon Rechenschaft

[1]) Die Grundlosigkeit der Angabe dargethan in der osm. Geschichte I. S. 561; Erläuterung zur S. 130; im Sammler der Geschichten die 1021te, vom Sohne statt vom Neffen erzählend.

[2]) Im Sammler der Erzählungen die 308te.

[3]) Ebenda die 309te.

[4]) Aus dem Nigaristan Kemalpaschasade's in den Fundgruben des Orients II. S. 107.

[5]) Im Sammler der Erzählungen die 868ste.

[6]) Ebenda die 289ste und wieder die 1178ste.

Digitized by Google

geben zu dürfen« [1]). Einem ſeiner Kämmerer, welcher ſeine Gemahlin, eine Verwandte des Schahs von Chuareſm, mit drey Fauſtſchlägen mißhandelt hatte, ließ er hundert Peitſchenhiebe geben, und wandte dadurch den Zorn des Schahs von Chuareſm in voraus ab [2]). Er ehrte hohen Sinn, beſonders in Frauen. Als die Gemahlin Fachreddewlet's des Bujiden nach dem Tode ihres Gemahls von Mahmud die Weiſung erhielt, das Kanzelgebet auf ſeinen Namen verrichten zu laſſen, wenn ſie nicht Land und Volk verlieren wolle, antwortete ſie dem Geſandten: »Sage dem Sultan, dieß hätte ich bey meines Gemahls Lebzeiten fürchten können, aber nicht jetzt, wo es ihm unrühmlich wäre, wider ein Weib zu Felde zu ziehen.« Mahmud ließ ſie in Ruhe [3]).

Mahmud war noch ein Jüngling, als er in einem ſeiner Schönheit willen bewunderten neu angelegten Garten ſeines Vaters Sebuktekin von dieſem die Lehre erhielt: »Solchen Garten kann jeder der Unterthanen anlegen, Herrſchern zieme es, ſolche Gärten zu pflanzen, die kein Anderer anlegen könne, durch Bewäſſerung der Wiſſenſchaften mit dem Waſſer der Huld, durch Pflege großer Männer, deren Früchte der Nachwelt ein Genuß für immer« [4]). Mahmud beherzigte dieſe Lehre, und den Glanz ſeiner Regierung haben nicht nur ſeine indiſchen Feldzüge, ſondern auch große Weſire, Scheiche, Gelehrte, vor allem aber Dichter verherrlicht. Ihm zunächſt ſtand ſein Günſtling Ajaſ, deſſen Name in allen perſiſchen Gedichten im unzertrennbaren Geleite Mahmud's, als ob zwiſchen ihnen das innigſte Verhältniß der Liebe beſtanden hätte, aber keiner ſchändlichen, wogegen ſchon der Umſtand günſtig zeigt, daß Mahmud, in die Schweſter von Ajaſ verliebt, aus Furcht, eine Mißheirat zu thun, ſich lange nicht mit ihr vermählen wollte, und dazu erſt durch den Rath ſeines Emirs Ebu Naßr Kenan beſtimmt ward, welcher ihm die Lebensgeſchichten der größten Könige und Helden der altperſiſchen Geſchichte als Beyſpiel anführte, wie Ruſtem an

---

[1]) Im Sammler der Erzählungen die 319te.

[2]) Eben da die 228ſte. Andere Anecdoten, welche Mahmud betreffen, im Sammler der Erzählungen; ſo die 394ſte über ſeine Rückkehr von Sumenat durch die Wüſte, die 391ſte über Chalef's Tod, die 494ſte über Tſcheipal, die 954ſte über Jleb's Einfälle, die 1079ſte von einem närriſchen Statthalter, die 195ſte, die 455ſte von Räubern u. ſ. f.

[3]) Ebenda die 1136ſte.

[4]) Der Sammler der Erzählungen hat dieſe zweymal, unter Nr. 213 und 767, und eine dritte unter 380 von einem von Mahmud ſelbſt angelegten Garten, der ihm aber keine Freude gemacht, weil er der Frohnarbeiten, welche derſelbe gekoſtet, gedacht.

Digitized by Google

der Gränze Irans und Turans sich in Temine, die Mutter Sohrab's, verliebte, wie Kobad auf seinem Feldzuge nach Turkistan die Tochter eines Bauers ehlichte, aus welcher Nuschirwan der Gerechte geboren ward, wie Behramgur, der ritterlichste der persischen Kaiser, die Tochter eines Walkers heiratete [1]). Der Wesire der drey und dreyßigjährigen Regierung S. Mahmud's waren nur drey, Ebul-abbas Fadhl [2]) Ahmed el-Isferaini, dann Ahmed B. Hasan Meimendi und Hosnek Mekaul [3]). Der zweyte, ehemals der Secretär Fail's, war nach dessen Tode in die Dienste Sebuktekin's übergegangen, und ward nach zwey Jahren Wesir Mahmud's. Des Arabischen unkundig, aber ein vollkommener Geschäftsmann, führte er die Geschäfte in persischer Sprache, bis unter seinem Nachfolger Ahmed Meimendi die persische die herrschende ward; sein Sohn und seine Tochter aber zeichneten sich so in den arabischen als Ueberlieferungswissenschaften als Gelehrte aus. Er verlor seine Stelle eines schönen Knaben willen, welchen er dem Sultan vorenthaltend, für sich allein behalten wollte [4]). Ihm folgte Ahmed, der Sohn Hasan Meimendi's, der Schulgenosse Mahmud's. Sein Vater war unter Sebuktekin Steuereinnehmer zu Bost gewesen, von Sebuktekin aber wegen Veruntreuung gehängt worden. Ahmed schrieb eine außerordentlich schöne Hand, und war auch durch seine andern Eigenschaften dem Sultan so angenehm, daß er ihm erst das Amt eines Staatssecretärs [5]), dann das des obersten Kammerpräsidenten [6]), endlich die Wesirschaft verlieh. Achtzehn Jahre lang verwaltete er die Wesirschaft mit dem höchsten Glanze und Erfolge, bis er, durch Verläumder verschwärzt, abgesetzt, und in einem Schlosse an der indischen Gränze mehrere Jahre lang im Gefängnisse gehalten ward, woraus ihn erst der Tod Mahmud's befreyte. Sein schönster Ruhm ist die Gönnerschaft für Firdewsi, welcher, weil er es mit Asaf, dem Günstlinge, verdorben, von diesem als Freygeist beym Sultan verläumdet, verungnadet worden war. Als Mahmud bald nach dem Feldzuge von Kanudsch ein Schreiben an den Radscha von Dehli erlassen, und sich an Ahmed Meimendi mit der Frage

[1]) Im Sammler der Erzählungen die 923ste.

[2]) Fadhl ist nicht Fuzeel, wie bey Briggs p. 88.

[3]) Nicht Husein, wie bey Briggs p. 89.

[4]) Chwandemir's Geschichte der Wesire; in Briggs p. 88: »an object on whom Mahmood had fixed his affection.«

[5]) Diwani Inscha wo Resail.

[6]) Mestufil-memalik.

gewendet, was zu thun, wenn die Antwort nicht günstig ausfalle, antwortete ihm dieser mit dem Verse des Schahname:

»Wenn wider Wunsch die Antwort wird zu Theile,
»Dann laß, Efrasiab, das Schlachtfeld und die Keule.«

Dieser Vers brachte dem Sultan den vergessenen Sänger des Schahname wieder ins Gedächtniß; er fragte, wie es ihm gehe? Ahmed Meimendi antwortete, daß er alt und verborgen in seiner Vaterstadt Tus lebe. Mahmud ließ zwölf Pferde mit Indigo beladen, und sandte sie dem Dichter als Geschenk; doch als das Geschenk eben bey einem Thore der Stadt einzog, zog der Leichenzug Firdewsi's beym andern hinaus. Die Schwester Firdewsi's sandte die Geschenke mit edlem Stolze mit der Botschaft zurück, daß sie derselben nicht bedürfe. S. Mahmud hatte dem Firdewsi das persische Heldenepos aufgetragen, von welchem vor ihm der Dichter Dakiki tausend Verse verfaßt hatte. Mahmud trug ihm die Beschreibung des Krieges zwischen Rustem und Isfendiar auf, und war damit so zufrieden, daß er ihm die Vollendung des ganzen Schahname auftrug, und ihm für jedes Distichon ein Goldstück versprach. Wills Gott! sagte Firdewsi, und auf Mahmud's Befehl, daß er einen Vers zu seinem Lobe sagen solle, antwortete er aus dem Stegreif:

Das Kind, das an der Brust die Mutter tragt,
Sobald es spricht: Mahmud, zum ersten sagt.

Mahmud wies ihm alsogleich Wohnung und Unterhalt an. Vier Jahre arbeitete er zu Ghasna, vier zu Tus, worauf er dem Sultan vier Gesänge des Schahname darbrachte, die gnädig aufgenommen wurden; als aber das Ganze vollendet ward, sandte ihm Mahmud statt der 60,000 Goldstücke so viele Silberstücke. Firdewsi befand sich im Bade, als er dieselben erhielt; entrüstet über das Honorar, vertheilte er es auf der Stelle, indem er ein Drittel dem Inhaber des Bades, ein Drittel dem Sorbetverkäufer, ein Drittel dem Ueberbringer schenkte, und dann wider Mahmud seine berühmte Satyre schrieb *).

Außer Firdewsi haben noch andere acht persische Dichter erster Größe die Regierung S. Mahmud's verherrlicht, welche zusammen die dreymal drey, die türkische heilige Zahl. Anßari besang die Liebe Wamik und Asra's, den ältesten Stoff des persischen romantischen Epos, und die Thaten Mahmud's, welcher ihm das Hofamt des Dichterkönigs übertrug. Sein Schüler war

*) In der Geschichte der persischen Redekünste S. 53; sie beginnt mit dem Verse:

Sultan Mahmud, der landerobernd droht,
Wenn du mich fürchtest nicht, so fürchte Gott.

Digitized by Google

Ferruchi, Lobredner des Statthalters von Balch, zu dessen Lob er seine berühmte Brandmalkaßidet sang zur Feyer des Lustlagers, das alle Jahre in Persien im Frühling Statt hat, wo den noch nicht gemaalten Pferden und Mäulern das Zeichen ihrer Besitzer eingebrannt wird. Esedi, der Meister Firdewsi's, vollendete nach dessen Tode das Schahname mit ein Paar tausend Distichen, so wie Dakiki demselben mit ein Paar tausend Distichen vorgearbeitet hatte. Asairi aus Rei erhielt für eine zum Lobe S. Mahmud's gedichtete Kaßidet sieben Beutel mit vierzehntausend Silberstücken gefüllt. Asdschedi, auch ein Lobdichter S. Mahmud's, war mit Anßari und Ferruchi der dritte in Gesellschaft beysammen, als Firdewsi der Pächter in bäurische Tracht gekleidet erschien, und zu ihrem Erstaunen die drey Reime, womit sie ihn anredeten, mit einem vierten, welcher eine große Kenntniß der alten persischen Geschichte voraussetzte, beantwortete. Der Lehrer Anßari's war Abulferradsch aus Sistan, der Lobredner der Familie Sindschar, welchem nicht nur Anßari, sondern auch Minotschehr Sißad Kelle, d. i. Himmelsangesicht von dreyhundert Schafsköpfen, seine dichterische Bildung verdankte. Den Beynamen hatte er von der Menge der Herden, welche auf seinen Triften weideten; seine berühmteste Kaßidet ist die zum Lobe Anßari's gedichtete der Kerze. Naßir Chosrew aus Ißfahan, der im nächsten Jahre nach Mahmud starb, war nicht nur Dichter, sondern auch Philosoph, von Einigen als Heiliger verehrt, von Andern als Freygeist verdammt. Seine Gedichtesammlung, 30,000 Distichen stark, meistens ethischen und didaktischen Inhalts; außerdem schrieb er das Buch der Aufklärung, die gereihten Perlen des Wahrheitsschatzes und das Buch der Reise, indem er die Früchte seiner vieljährigen Wanderungen in Versen niederlegte. Die Bewohner Kuhistan's nennen ihn bald Seid (Herr), bald Schah (König), bald Sultan (Herrscher) *). Es war ein schöner Flor der Poesie und eine schöne Zeit für die Dichter, denen sie goldene Früchte trug; dem Firdewsi, wenn nicht 60,000 Goldstücke, doch eben so viele Silberstücke, aufs wenigste 20,000 Thaler, was immer ein artiges Honorar für ein Heldengedicht. Der Dichter Rudegi, der am Hofe der Samaniden lebte, machte fürstlichen Aufwand; 200 Knaben traten ihm als Sclaven vor, und 400 Kamehle folgten ihm reich beladen; dem Minotschehr weideten 300 Heerden,

*) Die Geschichte der schönen Redekünste Persiens unter den Artikeln Firdewsi, Dakiki, Esedi, Asairi, Asdschedi, Ferruchi, Abulferradsch, Minotschehr, Naßir Chosrew, Rudegi.

Digitized by Google

und der Dichter Anßari stand als reicher König an der Spitze von 400 Dichtern, welche die Regierung S. Mahmud's verherrlichten. Ihm mußten die Dichter ihre Werke zur Beurtheilung darlegen, ehe dieselben dem Sultan dargebracht wurden, als königlichem Präsidenten dieser Dichterakademie von vierhundert. Nach der aus ihnen genannten heiligen dreymal Drey sey es noch erlaubt, die berühmten Scheiche, Zeitgenossen S. Mahmud's, vorzuführen. Der Scheich Abulkasim Kurkani verweigerte dem Sänger des Schahname die Bestattung auf moslimischem Kirchhofe, weil derselbe die Heldenthaten der Ungläubigen und Gebern gepriesen, und der Prophet gesagt: »Wer sich einem Volke anähnelt, der ist von demselben.« In derselben Nacht erschien ihm Firdewsi in der vollen Glorie des Paradieses, und belehrte den darob Verwunderten, daß ihn Gott des einigen (einzig schönen) Verses wegen ins Paradies aufgenommen, den er zum Preise der Vereinheitung gesagt:

»Das Höchste in der Welt das Tiefste bist Du;
Ich weiß nicht was Du bist; was ist, das bist Du [1]).

Der Scheich Ebu Rihan Mohammed B. Ahmed Biruni der Chuaresmier, der Astronom, verfaßte unter S. Mahmud's Regierung sein Werk: Die Kenntniß der Gestirne [2]), und unter der Regierung von dessen Nachfolger Mesud den Mesudischen Canon [3]); endlich Tadscheddin Ahmed Ibnol-Chatib, d. i. der Sohn des Kanzelredners aus Gendsche, berühmt durch die poetische Controverse mit der schönen Mehesti, die seine Liebe zuerst in geringschätzenden Versen verschmähte [4]). Solche Bäume, wie diese Wesire, Dichter, Scheiche, pflanzte Mahmud, der Lehre seines Vaters eingedenk, in dem Garten der Herrschaft; sie trugen Früchte der Humanität und Kultur, die süßer schmecken als die Wildlinge des Krieges und der Eroberung, und auf ihren Blättern steht der Name Mahmud's als der eines der größten morgenländischen Herrscher seit achthundert Jahren, die seit seinem Tode verflossen, und für künftige Zeiten geschrieben.

Ein künftiger Geschichtschreiber mag zu diesem biographischen Gemälde Mahmud's von Ghasna, des größten und berühmtesten

---

[1]) Güside unter dem Artikel Abulkasim Kurkani.

[2]) Kitabet-tendschim.

[3]) Güside unter dem Artikel seines Namens verfaßte das erste Werk im J. 421 (1030).

[4]) Die Verse im Güside, aber der sotadischen Replik wegen hier unübersetzbar.

Digitized by Google

aller moslimischen Herrscher dieses Namens und des ersten, welcher den Titel Sultan annahm, den lebensbeschreibenden Umriß des letzten Sultans Mahmud, nämlich des jetzt regierenden türkischen Kaisers, als Gegenstück in einem historischen Gemäldesaale aufhängen; Recensent fühlt sich als Zeitgenosse eben so wenig hiezu berufen, als zu einem historischen Gemälde der Regierung Feth Ali Schahs und der neuesten Geschichte Persiens, wiewohl nicht nur in den beyden vorliegenden Werken von Sir Harford Jones, sondern hauptsächlich in dem von Feth Ali Schah S. M. weiland Kaiser Franz durch den Botschafter Mirsa Abul Hasan zum Geschenke geschickten und auf der kaiserl. Hofbibliothek befindlichen Schehinschahname (das Buch des Königs der Könige) *) reichliche Quellen strömen. Die vorliegende Arbeit von Sir Harford ist eine doppelte: der erste Theil seines Werkes enthält die Uebersetzung einer persischen Geschichte der Kadscharen, welcher eine 187 Seiten starke Uebersicht der ältesten, mittleren und neuesten Geschichte Persiens vorausgeschickt ist; der zweyte Theil hingegen die Geschichte seiner Sendung nach Persien, welcher eine Geschichte der Wehhabi als Anhang folgt; die letzte, welche wenig mehr Neues enthält, als die i. J. 1810 zu Paris erschienene Histoire des Wahhabis, liegt außer dem unmittelbaren Bereiche der persischen Geschichte, welche dieser Anzeige Gegenstand ist, desto mehr aber gehört hieher die Uebersicht der ältesten, mittleren und neuesten Geschichte Persiens, die Geschichte der Kadscharen und die der Sendung des Verfassers. Die Uebersicht ist nach Malcolm bearbeitet, mit Zusätzen vom Verfasser als Augenzeuge der Begebenheiten der jüngsten Zeit. Die Handschrift der Geschichte der Kadscharen erhielt Sir Harford von seinem Freunde, dem Mirsabi fürg (Großfürsten), dem damaligen Kaimakam Persiens, als die vom Reichshistoriographen verfaßte Reichsgeschichte, ohne den Namen des Verfassers zu nennen; dieselbe ist aber augenscheinlich keine andere, als die später unter dem Titel Meaßiri sultanije, d. i. Herrscherdenkmale, von Ibn Nedschefkuli Abderrefak Seid, deren Inhaltsanzeige im Anzeigeblatte des LIII. Bandes dieser Jahrbücher gegeben worden, nur ist die von S. Harford übersetzte Handschrift darin von der gedruckten Ausgabe verschieden, daß diese bis zum J. 1241 (1825) reicht; während jene schon mit dem J. 1226 (1811) aufhört; auch fehlt in der von S. H. übersetzten Handschrift die (im Anzeigeblatt des LIII. Bandes S. 64. übersetzte) Herstammung der Kadscharen, wodurch das Geschlecht der-

*) Die Kunde und Auszüge aus demselben im Anzeigeblatte des XI., XVII. und XVIII. Bandes dieser Jahrbücher.

Digitized by Google

selben an die Dschelaire und folglich unmittelbar an den Herrscherstamm Dschengischans angeknüpft wird. Diese Geschlechtsableitung scheint wirklich eine neugebackene, und von Nedschefkuli Abderresak zur Begünstigung des uralten Adels der Kadscharen erfundene zu seyn, indem dieser ganze Abschnitt in der von S. H. übersetzten Handschrift fehlt. Weit einfacher und wahrscheinlicher sagt diese gleich Anfangs, daß der edle Stamm der Kadscharen aus Kiptschak stamme, und den in Turkistan herumziehenden Ulusen angehöre, während der Verfasser der Herrscherdenkmale dieselben unmittelbar mit den Seldus, Tanghut und Dschelair, welche alle drey mongolische Stämme, in Verbindung setzt. Da er die Kadscharen, welche ihres Ursprungs Türken sind, nicht zu Persern machen kann, so macht er sie zu Mongolen, weil noch heute, nach sechs Jahrhunderten, das Geschlecht Dschengischans als die Wurzel der größten Herrscher gilt. Diese Mongolisirung der Kadscharen ist ganz und gar ein Seitenstück zu der Verwandlung der Türken der Krim in Tataren, welche gerne mit dem Namen des herrschenden Volkes, aus welchem ihre Fürsten stammten, groß thaten. Wiewohl die Regierungsgeschichte Feth Ali Schahs erst mit dem letzten Jahre des verflossenen Jahrhunderts beginnt, so geht diese Geschichte doch bis ins J. 1193 (1779) zurück, wo Kerim Chan, der großsinnige Beherrscher Persiens aus dem Stamme der Send, am 13. Sefer 1193 (2. März 1779) starb *). Sehr interessant ist, was S. H. in dem historischen Vorberichte über seine Verhältnisse als Kaufmann der englischen Faktorey zu Baßra mit Kerim Chan und dessen Nachfolgern Dschaafer Chan und Lutf Ali Chan erzählt; der letzte wollte durch ihn die beyden berühmten persischen Krondiamanten, deren einer das Lichtmeer und der andere die Mondskrone heißt, verkaufen. Der erste ist derselbe, welchen Tavernier zu Golkonda sah, und dessen Gewicht zu $242^5/_{16}$ Karat angibt. S. H. berechnet den Werth der vierzehn Steine der beyden Armbänder, deren Mittelstück die beyden obgedachten größten Diamanten, nach den Tafeln von Jefferies das Karat zu 1 Pfund 10 Sh., wie folgt:

*) Tuesday the 13th of Safar, der 2. März (Sonntagsbuchstabe C), richtig ein Dinstag, eben so S. 232 Wednesday, the 12th of Rabi-us-sani d. J. 1218 = 20. Julius 1804, richtig ein Mittwoch, nach der Berechnung vom 16. Julius an; abermal zwey Beyspiele mehr für die Richtigkeit dieser in Persien, wie in der Türkey und Arabien gäng und gäben Berechnungsweise der Hidschret; wie lange werden noch die Berliner Chronologen der anerkannten Wahrheit widerstreben?

Digitized by Google

Derjai nur, d. i. das Lichtmeer	296,016
Tadschimah, d. i. die Mondskrone	103,740
Zwölf Tafeldiamanten im Durchschnitte zu 60 Karat, das Karat zu 1 Pfund	518,400
	L. 918,156

Ein größerer Schatz für den Liebhaber der Wissenschaft, als das Lichtmeer und die Mondskrone, ist ganz gewiß die herrliche Bibliothek Lutf Ali Chan's, welche S. H. sah, und deren herrliche Einbände beschreibt; viele in Gold- und Silberplatten in mannigfaltigem Schmelz mit Edelsteinen besetzt, andere mit Blumen bemalt, gefirnist, vergoldet; S. H. erwähnt nur einer einzigen unschätzbaren Handschrift, nämlich des Schahname, welches Mahmud von Ghasna besaß, und mit Randglossen und Varianten versehen, welche Firdewsi selbst angegeben haben mochte. Diese Abschrift, nicht nur die älteste der bekannten, sondern überhaupt die älteste aller, indem sie gleichzeitig mit Firdewsi, kann allein über die Aechtheit des Urtextes des Schahname und die späteren Interpolationen desselben entscheiden. Es ist zu wundern, daß die ostindische Compagnie, welche die Herausgabe des Schahname zu Calcutta begünstigt hat, sich nicht hievon eine Abschrift zu verschaffen bemüht gewesen, und zu hoffen, daß die asiatische Gesellschaft von England durch die diplomatischen Agenten in Persien sich eine solche verschaffen wird. Wiewohl die Uebersetzung treu zu seyn scheint, so wäre es doch zu wünschen, daß der Uebersetzer überall, wie S. CXXI, die Erklärung der fremden Wörter aufgenommen, und dieselben nicht, wie in der Folge geschieht, gänzlich unerklärt gelassen hätte; dort wird Felek (in der Türkey Falaka) als die Maschine erklärt, worin die Füße beym Prügeln auf die Sohle eingezwängt werden; eben da Taknuma (Tauk-nemauh) bogenförmige Wandverzierungen, welche sich zu eigentlichen Gewölben wie Wandsäulen zu Säulen verhalten. Welcher Leser, der nicht Orientalist, versteht den folgenden Satz (S. CXXXIII): he wished, to contend *Soha-like* against the sun of divine mercy; wie soll er, wenn er nicht arabisch kann, wissen, daß Soha das Reiterlein im großen Bären; oder S. 207: he despatched his Ishak Akasy, wie soll der nicht schon mit allen persischen Hofwürden bekannte Leser wissen, daß Ischik Agasi den Ceremonienmeister bedeutet; S. 380 ist der schon oben in Shea's Uebersetzung gerügte Uebersetzungsfehler des fischförmigen statt des mondförmigen Panieres: the Pisciform banner, der indische Gott der Liebe, Kamadiu, hat zwar einen Fisch im Panier, wie auch bey den Griechen die Fische Aphroditen heilig waren; aber

Digitized by Google

auf der Spitze moslimischer Fahnen ist kein Fisch, sondern der Halbmond aufgesteckt, und sie heißen deßhalb Mahpeiker, d. i. mondförmig, was Shea und Sir Harford mit Mahipeiker, d. i. fischförmig, verwechselt haben; eben so unrichtig heißt es S. 227: the curve-backed ancient of the sky (i. e. the sun) broke out into loud exclamations of wonder and praise; der gekrümmte Alte ist nicht die Sonne, sondern der Himmel selbst, dessen Gewölbe den runden Rücken der Welt vorstellt; zur S. 260 Tak Karra (gefehlt statt Tak Kesra), der Dom des Chosroes; statt der nöthigen und an ein Paar Orten versprochenen, aber nirgends befindlichen Noten, welche im Anhange hätten erscheinen sollen, sind nur hie und da einige, ganz überflüssige beygesetzt, so z. B. S. 80 ist zur Stelle: »Dschaafer Chan sank wie die Asche einer verzehrten Kohle zusammen,« bemerkt: This appears a beautiful simile. Dieselbe Bemerkung könnte wohl positiver ausgedrückt, und an mancher anderen Stelle stehen, wie z. B. S. 258: »Die Oberfläche des lazurnen Himmels klärte sich auf wie der Spiegel des Gemüthes in der Brust des Weisen.« Durch Druckfehler, wie es scheint, steht S. 126 das Jahr d. H. 1216, d. i. 1803, statt 1801; S. 155 das J. d. H. 1217 wieder als 1803 statt 1802; S. 165 das J. d. H. 1218 als 1802 statt 1803; S. 411 das J. d. H. 1125 statt 1225 u. s. w. Sehr zu tadeln ist, daß in sehr vielen Fällen die persische Verstümmlung europäischer Namen statt der wahren Schreibweise derselben hingeschrieben worden ist; so z. B. der Fluß Sena statt die Seine, Tameez statt die Themse; besonders ist dieses der Fall bey den russischen Namen, während doch die französischen, wie Jaubert, Jouannin, gleich richtig geschrieben, oder wie Lazar in Lajard und Kiardan in Gardanne berichtigt sind; bey den russischen Benennungen hingegen steht immer Godowich statt Gudovitsch, Bulkuneck statt Polkownik u. s. w., so daß nicht zu errathen, wer denn der General Nibalsin oder der Admiral Shufat. Zizianow, welcher, wie bekannt, vor den Thoren der Stadt Baku meuchlerisch getödtet worden, wird hier immer Ashpukhdar genannt, was nur eine falsche Schreibweise oder Aussprache für Eschdschender, wie derselbe im Schehinschahname genannt wird; die unglaublichste Verstümmlung ist die des Namens Baku in Badkobah. Zizianow's Ermordung wird S. 252 ganz kurz folgendermaßen erzählt: »Im Augenblicke als Eschpekder (Eschdschender, d. i. Zizianow) und Husein Kuli Chan zusammenkamen, tödtete jenen Ibrahimbeg mit der Erlaubniß Husein's, aber ohne des Prinzen Gutheißen, mit einer Musketenkugel.« Im Schehinschahname wird dieser Meuchelmord als eine Heldenthat ausgeschmückt, und der Abschnitt beginnt dort

Digitized by Google

mit einer poetischen Beschreibung der Athletenfigur des Fürsten Zizianow, der als ein gefährlicher Drache geschildert wird, dann heißt es:

Als Baku's Oberster den Drachen sah,
Ward ihm aus Furcht das Herz zertheilt in Stücken,
Er sprach zu Ibrahim: o Löwenherz!
Befreye mich von dieser schlechten Seele.
Wend' deinen Blick von allem anderen ab,
Und sey um deinen Tod nicht zu besorgt;
Vor diesem Drachen hat noch keiner sich gerettet,
Stürz unvorsichtig nicht in seinen Rachen u. s. w.

Merkwürdig ist das sieben und vierzigste Kapitel, wo die zwey Söhne Begidschan's, des Herrn von Transoxana, erscheinen, beyde Tora (was ein Synonym für Jasa, das Gesetzbuch Dschengischan's) beygenannt. Außer der historischen Ausbeute gewährt diese Uebersetzung noch reiche geographische Nachlese zu der im VII. und VIII. Bande dieser Jahrbücher erschienenen, und dann in den Memoires der geographischen Gesellschaft von Paris aufgenommenen geographischen Beschreibung Persiens; bey der Umarbeitung derselben müßte vorzüglich die schätzbare persische Geographie Nuzhetol-kulub, d. i. die Ergötzlichkeit der Herzen, wovon jetzt die kaiserl. Hofbibliothek ein sehr schönes Exemplar aus der Verlassenschaft des Protomedicus Behdschet Efendi besitzt, zu Grunde gelegt werden. Unter die Curiositäten der Kunst- und Literargeschichte gehört das dem Titelblatte vorgebundene Kupfer, welches die höchst verschlungenen Arabesken des Audienzsaales im Pallaste zu Choi vorstellt, und die Uebersetzung der beyden persischen Diplome im Anhange, deren erstes dem Baronet Sir Harford Jones das persische Wappen, nämlich den Sonnenlöwen, im Siegel zu führen erlaubt, das andere die Sendung eines brillantirten Reigerbusches als eine Auszeichnung vor allen anderen Botschaftern begleitet. Wiewohl es zu wünschen, daß den beyden Diplomen, der Authenticität willen, der Text beygefügt worden wäre, so sind wir doch weit mehr von der Verleihung des persischen Reichswappens an den englischen Baronet überzeugt, als von den Bedeutungen, welche durch falsches Ohr oder irrige Aussprache den beyden Namen Howick und Jones im Persischen beygelegt werden. »Es ist merkwürdig,« sagt S. H. (in der Note S. 366), »daß die Beynamen Howick und Jones ohne Vocal geschrieben, das erste im Persischen Wahrheit, Gerechtigkeit, Billigkeit, Gesetz, Geradheit, Festigkeit, Wachsamkeit; das zweyte aber das Haupt einer Gattung bedeutet.« Hier ist mehr als Ein blunder: 1) Wenn diese Wörter auch ohne die Vocale geschrieben würden, so müßten dieselben,

Digitized by Google

wenn es die englischen Beynamen seyn sollten, doch Dschons und Hauwick ausgesprochen werden, und diese Wörter bedeuten im Persischen gar nichts; 2) ist es ganz unmöglich, Howick auf Persisch so wie Hakk zu schreiben, indem wenigstens ein Waw da seyn müßte; 3) hat das arabische Wort Hakk *), welches Gott, Wahrheit und Gerechtigkeit, aber nicht Geradheit, Festigkeit und Wachsamkeit bedeutet, immer ein doppeltes K; endlich 4) heißt Dschins (nicht Dschons) wohl die Gattung (genus), aber keineswegs das Haupt einer Gattung. Diese höchst verunglückte philologische Bemerkung gehört zu den vielen Wunderlichkeiten des Verfassers, von denen der zweyte Theil seines Werkes, nämlich die Geschichte seiner Gesandtschaft nach Persien, eine gute Anzahl enthält. Diese ganze Erzählung ist eine der sonderbarsten, welche je aus dem Munde eines Gesandten gekommen, und beweist am besten, daß die Wahl Lord Melvilles, welcher den Verfasser zum Gesandten nach Persien ausersah, keine glückliche war. In diesem Werke sowohl, als in dem historischen Vorberichte des vorigen, tritt S. H. überall als warmer Vertheidiger der Perser auf, und verbirgt nicht, daß er nicht wohl zu sprechen auf Morier, welcher ihn auf dieser Sendung als Privatsekretär begleitete, und seitdem in seiner Novellentrilogie (die beyden Hadschi Baba und Sohrab) von persischen Sitten und Charakter mit so vielem Witze und so guter Laune ein treffliches Gemälde gegeben. Indessen ist diese Erzählung zugleich Reisebeschreibung, und als solche nicht ohne Interesse, indem sie manches Neue enthält, das sich in den neuesten über Persien in Europa erschienenen Reisebeschreibungen nicht findet; so z. B. S. 105 die Sitte des oftmaligen Kleiderwechsels der Frauen, um den Luxus ihrer Garderoben zur Schau zu stellen; eine dieser persischen Damen wechselte bey einem Feste zwanzigmal die Kleider, von denen je eines reicher als das andere; dieß stimmt mit dem überein, was ältere Reisebeschreiber, wie Rubruquis und Plan Carpin von dem Kleider- und Farbenwechsel bey den Thronbesteigungsfesten der Mongolen erzählen. Das persische Sprichwort (S. 117): Das Feuer lügt nicht, stimmt ganz mit dem Schrifttexte (Jeremias XXIII. 29): Ist mein Wort nicht wie Feuer! spricht der Herr, überein. Bisher haben die Perser für die Franzosen des

*) حق sieht doch ganz anders aus als هوایق, wie der Name Howick geschrieben werden muß, wie könnte denn ohne Waw Au gelesen werden?

Ostens gegolten, aber S. H. stellt sie durch die folgende, aus seinem Tagebuche gezogene Parallele den Irländern an die Seite:

Die Irländer sind ein sehr artiges Volk — so die Perser;
Die Irländer haben dichterische Anlagen — so die Perser;
Die Irländer betrinken sich gern — so die Perser;
Die Irländer zanken bey ihren Trinkgelagen — so die Perser;
Die Irländer gefallen sich in Raufhändeln — so die Perser;
Die Irländer sind sehr verliebter Natur — so die Perser;
Die Irländer sind sehr gastfrey — so die Perser;
Die Irländer antworten fertig aus dem Stegreif — so die Perser;
Die Irländer spielen das Hackbret (Dulcimen) — so die Perser;
Die Irländer halten eine Art Todtenklage — so die Perser.

Aus der Uebereinstimmung persischer Localitäten und Sitten (S. 174) schließt S. H., daß der Verfasser der Tausend und Einen Nacht ein Perser oder ein Araber, der lange in Persien geweilet, gewesen seyn müsse; er würde diese Uebereinstimmung aber noch weit auffallender in Aegypten angetroffen haben, indem das Colorit der Tausend und Einen Nacht am meisten den Sitten Aegyptens unter den Mamluken zur Zeit der Kreuzzüge zusagt. Das Geschenk, das S. H. Jones von Seite des Königs von England dem Schah von Persien brachte, bestand aus einem auf 25,000 Pfund Sterling geschätzten Diamanten, einer goldenen mit Schmelz verzierten Dose, worauf das Porträt des Königs mit Diamanten umgeben, einem kleinen Kästchen aus Ebenholz, worauf die Schlacht von Trafalgar in Elfenbein geschnitten. Der persische Premierminister Mirsa Schefii sog, so oft ihm etwas in die Quere kam, Orangen aus, und wiederholte in einem fort das persische Sprichwort: »Der Esel ward geboren, der Esel hat gelebt, der Esel ist gestorben.« S. H. entgegnete dieses Sprichwort mit einem andern, nämlich: »Eine große Trommel macht großen Lärm, hat aber nichts im Bauch.« S. 209 wundert sich S. H. mit einem englischen Verse darüber, daß sein vormaliger Privatsekretär, Hr. Morier, auf einmal englischer Minister geworden, und er selbst schon dreyßig Jahre außer Dienst. S. 232 Beschreibung eines englischen Wettrennens und S. 237 die des Lagers des Schahs; die königlichen Zelte befinden sich immer am Ende des Lagers, und sind mit Wänden mit rothem Kanavas umspannt, welche Chanat oder Perde heißen; auf jeder Seite dieser Perde sind Zelte für die Offiziere der Leibwache, innerhalb des ersten Vierecks der Chanat; etwa zweyhundert Klafter vom Eingange ist ein großes Zelt aufgeschlagen, welches das Diwanchane oder der Audienzsaal, von drey mächtigen Pfeilern, an deren Ende große ver-

Digitized by Google

goldete Kugeln, getragen; einige von des Königs Zelten ſollen dreyßig- bis vierzigtauſend Pfund St. gekoſtet haben; hinter dem Diwanchane ſind andere Kanavaswände, welche das zweyte Viereck, Miane, d. i. das mittlere, genannt, bilden, und hinter denſelben endlich das Chalwet, d. i. das innerſte Gemach, wo die Frauen und kleinen Prinzen vom Geblüt.

Die Beſchreibungen der Audienzen ſind ſehr umſtändlich, und S. H. bemerkt, daß die Beſchreibung des Anzuges des Darius, wie dieſelbe Rollin nach Arrian und Quintus Curtius beſchreibt, ganz auf den Anzug des Schahes paſſe, welchen derſelbe am Tage des Empfanges der Geſandtſchaft zu Sultanije trug. Ein perſiſches Mittagseſſen (Tſchaſt) beſteht nur aus Brot, Früchten, Käſe, Butter, Brunnkreſſe, kleinen Zwiebeln und einer Schüſſel gedünſteten Bratens; das gewöhnliche Getränke bey Tiſch iſt das Palude, eine Art von Scherbet, in welchem kleine Kügelchen Zuckerwerks von auserleſenem Geſchmacke ſchwimmen, das Ganze durch ein großes Stück Eis abgekühlt, das inmitten des Napfes fluthet. Die Beſchreibung einer der Geſandtſchaft gegebenen großen Treibjagd iſt der einer ſchottländiſchen ſo ähnlich, daß S. H. in der Note (S. 340) ſelbſt die Furcht ausdrückt, man möge glauben, dieſe Beſchreibung ſey ein Plagiat aus Waverley; die Jagd dauerte drey bis vier Stunden, und 160 Rehböcke wurden getödtet. Die Beſchreibung der Kronjuwelen, welche dem Verfaſſer gezeigt worden, iſt wohl die verläßlichſte, da kein anderer Reiſender dieſes Vortheils genoß, und S. H. das Auge des Kenners mitbrachte; er ſchätzt ihren Werth auf funfzehn Millionen Pfund Sterling. S. H. glaubte im Garten Alaeddin's, des Inhabers der Zauberlampe, aus der Tauſend und Einen Nacht zu ſeyn; da er in der Note (S. 385) die darauf ſich beziehende Stelle aus der Tauſend und Einen Nacht anführt, ſo hätte er wenigſtens als Kenner von Juwelen und des Perſiſchen nicht ruby, called *Bahais* nachſchreiben ſollen, was nichts anderes, als der rubis balais, der balascio der Italiener, und nur eine Verſtümmlung des Wortes Bedachſchi, weil die berühmteſten dieſer Rubinengruben zu Bedachſchan. Eben ſo ſoll S. 393 das Wort shahr Scheri heißen, d. i. das Geſetz, im Gegenſatze mit Urf, der Willkür. Was die perſiſchen Landſchaftsſcenen betrifft, ſo geſteht S. H., trotz ſeiner Vorliebe für alles Perſiſche, daß der überall fühlbare Mangel von Holz und Waſſer den Eindruck der ſchönſten Anſichten gar ſehr mindere, und daß Kleinaſien unendlich ſchönere und mannigfaltigere Landſchaftsſcenen darbiete, als Perſien. Ueber die Einkünfte geſteht S. H. nichts Beſtimmtes angeben zu können, als daß die Einnahme alljährlich die Ausgabe überſchreitet,

Digitized by Google

was wohl nicht anders seyn kann, weil sonst der Schah die Schätze nicht gesammelt haben könnte, deren größter Theil in den russischen Staatsschatz floß. S. 408 kömmt das Gesetz als Shehr statt als Scheri vor, während jenes nur eine Stadt bedeutet. Schehrollah heißt Stadt Gottes und nicht das Gesetz Gottes. Die Lebensweise Feth Ali Schahs und seine Zeiteintheilung sind S. 417 u. folg. beschrieben. Er stand vor Sonnenaufgang zum Morgengebete auf, vor dem er wahrscheinlich ein warmes Bad nahm; nach dem Morgengebet empfing er seine Frauen und Kinder, was für ihn kein angenehmer Zeitvertreib, da es gewöhnlich so viele Klagen anzuhören, so viele Eifersuchtsscenen auszugleichen, so viele Ansprüche auf Blumen, Juwelen u. dgl. zu befriedigen gab; wenn die Frauen nicht gar zu zänkisch waren, wurde das Frühstück (Nascht e) im selben Gemache, wo sie empfangen worden, sonst aber in einem kleinen Zimmer aufgetragen, wo die Minister vor dem Diwan aufwarteten; um acht Uhr im Sommer und um neun Uhr im Winter hatten die Minister Privataudienzen, um eilf Uhr begab er sich in den Diwanssaal, wo er auf dem Throne oder in der oberen Ecke des Saales Platz nahm; der Wesir (Mirsa Schefii) stand, abgesondert von den anderen Ministern, zunächst an dem Schah, und zunächst an dem Wesir sein Kaimakam, d. i. Stellvertreter, Mirsabüfürg (Großfürst); alle in der Hauptstadt befindlichen Statthalter der Provinzen und alle großen Beamten erschienen im Diwan; die Gesetzgelehrten aber nur am Freytag, wo der Mollabaschi und der Scheichulislam (nicht Shaikus-Salam) *) allein des Vorrechtes, in Gegenwart des Schahs zu sitzen, genossen. Seine Söhne standen ihm zur Seite. Der Diwan dauerte nur eine halbe Stunde; um zwölf Uhr ward das Mittagsessen (Tschaft) aufgetragen, welchem die Prinzen stehend beywohnten; hierauf zog sich der Schah zur Mittagsruhe zurück, von der er beym Nachmittagsgebet aufstand; ganz irrig heißt es hier: from which he rises to the evening prayer; wenn dieses wahr wäre, müßte der Schah täglich von Mittag bis zu Sonnenuntergang Sieste gehalten, und darüber das dritte der fünf täglichen Gebete, nämlich das Nachmittagsgebet, verschlafen haben. Gleich nach dem Nachmittagsgebete erschien der Schah in einem der Säle, um den Privatdiwan (Diwani Chaß) zu halten; so genannt im Gegensatze des Morgendiwans, welcher Diwani uam, d. i. der allgemeine Diwan, hieß; der

*) Scheichul-islam heißt der Scheich des Islams und Scheiches-selam heißt der Scheich des Heiles.

Nachmittagsdiwan ward manchmal auf dem Balkon gehalten, wann die Truppen zur Heerschau (Surgun nicht sogoon) aufzogen. Nach dem Abendgebete (das im Text hier zum zweyten Male vorkömmt) erschien der Schah zum dritten Male öffentlich im Gesellschaftssaale zur Versammlung, welche Medschlisi Schah, d. i. die Gesellschaft des Königs, heißt, und welcher außer den großen Hof- und Staatswürden, auch der Hofdichter und Reichshistoriograph beywohnten. Diese Auszeichnung der Dichter und Geschichtschreiber durch die Zuziehung derselben in die Gesellschaft des Schahs ist uralte persische Sitte; in dem Hofdichter, welcher der Dichterkönig hieß, ehrte der Schah das Verdienst der Poeten, und in dem Geschichtschreiber das der Historiker seines Reichs; zu Konstantinopel hat das Amt des Dichterkönigs nie bestanden, und der Reichshistoriograph ist nie der Gesellschaft des Sultans beygezogen worden, dafür aber haben dort der Hofarzt und der Hofastronom den Rang der höchsten Würde des Gesetzes; jene dem persischen Hofe eigene Auszeichnung der Dichter und Geschichtschreiber ist allein bezeichnend genug für das hohe Ansehen, in welchem in Persien von jeher Poesie und Geschichte standen, indem der erste Dichter und Geschichtschreiber des Reichs, gleich den Trägern der ersten Staatsämter und Hofwürden, der Ehre der Gesellschaft des Schahs würdig erachtet ward, wofür freylich beyden die Pflicht oblag, die Thaten des Königs der Könige in Verse und Prosa zu preisen; dieß haben Feth Ali Schahs Hofdichter und Reichshistoriographen, jener im Schehinschahname (das 40,000 Distichen stark), dieser in der zu Tehran gedruckten, und von S. H. Jones zum Theil übersetzten Geschichte der Regierung Feth Ali Schahs getreulich gethan, und der zweyte Theil von S. H.'s Werk ist gleichsam als Commentar zu dem, was die Reichsgeschichte von der englischen Gesandtschaft erzählt, zu betrachten; kaum hätte ein Perser parteyischer für Persien schreiben können, als der brittische Baronet, Inhaber zweyer persischer Adelsdiplome, nämlich des Reigerbusches und der Gestattung der Einverleibung des persischen Reichswappens in sein eigenes: quod felix faustumque sit! oder auf Persisch: Mubarek bad!

Hammer-Purgstall.

Digitized by Google

Art. II. Israeli's Curiosities of Literature (Schluß).

Der in dem vorhergehenden Bande gegebenen Zusage gemäß, fahren wir in der Anzeige dieses interessanten und gehaltreichen Werkes fort, da Schriften dieser rhapsodistischen Art mehr durch Angabe ihres Inhalts, als durch unmittelbare Reflexionen über einzelne Artikel derselben nach ihrem wahren Werthe erkannt zu werden pflegen. Das allgemeine Urtheil über das Ganze wird dann der verständige Leser am besten selbst fällen, und dabey, wie wir hoffen, noch den Vortheil voraus haben, sich eine große Anzahl von, unter uns Deutschen wenigstens, minder bekannten Merkwürdigkeiten vorgeführt zu sehen, da der Verfasser seine Ernte meistens nur auf dem Felde der englischen Literatur zu machen gesucht hat, indem ihm unsere vaterländische größtentheils unbekannt geblieben ist.

Wir haben bereits in der früheren Anzeige zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß der Verf., so viele interessante Gegenstände der Literatur er auch behandelte, doch eines, wie es scheint, das reichhaltigste von allen, gänzlich übergangen hat: das von der Eitelkeit der Schriftsteller, welche, wie man sagt, größer seyn soll, als die irgend eines andern lebenden Wesens, selbst die weiblichen nicht ausgenommen. Zur Entschädigung dafür gibt er uns ein anderes Capitel: Ueber verachtete Eitelkeit, das nun allerdings sehr klein ist, denn es füllt nur eben den dritten Theil einer einzigen Octavseite, das aber eben deßhalb und pour la rareté des choses hier nicht übergangen werden darf. Wir geben es, um an einer so wichtigen und seltenen Sache nichts zu ändern, hier diplomatisch genau nach dem Wortlaute wieder.

»Alle Menschen sind ruhmsüchtig, und selbst diejenigen Phi»losophen, die gegen die Ruhmsucht geschrieben haben, setzen, »aus Ruhmsucht, ihrer Schrift auch ihre Namen vor. Es muß »daher (als eine ganz besondere Ausnahme von dieser allgemeinen »Regel) hier bemerkt werden, daß die Verfasser von zwey Er»bauungsbüchern ihre Namen vor der Welt verborgen gehalten haben, »obschon diese ihre Schriften mit dem größten, ja mit allgemeinem »Beyfall aufgenommen worden sind, und noch zu ihren Lebzeiten »mehrere Auflagen erlebt haben, so daß sie also selbst Zeugen die»ses Beyfalls gewesen sind. Das eine dieser Werke ist die allbe»kannte Schrift »de imitatione Christi,« die man, aber ohne »Beweis und selbst ohne allen wahrscheinlichen Grund, dem »Thomas von Kempis zuschreibt; und das andere ist das »nicht minder von Jedermann geschätzte Werk: »Die ganze Pflicht »des Menschen.« Die Verfasser dieser beyden Schriften sind

Digitized by Google

»gänzlich unbekannt, aber diese Schriften selbst kennt jeder nur »einigermaßen gebildete Mann, und sie sind nicht zu Tausenden, »sondern zu Millionen in der gesammten christlichen Welt verbrei»tet. — Wenn sie ihre Namen der Mitwelt mitgetheilt hätten, »so würden sie der dankbaren Anerkennung ihrer Zeitgenossen und »selbst des glänzendsten Nachruhms bey ihren Nachfolgern sicher »gewesen seyn. Diese Namen würden, mit ihrem soliden und »dauernden Glanze, viele andere in unserer sogenannten Welt»geschichte überstrahlt haben. Aber sie mißachteten diesen Ruhm, »und ihre Religion war über alle, selbst über die gewöhnlichste »und stärkste aller menschlichen Leidenschaften erhaben.«

Reichhaltiger hätte das Capitel von den Nachahmern ausfallen können, da es an Stoff dazu wahrlich nicht fehlte. Einer der extravagantesten von diesen imitatorum servum pecus war wohl Lebrun (geb. 1739, gest. 1824), der französische Uebersetzer Homer's und Tasso's. In seinen jüngeren Jahren gab er, nach dem Geschmacke seiner Zeit, eine große Masse lateinischer Gedichte heraus, und unter diesen vorzüglich zwey, durch welche er sich bey seinem Orden, denn er war ex S. I., ungemein zu empfehlen wußte. Seine Absicht war, den Ruhm Virgil's und Ovid's durch seine eigenen Gedichte zu verdrängen, und zugleich seinen anderen, oft sehr unpoetischen Ansichten allgemeinen Eingang zu verschaffen. Das erste Werk dieser Art war sein Virgilius christianus, das ebenfalls aus Eclogen, aus vier Büchern vom Landbau und aus einem epischen Gedichte in zwölf Bänden bestand. Aber allen diesen Gedichten lagen, statt den alten polytheistischen, modern-devote Imaginationen zum Grunde, wie denn z. B. sein Heldengedicht: Die Ignaciade, die Pilgrimschaft seines Herrn nach Jerusalem mit selbsterfundenen Einfällen, die nicht den geringsten geschichtlichen Grund haben, auszuschmücken sucht. Sein zweytes Werk: Ovidius christianus, ist in demselben Geschmacke gearbeitet. Die Epistolae schöpfen ihren Stoff aus den Legenden; die Fasti beschreiben die sechs Schöpfungstage; die Elegiae sind aus den Lamentationen des Jeremias genommen; aus der Ars amandi ist eine Amor Dei entstanden, und die Metamorphosen sind durch Geschichten von wundersamen Conversionen der Ungläubigen ersetzt worden.

Weiter noch auf dieser Bahn hat es schon früher der wegen seiner schönen lateinischen Schreibart selbst jetzt noch bekannte Jacobo Sannazaro (geb. 1458, gest. 1530) gebracht. Dieser in seinen übrigen Schriften sonst sehr freysinnige Mann hat in lateinischer Sprache eine Masse von Elegien, Eclogen und Epigrammen geschrieben, die größtentheils recht artig sind, und feines, gebildetes Gefühl beurkunden, während eines seiner be-

Digitized by Google

rühmteſten Gedichte: De partu Virginis, von dem allerſonderbarſten Geſchmacke zeigt, da in demſelben profane und religiöſe Dinge auf ganz monſtroſe Weiſe unter einander geworfen werden. Die Virgo sacra wird in dieſem Gedichte nirgends mit ihrem Eigennamen genannt, ſondern nur durch die Benennung Spes *deorum* bezeichnet. Das Geheimniß der Incarnation wird von Protens auf prophetiſche Weiſe voraus verkündigt, und da die Spes deorum dieſer Prophezeyung nicht ſogleich Glauben beymeſſen will, ſo ſucht ſie ſich, nicht in der heiligen Schrift des alten Bundes, ſondern in den ſybilliniſchen Büchern, Raths zu erholen. Ihre ſie ſtets umgebende Dienerſchaft beſteht aus Dryaden, Nereiden u. dgl. m. Dieſe abenteuerliche Miſchung zweyer ſo heterogener Dinge, an welcher er einen beſonderen Gefallen fand, ſuchte er nicht bloß in ſeinen Gedichten, ſondern ſelbſt in ſeinem Hauſe überall, wo ſich ihm Gelegenheit dazu bot, anzubringen. In einer Kapelle ſeines Landſitzes hatte er neben dem Altar ſein künftiges Grab angebracht, dem zur Seite er zwey griechiſche Statuen, Apollo und Minerva, als ſeine chriſtlichen Schützlinge, geſtellt hatte. Obſchon dieſe beyden Figuren mit den ſie bezeichnenden Attributen verſehen und jedermann als Apollo und Minerva kenntlich waren, ſo nahm er doch keinen Anſtand, an das Fußgeſtelle der erſten mit großen Uncialbuchſtaben den Namen David, und an das der zweyten Judith zu ſetzen. In ſeinem berühmten Schäferromane »Arcadia« herrſcht dieſer Geſchmack ebenfalls vor, aber er muß den Leuten ſeiner Zeit zugeſagt haben, da dieſer Roman, der mit wunderbarer ſprachlicher Vollendung geſchrieben, aber bis zur Dürftigkeit inhaltsleer iſt, das unter allen andern Büchern wohl unerhörte Schickſal gehabt hat, noch bey dem Leben ſeines Verfaſſers ſechzig Auflagen zu erleben.

Auch in England hat es, ſelbſt in den ſpäteren Zeiten, nicht an dieſen elenden Nachahmern gefehlt. Charles Churchill (geb. 1731, geſt. 1764) beſpottete in ſeinen oft mit der größten Nachläſſigkeit geſchriebenen Verſen ſeine Zeitgenoſſen, beſonders die Schauſpieler, mit dem beiſſendſten, aber auch nicht ſelten mit dem gemeinſten Witze, und kein Monat verging, wo es ihm nicht einer der allzeit fertigen Scribler jener Zeit nachzumachen ſuchte. Der engliſche Juvenal lebt noch in dem Andenken ſeiner Landsleute, während alle jene Tauſende ſeiner Nachahmer ſchon längſt vergeſſen ſind. Mit Stern's empfindſamer Reiſe ging es nicht beſſer, nicht bloß in England, ſondern auch in Deutſchland. Alles wollte mitempfindeln, und ſeinen Gefühlen auf dieſelbe Weiſe Luft machen. Und wo ſind ſie nun, dieſe ſchalen Empfindler alle! Sie ſind längſt ſchon, mit den Nachahmern des Tom Jones und des Werthers, hingewandert

Digitized by Google

die dunkle Straße, unde negant redire quenquam, und sie und ihre Werke sind der verdienten Vergessenheit übergeben. Diese Leute erinnern an die Worte des Königs Philipp von Macedonien. Ein Grieche rühmte sich vor ihm, daß er den Gesang der Nachtigall auf das täuschendste nachahmen könne, und als er sich anschickte, dieß durch die That zu zeigen, wandte sich der König von ihm ab mit den Worten: »Ich ziehe die Nachtigall selbst vor.«

Uebrigens scheint dieses Uebel bereits sehr alt zu seyn. Seneca erzählt in seinem 114. Briefe, daß der Geschichtschreiber Sallust mit seinem eigenthümlichen Style eine Art von literarischer Seuche unter die Schriftsteller Roms gebracht hatte. Alle wollten fortan nur in kurzen Sentenzen und mit ungewöhnlichen Worten schreiben. Ein gewisser Arruntius besonders, der die Geschichte der punischen Kriege beschrieb, soll dieß bis zum Lächerlichen getrieben, und daher auch den Beynamen des Affen von Sallust erhalten haben.

Auch Cicero hat eine ähnliche Art von Influenza, und zwar nicht bloß über seine nächsten Zeitgenossen ausgeübt, sondern eine, die im Grunde noch immer dauert, und die, mehr als manche von uns wissen, auf unsern Styl, selbst der besseren Schriftsteller unter den Neueren, nachtheilig eingewirkt hat. Ein gewisses sententioses und dabey doch gedehntes Wesen, ein gesuchter und daher unnatürlicher Schmuck der Darstellung, eine Verflachung der Ideen in lange, mühsam aufgebaute Perioden, die doch dem Geiste der neueren Sprachen und selbst ihrem Bau ganz entgegen sind — diese und verwandte Eigenschaften herrschen selbst in den besten Werken der Neueren vor. Er gab den ersten Ton an, und da er nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften in den Schulen fortherrschte bis zu unsern Zeiten, so klingen diese Töne für ein dafür empfindliches Ohr noch immer nach. Gewiß, unsere gesammte moderne, sogenannte schöne Literatur würde eine ganz andere und ohne Zweifel bessere geworden seyn, wenn statt den Römern, die Griechen die Lehrer des neueren Europas geworden wären, und wenn man seit den Zeiten Petrarca's statt Cicero, Xenophon in den Schulen zum Muster aufgestellt hätte. Es ist beynahe unglaublich, wie weit man, besonders in früheren Zeiten, diese Idolatrie mit Cicero getrieben hat. Einer seiner eifrigsten Anhänger war Paulus Manutius (geb. 1512, gest. 1574), einer der berühmtesten und gelehrtesten Buchdrucker seiner und aller Zeiten. Nicht eine Zeile konnte er niederschreiben, ohne sich vorher auf das Genaueste zu versichern, daß sie ganz im Geiste und mit den ipsissimis Ciceronis verbis geschrieben sey. Ganze Monate soll er

Digitized by Google

mit der Abfassung eines lateinischen Briefes an seine literarischen Freunde zugebracht haben. Auch war er es, über den sich Erasmus von Rotterdam in seiner satyrischen Schrift, die den Titel Ciceronianus führt, besonders lustig machte.

Da die Rede auf Cicero gekommen ist, so mag es nicht unangemessen erscheinen, des berühmten Montaigne's Ansichten über diesen Fürsten der Redner, wie er genannt wird, hier angeführt zu finden, um so mehr, da die Stelle aus dem Werke unseres Israeli's genommen ist, wo sie sich Vol. I. S. 58 befindet. Israeli hielt es nicht für gut, seine Meinung über diese Ansichten mitzutheilen, und so wollen auch wir dem Leser in seinem Urtheile nicht vorgreifen.

»Geradeaus zu gestehen,« sagt Montaigne, »so gefällt mir seine Manier zu schreiben eben so wenig, als die aller seiner langgestreckten und vielfach gewundenen Nachahmer, selbst die besten unter ihnen nicht ausgenommen. So oft Cicero etwas vortragen will, nehmen die Vorreden, Einleitungen, Definitionen, die Divisionen und Subdivisionen den größten Theil des Vortrags weg, und was immer noch von eigentlichem Mark und Leben in der Sache stecken mag, wird durch diese Vorbereitungen entnervt und weggewaschen. Wenn ich eine ganze volle Stunde mit seiner Lectüre zugebracht habe, was mir meistens schwer genug fällt, und wenn ich dann zusehen will, was ich denn etwa dadurch gewonnen habe, und worin der Kern, die Substanz des Gelesenen besteht, so finde ich meistens nichts, als eitel Wind. Für mich, der ich durch Bücher eigentlich nur ein bischen gescheidter, nicht gelehrter oder beredter werden möchte, sind alle diese logischen oder aristotelischen Disquisitionen von ganz und gar keinem Nutzen. Ich möchte gern, so auf den ersten Griff, gute und haltbare Dinge lernen. Einen solchen Vortrag wünschte ich, der gleich seine volle Ladung auf das innerste Herz meiner Zweifel abschießt: der seine aber geht matt um diese Zweifel herum, und sucht nur meine Erwartung immer noch weiter hinauszuschieben. Das mag gut genug seyn für die Schule, für den Gerichtshof, für die Kanzel, aber nicht für Männer, die nur lernen und einer Sache gleich auf den Grund gehen wollen. Der gute Alte, meine ich, mag wohl recht viel sogenannte Gelehrsamkeit, aber nur wenig eigentliches philosophisches Talent besessen haben. Er war ohne Zweifel ein sehr guter römischer Bürger, ein artiger Gesellschafter, ein witziger Kopf, aber sein Schiffchen ging nicht tief, und er selbst war ganz entsetzlich eitel. Wie wäre es nur sonst möglich gewesen, seine elenden Verse ins Publicum zu schicken. Ich verzeihe es ihm, daß er schlechte Verse machte, aber ich kann es ihm nicht verzeihen, daß er nicht einmal einge-

Digitized by Google

sehen hat, wie schlecht sie sind, da er sie sonst gewiß bey sich behalten hätte. Was aber seine Beredsamkeit betrifft, so ist diese über alles Lob erhaben, und vielleicht noch von keinem andern Menschen erreicht worden.« — So weit Montaigne. Unser Autor läßt diese Betrachtungen zur Seite liegen, und wendet seine Blicke auf eine ganz andere Seite des Mannes, nämlich auf die witzigen Einfälle, durch die sich Cicero bey seinen Zeitgenossen so bekannt gemacht hatte. Sie müssen von großem Werth gewesen seyn, da selbst ein Cäsar es nicht unter seiner Würde fand, diese Einfälle sorgfältig zu sammeln. Ewig schade, daß diese Sammlung nicht auf uns gekommen ist. In der That sind nur sehr wenige derselben erhalten worden, da sie mehr dem Gespräche und der Conversation, als den eigentlichen Schriften angehören. Zu einem Senator, der der Sohn eines Schneiders war, und auch einmal einen guten Einfall gehabt haben mag, sagte er: **Eheu, rem acu tetigisti**, und dieser Witz hat sich seit achtzehn Jahrhunderten als ächtrömisches Sprichwort erhalten. Zu einem anderen, dem Sohne eines Koches, sagte er, indem er ihm seine Patrocinanz ankündigte: **Ego quoque tibi jure favebo.** Die Alten sprachen nämlich höchst wahrscheinlich beyde Worte, quoque und coce, wie ko-ke aus, und auch das jure involvirt eine Zweydeutigkeit, da jure favere eben so gut heißen kann: »mit Recht begünstigen,« als auch: »mit einer guten Brühe aufwarten.« — Als ein Sicilianer, der in dem Verdachte stand, ein Jude von Geburt zu seyn, sich des nichtswürdigen Verres annehmen wollte, schrie ihn Cicero an: »Was hat ein Jude mit Schweinefleisch zu thun?« **Quid Judaeo cum Verre negotii est?** — **Verres** heißt nämlich auch ein verschnittener Eber.

Eine Vorrede, sagt der Verf. in einem anderen Kapitel, ist der Eingang zu einem Buche. Man sollte daher dafür sorgen, daß der Eingang die Fremden einlade in das Haus zu treten, da man von dem Vorzimmer auf die übrigen zu schließen pflegt. Gewöhnliche Leser überschlagen diese Vorreden meistens, aber sehr mit Unrecht. In gar vielen Büchern ist die Vorrede mehr werth, als das ganze übrige Buch, und gewöhnlich hat sie der Verfasser des Werks, wenn er nicht ganz zu den mittelmäßigen gehört, mit besonderem Fleiße ausgearbeitet. Selbst viele schlechte Bücher haben Vorreden von sehr berühmten Männern erhalten, wodurch ihre Autoren ihr Schiffchen flott zu erhalten suchten. Cicero schrieb an seinen Freund Atticus, daß er eine ganze Sammlung von solchen Vorreden und Einleitungen besitze, die er bey seinen Arbeiten gar oft und immer mit Nutzen zu Rathe ziehe. Eine gute Vorrede ist das beste Mittel, den

Digitized by Google

Leſer auch in gute Laune und in die rechte Stimmung zu verſetzen, wie ein guter Prolog für ein Schauſpiel, eine gute Symphonie für eine Oper. Die Italiener nennen die Vorrede la salsa del libro, die Soße des Buchs, und in der That, wenn ſie gut iſt, erregt ſie auch die Luſt, die eigentliche Speiſe, das Buch ſelbſt, zu genießen. Es iſt übrigens nicht immer ſo leicht, eine wahrhaft gute Vorrede zu machen. Es gibt berühmte Autoren, die viel eher ein dickes Buch, als eine kurze Vorrede gut machen konnten, und wieder andere, die wohl recht niedliche Vorreden, aber kein geſcheidtes Buch machen können. Es iſt oft recht unterhaltend zu ſehen, wie dick der eine Autor in ſeiner Vorrede thut, und wie dünn ſich wieder der andere zu machen weiß. Mancher der letzten kann von ſeinen geringen Verdienſten mit ſo pietiſtiſcher Demuth ſprechen, als wenn er beſorgte, die Leſer möchten zerſchmelzen, wenn er ſich ihnen in ſeinem ganzen Lichte zeigen wollte. Andere ſpielen den Enthuſiaſten für die Wiſſenſchaft, da ſie doch nur des lieben täglichen Brotes wegen ſchreiben, und wieder andere ſuchen ihre moraliſche Backside, die Niemand gern ohne Noth zeigt, ſo gut als ſie nur eben können mit der Culotte des äußern Anſtandes zu verſtecken u. ſ. w. Alles dieſes iſt für einen verſtändigen Leſer oft ſehr intereſſant.

In dem Kapitel von der Erfindung der Buchdruckerey bemerkt unſer Verf. mit Recht, daß man ſich verwundern muß, ſie nicht ſchon von den alten Römern ausgeführt zu ſehen. Wir beſitzen mehrere Thongeſchirre derſelben, auf deren Außenſeite ganze Worte mit unbeweglichen Lettern, gleich unſeren Stereotypen, aufgeprägt erſcheinen. Wie war es möglich, bey dieſer Sache, die ihnen täglich, ſelbſt im gemeinen Leben, vorkam, nicht noch einen einzigen kleinen Schritt weiter zu gehen, und die Buchſtaben, die ſie auf Thon oder auf ein anderes Metall abdrucken wollten, von einander abzuſondern? Fürchtete der Senat den Mißbrauch der Sache, oder wollte man, wie dieß der Fall bey der Einführung der Buchdruckerey in Konſtantinopel war, das große Heer der Abſchreiber nicht aufregen, da dasſelbe dadurch um ſeinen Nahrungszweig gebracht worden wäre? — Gewiß iſt nur, daß in allen Schriften, die uns die Alten hinterlaſſen haben, auch nicht der leiſeſte Wink enthalten iſt, der ſich auf eigentliche Buchdruckerey, wie wir ſie jetzt kennen, deuten ließe. Uebrigens haben wir in unſerer Literaturgeſchichte Beweiſe genug, wie langſam und mühſelig der menſchliche Geiſt in ſeinen Entdeckungen und überhaupt in der Erkenntniß der Wahrheit fortſchreitet. Ce n'est jamais, ſagt Lagrange in ſeiner Geſchichte der Hydrodynamik, par les routes les plus simples ou

Digitized by Google

les plus directes, que l'esprit humain parvient aux vérités, de quelque genre qu'elles soient.

Weniger bekannt in Deutschland ist die vielleicht ungegründete, aber von dem Verf. sehr positiv dargestellte Nachricht, daß Faust und Guttenberg, um ihre ersten großen Auslagen wieder hereinzubringen, vorzüglich die Bibel sehr häufig abdruckten, und diese gedruckten Bücher als Manuscripte zu verkaufen suchten. Sie fanden es als in ihrem Interesse, ihre Erfindung, so lang sie konnten, zu verheimlichen, und das Volk war von jeher nur an Manuscripte gewöhnt. Sie verkauften aber ihre Exemplare zu 60 Kronen, während die Abschreiber für ein sauber geschriebenes Manuscript gegen 500 zu fordern pflegten. Dieß erregte bald eine allgemeine Verwunderung, und zwar um so mehr, als diese sogenannten MS nur wenige Tage nach ihrer Bestellung, und später selbst noch um niedrigere Preise, geliefert wurden. Der Aberglaube jener Zeiten verfiel daher auf den Verdacht der Zauberey und unnatürlicher Mittel, deren sich diese Leute bedienen müßten, um so unglaubliche Dinge hervorzubringen. Die beyden Unternehmer wurden angefeindet, und endlich vor der Obrigkeit förmlich verklagt. Man durchsuchte ihre Wohnungen, und fand eine große Anzahl dieser vermeintlichen Copien daselbst vorräthig liegen. Die rothe Farbe, mit welcher die Initialbuchstaben gedruckt waren, wurden als mit dem Blute Faust's gedruckt erklärt, und dies Blut sollte er dem bösen Feinde verschrieben haben. Die heftigsten Anklagen dieser Art gegen ihn hatten in Paris Statt, wo er auch die meisten seiner Bibeln abgesetzt hatte, und er fand sich am Ende gezwungen, dem Parlamente, das ihm schon mit dem Scheiterhaufen drohte, sein Geheimniß zu enthüllen.

Wenn diese Kunst in der Zeit ihrer Kindheit noch sehr unvollkommen war, so erfreute sie sich dafür eines Vorzugs, dessen unsere heutigen Werke leider nur zu oft entbehren müssen. Es ist wahrlich bewunderungswürdig, mit welcher Correctheit die Werke gedruckt worden sind, die etwa ein halbes Jahrhundert nach der eigentlichen Erfindung dieser Kunst erschienen. Die vorzüglichsten Gelehrten der Zeit geizten förmlich nach der Ehre, Correctoren irgend eines geschätzten Buches zu werden. Berühmte Aerzte, Juristen, selbst Bischöfe bewarben sich um dieses Amt, und so kam die Sitte auf, nächst dem Autor und dem Drucker, auch noch den Corrector auf dem Titel des Werkes zu nennen, und die Preise derselben stiegen mit den Verdiensten des letzteren. Diese Preise der besser gedruckten Werke waren übrigens öfter unmäßig hoch. Papst Leo X., selbst ein wissenschaftlich gebildeter Mann, ertheilte dem Aldus Manutius ein Privile-

Digitized by Google

gium, vom Jahre 1553 datirt, die Schriften des Varro abzudrucken, aber in dem Privilegium war die Bedingung angegeben, daß er das Werk, zum Besten der Leser, um einen gemäßigten Preis verkaufen müsse. Einer der correctesten Buchdrucker war Robert Stephanus, der seine Aushängebogen an den öffentlichen Plätzen der Stadt ausstellte, und jedem eine ansehnliche Belohnung gab, der ihm einen Druckfehler in denselben anzeigte. Plantinus, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, verdankte seinen großen literarischen Ruf vorzüglich den sehr correcten Werken, die aus seiner Druckerey hervorgingen. Das Gebäude, welches er dazu erbaut hatte, wurde als die Zierde der Stadt Antwerpen, als ein neues Weltwunder angestaunt. Man sah hier eine zahllose Menge von Pressen, gegossene Buchstaben für alle bekannte Sprachen, eigene Schriftgießereyen und selbst Papiermühlen, alles in demselben Hause vereinigt. Die drey Manutii in Italien sahen nicht sowohl auf äußere Schönheit, als auf Correctheit ihres Drucks, und alle drey haben sich auch als berühmte Gelehrte ausgezeichnet. Von den heutigen Buchdruckern wird man dieß wohl nur selten zu rühmen haben, da sie zu Kaufleuten und öfter sogar zu bloßen Handwerkern herabgesunken sind. Damals wurde eine Ausgabe vorzüglich deßhalb geschätzt, weil sie aus der Presse eines Aldus Manutius oder eines Stephanus kam, so wie man auch wohl jetzt noch in England diejenigen Ausgaben für die besten hält, die aus der Officin von Bowyer oder Dodsley hervorgegangen sind. Pelisson erzählt in seiner Geschichte der Pariser Akademie der Wissenschaften, daß Camusat zum Buchhändler dieser Akademie ernannt worden sey, aus der Ursache, weil aus seinen Pressen durchaus nur geschätzte Werke hervorgingen. Camusat hatte selbst eben so viel Geschmack als wissenschaftliche Kenntnisse, und er ließ nie ein Werk bey sich drucken, von dessen innerem Werthe er nicht überzeugt war. Die jüngern Studierenden wendeten sich nur an ihn, wenn sie nützliche und gute Bücher kaufen wollten, weil sie versichert waren, in seinem Laden kein mittelmäßiges zu finden. Der Name seines Verlegers war zugleich das beste Zeugniß seiner innern Güte. — Welchen Nutzen könnte ein Mann dieser Art für die Jugend, für die ganze künftige Generation stiften. Alle besseren Köpfe der Nation, die sich fühlen, würden sich um ihn drängen, und man würde es für eine Ehre halten, in seinem Büchercataloge zu erscheinen. Aber dazu ist wenig Hoffnung in unseren Tagen, wo man viel mehr auf Gewinn als auf Ehre sieht, und wo schwer zu entscheiden ist, was bey so vielen neueren Büchern das Schlechteste seyn mag, die Lettern, die Farbe, das Papier, der Buchdrucker oder der Corrector,

Digitized by Google

oder endlich das Buch selbst. Denn es ist ein wahrer Jammer, alle diese Mißgeburten von Büchern zu sehen, die mit jeder Messe zur Welt befördert werden, und von denen die wenigsten auch nur wieder die nächste Messe zu erleben bestimmt sind. Es scheint, daß man in unsern Tagen mit einer Negligenz ans Bücherschreiben geht, die man sich nicht einmal im bloßen Gespräche mit einer nur etwas honetten Gesellschaft erlauben sollte. Unwissenheit auf der einen und Schulfuchserey auf der andern Seite drängen sich zu dem Throne der Gelehrsamkeit und des Geschmacks, und unbärtige Jungen, die nichts gelernt haben und nichts lernen wollen, treten als Lehrer der Nation auf. Dafür ist aber auch die Waare, die sie zu Markte bringen, ganz ihrer Urheber würdig, und es ist kein Wunder, wenn diese Waare endlich so verschrieen wird, daß sich kein ehrlicher und gescheidter Mann mehr damit abgeben mag. Schon gehören allbereits die meisten unserer neuesten Bücher zu den sonderbarsten, wunderlichsten Dingen in der Welt. Sie werden gedruckt von Leuten, die sie nicht verstehen; gekauft und gebunden von Leuten, die sie nicht verstehen; gelesen und recensirt von Leuten, die sie nicht verstehen; und nun gar auch geschrieben von Leuten, die sie nicht verstehen.— Doch genug von dieser verhaßten Sache, damit sie nicht, denn an Stoff dazu könnte es nicht fehlen, Gelegenheit zu einem neuen Buche gebe, wodurch am Ende das Uebel nur noch ärger werden möchte.

Interessant und lehrreich zugleich wäre es, wenn man in der Biographie eines jeden ausgezeichneten wissenschaftlichen Mannes hinzufügen könnte, wie und durch welche erste Veranlassung er zu dem Geschäfte gekommen ist, durch welches er sich seinen Ruhm in der Literärgeschichte erworben hat. Hier nur einige kurze Andeutungen.— Man weiß, wie Gibbon dazu kam, seine unsterbliche Geschichte of the decline and the fall of the roman empire zu schreiben. Er saß eines Abends müßig auf den Stufen des Capitols in Rom, die Ruinen der alten Stadt vor sich, als eine Prozession von Mönchen, heilige Lieder singend, zu seinen Füßen vorüberzog. Der Contrast der beyden Dinge, der alten und der neuen, erregte in ihm die erste Idee, die Geschichte von jener zu verfassen, und sich dadurch gleichsam für die Unbild zu rächen, die er kurz zuvor im Parlamente zu London erfahren hatte, wo er mit seiner maiden-speech durchgefallen war. Einer der schlechtesten Redner Englands wurde, par dépit, der erste Geschichtschreiber desselben.— Ein bloßer blinder Zufall machte Moliere zu dem, was wir jetzt noch, und wahrscheinlich immer an ihm bewundern. Sein Großvater liebte das Theater, und nahm den Enkel oft mit sich, wenn er es besuchte.

Digitized by Google

Der Vater sah dieß ungern, da sich der junge Mensch ohnehin zum Müßiggange hinneigte. »Was wird endlich aus dem Burschen werden,« sagte er einstmal aufgebracht zu dem Großvater, »wohl gar noch ein Schauspieler.« — Wollte Gott, entgegnete dieser, ein solcher, wie Montrose ist: ich würde stolz auf meinen Enkel seyn. — Der Junge hörte und merkte diese Worte, die sich tief in sein Inneres gesenkt hatten. Nach einigen Monaten verließ er die Tapetenhandlung seines Vaters, und wandte sich fortan ganz der Bühne zu. Jenen Worten verdanken wir den größten Schriftsteller, der vielleicht je im komischen Drama erschienen ist.

Tycho Brahe wurde durch eine Sonnenfinsterniß zum Astronomen, und Newton, wie man erzählt, durch einen von dem Baume gefallenen Apfel zum Entdecker der allgemeinen Gravitation gemacht. — Corneille war ein Rechtsgelehrter, und lebte ganz in seinen Prozessen. Erst gegen sein dreyßigstes Jahr wurde er plötzlich verliebt. Da er seine Göttin nicht oft genug sprechen konnte, so gingen häufig Briefchen hin und her. In einem derselben fiel es ihm ein, Verse zu machen. Sie gelangen, ein vertrauter Freund lobte sie, und er fühlte, wie leicht sie ihm geworden waren. Er hatte sich selbst von dieser Seite noch nicht kennen gelernt. Aber in wenigen Monaten darauf schrieb er seine Melite, und nach diesem Drama alle seine übrigen unsterblichen Werke. — Jean Jeaques Rousseau war in seinem achtzehnten Jahre seinem Meister, einem Uhrmacher, dessen Geschäft er langweilig fand, davon gelaufen. Nach manchem überstandenen Abenteuer beschloß er, eine Reise nach Paris zu machen. Sein erster Gang in dieser Stadt war zu Diderot, den er aus einigen seiner Schriften kannte, und der damals, einer dieser Schriften wegen, in der Bastille saß, eine Auszeichnung, die sich in jener Zeit jeder Schriftsteller erwerben mußte, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Diderot erkannte bald das Talent des jungen Mannes, und rieth ihm, sich von seinem bisherigen müßigen Leben ab, und zur Beschäftigung hinzuwenden. Rousseau bekannte seine Unwissenheit, und bat ihn, die Art dieser Beschäftigung näher anzugeben. Diderot schlug ihm zu diesem Zwecke die Beantwortung der Preisfrage vor, welche die Akademie zu Dijon vor Kurzem über den Nutzen der Wissenschaften aufgegeben hatte. Und wie wollen Sie diese Frage beantworten, sagte er, als Rousseau sich dazu willig zeigte. Nun ich werde, fing der junge Mann in jugendlicher Begeisterung an, von den Vortheilen, welche die Wissenschaften für das Glück der Einzelnen und der Staaten, für die Sitten — — Das, ist die große Heerstraße, fiel ihm Diderot ins Wort, auf der alles

Digitized by Google

Vieh einherzieht: nein, umgekehrt, Sie müssen das Verderben, das Elend und all den Gräuel schildern, den Cultur und Wissenschaft über die Menschen gebracht hat, und je ärger Sie es machen, desto mehr können Sie Ihres Erfolges gewiß seyn. Rousseau lächelte anfangs ungläubig, ging sinnend nach Hause, überlegte die Sache besser, und folgte endlich seinem Rathe. Die Preisschrift wurde gekrönt, und der Ruhm des jungen Autors war gegründet, so wie der paradoxe Character, den er späterhin als öffentlicher Schriftsteller so glänzend entwickelt hatte, durch denselben Zufall für immer entschieden war.

Es sey uns erlaubt, hier die Weise anzuführen, auf die unser Mendelsohn zum Schriftsteller geworden ist. Er war ein armer Jude von nahe zwanzig Jahren, und lebte als Erzieher einer ebenfalls unbegüterten jüdischen Familie in Berlin. Seine Verhältnisse erlaubten ihm kaum, einige der nothwendigsten Bücher anzukaufen, und noch weniger sie fleißig zu studieren, da er den ganzen Tag mit Unterricht über den Talmud zubringen mußte. Er benützte daher die Nächte zu seiner eigenen Ausbildung, und brachte dieselben großentheils in einer Dachstube unter seinen wenigen Büchern zu. Da um diese Zeit Lessing zufällig in das Haus kam, und da Mendelsohn bald gehört hatte, daß jener eine große Bibliothek besitze, so wagte er es, ihn um einige Bücher zu bitten. Lessing gab ihm, ohne eben auf ihn und seine geistigen Bedürfnisse sehr zu achten, eine Schrift des bekannten Christlob Mylius, die kurz vorher herausgekommen war, und eben auf seinem Tische lag.— Lesen Sie das Ding, sagte Lessing, und sagen Sie mir, wenn Sie es wieder zurückbringen, Ihre Meinung darüber. Mendelsohn ging nach Hause, las die Schrift wiederholt durch, und je länger er las, desto unzufriedener wurde er damit. Es waren philosophische Betrachtungen über verschiedene Naturgegenstände in dialogischer Form abgefaßt.— Nachdem er die Sache lange genug von allen Seiten betrachtet hatte, wollte er eine Art von Kritik darüber schreiben, um sie dann Lessing vorzulegen. Allein, so oft er dieselbe auch anfing, er kam damit nicht zu Stande, und so entschloß er sich endlich, um doch vor seinem Gönner nicht mit leeren Händen zu erscheinen, die ganze, übrigens nur einige Bogen haltende Schrift umzuarbeiten, und den Gegenstand so vorzutragen, wie er glaubte, daß er vorgetragen werden solle. Als er sein Manuscript vollendet und rein abgeschrieben hatte, wiederholte er seinen Besuch bey Lessing, in der Erwartung, daß dieser seine Gabe sehr gut aufnehmen, und wohl auch sogleich lesen werde. Allein der Erfolg entsprach seinen Wünschen nicht. Lessing lächelte, als er ihm seine Umarbeitung des Mylius

Digitized by Google

übergab, hieß ihn dieselbe nur dort auf den Tisch legen, und sprach dann sehr eifrig über einige talmudistische Gegenstände, über welche er von dem jungen Juden Aufklärung zu erhalten hoffte und auch erhielt. Er entließ ihn am Ende eines langen und eifrigen Gespräches sehr freundlich, belud ihn mit einer Masse neuer Bücher, und hieß ihn bald wieder kommen. — Als Mendelsohn ihn nach einigen Monaten zum dritten Male besuchte, fand er ihn einer leichten Kränklichkeit wegen im Bette liegen, und mehrere Tische im Zimmer hochauf mit Büchern aller Art beladen. Mendelsohn gab dankend die erhaltenen Bücher zurück, und bat um neue. Heute kann ich, sagte Lessing, Ihnen nur eines geben, das Sie aber wohl gern näher ansehen werden. Suchen Sie dort in der Ecke des Tisches, setzte er hinzu, und beschrieb ihm den Einband des Buches. Mendelsohn fand und öffnete es, und erblickte seinen Namen auf dem Titelblatte. Es war das letzthin gebrachte Manuscript, das Lessing für so gut hielt, daß er es sogleich dem Drucke übergab. — Mendelsohn erschrack vor Freude und vor Furcht. Er wollte für die Ueberraschung, die ihn entzückte, danken, und drückte zugleich seine ängstliche Besorgniß aus, daß es nicht vollendet genug wäre, daß er, wenn er dieß gewußt hätte, es gern besser gemacht, und mit viel mehr Fleiß ausgearbeitet hätte, daß er nun besorge — Lassen Sie das, sagte Lessing, wenn das Buch nicht gut wäre, hätte ich es nicht drucken lassen. — Der Jüngling nahm, überwältigt von seinen Gefühlen, stumm seinen Abschied, eilte nach Hause in seine finstere Dachstube, und weinte hier seine Freude in einen Strom von Thränen aus. Dieß war die Stunde seiner Weihe, wie er selbst oft noch in späten Jahren erzählte. Dieß war der heilige Augenblick, wo er der Wissenschaft und seinem vielgeliebten Lessing ewige Liebe schwur, und wir wissen alle, wie er seinen Schwur gehalten hat.

La Fontaine, der berühmte Fabeldichter, war 22 Jahre alt geworden, und hatte noch immer nichts gelernt. Nicht einmal zu einem Handwerke, wozu ihn endlich die Aeltern bestimmen wollten, schien er brauchbar zu seyn. Da fielen ihm eines Tages zufällig einige Gedichte von Malherbes in die Hand. Er las sie und las sie wieder, und las die ganze Nacht, und am folgenden Morgen vertiefte er sich in den benachbarten Wald, diese Gedichte, die er bereits auswendig wußte, den Vögeln oder den Dryaden mit einem Entzücken vorzusagen, das ihm bisher ganz fremd gewesen war, und das ihn seit diesen Tagen nie mehr verließ.

Der junge Bonnet sah in seinen ersten Studienjahren Réaumur's Geschichte der Insecten auf dem Tische seines Pro-

Digitized by Google

fessors liegen. Er blätterte darin, und fühlte sich von dem Gegenstande angezogen. Da seine Bitte, das Buch nach Hause nehmen zu dürfen, abgeschlagen wurde, entzündete sich seine Begierde, Dinge dieser Art näher kennen zu lernen, bis zur Leidenschaft. Er suchte alles zusammen, was mit Naturgeschichte jeder Art in Verbindung stand, und von diesem Augenblicke an war seine Bestimmung als Naturforscher entschieden. Dr. Franklin erzählte noch in seinem Alter mit Wohlgefallen, wie er auf eine ähnliche Art die Richtung seines Geistes, durch die er sich später so sehr auszeichnete, durch De Foe's Werk: »Essay on Projects,« schon in der frühesten Jugend erhalten hatte.

Die Geschichte der Entstehung und des frühen Untergangs der Port-Royal-Société in Paris, die so viel zur wissenschaftlichen Bildung Frankreichs beygetragen hat, wird hier von unserm Verf. zwar nur kurz, aber mit treffenden Zügen geschildert. Im Jahre 1637 verließ Le Maitre, damals erst 28 Jahre alt, den Advocatenstand, in dem er sich als Conseiller d'Etat bereits einen berühmten Namen gemacht hatte, und eben so sein Bruder, de Sericourt, den Militärstand, um sich mit einigen Freunden in ein kleines Haus von Paris, das Port Royal genannt, zurückzuziehen, und da ganz den Wissenschaften zu leben. Unter diesen Freunden waren die ausgezeichnetsten de Sacy, St. Elme, Valmont, Arnauld und Nicolle. Die beyden letzten sind die gemeinschaftlichen Verfasser der »Logique ou l'art de penser,« die durch die Klarheit und Bestimmtheit ihres Vortrags so viel Aufsehen gemacht, und die Bildung des besseren Theils des Volks in einem so hohen Grade befördert hat. Arnauld hatte sich früher durch seine Vertheidigung der Sache Heinrich's IV. und bald darauf durch seine meisterhafte Schrift zum Schutze der Pariser Universität ausgezeichnet, wodurch er sich den Haß der Jesuiten zugezogen hatte. Seine zwanzig Kinder bildeten den Stamm der Anhänger des Jansenismus, der größten Gegner der Jesuiten. Diese zwangen endlich durch ihre Verfolgungen jenes Häufchen, Paris zu verlassen, und sich in der Nähe dieser Hauptstadt, auf dem Lande, in einem eigenen Hause niederzulassen, das fortan Port Royal des champs genannt wurde. Die hier versammelte Gesellschaft hatte weder Regeln, noch Vorschriften, noch irgend eine Art von Statuten. Wissenschaftliche Untersuchungen, Gebete und Handarbeiten aller Art waren ihre einzigen Beschäftigungen. Bald widmeten sie sich auch der öffentlichen Erziehung, und bildeten um sich herum auf dem Lande andere kleinere Akademien, der ersten Stammgesellschaft ähnlich, deren Vorgesetzte die ausgezeichnetsten Männer Frankreichs geworden sind, da man es bald für eine hohe Ehren-

Digitized by Google

sache hielt, dieser Vereinigung anzugehören. Die Geburt gab hier keine Auszeichnung, und alle Mitglieder waren, als solche, einander völlig gleich. Als die Herzogin von Longueville, die lange an der Spitze der Politik Frankreichs gestanden hatte, auch in diese Gesellschaft trat, und derselben einen großen Theil ihres beträchtlichen Vermögens gewidmet hatte, erweiterte sich das Schloß von Port royal des champs, und der Wohlstand der Versammlung nahm seitdem mit jedem Jahre zu, so wie der wohlthätige Einfluß, der sich von ihr über das ganze Land verbreitete. Der gelehrte D'Andilly, der Uebersetzer des Flavius Josephus, ließ sich auch hier nieder, und widmete seine von den Studien freye Stunden der Baumzucht, die er in den weitläufigen Gärten der Akademie zu einer früher unbekannten Vollkommenheit brachte. Das Obst von Port-Royal galt durch ganz Frankreich sprichwörtlich als das beste und schönste. Viele Große, ganze angesehene Familien traten in die Gesellschaft, oder erbauten sich wenigstens Landhäuser in der Nähe von Port-Royal, um die ausgezeichneten Männer und Frauen, die sich hier mit jedem Tage in größerer Anzahl versammelten, öfter sehen und sprechen zu können. Hier erhielt auch Racine seine Erziehung, und, die hier empfangenen Wohlthaten dankbar erkennend, drückte er noch in seinen letzten Augenblicken den heißen Wunsch aus, daselbst begraben zu werden, um hier neben seinem Lehrer und Meister Arnauld zu liegen, den die Verfolgungen seiner Feinde gezwungen hatten, sein Vaterland zu verlassen, und in der Fremde zu sterben, dessen Herz aber in den Gärten der Akademie in einer Urne beygesetzt war. Auch Anna von Bourbon, eine Prinzessin aus königlichem Geblüte, trat in diese Gesellschaft, und blieb bis an ihren Tod i. J. 1679 die kräftige Beschützerin des immer schöner aufblühenden Vereines. Aber dieser Tod war zugleich das Signal zu dem des Instituts selbst. Die oben erwähnten Feinde desselben brachen, da sie die mächtige Beschützerin nicht mehr fürchten durften, mit verdoppelter Wuth über diese Anstalt aus, und begnügten sich nicht eher, bis die Gesellschaft in alle Winde zerstreut, und ihre Gebäude der Erde gleich gemacht waren. **Exinanite, exinanite ea usque ad fundamentum**, schrieen sie in ihren Versammlungen, nachdem sie von dem Hofe die Erlaubniß erhalten hatten, die Gesellschaft aufzulösen. Selbst die Fundamente der Mauern mußten aus einander geworfen werden; die Todten wurden aus ihren Gräbern gerissen, und Hunde zerrten die zerfetzten Leichentücher in den Gärten umher. Selbst die vielen Kupferstiche wurden vernichtet, durch welche man früher die Gärten und Gebäude der Akademie im Andenken der Nachwelt erhalten wollte, alles aus dem Grunde,

Digitized by Google

weil, wie ihre Gegner sich ausdrücken, die Schulen von Port-Royal die eigentlichen Mistbeete der Ketzerey seyn sollten.

Auf seiner Flucht vor diesen Feinden verbarg sich Arnauld lange Zeit verkleidet in einem Dorfe der Herzogin von Longueville, die damals in dem Schlosse des Dorfes wohnte. Er wurde hier vom Fieber befallen, und fragte den neben seinem Bette stehenden Leibarzt der Herzogin, was es Neues in der Welt gebe. — Man spricht viel, sagte dieser, von einem neuen Buche des Port-Royal, das einige dem Arnauld, andere dem Sacy zuschreiben: aber es wird's wohl der erste seyn, denn der andere schreibt lange nicht so gut. — Wie, mein Herr, schrie Arnauld, aus dem Bette aufspringend, und seine bisherige Rolle so wie seine gefährliche Lage vergessend: glauben Sie immer, mein Herr, daß mein Neffe Sacy noch viel besser schreiben kann, als ich selbst. — Der Arzt betrachtete seinen Patienten mit verwundernden Augen, und eilte von ihm zur Herzogin, ihr zu sagen, daß der Kranke nicht gefährlich darnieder liege, vorausgesetzt, daß ihn kein Fremder zu sehen bekomme, und daß er selbst reinen Mund halten wolle. — Die Herzogin erschrack, und ließ Arnauld sofort auf ein Zimmer ihres eigenen Schlosses, ganz in ihrer Nähe, bringen, wo sie ihm bey seinem Eintritt erklärte, daß sie von nun an ihn selbst und allein bedienen wolle. Sagen Sie, was Sie brauchen, hier diesem alten, treuen Diener, er wird mir es sogleich wieder sagen, und bringen werde ich es selbst. — Späterhin, als die größten Gefahren für Arnauld sich verloren hatten, er selbst aber doch nicht zurück zu kommen wagen durfte, schrieb er seinem Freunde Nicole, ihm bey der Abfassung seines neuen Werkes zu helfen. Diese Schrift sollte ebenfalls wieder gegen seine Verfolger gerichtet seyn. Nicole war durch die bisher ausgestandenen Leiden bereits matt und müde geworden, und wünschte, seine letzten Tage in Frieden zu verleben. »Wir sind jetzt beyde alt geworden,« schrieb er ihm zurück, »und es ist Zeit, däucht mich, endlich einmal auszuruhen.« — Auszuruhen, entgegnete Arnauld, o mein guter, alter Freund, bleibt uns nicht eine ganze Ewigkeit zum Ausruhen übrig? — Dieser Zug ist nicht nur ihm, sondern den meisten seiner Nachkommen durch mehrere Generationen characteristisch geblieben, und noch ein Jahrhundert nach seinem Tode erkannte man mehrere seiner Verwandten an denselben Gesinnungen.

Die Dichtkunst der Spanier unterscheidet sich bekanntlich vor der aller andern Europäer durch eine glühende Imagination und durch so kühne Bilder, daß sie die kühleren Nordländer oft nur lächerlich finden, während die Spanier selbst sie für sehr

Digitized by Google

natürlich halten. Offenbar ist daran ihre frühere enge Bekanntschaft mit den Arabern und Mauren schuld, deren Dichtkunst von jeher an diesem Fehler, wie es uns wenigstens scheint, gelitten hat. Hier nur einige Beyspiele aus den ersten spanischen Dichtern. — Lopez de Vega beschreibt eine am Gestade des Meeres über den Verlust ihres Geliebten weinende Schäferin auf folgende Weise:

Y el mar como imbidioso
A tierra por las lagrimas salia,
Y alegre de cogerlas
Las guarda en conchas, y convierte en perlas.

»Die Wogen des Meeres kommen lechzend aus Gestade, die Thränen der Schäferin aufzusammeln, um sie in Muscheln aufzubewahren, und dann in Perlen zu verwandeln.« — Villegas spricht einen Fluß mit den Worten an: O du, der du mit Silberflossen auf Goldsand hinläufst. Derselbe will einem Freunde die Glut seiner Liebe malen: Lege deine Hand auf meine Brust, ruft er aus, wenn du an der Macht von Lydia's Auge zweifelst: fühle her, und du wirst mein Herz zu Asche verbrannt finden. — Um den Reichthum und die Abwechslung der Töne in dem Gesange einer Nachtigall auszudrücken, sagt er, daß dieser Vogel hunderttausend Nachtigallen in seiner Brust habe, die bald eine nach der andern, bald wieder alle zugleich aus ihm singen. In seiner Ode an den Fluß von Madrid, der bekanntlich ein sehr erbärmlicher Bach ist, nennt er ihn den Herzog der Ströme und den Viscount der Flüsse: Duque de Arroyos y Visconde de los Rios. Ein anderer Spanier, der diesen Fluß besser kennt, sagt von ihm, daß er im Sommer größtentheils austrockne, wo dann der Mançanares dem verdammten reichen Manne gleicht, der in der Hitze der Hölle nach einem Tropfen Wasser schmachtet. Dem ungeachtet schwillt er im Frühjahre, wenn der Schnee der Gebirge schmilzt, oft zu einer bedeutenden Größe an, wo er dann die beyderseitigen Ufer weit und breit überschwemmt. Aus dieser Ursache ließ Philipp II. eine ungeheure Brücke von eilfhundert Fuß Länge über ihn bauen. Ein spanischer Landbewohner, der diese Brücke im Sommer passirte, konnte nicht begreifen, warum sie so lang sey, und meinte, das dafür ausgelegte Geld wäre besser verwendet worden, wenn man damit für die armen Madrider Wasser gekauft hätte.

Daß die Gelehrten im Umgange und in der Conversation meistens eine schlechte Rolle spielen, ist eine längst bekannte Sache. So mancher Autor erscheint in seinem Buche als das wahre Licht der Welt, und in der Gesellschaft als ein unbeholfener Klotz, aus dem man, mit allem Stahl der Erde, keine Funken

Digitized by Google

ziehen kann. Der große Peter Corneille, der die Helden in seinen dramatischen Stücken so wohl zu malen verstand, hatte in seinem Aeußeren und in seiner ganzen Persönlichkeit durchaus nichts, was auf dieses sein hohes Talent schließen lassen konnte. Seine Conversation war so geschmack- und inhaltleer, daß sie Gähnen erregte. Er konnte nicht einmal die Sprache, in der er doch so meisterhaft schrieb, correct sprechen, und behielt noch immer das Patois seiner ersten Jugend bey, wie er es auf dem Dorfe gelernt hatte. Als ihm einst seine Freunde dringend zuredeten, sich doch von diesen gemeinen Fehlern los zu machen, sagte er ihnen lächelnd: Ey was, ich bin deßhalb doch der große Corneille. — Descartes, der seinen Geist in der Einsamkeit des Studierzimmers ausgebildet hatte, war in der Gesellschaft stummer, als ein Fisch. Die Natur hatte ihm, wie man sagte, ihren Tribut in lauter schweren Goldbarren gegeben, aber dafür alle gangbare Münze versagt. Auf seiner Studierstube war er für jeden seiner Gegner unüberwindlich, aber schon auf der Treppe vor dieser Stube übergab er sich jedem Angreifenden auf Discretion. Er mochte sich damit brüsten, mit Themistokles sagen zu können, als man ihm eine Flöte zum Darauffspielen anbot: Ich kann nicht auf der Pfeife blasen, aber ich kann aus einem kleinen Dorfe eine große Stadt machen. — Auch Virgil soll zu dieser Klasse gehört haben, und La Fontaine excellirte darin auf eine Weise, daß er noch immer als ein Phänomen, einzig in seiner Art, dasteht. Sein ganzes Aeußeres, so wie sein Benehmen, war das eines stupiden Pinsels; er konnte im Gespräche nicht fünf Worte gehörig an einander fügen, ohne, wie es schien, in seinen Gedanken aufgehalten und gehemmt zu werden; es war ihm unmöglich, eine Sache, die er so eben gesehen hatte, deutlich und nur einigermaßen erträglich zu beschreiben, und selbst seine alte herzensdumme Wärterin mußte über seine Stupidität lachen. Und doch war er ein Meister in der Kunst zu erzählen, nämlich schriftlich zu erzählen, wie vielleicht noch Niemand vor und nach ihm gewesen ist. Es ist sehr leicht, sagte Labruyere, indem er von La Fontaine sprach, ein geistreicher, witziger Mann, und eben so leicht, ein ausgemachter Dummkopf zu seyn, denn beydes wird man geboren: aber wie beydes, und in diesem Uebermaße, in einem einzigen Kopfe zusammengekommen ist, das wird mir immer unbegreiflich bleiben.

Ueber die Kritik der Großen, unter der die Kleinen so oft leiden, finden sich hier zwey interessante Nachrichten. Soderini, der Gonfaloniere von Florenz, hatte eine Statue bey Michel Angelo bestellt. Als sie vollendet war, kam er, sie zu besehen. Er lobte sie über die Maßen, wie es sich, nicht für

Digitized by Google

einen Gonfaloniere, aber wohl für einen Angelo geziemte; aber er mußte nun auch etwas zu tadeln haben, um dadurch seine Kennerschaft zu bezeugen. Er suchte lange hin und her, ohne was Erhebliches zu finden. Endlich meinte er, die Nase sey nicht ganz gelungen, sie sey nämlich nicht griechisch genug. Angelo, der seinen Meister kannte, schien mit dieser Aeußerung einzustimmen, und ließ sich den Fehler etwas näher bezeichnen. Dann nahm er Meißel und Hammer und etwas Marmorstaub in die linke Hand, und ließ, während er einige leere Schläge auf den Meißel that, von dem Sande so viel fallen, daß es der Gonfaloniere fallen sehen und bemerken mußte, der dann auch ganz entzückt von seiner Künstlereinsicht, sofort ausrief: Ah Angelo, ganz vortrefflich, nun ist alles, wie es nicht mehr besser seyn kann. — Als Pope seine meisterhafte Uebersetzung der Iliade dem Lord Halifax, der ebenfalls einen großen Kenner spielte, vorlas, lobte dieser das Ganze wohl auch mit allgemeinen Ausdrücken, aber dann wollte er doch mit dieser Stelle, mit jenem Worte, mit dieser Wendung, mit jenem Ausdrucke u. s. nicht recht zufrieden seyn. Pope war darüber ganz betrübt, denn der Tadel traf meistens eben diejenigen Stellen, die ihm selbst die gelungensten schienen. Er klagte deßhalb seine Noth einem Freunde, zu dessen kritischem Talente er viel Vertrauen hegte, und mit dessen Hülfe er sich sofort anschicken wollte, alle jene Stellen zu verbessern. Oh lassen Sie das nur, sagte der Freund lachend, ich kenne Ihr Gedicht und auch Seine Lordship besser als Sie selbst. Jenes muß gut seyn und dieser muß kritisiren, jedes nach seiner Natur und Abstammung. Wenn Sie nächstens wieder zu ihm kommen, so sagen Sie ihm nur, daß Sie die von ihm getadelten Stellen verbessert hätten, und lesen Sie ihm die alten noch einmal vor. Es geht gewiß, ich habe es schon oft mit meinen eigenen Sachen bey ihm so gemacht. — Pope befolgte den Rath, und es gelang, wie dort mit dem Marmorstaub: Theurer Pope, schrie Se. Lordship, indem er ihn herzlich umarmte, jetzt sind Sie unverbesserlich!

Das Kapitel von den gelehrten Streitigkeiten und den sogenannten Federkriegen ist gewiß eines der reichhaltigsten in der Literaturgeschichte. Auch ziehen sich die Adern und Verzweigungen dieses reichen Stroms durch das ganze Werk unseres Verfassers, obschon er dieselben nirgends in einen einzigen Brennpunct zu sammeln gesucht hat. Es ist nicht eben ergötzlich, Männer von ausgezeichnetem wissenschaftlichen Rufe in der Sprache des Pöbels zanken zu hören, aber es ist lehrreich, den Menschen in allen seinen Lagen und Verhältnissen zu kennen, um davon wenigstens zu lernen, was man nicht nachahmen

Digitized by Google

soll. So darf man der Jugend einen Trunkenbold in seiner ganzen Verworfenheit zeigen, damit sie ihre Blicke mit Abscheu von einem so ekelhaften Gegenstande abwenden und für immer fliehen lerne. Beyspiel und Gewohnheit! Wenn unsere Erzieher einmal vollkommen einsehen lernen, welche zwey mächtigen Hebel diese beyden Dinge in der menschlichen Gesellschaft sind, so wird es um die wahre Bildung derselben vielleicht bald anders stehen. Es ist sehr übel, wenn man alles nur aus Gründen und mit Ueberlegung thun soll, und zu nichts gewöhnt wird. Die besten Grundsätze verlassen uns gewöhnlich in dem Augenblicke, wo wir sie am meisten brauchen. Daher scheint es auch, daß die Natur bey uns es nicht gern auf Vernunftschlüsse allein ankommen ließ. Der Trieb kömmt uns oft schon über den Hals, wenn wir mit dem Beweise kaum zur Hälfte fertig sind. Es ist daher sehr angemessen, diesen Trieb auch ein bischen zu cultiviren, und das geschieht am besten durch Beyspiel und Gewohnheit. — Doch zur Sache! Wir wollten hier des Streites erwähnen, der zwischen dem berühmten Milton einerseits und zwischen den nicht minder ausgezeichneten Männern Salmasius und Morus andererseits ausgebrochen ist, und gegen ein Viertel-Jahrhundert währte, während welchem er beynahe alle öffentlichen Blätter beschäftigte, und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Salmasius vertheidigte die Sache des Königs Karl von England, und die beyden andern die des Volkes. Sie erhitzten sich in ihrem gegenseitigen Streite so sehr, daß sie sich zu den gemeinsten Schimpfreden herabließen, aber ihre Wuth war der Gelehrsamkeit gleich, die sie beyde in diesem Streite zu entwickeln suchten. Salmasius war ohne Zweifel ein Mann von vielen Kenntnissen, aber von sehr wenig Geschmack, und seine Gelehrsamkeit fiel, da es ihr an Judicium fehlte, häufig ins Lächerliche. Er gab seinem Werke die Aufschrift: Defensio regia. Da er gegen Milton mit Gründen nicht wohl aufkommen, da er dem Verstande, dem Geiste Milton's keine Mängel aufbürden konnte, so suchte er dieß wenigstens seinem Körper zu thun. Er beschrieb daher seinen Gegner als einen kleinen, häßlichen Mann, als einen Zwerg von kaum mehr menschlicher Gestalt, als einen Homunculum, als ein bloßes Gerippe mit einer runzligen Haut überzogen; er nannte ihn einen verächtlichen Pädagogen, der bloß seine Buben peitschen könne, und, da Milton an den Augen litt, ein blindes Ungeheuer: Monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademptum. Der sonst so große Dichter war klein genug, auf diese Schmähreden einzugehen, und sie umständlich, sogar durch Zeugen, zu widerlegen. Auch scheint es, daß Salmasius in

dieſer Beziehung von ſeinen Londoner Freunden übel berichtet worden ſey, denn wenn Milton auch kein Apollo von Geſtalt, ſo war er doch auch kein Therſites. Milton alſo entgegnete ihm, daß ihn die Leute ſchon öfter ſogar einen ſchönen Mann genannt haben, daß ſein körperlicher Wuchs mehr groß als klein ſey, daß er noch dieſelbe Kraft und denſelben Muth wie in ſeiner Jugend fühle, daß ſeine Geſichtszüge ihn jedem Fremden ſogleich empfehlen, daß er, obſchon bereits vierzig Jahre vorbey, doch kaum für einen Dreyßiger gelte, und daß ſelbſt ſeine Augen, wenn ſie gleich nicht viel mehr ſehen, doch wenigſtens ſehr geſund ausſehen, und was dergleichen Dinge mehr ſind, die man kaum von einem alten Weibe erwarten ſollte, wenn ſie ihre längſt vorübergegangene Schönheit angegriffen fühlt. Als Salmaſius ſah, daß die Veſte auf dieſer Seite unangreifbar war, wandte er ſich mit verdoppelter Wuth an das dichteriſche Talent ſeines Gegners, dem er doch noch viel weniger beykommen konnte, ſo ſonderbar und beynahe raſend er ſich auch dabey geberdete. Milton war damals bereits auf einem Auge blind, und ſeine Aerzte ſagten ihm voraus, daß er es auch auf dem andern werden würde, wenn er dieſen Streit und die damit verbundenen vielen Schreibereyen nicht aufgeben wollte. Aber er ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, und ſelbſt als die Prophezeiung der Aerzte bereits eingetroffen war, fuhr der nun ganz blinde Mann in ſeinem oft auch eben ſo blinden Eifer unermüdlich fort bis an ſein Ende. Sein Gegner benützte von nun an dieſe Blindheit, um ſie zu dem Gegenſtande ſeines beißendſten Spottes zu machen. Er bedauert ihn, daß er, der einſt ſo ſchöne und jetzt blinde Mann, in Italien nicht mehr das Glück machen kann, das er einſt daſelbſt gemacht hat, und erlaubt ſich dabey die abſcheulichſten Ausfälle, welche die Scham näher zu bezeichnen verbietet, über einen Mann, der zwar Fehler haben konnte, deſſen Sittenreinheit aber allgemein bekannt, und ſelbſt von ſeinem Gegner nie im Ernſte in Zweifel gezogen wurde. Aber auch Milton überſchritt in ſeinen Angriffen alle Gränzen, die Vernunft und Ueberlegung jedem nur einigermaßen ruhigen Manne ſetzen müßten. Als er hörte, daß Salmaſius frohlocke, daß Milton durch den Kampf mit ihm ſein Auge verloren habe, rief er voll Wuth aus: »Und ich will machen, daß dieſer Streit ihm noch das Leben koſten ſoll.« — Und er führte dieſen Vorſatz aus. Durch elende Schmeichlerkünſte wußte er die Königin Chriſtine von Schweden dahin zu bringen, daß ſie ſeinem Gegner ihren Schutz und die Penſion entzog, von der er lebte. Von nun an wendete ſich auch die allgemeine Meinung von Salmaſius ab, und er ſtarb, da er dieſe Mißachtung nicht ertragen konnte, wenige Mo-

Digitized by Google

nate nachher an gebrochenem Herzen. Ja selbst mit diesem Ausgange war Milton noch nicht zufrieden. Er verfolgte seinen Gegner selbst im Tode noch, und, da sich Morus in Holland des Verstorbenen angenommen hatte, so ließ er in diesem Lande durch bezahlte Spione scandalöse Anecdötchen sammeln, mit welchen er dann den Todten sowohl, als auch seinen noch lebenden, in der That sehr schwachen Freund überschüttete, und nicht eher hörte der elende, geifernde Streit auf, als mit dem Leben Milton's selbst.

Ueber die in verschiedenen Zeiten und bey verschiedenen Völkern gebräuchlichen Titel theilt unser Verf. auch manches Interessante mit. Der Titel illustris wurde schon zur Zeit der römischen Republik den ausgezeichneten Feldherren gegeben, und Suetonius hat ein eigenes Buch geschrieben, in welchem er die kurzen Biographien derjenigen Männer aufführt, die diesen Titel erhalten haben. Die Aufschrift des uns erhaltenen Werks des Cornelius Nepos: Vitae illustrium imperatorum, muß daher auch in diesem Sinne genommen werden. — Kaiser Constantin, der überhaupt das Titelwesen als eine Sache von großer Wichtigkeit betrachtete, und dasselbe daher durchaus reformirte, bestimmte diese Benennung nur für diejenigen Prinzen seines Hauses, die sich im Kriege bemerkbar gemacht hatten. Im Mittelalter trugen die Könige diesen Titel, dem die Italiener noch das super hinzufügten, so daß sie ihre Könige mit superillustris anredeten. In Spanien wurde ein eigenes Buch von den Titeln der Könige publicirt, aber da diese Titel bald zu einer ganz enormen Länge herangewachsen waren, so mußte man auf ein Gegenmittel bedacht seyn. Dieß Mittel wurde in einem eigenen Act von Philipp III. bekannt gemacht, in welchem es hieß, daß künftig alle Schriften an den Monarchen nur mit den Worten Regi Domino nostro bezeichnet werden sollen. Auch der Großsultan wollte in dem edlen Bestreben, sich durch ellenlange Titel berühmt zu machen, den andern nicht zurückstehen. Man findet diesen Titel, der seiner Umständlichkeit wegen hier keinen Platz finden kann, nebst vielen andern hieher gehörenden viel und wenig interessanten Dingen in Selden's Werke: Titles of Honour, ein Folioband von nahe tausend Seiten, in welchem diese Merkwürdigkeiten mit seltener Ausdauer und, man kann sagen, mit großer Gelehrsamkeit in diesem Fache zusammengetragen sind. — Im funfzehnten Jahrhundert kam die Sitte auf, die Könige mit dem Titel Euer Hoheit zu beehren. Ferdinand und Isabella gingen darin mit ihrem Beyspiele in Spanien voraus. Karl V. nahm der erste den Titel Majestät an, aber nur als deutscher Kaiser, nicht als König von Spanien. Ludwig XI.

Digitized by Google

in Frankreich, der Tiberius dieses Landes, ließ sich auch als König der erste mit diesem Titel nennen, obschon er in seinem Aeußeren von allem, was diesen Namen bezeichnen soll, das Gegentheil affectirte. So erschien er, selbst bey öffentlichen Audienzen, in der Kleidung seiner letzten Unterthanen, und setzte sich dann auf einen alten, hölzernen, halbzerbrochenen Stuhl, einen großen, schmutzigen Hund zu seinen Füßen. In seiner Hausrechnung fand sich ein Conto für zwey neue Aermel, die auf eine alte Jacke genäht werden mußten, und die er wahrscheinlich noch mehrere Jahre getragen hat. — Der Unterschied zwischen Hoheit und Excellenz muß ehedem sehr groß gewesen seyn. Don Juan, der Bruder Philipp II., durfte nur den letzten Titel tragen, und als ihm dennoch die Deputation der Stadt Granada mit Euer Hoheit anredete, entstanden darüber bey dem Hofe in Madrid so lebhafte Erörterungen, daß Don Juan, der anfangs nicht nachgeben, und den Titel Hoheit beybehalten wollte, nahe daran war, sein Leben zu verlieren. Die Cardinäle hießen bis zu dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts Signoria illustrissima. Dann nahm der Herzog von Lerma, der bekannte spanische Minister und Cardinal, den Titel excellencia reverendissima an. Die Sache fand in Rom Beyfall, und der Name reverendus wurde hoch über die Benennung illustris gesetzt. Aber wie aller Dinge, so auch titulorum verborumque interit aetas — am Ende blieb der reverendus den Dorfpfarrern, und die andern wurden Eminenzen. Was Wunder, wenn dann auch zuweilen einer von den armen Dorfpfarrern verdrießlich wurde, wie jener zu Montferrat, der sich, obschon man ihm mit lebenslänglichem Gefängnisse drohte, standhaft weigerte, dem Herzoge von Mantua den Titel Altissimus zu geben, aus dem Grunde, weil er in seinem Brevier die Worte gefunden hatte: Tu solus Dominus, tu solus Altissimus. — Außer Europa ist übrigens diese Titelsucht auch zu Hause, ja man trifft sie sogar bey den Wilden an. Der Anführer der Natchez heißt »der Sohn der Sonne.« Der König von Quiterva nennt sich selbst »den großen Löwen,« und der von Monomotapa ist sogar »der Herr der Sonne und des Mondes.« Nicht so kurz ist der des Beherrschers von Arracan ausgefallen: »Inhaber der weißen Elephanten und der zwey großen Ohrringe; Herr der zwölf Provinzen von Bengalen und von den zwölf Königen, die ihren Nacken unter meinen Fuß beugen« u. s. w. — Noch etwas bescheidener drückt sich der Beherrscher von Ava aus, der sich, in seinen Schreiben an andere Könige, den Gott der Erde und den Herrn aller Könige nennt, der da ist die Ursache des Lebens aller Menschen und Thiere, der Regulator der Jahreszeiten, der Gebieter über die

Digitized by Google

Ebbe und Fluth des Meeres, der Bruder der Gestirne des Himmels, und, um das Maß ganz voll zu machen, der Besitzer der zwölf großen Sonnenschirme. Die Könige von Achem stylisiren sich selbst als den Herrn des Universums, dessen Körper so glänzend ist als die Sonne, dessen Geist so vollendet wie der Mond in seiner Fülle, dessen Auge blitzt wie der Polarstern, der, wenn er sich von seinem Sitze erhebt, sein ganzes Reich und all sein Volk überschattet, und unter dessen Füßen, wenn er einherschreitet, Kräuter und Blumen sprießen u. s. w.

Ueber die Treue und Verläßlichkeit unserer und wohl überhaupt aller Geschichtschreiber findet man hier auch manche nicht zu übergehende Bemerkungen. Sie beginnen mit den Chroniken der Araber über die Kreuzzüge, von denen sich noch viele unter den Türken und Persern erhalten haben, die aber uns größtentheils unbekannt sind. Longerue hat uns mehrere Stellen aus denselben übersetzt, und es scheint, daß sie mit viel Unparteylichkeit geschrieben sind. Allein die Sachen gewinnen in diesen Darstellungen eine ganz andere Gestalt, als sie bisher bey uns angenommen haben. So erscheint durchaus nicht Gottfried von Bouillon, sondern der Graf von St. Gallen (Count de St. Gilles) als der eigentliche Held des Dramas. Von jenem wird in den arabischen Schriften nur sehr wenig gesprochen, während dieser durchaus als die Seele der ganzen Unternehmung hervorgehoben ist. Tasso hat durch sein Gedicht auch beygetragen, diesen Irrthum, wenn es einer ist, bey uns zu verewigen. Der Graf von St. Gallen hat unter uns weder einen Geschichtschreiber, noch einen Dichter gefunden, und so ist er untergegangen, illacrimabili morte, caret quia vate sacro. Und mit wie vielen andern mag es nicht besser gegangen seyn. Sie hatten die Arbeit et tulit alter honores. Die Dichter sind überhaupt gefährliche Leute, vor denen man sich nur immer ein wenig in Acht nehmen sollte, wenn von Wahrheit und Nachruhm die Rede ist. Dido, die Königin von Carthago, erscheint uns als eine verliebte Närrin, während sie vielleicht eine sehr brave Frau war, bloß weil es Virgil beliebte, sie lächerlich zu machen. Und umgekehrt, Penelope, die wahrscheinlich ein liederliches Weib gewesen ist, wird jetzt als eine schuldlose, über ihr unverdientes Unglück wehklagende Matrone gepriesen, weil Homer sie so zu schildern für gut gefunden hat. So setzen sich die Ideen fest in den Köpfen der Menschen, und spuken dann ungehindert Jahrtausende fort. Uebrigens wollen wir von den Dichtern nicht verlangen, daß sie Geschichtschreiber, wahrhaftige Geschichtschreiber seyen, aber von den letztern dürfen wir dafür fordern, daß sie uns keine Dichtungen für Geschichte verkaufen. Aber

Digitized by Google

guter Himmel, wie oft mag wohl diese Forderung, so gerecht sie auch seyn mag, in der That befriedigt worden seyn. — Die griechischen Historiker sprechen nur mit Verachtung von dem zahllosen Heere der Perser, die von kleinen Häufchen griechischer Soldaten wie eine Heerde Schafe zerstreut worden sind. Was mag der Zufall, Unglück, die Elemente zu diesen berühmten Siegen mit beygetragen haben. Wenn wir die Geschichtschreiber der Perser hätten, wir würden ohne Zweifel diese Wunderthaten der Griechen mit ganz anderen Augen betrachten, und die von ihnen selbst so hochgerühmten Siege etwas verkleinert sehen. Nicht minder verächtlich spricht der große Cäsar in der von ihm selbst verfaßten Beschreibung jener Feldzüge von den Caledoniern, den alten Bewohnern Britanniens, und, wie alles muthmaßen läßt, sehr mit Unrecht. Diese Wilden, wie er sie nennt, gaben ihm, dem Zahmen, gar viel zu schaffen, und er erwähnt auch nicht einer einzigen Niederlage seiner Truppen, obschon er deren mehrere erlitten hat. Noch parteyischer verfuhren die gesammten römischen Geschichtschreiber mit den Carthaginiensern, weil sie jene tödtlich haßten, nachdem sie sie vorher wacker zu fürchten Ursache gehabt hatten. Nach diesen Römern zu urtheilen, waren alle Carthager feig, grausam und lügenhaft, kurz ein ganz verworfenes Volk. Aber wir würden vielleicht ganz anders von ihnen denken, wenn die Zeit auch ihre Historiker für uns erhalten hätte. Die Römer haben sie vertilgt, das Volk und ihre Schriften, bis auf ihre letzte Spur; sie haben es eben so mit den Etruriern und mit allen gemacht, mit denen sie es so machen konnten. Und dieser barbarischen Zerstörungswuth der Römer ungeachtet, hat sich doch der Glaube, der, wie es scheint, sehr wohlgegründete Glaube bis auf unsere Zeiten erhalten, daß die Carthager den Handel und die Schiffahrt, also nothwendig auch die wissenschaftliche Kultur, die dazu unumgänglich nöthig ist, auf einen Grad der Vollkommenheit gebracht haben, wie kein anderes Volk des Alterthums, selbst ihre weltbeherrschenden Eroberer nicht, deren Schiffahrt überhaupt, in Vergleich mit ihrer nationellen Macht und dem Reichthume ihres Staates, selbst in ihrer blühendsten Periode, auf einer sehr niedrigen Stufe der Ausbildung stehen geblieben ist. Auch in Beziehung auf die gesammte Agricultur scheinen sie sehr große und viel größere Fortschritte gemacht zu haben, als die Römer. Denn wie hätte sonst der römische Senat, der alles, was von Carthago kam, haßte und verachtete, sich dennoch entschließen mögen, die carthagischen Werke über den Landbau auf Unkosten des Staates in die römische Sprache übersetzen zu lassen. Wo aber in irgend einem Lande Handel, Schiffahrt und Agricultur,

Digitized by Google

die drey ersten und wichtigsten Hebel der Nationalwohlfahrt, auf einen so hohen Grad der Vervollkommnung gebracht wurden, da scheint ein weises, verständiges und industrielles Volk gelebt zu haben, nicht aber ein verworfenes und moralisch verdorbenes, wie uns die Römer glauben machen wollen. Aber, setzt unser Autor hinzu, but Livy was a Roman, and there is such thing, as a patriotic malignity.

Bey dem Worte »Nachahmer« denkt man sich gewöhnlich einen Menschen von sehr untergeordneten Fähigkeiten. Allein auch unter dem imitatorum servum pecus gibt es oft sehr vorzügliche Leute, ja selbst die Meister ihrer Kunst haben zuweilen keinen Anstand genommen, sich in diese Heerde zu mengen. Hier davon nur einige Beyspiele. — Michel Angelo hatte einen schlafenden Cupido in Marmor verfertigt, und vergrub ihn, nachdem er ihm einen Arm abgenommen hatte, an einem Orte, wo er bald wieder aufgefunden werden mußte. Er wurde gefunden, und die Kunstrichter konnten die Vortrefflichkeit dieser herrlichen Antike nicht genug bewundern, bis endlich Angelo mit seinem abgenommenen Arm hervortrat, und die Alterthumskenner enttäuschte. — Der bekannte französische Maler Peter Mignard hatte die Leinwand eines Bildes, auf der das Porträt eines Kardinals stand, mit einer Magdalena übermalt. Ein Bilderhändler kaufte ihm diese Magdalena ab, und wollte sie, als einen ächten Guido, an den Chevalier de Clairville für 2000 Kronen überlassen. Clairville fragte zuerst andere Künstler, unter andern auch den berühmten Le Brun, und keiner zweifelte an der Aechtheit dieses Guido. Mignard, der von dem Bilderhändler nur eine sehr unbedeutende Summe erhalten hatte, wollte den neuen Käufer nicht betrügen lassen, und äußerte demselben seine Zweifel über die Aechtheit des Bildes, doch ohne sich selbst als den Verfertiger desselben zu nennen. »Wenn es denn durchaus,« sagte er endlich in Gegenwart Le Brun's, »ein Guido seyn soll, so ist es doch gewiß eines seiner schlechtesten, und vielleicht nur aus seiner Jugend.« — Es ist gewiß ein Guido, schrie Le Brun, und zwar aus seiner besten Zeit, worüber ich mit Jedemann eine Wette von 300 Louisd'or eingehen will. — Mignard hätte diese Wette und noch ein ansehnliches Geschenk des Bilderhändlers gewinnen können, aber der Ruf eines ehrlichen Mannes und der eines so großen Künstlers war ihm theurer. »Nun wohl,« sagte er, indem er einen feuchten Schwamm aus der Tasche zog: »dies Bild ist mein Werk, ich habe es auf das alte Porträt eines Kardinals gemalt — hier seht ihr,« indem er mit dem Schwamm über das Bild fuhr, »hier seht ihr das rothe Käppchen.« — Man war erstaunt, in Mignard einen so gro-

Digitized by Google

ßen Meister vor sich zu sehen, und bestürzt zugleich über die Verunstaltung des Bildes. Seyd getrost, sagte er lächelnd, wer das Bild geschaffen hat, wird es auch verbessern können.

Von Mikrographen haben wir in alten und neuen Zeiten mehrere Beyspiele. Aelian erzählt uns, daß ein solcher Künstler ein Distichon auf ein Goldblättchen schrieb, das so klein war, um in der Rinde eines Weizenkorns, als in einem Futteral, Platz zu finden. Der ältere Plinius sagt, daß Cicero einst in einer Gesellschaft versichert habe, die ganze Iliade Homer's in einer Nußschale eingeschlossen gesehen zu haben. Man hat dieß immer für eine Fabel, und die Sache selbst als unmöglich angesehen, bis der gelehrte Huet es einmal unternahm, die Möglichkeit der Ausführung durch die That zu beweisen. Auf einem Blatte feinen Velinpapiers von zehn Zoll Länge und acht Zoll Breite, das sich vollkommen in eine Nußschale bringen ließ, schrieb er selbst mit einer feinen Feder eine Zeile, die auf acht Zoll Länge dreyßig Verse der Ilias enthielt, und solcher Zeilen gingen 250 auf eine Seite des Blattes, so daß also diese Seite 7500, und die beyden Seiten die vollen 15000 Verse enthielt, oder doch enthalten konnten, aus welchen die Ilias besteht. — Zu Elisabeth's Zeiten zeichnete sich der englische Pfarrer Peter Bales als ein solcher Mikrograph aus. Seine Abschrift der ganzen Bibel wurde in eine Wallnuß von der Größe eines kleinen Hühnereys eingeschlossen, und das Manuscript hatte ganz die Form eines gewöhnlichen Buchs, das genau so viele Blätter hatte, als die damals gewöhnliche große Bibel, und wo jede Seite in beyden Exemplaren genau dieselben Worte enthielt. In der St. John's Bibliothek zu Oxford sieht man ein Porträt von Karl I., dessen Kopf ganz aus solcher Kleinschrift besteht, die, selbst in beträchtlicher Nähe, bloß wie die verschiedenen Linien eines Kupferstichs erscheinen: Gesicht und Halskrause enthalten auf diese Weise den ganzen Psalter mit mehreren anderen Stellen aus der Bibel.

Noch gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts war der Glaube an Astrologie allgemein in Europa. Der berühmte englische Dichter Dryden (gest. 1701) ließ sich noch für seine Kinder die Nativität stellen. Katharina von Medicis brachte den neugebornen Heinrich IV. von Frankreich zu dem alten Astrologen Nostradamus, um ihm die Nativität stellen zu lassen. Das Kind mußte, wie alle andern, nackt ausgezogen werden, wo dann der Sterndeuter den Körper untersuchte, und besonders aus der Gesichtsbildung und aus den Lineamenten der inneren Hand sein künftiges Schicksal vorhersagte. Karl IX. ernannte ihn zu seinem Leibarzt, und da er diesem König voraus-

Digitized by Google

gesagt hatte, daß er so viele Jahre leben würde, als er sich auf der Ferse eines Fußes stehend in einer Stunde umdrehen kann, so übte sich S. M. jeden Morgen in dieses Manövre ein; bald wurde diese Bewegung für sehr gesund gehalten, und alle Hofleute erwarben sich eine besondere Gewandtheit, sich auf ihrer Ferse sehr schnell und lange um sich selbst zu drehen.

Das reiche Kapitel »von den Thorheiten der Gelehrten« wird mit den Tändeleyen eröffnet, die sich öfter selbst ausgezeichnete Männer mit einzelnen Buchstaben erlaubten. Schon die Alten hatten davon zahlreiche Beyspiele aufzuweisen. Hieher gehören die Lypogrammatisten (Auslasser von Buchstaben). So schrieb Tryphiodor eine neue Odyssee, wo in dem ganzen ersten Gesang kein *a*, im zweyten kein β u. s. f. zu finden war. Ein gewisser Nestor hatte schon früher eine Iliade im ähnlichen Style geschrieben. Athenäus erwähnt sogar einer Ode von Pindar, in welcher dieser große Dichter absichtlich den Buchstaben S vermieden hatte. So sah man also auch schon damals selbst die ausgezeichnetsten Männer an diesem Thorheitskarren ziehen, und wir dürfen uns daher nicht verwundern, wenn wir unter unsern Zeitgenossen ähnlichen Erscheinungen begegnen. — Ein altes lateinisches Gedicht von einem gewissen Fulgentius aus dem vierzehnten oder funfzehnten Jahrhundert enthält 23 Kapitel, deren erstes kein A, das zweyte kein B hat u. s. w. Lopez de Vega hatte fünf Novellen geschrieben, die nach der Reihe die Vocale A, E, I, O und U nicht enthalten. Der Mönch Hugbald schrieb Hirtengedichte von Kahlköpfen (Eclogas de Calvis), in welchem jedes Wort mit einem C anfängt. Eben so fangen in dem Gedichte: Pugna Porcorum, alle Worte mit P an. Gregorio Leti legte der Akademie der Humoristen zu Rom eine gelehrte Abhandlung vor, in welcher der Buchstabe R nicht vorkam, daher er sie auch »das exilirte R« betitelte. Einer seiner Freunde schrieb ihm, daß er eine Copie von diesem außerordentlichen Werke wünsche, und Leti antwortete ihm in einem langen Briefe, ebenfalls ohne R, um ihm zu zeigen, daß die Sache nicht so schwer sey, als er glaube. Diese Thorheitsfalte hatte auch unser Burmann, der i. J. 1805 zu Berlin starb, und einen ganzen Band Gedichte ohne R herausgegeben hatte (Berlin 1788, und sogar zweyte Auflage ibid. 1796). Lord North, am Hofe des gelehrten Jacob's I., hat eine große Anzahl Sonneten verfaßt, von welchen jede Zeile mit den auf einander folgenden Buchstaben A, B, C, D u. s. f. des Alphabets beginnt. Der englische erotische Dichter Tom Nash schrieb mehrere Bände voll Gedichte, deren kurze und längere Verse, von fern anzusehen, die Form einer Brille, einer Scheere, eines Handschuhes

Digitized by Google

u. dgl. hatten. Hieher gehören auch die Acrostiche, wie man aus den zerstreuten Buchstaben eines Verses den Namen eines Helden, einer Geliebten u. dgl. zusammenlesen kann, eine Tändeley, zu der sich auch Boccaccio öfter hingegeben hat. Gewöhnlich suchte man auf diese Weise merkwürdige Jahreszahlen auszudrücken, wo sie dann Chronogramme hießen. Die Anagramme gehören auch hieher, und als ein gelehrtes, da die meisten nur von Dichtern gebraucht wurden, mag das von Scioppius gelten, der zu seiner großen Freude in dem Namen seines erbitterten Gegners Scaliger anagrammatisch Sacrileg gefunden, und mit jubelndem Triumph bekannt gemacht hatte. Diese Anagramme waren schon bey den Alten sehr beliebt. Lycophron hat uns zwey dergleichen auf Ptolemäus Philadelphus, König von Aegypten, und auf seine Gemahlin Arsinoë hinterlassen:

ΠΤΟΛΕΜΑΙΟΣ	ΑΡΣΙΝΟΗ
Ἀπὸ μέλιτος.	Ἥρας ἴον
Aus Honig gemacht.	Veilchen der Juno.

Das Veilchen war bekanntlich die Lieblingsblume der Griechen, wie schon ihr Name sagt. — Unter den Franzosen war besonders Daurat glücklich in solchen Tändeleyen. Man kennt die schönen Anagramme auf die alles bezaubernde Geliebte des K. Karl IX. von Frankreich, Marie Touchet (Je charme tout), und auf den Mörder Heinrich's III., den Frère Jacques Clement (c'est l'enfer, qui m'a créé). Die Königin Elisabeth, die Liebe der Engländer und der Schrecken der Spanier, gab zu folgendem Anagramm Gelegenheit: Elisabetha Regina Angliae (Anglis Agna, Hiberiae Lea). — König Jacob I. von England, der selbst, sonderbar genug, seinen Stammbaum aufwärts bis zu König Arthur fortsetzte, erhielt das Anagramm: Charles James Steuart (Claims Arthur's Seat). Der General Monke, später Herzog von Albemarle, der Karl II. wieder auf den Thron von England zurückführte, wurde in folgendem schönen chronographischen Anagramm gepriesen: Georgius Monke, Dux de Aumarle (Ego Regem reduxi. An. Sa. MDCLVV). Schon in unsern ältern Zeiten waren die einsylbigen Reime, die das Echo nachahmen sollten, sehr im Gebrauche. Hieher gehören auch mehrere von unserem bekannten neueren Satyriker Falk. Z. B. auf die Nachfolger der Kant'schen Schule:

Dichter: Echo, Jeglichem gibst du Bescheid: ich bitte, was sagst du
Zu der Schulen Gezänk über die Philosophie?
Echo: Fi!

dem hier ein älteres französisches zur Seite stehen mag, das sich in der That recht artig anhört:

Pour nous plaire, un plumet
met
Tout en usage:
Mais on trouve souvent
Vent
Dans son langage.

On y voit des Commis
Mis
Comme des Princes,
Après être venus
Nuds
De leurs Provinces.

Ein älterer französischer Dichter gedachte in den folgenden Versen den wirbelnden Gesang der Lerche nachzuahmen:

La gentille alouette, avec son tirelire,
Tirelire, à lire, et tireliran tire,
Vers la voute du ciel, puis son vol vers ce lieu,
Vire et désire dire adieu Dieu, adieu Dieu.

Aehnliche, wenn auch nicht so grelle Versuche finden wir auch in unsern besten neueren Dichtern. Man erinnere sich an Schiller's Laura am Klavier und an so manche Stelle in Bürger's Liedern und Balladen. Die Verse, die man aus Virgil und selbst aus Homer zu diesem Zwecke citirt, sind zu bekannt, um hier angeführt zu werden, wie z. B. die von den im Galopp laufenden Pferden, von den schmiedenden Cyclopen, von dem den Stein auf den Berg wälzenden Sysyphus u. dgl. Gewiß sind die meisten dieser Stellen nicht, wie manche glauben, dem Dichter nur entwischt, wie ihnen allerdings zuweilen etwas unserm Reime Aehnliches zufällig begegnet ist, sondern sie sind offenbar absichtlich zu diesem Zwecke ausgearbeitet.

Eine eigene Gattung dieser poetischen Tändeleyen bilden die sogenannten Nonsense Verses, die im vorigen Jahrhundert noch bey den Franzosen sehr beliebt waren. Dieß sind Verse, die auf den ersten Blick einen, obschon nicht eben leicht aufzufassenden Sinn zu haben scheinen, aber bey näherer Betrachtung ganz ohne Sinn und Zusammenhang sind. Zum Beyspiele mögen folgende dienen, die in der Abendgesellschaft der berühmten Madame de Tencin in Gegenwart Fontenelle's vorgelesen wurden:

Qu'il est heureux de se défendre,
Quand le coeur ne s'est pas rendu.
Mais qu'il est fâcheux de se rendre,
Quand le bonheur est suspendu.
Par un discours sans suite et tendre,
Egarez un coeur éperdu;
Souvent par un mal-entendu
L'amant adroit se fait entendre.

Digitized by Google

Lesen Sie das noch einmal, sagte Fontenelle, als er diese Verse bey der ersten Lectüre nicht verstand. Es geschah, und noch erschienen sie ihm nicht deutlicher. Aber merken Sie denn nicht, fragte Madame Tencin, daß es Nonsense-Verse sind? — Ah so, sagte Fontenelle etwas gedehnt, und zugleich den Pfeil der Frage gegen den Schützen kehrend: sagen Sie selbst, Madame, sind diese Verse nicht denen so ähnlich, die man uns bey ihnen schon so oft als sehr schöne verkaufen wollte? — Nahe verwandt mit diesen sind die sogenannten Centos, oder Gedichte, in welchen jeder Vers aus einem anderen, bereits bekannten Gedichte genommen ist. Ausonius, ein lateinischer Dichter des vierten Jahrhunderts, hat uns die Regeln hinterlassen, nach welchen diese Centos gemacht werden sollen. Die griechische Kaiserin Eudoxia verfaßte auf diese Art, im fünften Jahrhundert, das Leben Jesu in 2343 Hexametern, die sämmtlich unverändert aus Homer's Iliade und Odyssee genommen waren. Die neueste Auflage dieses Zwittergedichts ist von L. H. Teucher, Leipzig 1793. Viel später machte Proba Falconia einen ähnlichen Versuch mit Virgil's Aeneis, und erst im vorigen Jahrhundert erschien des Alexander Roß: Virgilius Evangelizans sive historia Domini Salvatoris Virgilianis versibus descripta.

Eine angenehmere Gattung dieser jetzt schon sehr ungewöhnlichen Verse bilden die burlesken Gedichte, wenn sie wohl gehandhabt werden, was wohl schwerer ist, als mancher glauben mag. Scarron in Frankreich war darin ein Meister, und diese Versart war zu seiner Zeit, größtentheils durch ihn, sehr beliebt in Paris, bis endlich der Kritiker Boileau seine Geißel erhob, und die Verkäufer solcher, meistens sehr schlechter Waare aus dem Tempel der Musen verjagte, wobey er jedoch Scarron, den Meister in dieser Kunst, stets zu verschonen wußte. Der Geschmack an solchen Versen wurde so allgemein, daß die Pariser Buchhändler keine Gedichte mehr annahmen, wenn sie nicht das Beywort Burlesque auf dem Titelblatte trugen, wie denn auch i. J. 1649 sogar ein Leiden Christi in dieser Versart erschien. Dahin können, wenigstens ihrer diminutiven Form nach, auch die Reime mit sehr kurzen Zeilen gezählt werden, wie z. B. das bekannte Gedicht unseres Bürger's:

Ich lobe mir
Mein Dörfchen hier;
Denn schön're Auen
Sind nicht zu schauen u. s.

Auch darin zeichnete sich Scarron aus, der sehr viel dergleichen Verse schrieb, die aber auch in der französischen Sprache

Digitized by Google

viel leichter ſind, als z. B. in der deutſchen. Swift, ein groſſer Verehrer Scarron's, nannte dieſe Verſe ſcherzweiſe lilliputiſche Oden. In einem dieſer Gedichte beſchrieb ſich Scarron, der bekanntlich ſehr verwachſen und mißgeſtaltet war, auf folgende Weiſe:

Un pauvret,
Trais maigret,
Au col tors,
Dont le corps
Tout tortu,
Tout bossu,
Suranné,
Decharné,
Est réduit
Jour et nuit
A souffrir
Sans guérir
Des tourmens
Véhémens.

Indem er ſich in einem Briefe an Sarrazin beklagte, daß ihn derſelbe ſo ſelten beſuche, droht er ihm, daß er ihn bey ſeiner nächſten Viſite vor Zorn in einem Mörſer zerſtampfen wolle, doch, ſetzt er zum Schluſſe hinzu:

Mais pourtant
Repentant
Si tu viens
Et te tiens
Seulement
Un moment:
Entre nous
Mon courroux
Finira
Etcaetera.

Zuweilen bediente er ſich auch ſeiner Kunſt in der burlesken Darſtellung zu höheren Zwecken, nicht bloß zur Beluſtigung der Leſer. Er war faſt immer krank und ſehr arm, ſelbſt mehrere Jahre nach ſeiner Heirat mit Mad. d'Aubigné, die ſpäterhin als Madame Maintenon eine ſo große Rolle ſpielte. Er ſchrieb daher ein Geſuch an die Königin, in welchem er bat, ihm die ſchon lang unbeſetzte Stelle eines königlichen Hofpatienten zu geben. Hier eine Stelle aus dieſem Gedichte:

Scarron, par la grace de Dieu,
Malade indigne de la Reine,
Homme n'ayant ni feu, ni lieu,
Mais bien du mal et de la peine;
Dans l'hopital allant et venant
Des jambes d'autrui cheminant;

Digitized by Google

Des siennes n'ayant plus l'usage,
Souffrant beaucoup, dormant bien peu,
Et pourtant faisant par courage
Bonne mine et fort mauvais jeu.

Scarron erhielt für sein Gedicht eine beträchtliche Pension. Bemerken wir noch, daß er auch die Aeneide Virgil's in französische Verse, so wie Cotton in englische travestirte, daß aber beyde Gedichte weit hinter dem unseres Blumauer zurückstehen.

Hieher gehören auch die sogenannten reciproken Verse oder Palindromen, die vom Ende gegen den Anfang gelesen einen ganz andern Sinn geben, wie z. B. das Distichon auf eine bekannte Person:

Laus tua non tua fraus, virtus, non copia rerum
Scandere te fecit hoc decus eximium.

Oft geben diese Verse gar keinen Sinn, aber sie sind gleichlautend, man mag sie vor- oder rückwärts lesen, als:

Roma tibi subito motibus ibit amor,

oder auch:

Signa te, signa temere me tangis et angis.

Noch auffallender und wohl auch schwieriger sind diejenigen Verse, die man in mehr als zwey Richtungen lesen kann, ohne andere Worte zu erhalten, als z. B.:

Sator Arepo tenet opera rotas,

welcher Vers, wenn er so gestellt wird:

SATOR
AREPO
TENET
OPERA
ROTAS

zugleich von der Linken zur Rechten, von der Rechten zur Linken, von oben senkrecht herab oder von unten hinauf gelesen, immer dieselben Worte wieder gibt.

Nicht viel besser, als diese gehaltlosen Spielereyen, sind die zahllosen Sonnete oder Sinngedichte, die manche unpoetische Poeten auf einen und denselben, oft sehr geringfügigen Gegenstand gemacht haben. So schrieb Antonio Cornezano ein volles Hundert Sonneten auf »die Augenbrauen seiner Geliebten,« und Nicholas Franco, der wegen seiner ewigen Pasquille auf alle Leute in Rom aufgehenkt wurde, verfaßte 218 satyrische Sonneten auf seinen berüchtigten Gegner Peter Aretin. Der französische Dichter Brebeuf schrieb 180 Epigramme gegen eine Frau oder vielmehr gegen ihr Porträt, und da er über dieser

Digitized by Google

Arbeit starb, setzte einer seiner Freunde noch 300 andere Gedichte auf denselben Gegenstand dazu. Der gelehrte Pasquier schrieb ein voluminöses Gedicht: La Puce des grands jours de Poitiers, »der Floh des Carnevals zu Poitiers,« den er eines Morgens auf dem Busen der berüchtigten Catharina des Roches gefunden haben wollte. De Sauffay gab einen ganzen Foliband von panegyrischen Biographien, aber bloß solcher Männer heraus, deren Vornamen Andreas war, aus Ursache, weil er selbst so hieß. Aehnliche Sammlungen haben wir auch von den Namen Philipp und Anton, und selbst der berühmte Buchanan gab ein sehr voluminöses Werk über alle seine Namensvettern, die übrigens sämmtlich unbekannte Leute waren.

Als Milton's Paradise Lost schon längst in England bekannt war, gerieth ein verrosteter, alter Gelehrter über eine französische Uebersetzung dieses Gedichts, die er für ein Original hielt, und sie daher, in englische Prosa übertragen, seinen Landsleuten zum Besten gab. Auch unternahm es ein gewisser Green, das verlorene Paradies, das er für schwer zu verstehen hielt, zum Besten der Leser in ungereimten Versen verständlicher zu machen. Ein noch lebender, in seinem Fache sehr schätzbarer Gelehrte, der aber kein Literator ist, hielt lange Zeit die Voyage du jeune Anacharsis, die er mit besonderem Vergnügen las, für die französische Uebersetzung eines alten griechischen Auctors. Derselbe las gern in seinen wenigen Mußestunden die Gedichte Ossian's, wie sie uns Macpherson in der englischen Sprache gegeben hat, und verwunderte sich gegen seine Freunde nicht wenig, daß diese englische Uebersetzung ihm viel besser dünke, als selbst das Original in deutscher Sprache von Denis, welches er früher auch gern gelesen habe, aber jetzt, wo er diese Uebersetzung kenne, nicht mehr ansehen könne. Dieß erinnert an den berühmten Fabeldichter Lafontaine, der in der Kirche einem fremden Nachbar in sein Gebetbuch sah, und einige Psalmen David's mit jenem gemeinschaftlich herauslas, die ihm so sehr gefielen, daß er den Nachbar fragte, wo dieser David lebe, und ob er noch mehr so schöne Sachen geschrieben habe.

Beschließen wir dieses Kapitel of literary follies mit einigen Nachrichten, welche uns unsere gar zu gelehrten Literatoren über die antidiluvianischen Schriftsteller gegeben haben. Der Bibliograph Astle bemerkt zum Eingang seines Werkes mit gravitätischem Ernste: »Was die Schriftsteller vor der Sündfluth betrifft, so ist es der Vernunft und der Wahrheit angemessen, zu gestehen, daß wir nicht viel Gewisses von ihnen zu sagen vermögen.« — Dem ungeachtet behauptet Dr. Parsons in seinem gelehrten Werke: »Ueberreste Japhet's,« daß Adam schon die

Digitized by Google

Buchstaben gekannt haben muß, und daß in Noah's Arche bereits mehrere Bücher vorgefunden worden sind. Die Sabäer rühmten sich durch Jahrhunderte eines Buches, das Adam mit eigener Hand geschrieben hatte. Hugo Broughton, ein sehr fruchtbarer Schriftsteller unter Jacob I. von England, beweist auf vielen Folioseiten, daß Eva schon hebräisch gesprochen und geschrieben hat. Ein anderer gelehrter Mann, Covarruvias, der im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in England lebte, schrieb eine umständliche Abhandlung über den ersten Schrey der Kinder gleich nach ihrer Geburt, und nachdem er die Meinungen aller seiner Vorgänger discutirt und sattsam widerlegt hatte, zeigte er, daß die Knaben A und die Mädchen E schreyen, jene dem Adam und diese der Eva zu Ehren. — Chevrau beginnt seine endlose »Weltgeschichte« mit folgender Periode: »Obschon verschiedene tiefgelehrte Männer vor mir die Frage zu beantworten gesucht haben, in welcher Jahreszeit Gott die Welt erschaffen hat, und obschon zu einer Zeit, wo weder Sonne, noch Mond, noch Sterne existirten, auch nicht gut von einer Jahreszeit die Rede seyn kann, auf der andern Seite aber doch die Welt irgend einmal, das heißt also, in irgend einer Jahreszeit erschaffen werden mußte, so haben einige dieser Gelehrten gefunden, daß es im Monat Nisan, d. h. im Frühling, gewesen seyn müsse, während andere ihre gründlichen Beweise für den Monat Tisri gebracht haben, als in welchem das bürgerliche Jahr der Juden beginnt, und dieß zwar an einem Freytag gegen vier Uhr des Nachmittags, weil an einem solchen Wochentage zu dieser Stunde« u. s. w. Die irländischen Antiquare zählen uns förmlich alle Bibliotheken auf, die vor der Sündfluth existirt haben, und sie geben uns nicht minder lächerliche Nachrichten von der Gründung ihres eigenen Landes durch Schiffer aus Indien, die lange vor Chr. G. an Irlands Küste verschlagen wurden, und sie erzählten die weiteren Schicksale und selbst die häuslichen Geschichten derselben auf eine Art, als ob sie selbst mit ihnen gelebt, und diese Dinge alle mit eigenen Augen angesehen hätten. Andere haben wieder ihre Abgötterey mit den alten klassischen Schriftstellern bis zu einer Art von Wuth getrieben. Wie oft wurde Homer als der erste Geograph, als der eigentliche Geschichtschreiber, ja als ein vollendeter Gelehrter gepriesen, dem nichts von dem fremd war, was wir jetzt in unseren Encyclopädien finden. Ein stockgelehrter englischer Wundarzt behauptet sogar in der Einleitung zu seinem Werke über Anatomie, daß Homer ein großer Chirurge gewesen seyn muß, wie man aus der Beschreibung der verschiedenen Wunden sehen soll, die seinen Helden beygebracht worden sind.

Digitized by Google

Wenn es aber schon betrübend ist, einzelne Männer auf solchen Irrgängen zu erblicken, wie viel trauriger noch ist es, ganze große Gesellschaften, und, was nicht zu übersehen ist, ganze Gesellschaften von Gelehrten, Jahrhunderte durch ähnlichen, vielleicht noch erbärmlicheren Thorheiten hingegeben zu sehen. Erinnern wir uns nur, um aller anderen zu geschweigen, des systematischen Unsinns, den die sogenannten scholastischen Philosophen von dem Jahre 1100 bis gegen 1500, also durch volle vier Jahrhunderte, zu Markte gebracht haben. In dieser Schule vereinigten sich die besten Köpfe, die ersten Denker Europas, Männer, deren geistige Kraft und deren Scharfsinn, selbst in ihren Mißbräuchen dieser Kraft, nicht verkannt werden darf, und die demungeachtet von jedem nüchternen, seinen gesunden Menschenverstand bewahrenden Mann, nur als Abersinnige, als wahre Wahnwitzige erkannt werden müssen. Ihre Quaestiones Quodlibeticae, von denen auf unsere Tage nur noch das Spottwort Quodlibet übrig geblieben ist, mit welchen sie sich, nicht die einzelnen bloß, sondern ganze Corporationen, einander zusetzten und verfolgten, zeigen uns nicht ohne eine Art von Entsetzen, bis zu welcher Tiefe sich der menschliche Geist verirren kann. Die Thomisten, Scotisten, Occamisten und wie sie alle hießen, stritten sich über Dinge, von denen sie alle nichts verstanden und nichts verstehen konnten, mit einer Hitze, die nur zu oft in Verfolgungen und förmliche blutige Kämpfe ausartete, und wegen welcher gar mancher sonst brave Mann excommunicirt oder gesteinigt oder als ein Ketzer lebendig verbrannt worden ist, und dieß alles wegen Dingen, die heut zu Tage, wo diese Wuth unbekannt und unerklärbar ist, kaum mehr der Erwähnung werth erscheinen können. Einer von ihnen, und zwar einer der berühmtesten, der große Doctor Angelicus, wie er genannt wurde, schrieb einen ungeheuren Foliobaud von 1250 Seiten »über die Natur und Wesenheit der Engel.« Wir begnügen uns hier nur mit einigen Titeln der 358 umständlichen Kapitel dieses Werkes, in welchen die Eigenschaften dieser höhern Geister bewiesen, und so im Detail angeführt werden, als ob der Verf. selbst lange Zeit unter ihnen gelebt hätte. Es wird also mit geometrischer Schärfe bewiesen, daß die Engel nicht vor der Erschaffung der Welt existirten: daß sie in dem empyrischen Himmel entstanden sind; daß jeder derselben aus Action und Potentialität zusammengesetzt ist; daß sie unter sich nicht in essentia, aber wohl in specie verschieden sind; daß die Körper, welche sie zuweilen annehmen, aus dichter Luft bestehen; daß sie nicht im Raume, aber wohl der Raum in ihnen enthalten ist; daß ihre Bewegungen bloß in der Aufeinanderfolge ihrer verschiedenen Operationen

bestehen, und daß diese Bewegungen sowohl continuirlich als auch discontinuirlich seyen; daß die Geschwindigkeit dieser Bewegung nicht der Quantität seiner Kraft, sondern nur der Macht seines Willens proportional ist; daß ihre intellectuelle Kraft am Morgen jedes Tages größer ist, als am Abend; daß ihrer mehrere Tausende auf einer Nadelspitze stehen können, ohne sich zu drängen oder zu hindern u. s. w. Ganz ähnlicher Art, nur, wenn möglich, noch ungereimter, sind die berüchtigten Fragen, jene oben erwähnten Quaestiones Quodlibeticae, welche sich diese scholastischen Philosophen (Anselmus, Abälard, Berengar, Petrus Lombardus, Folioth, Bernard, Hugo, Johannes Scotus Erigena, Alexander ab Hales, Vincentius Bellovacensis, Albertus M., Roger Bacon, Duns Scotus, Raymund Lullus, Occam u. m. a.) unter einander aufgaben, worüber sie und ihre Anhänger Jahre lang stritten, dicke Folianten schrieben, und nicht bloß Tinte, sondern oft auch Blut vergossen. Mehrere dieser absurden Fragen spalteten England, Frankreich und besonders Oberitalien in Parteyen, die sich auf das Volk fortpflanzten, und nur zu oft blutige Fehden zur Folge hatten, wobey gewöhnlich Steine und Dolche die Hauptrolle spielten. Man muß gerechten Anstand nehmen, diese Fragen hier näher anzugeben, da sie nur zu oft nicht bloß mit dem gesunden Menschenverstande, sondern auch mit jedem sittlichen Anstande unverträglich erscheinen, während sie von jenen weisen Männern als Gegenstände der größten Wichtigkeit mit einem Ernste behandelt wurden, der nur lächerlich seyn würde, wenn er nicht zugleich ein vermischtes Gefühl von Erbarmen und Abscheu erregte. So wurde z. B., um nur einige der am wenigsten auffallenden dieser Untersuchungen zu erwähnen, die Frage aufgestellt, ob es im Paradiese auch Excremente gebe? Welches Alter und welches Kleid der Engel G. hatte, als er seine Botschaft ausrichtete? Ob die h. J. M. schon das librum Sententiarum des Peter Lombardus gekannt habe? Ob ein Mensch mit einer halben Seele auch denken kann? Welche Sprache die Engel sprechen? Diese letzte Frage war es besonders, die in Italien eine Spaltung unter den Gelehrten erregte, welche über funfzig Jahre anhielt, und ganze Bibliotheken von Folianten erzeugte, in deren einem behauptet wurde, daß die Engel griechisch sprechen müssen, weil dieß die vollkommenste aller Sprachen sey, während die andere Partey die hebräische Sprache in Schutz nahm, weil diese die älteste unter allen Sprachen wäre. Der berühmte Streit der Nominalisten und Realisten dauerte volle 450 Jahre, nämlich von 1050 bis 1500. Es han-

Digitized by Google

delte sich zwischen diesen beyden Parteyen darum, ob die Universalia ohne die Particularia existiren können, ob also z. B. die Idee von einem Thiere möglich ist, ehe noch das Thier selbst existirt. Rosselin, der Stifter der Nominalisten, und Abälard, sein größter Schüler, behauptete, daß die Universalia keine reelle Existenz haben, daß sie also auch nicht vor den Particulariis bestehen können. Die Realisten im Gegentheil, an deren Spitze Thomas Aquinas und Duns Scotus standen, waren der Ansicht, daß die Universalia auch ohne und vor den Particulariis da seyn können. Die Nominalisten zogen bald den Kürzern in dem heftigen Streite, und sie waren im vierzehnten Jahrhundert nahe daran, von ihren Gegnern ganz zermalmt zu werden, als sich plötzlich der berühmte Klopffechter Occam erhob, und die Nominalisten wieder zur Aufnahme brachte, besonders seit sich derselben auch Ludwig XI. in Frankreich sehr thätig angenommen hatte. Nun waren die Realisten ihrem schmählichen Ende nahe, und sie würden auch von ihren mächtigen Gegnern erdrückt worden seyn, wenn sich nicht Johann XXIII. zu Rom ihrer auf das eifrigste angenommen hätte. Von dieser Zeit an war es in Italien für einen Nominalisten gefährlich, auch nur seinen Mund zu öffnen. Ludwig XI. widerstrebte lange, aber endlich gab auch er nach, und i. J. 1474 erschien ein Edict, in welchem bey strenger Strafe geboten wurde, alle Werke der Nominalisten in den Bibliotheken mit eisernen Ketten an die Wand zu schmieden, und sie keinem ohne Ausnahme mehr zum Lesen zu verabfolgen. Seit dieser Epoche flüchteten sich die Nominalisten, die auf noch schlechtere Dinge gefaßt seyn mußten, nach Deutschland und England, wo sie den Fortgang der Reformation kräftig befördern halfen. — Wir können in unsern Tagen kaum mehr glauben, mit welcher Heftigkeit der Streit zwischen diesen beyden Parteyen geführt wurde. Vives, ein Augenzeuge und Mitkämpfer, drückt sich darüber in folgenden Worten aus: »Wenn die streitenden Parteyen sich in gegenseitigen Schimpfreden erschöpft hatten, so gingen sie gewöhnlich auf Faustkämpfe über, und nicht selten endete dieser Handel über Universalien und Particularien mit Stock- oder Säbelhieben, so daß diese Gelehrten blutige Köpfe davon trugen, und zuweilen selbst ihr Leben einbüßten.«

Zu allen diesen Extremitäten gab eigentlich Aristoteles die erste Veranlassung, dessen Art zu philosophiren und sich auszudrücken so allgemeinen Beyfall fand, daß er durch mehrere Jahrhunderte die sämmtlichen besten Köpfe Europas verdrehte. Die Araber gingen mit ihrer Liebe zu Spitzfindigkeiten und mit ihrer lebhaften Imagination voraus, und durch dieses Volk lernt

Digitized by Google

das Abendland den peripatetiſchen Philoſophen zuerſt kennen, der an den hohen Schulen ſo abgöttiſch verehrt wurde, daß die Profeſſoren bey dem Antritte ihres Lehramtes einen Eid ablegen mußten, in ihren Lehren nie, weder von dem Evangelium, noch von den Schriften des Ariſtoteles abzuweichen. Petrus Ramus (geſt. 1572) hatte es der erſte gewagt, nur einige Stellen des Stagyriten für falſch zu erklären. Die Folge dieſer Frevelthat war eine allgemeine Revolte ſeiner Schule, ja der ganzen Stadt Paris. Das Parlament machte die Sache des Ariſtoteles zu ſeiner eigenen Angelegenheit. Ramus wurde entlaſſen, der König proſcribirte ſeine Schriften, und er war der Gegenſtand einer allgemeinen Verfolgung. Bey der bald darauf ausbrechenden Peſt, wo man in der allgemeinen Calamität ſeiner vergeſſen hatte, wagte er es wieder, den Lehrſtuhl zu beſteigen, aber er hütete ſich ſehr, auch nur den Namen des Ariſtoteles auszuſprechen. Dafür drang der neuerungsſüchtige Profeſſor darauf, das Qu in der lateiniſchen Sprache nicht mehr wie kw, ſondern bloß wie k auszuſprechen, weil er gefunden haben wollte, daß die alten Römer es eben ſo gemacht haben. Er ſprach alſo Kiskis für Quisquis, und Kamkam für Quamquam u.ſ. Sofort erwachten ſeine Gegner in erneuerter Wuth, und der verruchte Anti-Ariſtoteles wurde mit Stöcken von ſeinem Lehrſtuhle getrieben, und durfte fortan ſich nicht mehr öffentlich ſehen laſſen. Aller Vorſicht ungeachtet wurde er bald darauf doch von einem ſeiner philoſophiſchen Gegner meuchlings ermordet.

Um die Leſer nicht weiter mit dieſen eben ſo geſchmackloſen als betrübenden Gegenſtänden zu ermüden, wollen wir ihnen einige mehr heitere Nachrichten folgen laſſen. Dazu gibt uns zuerſt das Kapitel unſeres Autors Gelegenheit, das er mit literary blunders (gelehrte Schnitzer) bezeichnet hat. Der bekannte Roman »Utopia« von Thomas Moore ſtellt das Gemälde einer vollkommenen, aber bloß imaginären Republik in einer entfernten Inſel auf, die erſt kürzlich durch einen engliſchen Seefahrer entdeckt worden ſeyn ſollte. Da die Zeit, wo das Buch erſchien, der Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, eine wahre Zeit der Entdeckungen war, ſo glaubten die meiſten Leſer, es ſey von einer in der That auf jener Inſel exiſtirenden Republik die Rede, und ſogar der ſtockgelehrte Budäus ſtand in dieſem Wahne, da er den Roman für eine wahre Geſchichte annahm, und ſeinen Monarchen alles Ernſtes anging, Miſſionäre nach jener Inſel zu ſchicken, um ſo geſcheidte Leute auch zum chriſtlichen Glauben zu bekehren. — Das Werk des Campbell, das unter dem Titel Hermippus Redivivus herauskam, und von dem Stein der Weiſen, dem Lebenselixir u. dgl. handelte, wurde

Digitized by Google

viele Jahre von den größten Gelehrten und den erfahrensten Aerzten für ein in vollem Ernste und vortrefflich geschriebenes Buch gehalten, und besonders fand sein Rath, das Leben durch das Einhauchen des Athems junger Mädchen zu erhalten, allgemein Eingang, bis man endlich durch den Verf. selbst erfuhr, daß er das Werk nur in Folge einer Wette geschrieben habe, um zu zeigen, daß Bayle nicht der einzige Mann sey, der die Kunst versteht, einen schwierigen Gegenstand umständlich abzuhandeln, ohne den Leser merken zu lassen, auf welche Seite sich der Autor hinneige. Nun sah man das Buch, das anfangs für die Summa Sapientiae gegolten hatte, für das an, was es in der That war, für ein Spiel des Witzes über Dinge zu dissertiren, von denen man nichts versteht. — Fabiani, der Uebersetzer einer französischen Reisebeschreibung, auf deren Titelblatt die Worte standen: Enrichi de deux listes, »mit zwey Verzeichnissen vermehrt,« hielt diese Worte für den Namen des Verfassers, und ertheilte in seiner italienischen Vorrede dem Mr. Enrichi die größten Lobsprüche über seinen Beobachtungsgeist. — Der berühmte Lord Bolingbroke legte die bekannten Verse Virgil's: »Excudent alii..« dahin aus, daß Virgil damit sagen wolle, die Römer hätten in der Kunst der historischen Composition ihre Lehrer, die Griechen, weit übertroffen. Diese Auslegung ist schon sonderbar genug, aber noch viel mehr ist es der Zusatz Bolingbroke's, durch welchen er diesen Satz auch von seiner Seite erhärten wollte: »In der That,« sagt der Lord, »hat Livius und noch mehr Tacitus die Historiker Griechenlands weit hinter sich gelassen,« da doch Virgil schon gestorben war, als Livius seine Geschichte noch nicht angefangen hatte, und als Tacitus noch nicht geboren war. — In der chronikenmäßigen Kirchengeschichte eines englischen Mönchs aus dem sechzehnten Jahrhundert findet man den italienischen Dichter Guarini mit unter den kirchlichen Schriftstellern aufgezählt, weil er den Pastor Fido geschrieben hatte, welchen verliebten Roman unser Historiker für ein religiöses Erbauungsbuch gehalten hatte, wahrscheinlich ohne es gelesen oder auch nur gesehen zu haben. — Als die Fragmente des Petronius, des angenehmen und geistreichen erotischen Dichters aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, in dem Winkel eines alten Hauses entdeckt wurden, war alles entzückt über diesen herrlichen Fund, und die deutschen Philologen besonders konnten es nicht genug bewundern. Da las der berühmte Meibomius in Lübeck in dem Briefe, den sein Freund aus Italien gefunden hatte, daß man in Bologna den ganzen Petronius aufgefunden habe. Sogleich ließ Meibomius einspannen, und fuhr nach Bologna. Da-

Digitized by Google

selbst angekommen, ging er unverweilt zu dem Bibliothekar Caponi, und bat denselben, ihm den ganzen Petronius zu zeigen, den sie so glücklich gewesen sind aufzufinden, und den zu sehen er diese weite Reise gemacht habe. Der Bibliothekar nahm keinen Anstand, und führte ihn in eine Kirche, wo er ihm unter einem Altar den ganzen wohlerhaltenen Körper des h. Petronius zeigte. Meibomius erröthete, biß sich in die Lippe, und fuhr wieder nach Lübeck zurück. — Der französische Uebersetzer einer deutschen Seereise gab die Worte: das lecke Schiff wurde endlich am Schlepptau geführt, auf folgende Art wieder: Le navire lèché étoit enfin conduit á Sleptou. Er verstand das Wort »Leck« nicht, und hielt Sleptou für eine Stadt oder einen nahen Hafen. — Eine andere Stelle: »Die Mahomedaner feyern diesen Unglückstag noch jetzt durch ein allgemeines Fasten,« übersetzte er: »Les Turcs immolent encore à-présent ce jour-là par un jeune général,« sie opfern alljährlich an diesem Tage einen jungen General. — Ein Chirurgien-Major de la grande armée, die i. J. 1812 nach Rußland gegangen, und nicht mehr zurückgekommen ist, sagt in seiner Beschreibung dieses Feldzuges, indem er von dem bekanntlich sehr schönen weißen Brote von Kiew spricht: qu'on trouve dans cette ville une espèce de pain très blanc, qu'on nomme par excellence Kleb; da doch die allgemeine Benennung jedes Brotes in der russischen Sprache Chleb ist. Da ferner derselbe scharfsinnige Chirurgien-Major gefunden hatte, daß von den Marodeurs der Armee, die in der großen Kälte Branntwein (russisch wotki) getrunken hatten, alle zurückblieben, einschliefen, und auf der Straße zu Grunde gingen, so erzählte er, daß die russischen Bauern den französischen Soldaten absichtlich ein poison somnifère, qu'on nomme Botki en ce pays barbare, unter dem Schilde des Mitleids mit ihrem Elend gegeben hätten, um sie zu vergiften, und auf diese Weise ganze Compagnien dem gewissen Tode zu opfern. Als er endlich Rußland verlassen hatte, und mit den débris de la grande armée in die Gegend von Lüneburg gekommen war, wollte er sein Beobachtungstalent auch in Deutschland in steter Uebung erhalten, ohne übrigens mit der deutschen Sprache mehr als mit der russischen bekannt zu seyn. Er hörte daselbst von der benachbarten Lüneburger Heide, und daß man unter andern auf derselben eine eigene Gattung von dichtbewollten Schafen, Heideschnucken genannt, den ganzen Sommer durch ohne nähere Aufsicht und gleichsam wild herumlaufen lasse. Da er diese Erzählung nur halb verstand, so mußte er sich wahrscheinlich einzelne Worte, unter andern auch was wild und Schafe heiße, durch Umschreibungen erklären lassen, und auf diese Weise

entstand denn folgender Bericht von den Lüneburger Heideschnucken: Il y en a (dans ce désert immense) depuis long tems un peuple sauvage, tout couvert de laine au lieu de cheveux, marchant à quatre pattes, et qu'on nomme des Oidesnoukes.

Der Mißbrauch, welchen die Schriftsteller, besonders die der unteren Ordnungen, mit ihren Dedicationen getrieben haben, würde Stoff zu einer sehr interessanten und gewiß nicht kleinen Sammlung geben. Hier nur ein kleiner Beytrag zu dem großen Werke, wenn es je erscheinen sollte. — Politi, der Herausgeber des Martyrologiums, das 1751 zu Rom erschien, schickte jedem einzelnen der 365 Tage des Jahres eine eigene Dedication an irgend einen großen oder reichen Herrn voraus. Dieß ahmte Galland, der Uebersetzer der »arabischen Nächte,« getreulich nach, indem er jede Erzählung mit einer Dedication versah, so daß er, wenn er das ganze Werk vollendet hätte, woran ihn aber der Tod gehindert hat, tausend und eine Dedication geschrieben, und daher jenen Martyrologen noch weit hinter sich zurückgelassen hätte. — Rangouze, der zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Paris lebte, verfaßte eine Menge Briefe an bedeutende Personen, die er, ohne sie diesen Personen zuzuschicken, sämmtlich drucken ließ, aber ohne sie zu numeriren. Er traf nämlich mit seinem Buchbinder die Uebereinkunft, daß diese Briefe in verschiedener Ordnung für jeden Band gebunden wurden, so daß immer der Brief an die Person, welcher er diesen Band übergeben wollte, unter allen anderen die erste Stelle einnahm. Da er nun in jedem Briefe demjenigen, an welchen er denselben gerichtet hatte, viel Verbindliches zu sagen wußte, und da, wie er voraussetzen durfte, diese Mäcene alle sein Werk nicht weiter lesen werden, so sollte sich jeder geschmeichelt, und das Buch allein an sich gerichtet denken, und sich dafür, was die Hauptsache war, gehörig dankbar bezeigen. Wenn die Leser dem armen Rangouze diese Erwerbsart übel deuten, so mögen sie sich erinnern, daß der Spanier Perez, Staatssecretär von K. Philipp II., es mit seinem »Obras« nicht anders machte, indem er dieses sein Werk in einigen Exemplaren dem Santissimo Padre, in anderen aber dem Sacro Collegio, und wieder in anderen dem K. Heinrich IV. dedicirte. Diese Dedicationssucht nahm in England besonders zur Zeit der K. Elisabeth überhand. So hatte Chapman's Uebersetzung Homer's nicht weniger als sechzehn Dedicationen, in Form von Sonneten, an ihrer Spitze, und selbst der berühmte Spenser setzte seinem »Fairy Queen« funfzehn solche adulatorische Dedicationen vor. In Spanien nahm auch diese Sitte eine sehr sonderbare Richtung

Digitized by Google

an. Als unter K. Alfonso X., der Weise genannt, die castilischen Gesetze gesammelt, und, was man so lange vergebens gewünscht hatte, in einen eigenen Codex zusammengetragen wurden, fand der Staatsrath, der das Werk redigiren und herausgeben sollte, für angemessen, dasselbe in sieben Capitel zu theilen, und jedes derselben einem der sieben Buchstaben des Namens Alfonso zu dediciren. Aber auch unsere Nachbarn über dem Rheine blieben in diesem Stücke nicht hinter den anderen zurück, wie man noch in manchem älteren französischen Buche, besonders aus der Zeit Richelieu's sehen kann, der nebst so vielen anderen Rollen auch die eines großen Mäcens spielen wollte und auch konnte, da er seine Pensionen und Gnadenbezeugungen nicht aus seiner eigenen Börse nehmen durfte. Es erregt Unmuth und Ekel, zu sehen, wie weit die armen Scribler dieser Zeit ihre Kriecherey getrieben haben. Unser Verf. führt eine Stelle aus einer solchen Dedication an Richelieu an, die wir in seinen eigenen Worten wiederholen müssen: »Who has seen your face without being seized by those softened terrors, which made the prophets shudder, when God showed the beams of his glory. But as he, whom they dared not to approoch in the burning bush and in the noise of thunders, appeared to them sometimes in the freshness of the zephyrs, so the softness of Your august countenance dissipates at the same time, and charges into dew, the vapours, which cover Your majesty.«

Ueber die Sitten und Gebräuche der nächstverflossenen Jahrhunderte findet man in dem Werke unseres Verf.'s mehrere zerstreute Nachrichten. Wir wollen hier nur einige derselben kurz anführen. Heinrich VIII. von England (gest. 1547) begünstigte die fremden Kaufleute mehr, als es den einheimischen lieb seyn konnte. Eines Morgens fand man ein Pasquill auf ihn an dem Kirchthore von St. Paul angeheftet. Der König war darüber so erzürnt, daß er den Verfasser dieser Schmähschrift um jeden Preis entdeckt haben wollte. Um ganz sicher zu gehen, ließ er in jeder Pfarrey alle diejenigen, welche schreiben konnten, vor den Alderman und einen k. Rath treten, wo sie einige Zeilen eigenhändig niederschreiben mußten, die dann gesiegelt und nach Guildhall geschickt werden mußten, um die Handschrift mit dem Original des Pasquills zu vergleichen. Wie mußte es, wenn solche Mittel als die sichersten in Bewegung gesetzt wurden, in dieser Zeit um die Schreibekunst bey den Einwohnern in London stehen. Jetzt würde man lächeln, wenn man einen solchen Versuch auch nur in einer kleinen Landstadt machen wollte. — Wie sehr hat sich ferner unsere Zeit zu Tische zu gehen seit demselben

Digitized by Google

sechzehnten Jahrhundert geändert. Unter Franz I. in Frankreich war ein Volkslied allgemein bekannt, in welchem es hieß:

Lever à cinq, diner à neuf,
Souper à cinq, coucher à neuf,
Fait vivre d'ans nonante et neuf.

Als Gegenstück dazu mag die bekannte Anecdote von Pope stehen, der eines Tages in einem vornehmen Hause, das noch der alten Sitte anhing, um 5 Uhr zu einem solennen Abendessen geladen wurde, und um Verzeihung bitten ließ, da er schon in einem andern Hause um 6 Uhr zu Mittag geladen sey. Von Ludwig XII. in Frankreich erzählt man, daß er diese alte Art zu speisen plötzlich änderte, und dadurch seinen Tod beschleunigte. Statt um 9 Uhr Morgens, aß er erst um 12 Uhr zu Mittag, und statt um 9 Uhr Abends, ging er erst gegen Mitternacht zu Bette. Bayard, in seiner Geschichte, schreibt dieser gewaltsamen und unnatürlichen Aenderung der Lebensweise den frühen Tod des Königs zu. Unter Karl V. von Frankreich, der nahe 200 Jahre vor Franz I. lebte, speiste man bey Hofe um 10 Uhr des Morgens, suppirte um 7 Uhr Abends, und gegen 9 Uhr war der ganze Hof schon zu Bette, selbst mitten im Sommer. Unter Heinrich IV. speiste man schon um 11 Uhr zu Mittag, eine Sitte, die noch in den ersten Regierungsjahren von Louis XIV. beybehalten wurde. Die Bauern und gemeinen Arbeiter in Frankreich haben die alte Sitte beybehalten, indem sie eigentlich drey Mal des Tages, um 9 Uhr Morgens, um 3 Uhr Abends und dann gegen Sonnenuntergang ein Mahl zu sich nehmen. Wenn die Handwerker nicht jeden Tag, selbst im Sommer, entweder des Morgens oder des Abends, zwey Stunden bey Kerzenlicht arbeiteten, so wurden sie allgemein für faul gehalten. — Kutschen waren im funfzehnten und selbst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts noch ganz unbekannt. Wenn Fürsten und Prinzen mit ihren Damen außer Haus seyn mußten, so ritten sie zu Pferde, wo dann gewöhnlich die Prinzessin hinter ihrem Vater oder Gemahl auf demselben Pferde, auf einem eigenen Reitkissen saß. In London wurden die Kutschen zuerst durch Fitzalan Earl of Arundel i. J. 1580 eingeführt, und lange nachher sah man nie mehr als zwey Pferde vor einer solchen Kutsche. Erst der berühmte Liebling der Königin, Buckingham, ließ vier Pferde vor seine Kutsche spannen, zum nicht geringen Erstaunen aller Einwohner Londons. Derselbe sybaritische Buckingham führte auch der erste die Tragsessel oder Sänften ein. In Frankreich fuhr Katharina von Medicis zuerst in einer Kutsche, die statt der Glasfenster lederne Vorhänge hatte. Zur Zeit von Heinrich IV. waren diese Kutschen noch so selten, daß selbst

Digitized by Google

der König für sich und seine ganze Familie nur eine einzige hatte, wie wir aus einem seiner Briefe an Sully sehen, wo er ihm schreibt, daß er heute das Zimmer hüten müsse, weil er Arzney genommen habe, und nicht ausfahren könne, indem die Königin bereits die Kutsche für heute in Beschlag genommen hat. Selbst zu Louis XIV. Zeit pflegten nur die Damen in Kutschen zu fahren, da die Herren, wenn sie zu Hofe oder zu ihren Freunden gehen wollten, das Reiten vorzogen, auch das Fahren für eine Art von Schande hielten, daher dasselbe nur den Damen oder den Kranken nachgesehen wurde. Im J. 1658 hatte man in Paris nur 310 Kutschen, im J. 1758 zählte man deren schon 14000, und jetzt über das Doppelte der letzten Zahl.

Möchten übrigens unsere Vorfahren immerhin diese und andere Bequemlichkeiten des Lebens entbehrt haben, deren Mangel sie nicht fühlen konnten, quia ignoti nulla cupido. Aber sie mußten auch lange Zeit solche Dinge entbehren, die zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehören, und deren Vernachläßigung sie oft schwer büßen mußten. Ihre Städte und selbst das Innere ihrer Häuser war so unrein und schmutzig, daß die Gesundheit der Bewohner darunter litt. Erasmus von Rotterdam, der, als ein Holländer, an größere Reinlichkeit gewohnt war, konnte sich nicht genug verwundern, als er nach London kam, und den gränzenlosen Schmutz bemerkte, der auf den Straßen und selbst in den Pallästen der Großen herrschte. »Der Fußboden in diesen Zimmern,« sagt er, »ist gewöhnlich von gestampftem Thon, wie unsere Tennen, mit Heu oder Stroh belegt, wie unsere Ställe. Unter diesem Stroh, das oft wochenlang nicht gewechselt wird, liegt aller Schmutz und jeder Unflat, den man bey uns so fern als möglich von der Wohnung zu halten hat, altes, bey Tische weggeworfenes Fleisch und Knochen, ausgegossenes Bier, Speichel, Excremente von Hunden und Katzen, und alles, was einem an Reinlichkeit gewöhnten Mann Ekel und Abscheu erregen kann.« — Erasmus leitet daher vorzüglich die bekannte englische Schweißkrankheit und die so oft damals in England auftretende Pest her. In der That ist jetzt in diesem Lande, bey den Wohlhabenderen wenigstens, die Reinlichkeit der Wohnung und Kleidung so groß, daß die andern europäischen Sprachen noch keinen angemessenen Ausdruck für das Wort »Comfortable« haben, das vorzüglich den Begriff der auf Reinlichkeit gegründeten Behaglichkeit in sich schließt. Man hat oft genug die Frage aufgeworfen, warum die orientalische Pest, die sonst alle zwey oder drey Jahrzehende irgend ein europäisches Land verwüstete, seit etwa einem Jahrhundert so selten ist, daß man sie, für diese Gegenden, als ganz erloschen betrachten kann.

Digitized by Google

Man spreche nicht von den Quarantänen und Sicherheitsanstalten, als verdanke man ihnen allein oder auch nur vorzüglich die Befreyung von jenem entsetzlichen Uebel. So gut und wirksam diese Anstalten auch in der ersten Nähe der mit der Pest noch so geplagten Länder, z. B. an der österreichischen Gränze der Türkey, seyn mögen, so müßte doch diese Krankheit durch englische, französische und spanische Schiffe, welche die Levante befahren, eingeschleppt werden, da die Aufsicht, welcher diese Schiffe in Malta oder bey ihrer Ankunft in den vaterländischen Häfen unterworfen sind, bekanntlich so lax als möglich ist, etwa diejenigen Zeiten ausgenommen, wo die Pest in den morgenländischen Gegenden eben mit besonderer Heftigkeit wüthet. Da darin die Erklärung jenes Räthsels nicht gefunden werden kann, so hat man dafür den Satz aufgestellt, daß die Empfänglichkeit für diese Krankheit bey den übrigen Bewohnern Europas aufgehört habe. Allein dieß heißt die Antwort nur hinausschieben. Denn warum, muß man weiter fragen, warum hat diese Empfänglichkeit, den Krankheitsstoff in sich aufzunehmen, aufgehört? — Und hierauf, dünkt mich, muß man mit Erasmus antworten: weil unsere Schmutzerey aufgehört hat, die uns früher für dieses und alle ähnliche Uebel so empfänglich gemacht, die in sich selbst den Keim zu so vielen andern Uebeln enthalten hat. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser hochwichtige Gegenstand von unsern Aerzten einer genauen und umfassenden Untersuchung gewürdigt werden möchte. Vielleicht würden sie das Aufhören unserer Empfänglichkeit für manche andere Krankheiten, die früher Europa verheerten, ebenfalls aus dieser Quelle ableiten können. Jener Fußboden von Thon, mit Stroh bestreut, war auch der der Hörsäle in der Universität zu Paris, wo die Zuhörer, für welche die Bänke noch nicht erfunden waren, auf dem halbverfaulten Stroh stehen mußten, das ganze Monate durch nicht gewechselt wurde. Und in Constantinopel, so wie in Alexandrien und Cairo herrscht in und außer den Häusern noch immer dieselbe Unreinlichkeit, die diesen Städten schon vor Jahrhunderten eigen gewesen ist, daher sie auch noch unter ihrer alten Landplage seufzen müssen.

Der Name eines Menschen, als bloßer Wortlaut betrachtet, ist wohl ein sehr gleichgültiges Ding, und doch weiß unser Verf. auch über diesen Gegenstand manches Interessante mitzutheilen. Wir wollen nur einiges davon kurz anführen. — Zuerst räth er den Aeltern und Pathen, manches erzählten Beyspieles wegen und aus guten Gründen, ihren Kindern, besonders den Mädchen, keine solchen Namen zu geben, die bey dem Volke in Mißkredit stehen, und Nebenbegriffe erwecken, die dem Menschen, der nun einmal mit einem solchen Namen geplagt ist, oft

Digitized by Google

selbst schädlich werden, oder ihn doch lächerlich machen können. Jedes Land hat darin seine eigenen Namen, auf welchen, oft ohne den Grund davon zu wissen, eine Art von Interdict liegt, und diese müssen daher sorgfältig vermieden werden. Hanns, Michel, Kaspar klingen uns, ohne ihre Schuld vielleicht, so schwerfällig und tölpelhaft, und wer möchte wohl, wenn ihn auch alles übrige dazu auffordern sollte, einer Urschel oder Cordula eine Liebeserklärung halten. Muß nicht, bey dem ersten Versuche dieser Art, an eine Petronella, Genovefa oder Scholastica gerichtet, das Wort im Munde stocken? — Hat man doch selbst bey den Wilden eine gewisse Vorliebe zu solchen Namen bemerkt, die ihrem, wenn auch nicht unserem Ohre, milder oder schöner klingen. Ludwig XI., den man doch gewiß nicht seines zu großen Zartgefühles wegen anklagen kann, hielt sehr auf den Eindruck, welchen die Namen seiner Lieblinge, und welcher Lieblinge, auf ihn selbst und auf sein Volk machten. Sein Barbier und innigster Vertrauter hieß Olivier le Diable. Der König, dem dieser Zusatz etwas zu diaboliniſch klang, veränderte den Namen seines würdigen Freundes in Olivier le Malin, damit er doch etwas von der kaustischen Eigenschaft der ersten Benennung beybehalten möge. Aber diese Wahl, er fühlte es selbst, war nicht glücklich, und nach einigen Monaten wurde der Liebling Olivier le Mauvais geheißen. Allein auch diese Verbesserung wurde später nicht ganz probat gefunden, und nun bekam der mächtige Barbier den Namen Olivier le Daim (der Damhirsch), und dabey sollte es bleiben, denn Ludwig, mit dem bekanntlich nicht zu scherzen war, hatte ein eigenes Decret ergehen lassen, in welchem Jedem bey Todesstrafe verboten wurde, sein Kleinod Diable oder Malin oder Mauvais zu nennen, so sehr er auch alle diese Namen verdienen mochte. — Nach Platina's Geschichte war Sergius II. der erste, der bey der Besteigung des h. Stuhls seinen ererbten Namen mit einem anderen verwechselte, da jener, den man im Englischen Hog's-mouth nennen mußte, ihm seiner neuen Würde nicht eben sehr angemessen schien. Seit jener Zeit ist diese Sitte der Namenänderung in Rom beybehalten worden. Uebrigens war sie auch schon den alten Römern nicht unbekannt, da die Namen der in den Ritterstand Aufgenommenen, wenn sie dem Senate nicht gefielen, mit anderen, besser klingenden verwechselt wurden.

Als der Gelehrte Barbier Erzieher des Sohnes von Colbert wurde, fand er seinen Namen ebenfalls etwas unverträglich mit seinem neuen Geschäfte, und nannte sich daher d'Ancour, unter welcher letzteren Benennung er auch später allgemein be-

Digitized by Google

kannt wurde. Besonders wählig scheinen in solchen Puncten die Spanier zu seyn. Guez (Bettler) hat manches treffliche Werk in französischer Sprache herausgegeben, aber er nannte sich auf dem Titel derselben immer nur Balzac, nach der Provinz, in der er geboren war. Madame Gomez behielt auf den vielen Romanen immer diesen Namen bey, obschon ihr Mann, und also seit ihrer Ehe auch sie, Bonhomme hieß, welche Benennung aber der stolzen Spanierin nicht anständig genug war. Eine andere spanische Dame aus zwar altem, aber sehr verarmten Geschlechte sollte einen eben so reichen als liebenswürdigen jungen Franzosen, Mr. de Beautrou, heiraten, aber sie wollte lieber ihre Familie und sich selbst in Armuth umkommen lassen, als Madame Beautrou heißen. Ein spanischer Hidalgos wollte gar keinen Namen als den seines Standes haben, er unterzeichnete daher einen Brief an einen andern Hidalgos bloß mit den Worten: El Marques (der Marquis), als ob es außer ihm keinen Marquis mehr in der Welt geben könnte, offenbar eine Nachahmung der königlichen Sitte, nach welcher unter den Decreten der spanischen Monarchen bloß El Re (der König) gesetzt wird. Allein derjenige, an welchen der Brief gerichtet war, und der mit jenem von gleichem Stande war, nahm diese Freyheit als für sich beleidigend auf, und um seiner eigenen Würde durch diesen Angriff nichts zu vergeben, unterzeichnete er seine Antwort bloß mit: Otro Marques (ein anderer Marquis). — Der bekannte französische Dichter Dorat hieß eigentlich Disnemandi, was in dem Dialecte seiner Geburtsstadt einen, der des Morgens Mittag hält, also einen Armen bedeutet, der des Tags nur eine Mahlzeit hat. Er wählte sich dafür den Beynamen Dorat (der Goldene), wie einer seiner Vorfahren spottweise wegen seiner rothen Haare von den Nachbarn genannt wurde. Seine Tochter betrübte ihn später sehr, als sie einen Herrn Goulu (Vielfresser), in welchen sie sterblich verliebt war, heiraten wollte, was der Vater durchaus nicht wünschte, um sein Haus nicht neuerdings mit einem so garstigen Namen zu beflecken. Aber Mademoiselle Disnemandi dachte anders, und ging ihren eigenen Weg.

Im sechzehnten Jahrhundert war es allgemein Sitte unter den Gelehrten, ihre Namen zu ändern, wobey sie gewöhnlich ihren vaterländischen Namen in die lateinische Sprache übersetzten. Erasmus von Rotterdam hieß ursprünglich Gerhard (der Geliebte), welchen Namen er anfangs ins Latein übersetzte, und in Desiderius umschmolz, bis ihm später auch dieser nicht mehr gefiel, und er ihn mit dem gleichbedeutenden griechischen Worte Erasmus verwechselte, unter welchem letzten er dann

Digitized by Google

allgemein bekannt wurde. Sein berühmter Freund Reuchlin oder Rauchlin nannte sich auf seinen Werken Capnio, von dem griechischen Worte καπνος, der Rauch. Und der gelehrteste Freund dieser beyden Männer hieß Herz Schwarz, was er auf den Titeln seiner Werke mit Melanchton übersetzte. Eben so verfuhr der berühmte italienische Dichter Metastasio, der ursprünglich Trapasso hieß, und sich auf den Rath des gelehrten Gravina jenen ersten, besser tönenden Namen gab. — Die Alten erzählen von Virgil, daß er in seiner Jugend ein vaterländisches Gedicht, von den Helden der alten Römer, verfertigen wollte, aber an der Ausführung bloß durch die unpoetischen Namen Decius Mus, Vibius Cauder u. s. gehindert wurde. Dasselbe widerfuhr einem englischen Dichter, der die Entdeckungen des großen Weltumseglers Drake in einem epischen Gedichte besingen wollte. Der ominöse Name (Drake, Enterich, und draked, in einer Pfütze steckend) ließ aber durchaus keinen höheren Schwung zu. — Die langen Namen der Spanier sind bekannt genug, aber folgende darauf sich beziehende Nachricht ist es vielleicht weniger. Als der spanische Gesandte von Philipp II. nach England kam, beorderte Elisabeth, nach der Sitte jener Zeit, einen reichen Bürger von London, John Cuts, den Gesandten in ihrem Namen am Ufer zu empfangen. Als dieser aber den gar so kurz zugeschnittenen Namen John Cuts vernahm, hielt er die Sache für einen Schimpf, den man ihm anthun wollte, und schickte sich sofort an, unverrichteter Dinge wieder nach Spanien zurückzukehren. Doch ließ er sich am Ende bedeuten, und die sehr langen Dinés, die ihm der Mann mit dem sehr kurzen Namen gab, schienen ihm recht wohl zu behagen.

Einen bereits durch andere Personen berühmten Namen zu haben, kann wohl nur selten als ein Glück angerechnet werden. Die Forderungen, die man an einen solchen Namenserben macht, übersteigen meistens die Kräfte desselben. Wenn jetzt ein zweyter Gibbon mit einer Geschichte, ein zweyter Goethe oder Schiller mit einer Sammlung Gedichte erschienen, so würde er und sein Werk mit ganz anderen Augen betrachtet werden, als wenn er einen bisher unbekannten Namen trüge. Die Nachfolger berühmter Autoren sollten sich im Allgemeinen fern von aller Autorschaft halten. Thomas Corneille würde größer seyn, wenn sein Bruder Peter Corneille nicht so groß gewesen wäre. Albert Euler ist als Mathematiker bereits vergessen, weil er in dem blendenden Lichte seines Vaters, Leonhard Euler, wie ein Komet in der Nähe der Sonne, nicht mehr bemerkt werden konnte. Der Sohn des berühmten Racine

Digitized by Google

mochte dieß gefühlt haben, weil er diesem Eindruck seines Namens bey dem Publicum zuvor zu kommen suchte. Er erscheint nämlich auf dem Titelblatte seines Buches mit den Werken seines Vaters in der Hand, mit der Unterschrift aus der Phädra:

Et moi, fils inconnu d'un si glorieux père.

Selbst der geringfügige Umstand, daß sich ein Eigenname mit einem verrufenen Worte reimen läßt, hat schon manchen in Verlegenheit und selbst in Schaden gebracht. Freret, eines der unschuldigen Opfer von Boileau's caustischer Satyre, galt sein ganzes Leben durch, bey Fremden wenigstens, für einen Trunkenbold, obschon er in der That ein sehr nüchterner Mann war, und das bloß, weil Boileau den unseligen und ihn selbst schändenden Einfall hatte, Freret mit Cabaret zu reimen. Es war eine erbärmliche Rache, die Voltaire an Lessing nehmen wollte, daß er den Namen desselben nur immer Le singe schrieb, ohne auch nur einen einzigen der vielen und großen Fehler wieder gut zu machen, die ihm Lessing in seiner Dramaturgie vorgeworfen hatte. Der bekannte römische Satyriker Modera hatte in einem seiner beißenden Gedichte eine unbescholtene römische Dame von hohem Range, Formana, angegriffen, und sie unter andern eine Putana gescholten. Als die Klage über diese Beschimpfung vor Sixtus V. kam, ließ er den Dichter rufen, und fragte ihn, aus welchem Grunde er jene Dame so nennen konnte. Dieser wußte keine andere Ursache anzugeben, als weil er auf Formana keinen andern Reim als Putana finden konnte, und er glaubte, mit diesem Einfalle vor seinem Richter, der gute Saillies wohl leiden konnte, durchzuschlüpfen. Aber er irrte sich sehr. »Und wie heißt du?« fragte Sixtus. — Modera, sagte der Dichter. — »Modera, Modera,« wiederholte der Richter, »du mußt auf die Galera, und zwar aus dem Grunde, weil ich auf Modera keinen andern Reim als Galera finden kann.« Und die Sentenz wurde ohne Gnade vollzogen. — Wenn dieser und mancher andere durch seinen Namen in Unglück kam, so verdanken viele wieder ihr Glück demselben Umstande. Der römische Regillianus wurde in einem Aufstande der Prätorianer zum Kaiser erwählt, bloß weil sein Name in den Ohren der Soldaten, wie sie sagten, einen königlichen Klang hatte; und Jovian, früher ein Gemeiner in der prätorianischen Kohorte, wurde zum Kaiser ernannt, weil sein Name mit dem des beliebten Julian ähnlich lautete. Die Römer waren bekanntlich ein sehr abergläubisches Volk, und sie trieben daher auch viel Mißbrauch mit den Namen. Bey der Aushebung der Truppen oder bey der Zählung der Bürger durch den Censor war

Digitized by Google

man stets darauf bedacht, den ersten Aufzurufenden so zu wählen, daß sein Name von guter Vorbedeutung schien, wie z. B. Salvius, Valerius u. dgl. Cäsar selbst, in seiner Expedition nach Africa, übergab einem ganz unbekannten und sehr entfernten Verwandten des Scipio Africanus ein wichtiges Commando in seiner Armee, weil man allgemein glaubte, daß die Scipionen in Africa unüberwindlich sind, und Cäsar, ohne vielleicht selbst derselben Meinung zu seyn, diesen Volksglauben zu seinem Vortheile benützen wollte. — Als die Gesandten des K. Ludwig VIII. von Frankreich um eine der beyden spanischen Prinzessinnen Urraca und Blanca anhielten, um sie als die Gemahlin Ludwig's nach ihrem Lande zu bringen, wurde Urraca, obschon die schönste und vorzüglichste, ausgeschlagen, und die ältere Blanca gewählt, um als Königin von Frankreich zu glänzen, während die schöne Urraca, bloß ihres Namens wegen, ihr Leben in einem Kloster vertrauern mußte. — Zur Zeit Cromwell's war es unter den Puritanern allgemeine Sitte, ihre Namen immer nur am Ende einer, gewöhnlich religiösen Sentenz in öffentlichen Schriften zu unterzeichnen. So fand man z. B. auf der Todesacte Karl's I. folgende Unterschrift eines seiner sogenannten Richter: »Wenn der Heiland nicht auf die Welt gekommen wäre, so würde ich seyn ein verdammter Barrabene.« Ein anderer dieser fanatischen Regiciden unterschrieb sich: »Si omnes consentiunt, ego non dissentio, Barrabas Whitstone.« Als dieser letzte später unter der Regierung Karl's II. zur Verantwortung gezogen werden sollte, bewies er durch eben diese seine Unterschrift des Todesurtheils, daß er gegen den Tod des Königs gestimmt habe. Er hatte nämlich nach dem Worte non ein kaum sichtbares, aber bey näherer Ansicht doch nicht zu verläugnendes Komma angebracht, und dadurch den Sinn seiner Sentenz in das Gegentheil dessen, was sie zu sagen schien, verwandelt.

Diese Diatribe über die Namen einzelner Personen führt uns durch Analogie oder Induction auf die höchst sonderbaren Namen, die sich ganze große Corporationen von Gelehrten, nämlich die sogenannten Academien in Italien gegeben haben. Kein Land hat so viele und so alte Academien dieser Art aufzuweisen, als Italien. Schon zur Zeit der Wiedererweckung der Wissenschaften im vierzehnten Jahrhundert hatte jede größere Stadt dieses Landes eine, oft auch mehrere solche Gesellschaften, und nicht leicht fand man einen Mann von einiger Wohlhabenheit, der nicht in eine derselben eingeschrieben, und stolz darauf war, das Wappen der Academie zu dem seinigen machen zu können. Aber welche wunderliche Namen haben sich diese Academien

Digitized by Google

gegeben. So sah man in Rom die Academie der Arcadier, in Genua die der Schläfrigen, in Viterbo die Obstinati, in Siena die Academie der Geschmacklosen (Insipidi), der Dummen, der vom Donner Gerührten; in Neapel die der Secreti, der Otiosi und der Furiosi; in Macerata die Catenati (an Ketten Geschlossene) und die Tollen, und in Florenz sogar fünf Academien, die della Crusca, die Scheuen, die Betäubten, die Nassen und die Insensati u. s. w. (M. s. darüber Tiraboschi Vol. VII. Cap. IV, und Quadrio's Della Storia e della Ragione d'ogni Poesia, so wie Menken's Charlataneria Eruditorum). Die Mitglieder dieser Academien waren nicht nur die ausgezeichnetsten Gelehrten ihrer Zeit, sondern auch häufig Männer aus dem höheren Adel, die sich alle wieder nicht entblödeten, für ihre eigene Person nicht minder barocke Namen zu wählen, durch welche sie als Mitglieder dieser Academien bezeichnet wurden. So hießen von den Mitgliedern der Academie der Umidi oder der Nassen der eine der Erfrorne, der andere der Dunstige, ein dritter der Hecht, der Schwan, der Roche (la Lasca), welchen letzten Namen z. B. der berühmte Novellenschreiber Grazzini trug. In der Academie der Insensati zu Florenz gab es Stupidi, Tenebrosi, Storditi u. s. Die Academia della Crusca in derselben Stadt hatte ihren Namen von der Crussa (Kleyen), von der sie das Mehl reinigen sollte, indem sie unter Mehl die italienische Sprache und unter Kleyen die vielen Barbarismen verstand, welche sich durch Fremdlinge und Idioten in die Sprache eingeschlichen hatten. Ihr Wappen enthielt eine Mühle, und ihr Versammlungssaal war nicht weniger phantastisch möblirt, als, wie es scheint, das Innere ihrer Köpfe. Das Pult, vor dem der Redner stand, war der Trichter einer Mühle; die Stühle der Mitglieder waren umgekehrte Mehlkörbe, der Sitz des Präsidenten war ein Mühlstein; der große Tisch in der Mitte hatte die Form eines umgestürzten Backtrogs, und das eben vorlesende Mitglied stand vor diesem Tische in einem großen Siebe, das die ganze untere Hälfte seines Körpers verbarg u. s. w. Nicht weniger sonderbar geberdeten sich die Mitglieder der Academie der Arcadier in Rom. Jeder neu eintretende arcadische Schäfer erhielt einen idyllischen Namen und einen bestimmten Titel, als Besitzer einer Stadt oder einer Gegend des alten Arcadiens. Ihre Gesetze waren ganz nach jenen der zwölf Tafeln geformt; ihre Sprache affectirte den majestätischen Styl der alten Imperatoren, und sie datirten ihre Acten nach den Olympiaden. Goldoni, der berühmte Dichter, erzählt seine Aufnahme in diese Academie mit folgenden Worten: »Vor meinem Eintritte in den »Saal erhielt ich zwey Diplome, von welchen das eine mir den

Digitized by Google

»Namen Polisseno gab, während das andere mich mit dem Be»sitze der phlegäischen Gefilde investirte. Als ich mit diesen bey»den großen Bogen in der Hand den Saal betrat, erhoben sich »alle Mitglieder, und begrüßten mich im Chor unter dem Namen: »treuer Hirt und Bruder Polisseno Phlegeio. So sind »wir denn,« setzt er dann scherzhaft hinzu, »alle plötzlich reiche »Leute geworden, denn wir besitzen nun große Herrschaften in »Griechenland, die wir mit unsern Händen bebauen und mit un»serm Schweiße begießen, um vielleicht dermaleinst einige dürre »Lorbern zu ernten, während die Türken sie neben uns mit Ge»treide und Reis bepflanzen, und in ihrer Einfalt über unsere »Mühe und über unsere Titel lachen.« Als der berühmte Fontenelle bey seiner Ankunft in Rom mit der Aufnahme in diese Academie beehrt wurde, erhielt er den Beynamen Il Pastor Pigrasto, und zum Geschenk die ganze Insel Delos auf ewige Zeiten für sich und alle seine Descendenten. Es verdiente wohl eine genauere Untersuchung, wie ein ganzes, sonst so gescheidtes und geschmackvolles Volk dazu kommen kann, daß Possen dieser Art allgemein, selbst unter den Besten und Gelehrtesten, Eingang finden und so beliebt werden konnten. Wahrscheinlich liegt dieser sonderbaren Erscheinung irgend eine tiefer gehende Ursache zum Grunde. Unser Verf. bringt hier (Vol. II. S. 420) einige Muthmaßungen darüber vor, die sehr viel Wahrscheinlichkeit, wenn nicht völlige historische Gewißheit haben.

Beschließen wir diese Anzeige mit einigen Bemerkungen aus dem Capitel: Literary Composition. Es gab und wird immer Schriftsteller geben, die mit allen Requisiten zur Unsterblichkeit versehen sind, und doch sich kaum über die Mittelmäßigkeit erheben, weil sie die Feile hassen: Quos offendit limae labor et mora. Ein solcher war der bekannte englische Dichter und Satyriker Charles Churchill (gest. 1764). Er schrieb sehr viel, sehr geistreich, und doch ist alles schlecht. Er konnte es nicht über sich gewinnen, eine Zeile oder auch nur ein Wort, das er einmal hingeschrieben hatte, wieder anzusehen, um es vielleicht durch ein anderes, angemesseneres zu ersetzen. Als ihn ein Freund aufforderte, ein kleines, eben vollendetes Gedichtchen durchzugehen, um einige Nachläßigkeiten desselben zu corrigiren, fuhr er zornig auf, und betheuerte ihm, daß er das nie und eben so wenig thun würde, als sich selbst ein Stück Fleisch aus seinem eigenen Körper herauszuschneiden. — Ein solcher scheint auch der römische Dichter Ovid gewesen zu seyn. Er hätte vielleicht, aus seinen Anlagen zu schließen, den ersten Rang unter den Dichtern seines Vaterlandes einnehmen können, wenn er nicht so nachläßig und flüchtig gearbeitet, und wenn er seine Arbeiten

Digitized by Google

spåter wieder angesehen hätte. Was er während seiner Verbannung schrieb, sagt Bayle, ist größtentheils nur eine geistlose Wiederholung dessen, was er früher geschrieben hatte. Die Lebhaftigkeit, die ihn bey der Abfassung seiner Gedichte beseelte, verließ ihn gänzlich, wenn er sie verbessern und ausfeilen sollte: und die Correction derselben war ihm eine Last, die er um jeden Preis zu vermeiden suchte.— Ein solcher war auch der Dr. More, der bekannte Platoniker. Bis zum Ueberfließen voll von Ideen, wenn er an die Composition ging, hatte er, wie er von sich selbst erzählte, nur immer abzuwehren, was sich ihm aufdrängte, und wegzuwerfen, was ihn hinderte, sein Ziel durch das Dickicht von Gedanken und Vorstellungen zu erreichen; aber einmal an diesem Ziele angekommen, war er nicht mehr zu bewegen, auch nur einen Schritt seines Weges wieder rückwärts zu machen. »Ich bin geplagt genug,« sagte er, »wenn ich schreibe, und so vieles von dem, was mir dabey einfällt, wegwerfen muß, das hinreichen würde, zehn andere zu bereichern. Soll ich mich nun noch damit quälen, die gelegten Eyer auch noch auszubrüten. Das will ich andern überlassen, und es wie der Guckguck machen, der seine Eyer auch in fremde Nester legt, oder wie der Strauß, der sie im Sande von der Sonne ausbrüten läßt.«

Auf der andern Seite, denn jedes Ding hat wenigstens zwey Seiten, ist Leichtarbeiten, also bey angewohnter Thätigkeit auch Vielarbeiten, immer ein Zeichen von Talent für die Sache, die so betrieben wird. Es gibt Menschen, die nur diejenigen Arbeiten für verdienstlich halten, die ihnen recht sauer werden. Unglückliche Menschen! Man sollte vielmehr immer nur das zu thun suchen, was einem recht leicht wird. Man soll weiter gehen in seiner Kenntniß und Bildung: allerdings, aber das muß sich, wenn es recht gehen soll, gleichsam von selbst geben. Was wir erst mit vielem Kopfbrechen erlangen, ist meistens von sehr geringem Werth. Ja das Brauchbarste in jedes Menschen Leben hat ihn gewöhnlich Niemand gelehrt: er kam dazu, ohne selbst recht zu wissen wie? Auch findet man bey allen Männern von Geist eine Neigung, sich kurz auszudrücken, und was sie zu sagen oder zu schreiben haben, schnell zu thun. Ausnahmen von dieser Regel gibt es allerdings, wie bey allen Regeln, aber sie mögen hier seltener seyn, als anderswo. Auch der einfachste Mensch hat Augenblicke, wo er, durch Umstände angespornt, wie durch Wein, hell sieht, wie ein Clairvoyant. Was nur bey jenem vorübereilende Augenblicke sind, geht bey dem Genie in Stunden, ja oft in ganze Tage über, und dieß sind die Zeiten, die eilig ergriffen und benützt werden müssen, wenn was Großes, Ungewöhnliches geschaffen werden soll. Wie der Gott den Rücken

Digitized by Google

wendet, fällt der Vorhang wieder zu, und was früher in blendend hellem Lichte vor dem Auge des Geistes stand, kann jetzt, zu spät, nicht einmal mehr von dem Gedächtnisse festgehalten werden. Woher sollte sonst die Fruchtbarkeit kommen, die wir an so vielen Talenten, an den wahren Meistern in ihrer Kunst, so häufig bemerken? Wer bewundert nicht die Menge von Gemälden, die Raphael, Rubens, Michel Angelo u. a. während ihrem oft nur kurzen Leben verfertigen konnten? Auch unter den Schriftstellern, selbst den alten classischen, welche Reihe von Bänden würden die Werke eines Plato, Cicero, Plinius, Livius u. a. füllen, wenn sie alle auf uns gekommen wären. Sophokles hat hundert und drey Trauerspiele hinterlassen. Hundert und drey Tragödien! ruft Lessing aus, und zwar solcher Tragödien, deren eine einzige schon hinreichen würde, ihren Verfasser unsterblich zu machen, und, sollte man hinzusetzen, auch sein ganzes Leben durch zu beschäftigen.

Damit soll aber weder der Polygraphie, noch der Tachygraphie das Wort geredet seyn. Wer sich fühlt, mag sich versuchen, und sich selbst Glück wünschen, wenn es ihm gelingt. Wir andern wollen zusehen und bewundernd genießen, was uns jene aus ihren Höhen bringen, ohne selbst mit ihnen bis dahin uns erheben zu wollen. Das Fliegen, sagt ein Sprichwort, muß man den Vögeln überlassen, und in den Sprichworten liegt oft viel Wahrheit, und was der Ceder frommt, taugt nicht auch sogleich für das Moos, das sich besser bescheiden an seinem Boden hält. Uebrigens ist es bekannt, daß jene Meister in der Kunst, so sehr sie auch in der Stunde der Begeisterung dem Drängen des Gottes in ihrem Inneren nachgegeben haben, so frisch und munter auch die Quellen ihres Geistes, wenn sich die Schleußen öffneten, gleich so viel reinen, reichen Wasserstrahlen sich sprudelnd in die Lüfte hoben, daß dieselben Männer, wenn die Zeiten der Empfängniß und die Wehen der Geburt vorüber waren, in den Stunden der Ruhe und der Erholung wieder zu ihren Productionen zurückkehrten, die Fehler und Mängel derselben gleichsam mit dem Mikroscope untersuchten, und dieselben oft mit dem ängstlichen Fleiße einer Ameise verbesserten. Es liegt nicht in der menschlichen Natur, gleich auf den ersten Wurf so zu schreiben, wie z. B. Horaz oder Tacitus bey den Alten geschrieben haben. Und wenn auch der Ungeübte einem Werke nicht die Mühe ansehen kann, die es dem Urheber desselben gekostet hat: das Auge des Meisters sieht gar wohl, was allerdings nur der Kenner zu sehen im Stande ist. Und meistens hat eben das, daß man dem Werke diese Mühe nicht ansieht, dem Werkmeister selbst die größte Mühe gekostet. Um einen einzigen Gedanken, größerer Werke ganz zu geschweigen, gehörig darzustellen,

Digitized by Google

ist oft viel Abwaschen und Abfüßen nöthig, wie Lichtenberg sagt, und bey dieser Arbeit verliert sich der eitle Kitzel, der alles gern nur auf äußeren Glanz berechnen möchte, daher man dann auch immer mehr wegstreicht, was bloß dieses Glanzes wegen da zu stehen scheint. Eine Emilie, ein Nathan, eine Iphigenia auf Tauris gingen durch diese Feuerprobe. Man sieht es diesen Werken an jeder Zeile an. Aber wie viele noch, von unseren vaterländischen Schriften, besonders von denen aus den neueren Tagen? — Wir werden sie hoffentlich ohne große Mühe zählen können, die Werke, die das feine Sieb passirt sind, womit die Zeit sie der Ewigkeit zusichtet. Die andern alle aber? — Sie haben ein gemeinsames Schicksal mit ihren Verfassern. Sie spielen, wie die Mücken, am Mittage des Tages, wo sie geboren werden, in der Sonne, und sterben am Abend zu Tausenden hin und werden vergessen.

Unter denen, die sichs sauer werden ließen, um das Schicksal der Letztgenannten nicht zu verdienen, kann man vorzugsweise den berühmten Malherbe (gest. 1628), den Vater der französischen Dichtkunst, nennen. Seine großen Verdienste um Reinheit und Wohllaut der Sprache und des Vortrags werden noch jetzt mit allgemeinem Danke anerkannt. Ihm kostete, wie er selbst sagte, das Ausfeilen und Verbessern seiner Gedichte zehnmal mehr Zeit und Mühe, als die Verfassung derselben. Den größten Theil seines Lebens brachte er mit der Correction der wenigen Gedichte zu, die wir noch von ihm besitzen. Dasselbe läßt sich auch von Balzac, dem Vater der französischen Prose, sagen, der Wochen, ja Monate damit zubrachte, um in die Rede von einigen wenigen Seiten Wohlklang und Vollendung zu bringen. Von Tasso's befreytem Jerusalem hat man einen Theil des eigenhändigen Manuscripts bis auf unsere Zeiten erhalten: es ist beynahe unleserlich wegen den zahllosen Correctionen, die er mit eigener Hand, eine über die andere, geschrieben hat. Die meisterhaften Lettres provinciales von Pascal sind auf eine ähnliche Weise entstanden. Monate durch beschäftigte ihn die Abfassung eines einzigen Briefs, und die meisten von ihnen wurden fünf-, sechs- und mehrmals angefangen. Dafür ist aber auch dieses Werk, nach dem Urtheile aller Kenner, das vorzüglichste unter allen, die in französischer Sprache erschienen sind. Vaugelas arbeitete volle dreyßig Jahre an seiner Uebersetzung des Quintus Curtius, und Knebel verwandte zu seiner Uebersetzung des Lucrez mehr als vierzig Jahre. Der große Geschichtschreiber Hume wurde des ewigen Verbesserns seines Werkes nicht müde, auch ist jede der vielen Ausgaben sehr von ihrer vorhergehenden verschieden. Das Ma-

Digitized by Google

nuscript von Pope's Uebersetzung des Homer wird in der Bibliothek des brittischen Museums in drey Quartbänden aufbewahrt. Das Meiste ist auf der Rückseite von Briefen geschrieben, die Pope von seinen Freunden Addison, Steele, Young, Congreve u. s. erhalten hatte, was diese Manuscripte um so schätzbarer macht. Pope lernte bekanntlich von sich selbst die Schreibekunst, indem er gedruckte Bücher nachcopirte, wovon auch noch deutliche Reste in seiner Handschrift zu sehen sind. Unser Verf. gibt uns hier auf einer Kupferplatte ein Facsimile dieses Manuscripts, das den Abschied Hector's von Andromache enthält, und das so voll von Liturен und durchstrichenen und überschriebenen Zeilen ist, daß es kaum mehr für lesbar gelten kann. Auch Milton's verlornes Paradies, wovon das Manuscript noch in der Bibliothek von Cambridge aufbewahrt wird, ist ganz bedeckt mit Correcturen von der Hand des Autors. Als man es dem berühmten Johnson zeigte, sagte er: »Da kann man sehen, wie man unsterblich wird, und daß wir alles, was wir später Gutes mit Leichtigkeit thun wollen, zuerst mit Fleiß und Mühe thun müssen.« — Auch die Alten müssen diesen Weg gegangen seyn, sie wären sonst nicht leicht bis auf uns gekommen. Man sieht dieß in der Vollendung und in der hohen Politur, die sie ihren Werken gegeben haben. Auch hat sich die Nachricht davon bey mehreren bis in unsere Zeiten erhalten. So soll Diodor von Sicilien volle dreyßig Jahre an seiner Geschichte gearbeitet haben. Isokrates feilte ganze zehn Jahre an einer einzigen Rede, und Virgil bat in seiner letzten Stunde seine Freunde, sein Manuscript, die Aeneide, zu verbrennen, damit es nicht unvollendet auf die Nachwelt komme. Wenn der letzte Wunsch des sterbenden Freundes erfüllt worden wäre, so müßten wir jetzt eines der schönsten Denkmäler der römischen Dichtkunst entbehren.

Das Vorhergehende wird mehr als hinreichen, den Leser von dem Reichthume an interessanten Notizen zu überzeugen, die in diesem Werke enthalten sind. Vieles mußte übergangen werden, weil es nicht gut eines Auszugs fähig ist, weil es mehr nur des Verf.'s Landsleute angeht, und auch, weil es unsere Ohren noch nicht ertragen können. Aber auch des Uebrigen ist noch immer so viel, daß es als einer der schätzbarsten Beyträge zur Kenntniß der Literatur betrachtet werden muß. Zu bedauern ist nur, daß es dem Verf. nicht gefallen hat, die Quellen anzugeben, aus welchen er so gut zu schöpfen wußte. Allerdings würden diese Citate das Volum des Werkes sehr vergrößert haben, da, um diese Sammlung zu Stande zu bringen, ohne Zweifel ganze Bibliotheken durchwühlt werden mußten; aber welcher

Digitized by Google

Leser wird sich dieß nicht gern, ja mit Dank gefallen lassen, da er dadurch in den Stand gesetzt wird, nicht nur die Wahrheit jeder Nachricht selbst zu untersuchen, sondern auch zugleich von ihnen, als von oft sehr schätzbaren Anhaltspuncten, weiter zu gehen, und sie, wie eben so viele Meilenzeiger, zu verwandten Untersuchungen zu benützen. Wer das Vergnügen einer desultorischen Lectüre kennt, wird Schriften dieser Art am meisten geeignet finden, diesen geistigen Genuß zu nähren und zu befördern. In der That muß nicht immer das Buch, was man eben vor sich hat, den Gang unserer Ideen wie an einem Gängelbande führen, und es kömmt, in letzter Instanz, nicht sowohl auf den Weg des Buches, sondern auf den unserer Gedanken an. Die Lectüre einer Stelle in irgend einem Werke gibt uns Veranlassung, eine verwandte Idee, auf die wir durch das Buch geführt wurden, zu verfolgen, zu deren Beleuchtung man ein anderes Buch zu Hülfe ruft, das uns wieder an ein drittes mahnt, so daß wir am Ende eine Reihe von Vorstellungen und Ideen aufbauen, zu der uns jener erste Schriftsteller wohl Gelegenheit gegeben hat, die wir aber als unser Eigenthum betrachten dürfen. Auf diese Weise verfuhr Ancillon, der bekannte Geschichtschreiber, einer der lebhaftesten und stärksten Köpfe des verflossenen Jahrhunderts. Denn es gehört ein gutes Maß von geistiger Kraft und ein sehr treues Gedächtniß dazu, seine Lectüre auf diese Art mit Nutzen zu treiben. Er las nur selten ein Buch in einem Athem fort, sondern sprang, wie sich die Veranlassung dazu anbot, von einem zu dem andern über, und die Tische seiner Studierstube lagen meist mit Büchern hoch bedeckt, die alle an gewissen, unter sich auf irgend eine Weise zusammen gehörenden Stellen offen oder aufgeschlagen waren. Weit entfernt, daß diese Abwechslung unter den Autoren den Gegenstand verwirrt hätte, diente sie vielmehr nur dazu, immer mehr Licht, und zwar von verschiedenen Seiten einfallendes Licht über sie zu verbreiten. Ein anderer berühmter Schriftsteller, Gibbon, vielleicht der erste Geschichtschreiber aller Zeiten, konnte am Ende nie anders, als auf diese desultorische Art lesen. »Eine Stelle im Homer,« erzählt er von sich selbst, »die ich eben lese, erinnert mich an eine andere in Longinus; dieser führt mich auf einen Brief des jüngern Plinius, der mich wieder an eine verwandte Idee des Burke mahnt, von dem ich auf Xenophon oder Theophrast zurückgeleitet werde, und so fort, bis endlich meine Gedankenreihe irgendwo abbricht, und ich nun den ganzen zurückgelegten Weg in meiner Bücherſammlung übersehe.«— Zu solchen geistigen Unterhaltungen also sind Werke, wie das gegenwärtig vor uns liegende, ganz besonders geeignet, wenn, was

Digitized by Google

nicht übersehen werden darf, wenn erstens die Quellen angegeben sind, aus welchen der Autor geschöpft hat, und wenn zweytens ein umständliches Namen- und Sachregister dem Buche beygefügt ist, damit sich der Leser bey der zahllosen Menge von Erscheinungen, die vor seinen Augen vorübergleiten, fest halten und zurecht finden kann. An beyden fehlt es aber bey unserm Verfasser, denn das kleine Inhaltsverzeichniß, welches er jedem Bande vorauszuschicken beliebte, ist von sehr geringem Werthe. Wenn dieses Buch, nicht sowohl zu einer unmittelbaren Uebersetzung, sondern zu einer ähnlichen Bearbeitung desselben Gegenstandes in unserer Sprache Gelegenheit geben sollte, was uns und, wie wir hoffen, auch allen unsern Lesern nicht anders als sehr willkommen seyn würde, so würden wir, wie wir von deutscher Gelehrsamkeit und deutschem Fleiße mit Recht erwarten dürfen, ein köstliches Werk erhalten, das im höchsten Grade das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, und das dem eigentlichen Literator, so wie dem bloßen Freunde der Literatur ein höchst willkommenes Geschenk seyn würde, wenn es anders in die rechten Hände kömmt, und in demselben Geiste redigirt wird, mit welchem wenigstens der größere Theil des gegenwärtigen Werkes verfaßt worden ist. Littrow.

Art. III. Friedrich Schlegel's philosophische Vorlesungen, aus den Jahren 1804 bis 1806. Nebst Fragmenten. Aus dem Nachlasse des Verewigten herausgegeben von C. J. H. Windischmann. Erster Band. Bonn, bey Eduard Weber, 1836. Großoctav. 512 S.

Je lebhafter schon seit längerer Zeit die Erwartung Vieler auf den literarischen Nachlaß des verewigten Friedrich von Schlegel gerichtet war, in so willkommnerer Weise wurde durch die Erscheinung dieses ersten Bandes — Vorlesungen jenes genievollen Denkers aus der Epoche seiner zur vollsten Reife sich ausbildenden männlichen Kraft enthaltend — die Erinnerung an dessen philosophische Bestrebungen und die Aufmerksamkeit darauf erneuert. In ungemein klarer und sehr ausgebildeter Sprache, und mit einer in anderen Werken desselben sonst eher vermißten wissenschaftlichen Vollständigkeit und Bestimmtheit werden hier so manche der interessantesten Untersuchungen und eigenthümlichsten Resultate vielseitigen Nachdenkens mitgetheilt, welche auch zum besseren Verständniß der sonstigen bekannten Schriften des Verfassers dienen, und abgesehen hievon für jeden Freund philosophischer Forschungen, auf welchem Standpuncte er auch stehen möge, von wahrem Interesse und für Viele von fruchtbarer Be-

Digitized by Google

lehrung und Anregung seyn dürften. Dieser erste Band enthält zunächst die im Jahre 1805 zu Cöln öffentlich gehaltenen Vorlesungen über Propädeutik und Logik, als der Wissenschaft von den Regeln des Denkens, welche zu Anfang in mehr historische Erörterungen von der sokratischen und platonischen Dialektik, von der Logik des Aristoteles, sodann von jener des Mittelalters und der Scholastiker, und hierauf von jener der neueren Philosophie handeln; dann zur Psychologie und der Lehre vom Begriff (im allgemeinen Sinne des Worts), den verschiedenen Arten, dem Ursprung und der logischen Vollkommenheit der Begriffe, — zu den verschiedenen theoretischen Vermögen des Menschen (Sinnlichkeit, Verstand, Vernunft, Urtheilskraft), ihrer Verschiedenheit und gegenseitigen Verbindung in durchaus eigenthümlicher Behandlungsweise fortschreiten. Das zweyte Hauptstück wird Ontologie oder die Lehre von den Grundsätzen genannt. In dieser Untersuchung der Grundsätze erkennt der Verfasser den beyden Sätzen des Widerspruchs und des zureichenden Grundes zwar die vollste praktische Gültigkeit zu (begründet durch das Gesetz des menschlichen Bewußtseyns, keine Erscheinungen ohne die Voraussetzung eines beharrlichen Substrats wahrnehmen und denken zu können), spricht denselben aber die Brauchbarkeit für die Ermittlung und Begründung höherer Erkenntnisse ab, welche er vielmehr den zwey ursprünglichen Ideen der unendlichen Fülle und unendlichen Einheit zuschreibt (welche letztere Idee man als die eigentliche Wurzel der Geisteskraft des Menschen denken müsse), worauf aus diesen beyden Ideen auch der Begriff des organischen Zusammenhangs, und in diesem der Grund für die Verbindung aller übrigen Begriffe hergeleitet, auch der Unterschied dieses Begriffs und Grundsatzes von dem der bloßen Causalität mit vieler Klarheit gezeigt wird (S. 94). Es folgt die Lehre von den Kategorien oder Prädikamenten (abstracten Begriffen der allgemeinsten Eigenschaften der Dinge), wobey nach vorheriger Prüfung der aristotelischen und kantischen Kategorien mit vielem Scharfsinn aus dem angeführten Urbegriff oder Grundsatz eine dreyfache Reihe von Kategorien, die der Verfasser die ästhetische (Ideal — Form — Stoff), die mathematische (Construction — Position — Negation) und die physikalische (Tendenz — Qualität — Quantität) nennt, hergeleitet, außerdem aber noch eine vierte, philosophische, aufgestellt, und darunter die Begriffe des Ich, des Objects und der Substanz gerechnet werden. Sodann beginnt nach einer interessanten, obgleich hinsichtlich der letzten Resultate allerdings noch sehr ungenügenden Untersuchung über das Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen eine Darlegung der

Digitized by Google

genetischen Gesetze, namentlich jenes des sich erneuernden Kreislaufs, des Ueberspringens ins Gegentheil (einseitig verfolgter Kraft), der Anziehung des Gleichartigen und der Verknüpfung des Ungleichartigen: — welchem sodann im dritten Hauptstück Anwendung auf die Lehre von der Syllogistik gegeben, die natürliche Gedankenfolge mit der künstlich ordnenden verglichen und in Verbindung gebracht, und dann erst in der Lehre vom Satze und den syllogistischen Figuren, von den fehlerhaften Syllogismen, von der Analogie und Methode, der Inhalt der gewöhnlichen Logik mit in die eben so leicht faßliche als geistvolle und vielfach tiefe und lebendige Darstellung des Ganzen aufgenommen wird. Man darf wohl sagen, daß eine solche Logik noch nie geschrieben worden ist. — Besonders klar wird aus diesen Vorträgen, daß die Lehre des Denkens keineswegs mit Hinwegsehen von allen wesentlichen Erkenntnissen, als eine Theorie bloß formeller, gleichsam mechanischer, überall gleichmäßig vorkommender Thätigkeiten und daraus abstrahirter Regeln behandelt werden könne, sondern daß eine Lehre von den Regeln des Denkens zugleich die Anfänge des auf die höchsten Gegenstände gerichteten Denkens selbst enthalten muß. Der Unterschied der spirituellen von der materialistischen Auffassung macht sich schon bey der sinnlichen Vorstellung selbst, mehr aber noch bey der Bildung des Begriffs im Menschen geltend, welche, wenn sie als ganz ungeistige Wirksamkeiten materieller Kräfte gedacht würden, durch Verallgemeinerung und Folgerung nie zu höheren geistigen Erkenntnissen führen könnten; wogegen sie, wenn zu ihnen schon der Geist mitwirkt, für das höhere Denken selbst auch fruchtbar und bedeutend seyn müssen. — Der Verfasser stellt sich nun das Verhältniß der Anschauungen und Begriffe zu den Ideen so vor, daß alle sinnliche Vorstellungen selbst schon als unvollkommene Begriffe, und die Begriffe als solche Vorstellungen erklärt werden können, welche zugleich Ahnung und Erinnerung seyen, Vergangenes und Zukünftiges umfassen. Die Begriffe selbst aber vermag derselbe sich gleichfalls nicht ohne Ableitung aus den ursprünglichen Ideen zu denken, auf welche sich dieselben auch wieder zurückführen lassen müßten. »So wie alle »Anschauungen zu Begriffen gebildet werden sollen, so sollen auch »alle Begriffe aus den Ideen hergeleitet und zu diesen zurückge»führt und erhoben werden. Man kann freylich die abstrakten »Begriffe denken, ohne eben die Herleitung aus den Ideen mit»zudenken, und so sind denn freylich im menschlichen Denken »Begriffe möglich, die nicht Ideen sind. Allein denkt man sich »die Begriffe im vollständigen Zusammenhange, so »zeigt sich ihre Herleitung aus den Ideen, und sie selbst erscheinen

Digitized by Google

»nur als abgeleitete Ideen. Nach dieser gründlich umfassenden, »vollständigen Ansicht werden also die Begriffe in Ideen verwan»delt, oder sollen doch darin umgeschaffen werden. Sind nun,« wird hinzugefügt, »auf diese Weise alle Begriffe des Menschen »in Ideen umgebildet, so ist die Menge der Ideen unbestimmbar. »Dieses streitet aber keineswegs mit der früheren Annahme, daß »es nur zwey Ideen gebe; denn diese beyden bleiben denn doch »die Urquellen aller Begriffe, alle werden aus ihnen hergeleitet, »und eben durch diese Herleitung und Beziehung erst zu Ideen »erhoben.«

Einige characteristische Stellen mögen aus dem, was über alle erwähnten Gegenstände gesagt wird, hier noch näher mitgetheilt, und daran sowohl die Behandlungsweise, als die Fruchtbarkeit der angeregten Ideen näher gezeigt werden. »Die Lehre von der logischen Vollkommenheit der Begriffe,« wird z. B. gesagt, »ist für die Logik selbst von der äußersten Wichtigkeit. Es werden hier weit häufigere und gröbere Fehler begangen, weit bedeutendere, gefährlichere Irrthümer veranlaßt und fortgepflanzt durch unbestimmte, dunkle, verworrene Begriffe, als durch falsche, fehlerhafte Schlüsse. Die eigentlichen Fehlschlüsse sind eher hier zu entdecken, aber wo einmal verworrene Begriffe herrschend geworden sind, da ist der Irrthum oft tief versteckt, eingewurzelt und äußerst schwer auszurotten. Nicht in irrigen, verkehrten Schlüssen, sondern weit mehr in der logischen Unvollkommenheit der Begriffe liegt der Grund der hartnäckigsten, beharrlichsten Vorurtheile und Irrthümer in der gemeinen Denkart sowohl, als in den Systemen der Philosophen. Haben sie sich hier schon gleich in die Grundsätze eingeschlichen, so theilen sie sich auch allen übrigen aus diesen entwickelten und abgeleiteten mit, und pflanzen sich durch die ganze Reihe der systematischen Folgerungen fort« (S. 78).

»Die allgemeine Regel,« heißt es nicht lange nachher, »welche für jede philosophische und theoretische Definition Gültigkeit hat, besteht darin, daß jede Definition, die wissenschaftlich seyn soll, genetisch seyn muß; denn eine philosophische Sacherklärung ist nur dann befriedigend, wenn sie mit der Auffassung der innersten Natur eines Gegenstandes die Ergründung seines ersten, ursprünglichen Entstehens natürlich zu verbinden sucht. Jede philosophische Definition muß demnach genetisch seyn, so wie jede wahrhaft genetische Definition philosophisch ist. Wir machen beyläufig hier die Bemerkung, daß das, was man gewöhnlich in der Behandlung anderer nicht philosophischer Materien philosophischen Geist nennt, eigentlich nur in dieser genetischen Erklärung besteht. Jeder wahrhaft philosophische Kopf wird den

Digitized by Google

Gegenstand seiner Untersuchung, er sey welcher er immer wolle, so historisch wie möglich darzustellen suchen. So hoch sein Forschungsgeist sich nur immer zu heben vermag, wird er bis zu der ersten Quelle durchzudringen streben, um aus dieser sein ursprüngliches Entstehen herzuleiten und zu erklären; dann wird er ihn durch alle Stufen der allmälichen Entwicklung, durch die mannigfaltig abwechselnden Formen der Bildung hindurch bis zu dem Zustande verfolgen, worin er ihn in der Wirklichkeit findet, um so aus dem natürlichen Gange der Entwicklung das gegenwärtige Daseyn eines Gegenstandes, so wie die Form dieses Daseyns begreiflich zu machen.« (Als zweytes Erforderniß einer philosophischen Definition wird sodann angeführt, daß sie *characteristisch* sey; so jedoch, daß eine Definition, die nicht genetisch, auch nicht philosophisch seyn, wohl aber auch die wahrhaft philosophische Definition mehr oder minder characteristisch seyn könne, in sehr verschiedenen Graden, ohne daß sie darum aufhörte, philosophisch zu seyn.) S. 81—82).

Der wichtige Begriff des *organischen Zusammenhangs* wird dahin erläutert: »Organisch heiße dasjenige, worin Einheit und Fülle auf das innigste verbunden sind; was in sich selbst ganz und in seinen Theilen vollendet ist, ein Ganzes, wo alle Glieder und Theile in ein System harmonisch verschmolzen, zu einem Zwecke wechselseitig zusammenwirken, so daß jeder Theil für das Ganze nothwendig ist, die einzelnen Theile und Glieder aber doch nur durch das Ganze bestimmt und beherrscht werden« (S. 94).

Von dem Gesetze des ewigen Kreislaufs, als einem allgemeinen Daseynsgesetze, welches jedes *Ganze* betrifft, sofern es eine lebendige Thätigkeit und Kraft ist, wird gesagt: »Eine solche Thätigkeit und Kraft wird sich von ihrem ersten Keime und Anfang an entwickeln, ausdehnen, verändern, wechseln und steigen, so lange dieß nur immer geschehen kann. Ist aber endlich die Möglichkeit des Wachsens und Steigens erschöpft, hat die Kraft der Entwicklung und Ausdehnung einen *äußersten Grad* erreicht, über den sie nicht hinauszugehen vermag, so bleibt alsdann nichts mehr übrig, als daß ein solches Wesen, in sofern es in sich geschlossen und vollendet ist, und nicht in ein anderes übergehen kann, in seinen eigenen Anfang und Ursprung zurückkehre. Nun muß man aber nicht glauben, daß der Zustand nach dieser Rückkehr gleich sey dem des ersten Anfangs und Ursprungs, weil ja doch unmöglich anzunehmen ist, daß die Thätigkeit und Kraft während der ganzen Entwicklung nicht beträchtlich verändert und modifizirt worden sey, vielmehr aus offenbar einleuchtenden und nothwendigen Gründen zugegeben werden muß,

Digitized by Google

daß sie durch die verschiedenen Formen der Entwicklung und Bildung, die sie durchlief, äußerst vermehrt und bereichert zurückkehre, und das organische Wesen, wenn es nun noch einmal von dem nämlichen Punkt ausgeht, bey diesem zweyten Anfang zu einem weit gebildeteren, reicheren, mannigfaltigeren Zustande unter einer von der ersten, ursprünglichen gar sehr verschiedenen Form und Gestalt erscheinen müsse. — Dieses ontologische Gesetz des Werdens, welches sich bezieht auf die Thätigkeit und Entwicklung der Wesen, in sofern diese ein für sich bestehendes Ganze ausmachen, kann das Gesetz des ewigen Kreislaufs genannt werden. Es gilt für den himmlischen Körper eben so gut, wie für den kleinsten organisirten Atom; für die einzelnen Gedanken der einzelnen Geister, wie für die Entwicklung ganzer Nationen, Geschlechter und Zeitalter« (S. 118).

Wir übergehen die nähere Bezeichnung des Gesetzes, nach welchem die Thätigkeit eines Theilwesens, wenn sie ihre äußerste Gränze erreicht, in ihr Gegentheil überspringt, — so wie das abgeleitete Gesetz der Anziehung des Gleichartigen, wobey eine vorhergegangene Trennung und Störung des gleichartigen Wesens vorausgesetzt werden muß, und welches der Verfasser als mit der Abstoßung des Ungleichartigen nothwendig verbunden, oder als eins und dasselbe, nur in positiver und negativer Hinsicht betrachtet. — Das Gesetz der Verknüpfung des Ungleichartigen dagegen wird als auf die organische Bildung in der Körperwelt gehend bezeichnet. »Ein Wesen ist um so mannigfaltiger, je umfassender es ist, je mehr verschiedene ungleichartige Theile es in sich aufnehmen und vereinigen kann. Das Streben nach Fülle und Mannigfaltigkeit ist also identisch mit dem Streben, jede mit dem Grundcharacter eines Wesens nur immer vereinbare, höchst mögliche Summe von Verschiedenheit sich anzueignen. Freylich darf diese Ungleichartigkeit, die ein Wesen in sich aufzunehmen strebt, nicht absolut seyn, weil in diesem Falle ja keine Vereinigung möglich wäre, sondern es muß eine Ungleichartigkeit in der Gleichartigkeit selbst seyn, ungleiche Species in demselben genus, so wie in der Natur die Geschlechter sich entgegengesetzt sind, und sich doch zu verbinden suchen, aber nur in derselben Gattung. Dieses Ungleichartige im Gleichartigen könnte man das Verwandte nennen, und sonach müßte das Gesetz heißen: das Gesetz der Verknüpfung des Verwandten oder Gleichartigen. — Ferner heißt es in diesem Gesetze nicht Anziehung, sondern Verknüpfung. Denn wenn es in dem Weltall nichts als Anziehung gäbe, so würde ja alles in eins sich auflösen und zusammenfließen, und alle Mannigfaltigkeit wegfallen. — So wie also die Ungleichartigkeit, von der

Digitized by Google

in diesem Gesetze die Rede ist, nicht bloß eine einfache, schlechthin ungleiche Ungleichartigkeit seyn soll, sondern eine Ungleichartigkeit im Gleichartigen, so soll auch die Vereinigung zwischen diesen verwandten Wesen nicht eine einfache, unbedingte Verbindung und Verschmelzung, sondern eine bedingte seyn; d. h. eine bloße Verknüpfung, wo die beyden sich verbundenen Wesen nicht absolut in Eins zusammenfließen, sondern auch in der engsten Verbindung noch abgesondert existiren.« Auf dieser Verknüpfung des ungleichartigen Verwandten ruht in der Körperwelt »Leben — Erhaltung — Fortpflanzung — Wachsthum — und Bildung aller organischen Wesen.«

In einem Anhang zur Logik wird eine kurze Kritik der verschiedenen philosophischen Systeme gegeben. Nach einer historischen Aufzählung der Schulen werden der Empirismus, der Skeptizismus und der Materialismus einer Kritik unterworfen, und als die niederen und verwerflichen Arten erkannt; und sodann die verschiedenen Intellektualsysteme näher geprüft, von denen jenes des Realismus (realistischen Pantheismus) als das dem Leben und der Wahrheit am meisten entgegengesetzte, das System der Emanation zum Theil als Mißverstand der Wahrheit betrachtet, von dem Idealismus aber drey Hauptarten aufgeführt, und einzelne Unvollkommenheiten und Lücken darin nachgewiesen, und am Ende auch der Synkretismus erwähnt wird.

Weit vollständiger wird dann aber diese Prüfung der verschiedenen philosophischen Systeme in den folgenden, die größere Hälfte dieses ersten Bandes ausmachenden Vorlesungen, welche der Zeit nach etwas früher, und nur vor drey gewählten Zuhörern gehalten worden, gegeben. Die Systeme finden sich hier so aufgeführt: Empirismus, Materialismus, Skeptizismus; dann aber: Pantheismus; intellektuelle Philosophie überhaupt, und in dieser unterschieden: intellektueller Dualismus (platonische Philosophie) und Idealismus. Hierauf folgen sehr bedeutende Bemerkungen über das wechselseitige Verhältniß dieser verschiedenen Arten der Philosophie unter einander, und sodann eine reichhaltige historische Charakteristik der Philosophie in ihrer successiven Entwicklung als vorläufige Untersuchungen, nach welchen auf die eigentliche Geschichte und Characteristik, und zwar zunächst der griechischen Philosophie übergegangen wird, indem dort in den älteren Systemen schon die ersten Grundideen und Keime aller späteren enthalten, und mit großer Kühnheit ausgesprochen waren.« — Insbesondere werden sodann mit näher eingehender Characteristik die Pythagoräer, Sokrates, Plato (unter andern mit kritischen Resultaten über die unter seinem Namen auf uns gekommenen Werke, wie sie auch von Schleiermacher mehren-

theils befolgt worden; aus jener Zeit herrührend, da sich der Verfasser mit letzterem zur Uebersetzung der Werke Plato's verbunden hatte, welchem er aber dann später seine Vorarbeiten überließ); — es werden ferner Aristoteles, die Akademiker, Epikuräer und Stoiker: hierauf die Alexandriner mit den daran sich reihenden lateinischen Kirchenvätern hinsichtlich ihrer philosophischen Ansichten, und sodann die Epochen der mittelalterlichen und neueren Philosophie behandelt, und zwar die letzteren nach dreyfacher Abtheilung, nämlich:

Erstens vom Entstehen der Vulgarsprachen und dem Skotus Erigena, bis zu der neuen Denkrevolution und dem Wiederaufleben der griechischen Literatur im funfzehnten Jahrhundert.

Zweytens, von letzterem Zeitraum bis zum Descartes (wo sich die Philosophien theils als Mystiker, — von Ficinus angefangen bis zu dem sehr hervorgehobenen Jakob Böhme, — theils als Polemiker und als Philologen gruppiren); und

Drittens von Descartes bis auf unsere Zeit. Als Stifter in der modernen Periode werden Descartes, Locke und Kant erwähnt, so jedoch, daß aus der Schule jedes von ihnen weit bedeutendere Philosophen als sie selbst hervorgegangen seyen, wie aus jener des Descartes Malebranche und Spinoza und im Gegensatz mit Letzterem Leibnitz; — aus jener des Locke, Bako und Rousseau (wobey auch Berkeley, Newton u. s. w., und im Uebergange auf Kant Lambert und Lessing erwähnt werden); — endlich aus jener von Kant Fichte. — Am Ende kömmt der Verfasser auf eine Untersuchung über den Gang des menschlichen Denkens nach den Gesetzen desselben zurück, als vorläufige Untersuchung für eine Theorie der Vernunftkunst, worin das Ungenügende der gewöhnlichen logischen Sätze der Identität, des Grundes und Widerspruchs (a = a; und a = b, b = c, also a = c; dann + a ist nicht gleich — a) für die höheren Erkenntnisse bewiesen, und der Versuch gemacht wird, die relative Gültigkeit dieser Sätze mit den Widersprüchen des Lebens und in der Wissenschaft, und mit den Gegensätzen in der Natur dadurch zu vereinigen, daß die Einheit sich durch Gegensätze zu einer unendlichen Fülle entwickeln könne, während sie den Grund, die Bedingung zur Einheit immer in sich trage. Hiernach könne a wohl von einer gewissen Seite und für eine gewisse Zeit auch nicht a seyn, es könne in den Theilen Widersprüche geben, während das Ganze mit sich Eins sey; welches dann auch in Gleichungen auszudrücken versucht wird.

Eines eigentlichen Auszugs sind diese geistvollen Untersuchungen um so weniger fähig, als der Verfasser in dem bis jetzt

Digitized by Google

mitgetheilten Theile der Entwicklung der Philosophie seine eigenen Ueberzeugungen und Ansichten hinsichtlich der wichtigsten Fragen, wie namentlich über das Verhältniß der Natur zum Geiste und der Welt zu Gott, mehr nur unvollkommen andeutet, oder nur in einzelnen wesentlichen Zügen und Anfängen ausspricht, als daß er es sich hier schon zur Aufgabe gemacht hätte, den Leser so tief als möglich in die höhere philosophische Wahrheit selbst, so weit er diese als dem menschlichen Nachdenken erreichbar erkennt, einzuführen. Es können jedoch wohl einige Momente ohne Gefahr des Mißverstandes hervorgehoben werden, was wir in folgender Art versuchen wollen:

1) Die entschiedenste Verwerfung alles Materialismus tritt überall hervor, nämlich aller Versuche, die Philosophie auf ein von geistigen Beziehungen ganz getrenntes, für den Geist bedeutungsloses, in todter Weise beharrendes bloßes Seyn zu begründen. — Unter den vielen sich hierüber mannigfaltig aussprechenden Stellen glauben wir ihrer besonderen Wichtigkeit wegen auf folgende aufmerksam machen zu sollen: »Eine Naturansicht kann idealistisch seyn, wenn nicht das grobe Körperliche, der bloße Mechanismus der Naturgesetze, sondern die in der Körperwelt unsichtbar wirkenden Kräfte und Thätigkeiten als das Erste, Ursprüngliche angesehen werden. Solche Naturansicht heißt dynamisch. — Eben so kann auf der andern Seite eine Philosophie, die einzig vom Ich, vom Bewußtseyn ausgeht, doch ganz und gar nicht idealistisch seyn, wenn sie nicht in dem Ich eine freye, thätige Kraft, sondern einen blinden Mechanismus nothwendiger, beharrlicher Denkgesetze als das Erste, Höchste anerkennt. — Wer den Mechanismus, es sey nun des Bewußtseyns oder der Natur, an die Spitze seiner Philosophie stellt, der ist kein Idealist, sondern ein mechanischer Philosoph, und seine mechanische Philosophie ist nun entweder materialistisch oder pantheistisch oder ein Gemisch von Beyden.«

Wie wenig übrigens der Verfasser die dynamische Naturansicht für sich selbst schon hinreichend und befriedigend findet, wenn nicht die in der Natur wirkenden Kräfte und Thätigkeiten aus der Beziehung zum Geiste näher erkannt oder erklärt werden (was eine Erkenntniß ihres wesentlichen Unterschiedes voraussetzt), erhellt insbesondere näher aus folgender Stelle (S. 252). »So sehr nun auch das Verfahren des dynamischen Materialismus dem Idealismus gemäß ist, indem er einverstanden mit demselben von der äußeren Erscheinung materieller Dinge gänzlich abstrahirt, sich über den stupiden Glauben: die Körper kämen uns vor, wie sie wirklich sind, erhebt, das Reelle in den innern Kräften und ihren gesetzmäßigen Verhältnissen aufsucht, das Wesen aller

Dinge auf wenige einfache innere Prinzipien reduzirt, und in sofern, gerade wie der Idealismus, alles (gleichsam) in Geist auflöst; — so kann er dennoch nur als Physik, keineswegs als Philosophie bestehen. Als Physik steht er freylich der intellektuellen Philosophie sehr nahe, weil er bey seiner Ansicht der Natur ganz das Verfahren dieser Philosophie beobachtet, weßhalb denn auch diese Art Physik die einzige ist, welche eine befriedigende Erklärung der Natur gewährt. Als Philosophie aber steht er sehr weit von dem Idealismus ab, da er nicht, wie dieser, das Ganze umfaßt, sondern von einer niedrigeren Stufe, einem niedrigeren Prinzipe anhebt, als dieser, und als die Philosophie überhaupt anheben muß. Er steigt nicht zu einer ersten Ursache der Natur hinauf, sondern nimmt gleich in der ersten Construction des Universums zwey oder drey Elemente an, und hierin kann ihn eben der Pantheismus, dem er durch das Gesetz der ewigen Veränderlichkeit der Natur gerade entgegengesetzt ist, vollkommen widerlegen, indem er ihm die Nothwendigkeit und Evidenz eines einzigen ersten Prinzips der Beharrlichkeit, der rein geistigen Beharrlichkeit nämlich, welches er über seine Elemente hätte setzen müssen, beweist. — Endlich wird der Idealismus ihm immer vorwerfen, daß es ihm, freylich noch weniger dem Atomistiker, je gelingen könne, den Geist aus der Materie herzuleiten, ohne einen Machtspruch zu thun — (den Machtspruch nämlich, daß unser Geist ein Produkt des Körpers, die höchste Blüthe der körperlichen Organisation sey).« — »Es läßt sich höchstens darthun, daß die menschliche Organisation eine günstige und günstigere Disposition zu einem geistigen Prinzip habe, als irgend ein anderes organisches Wesen. Dieß reduzirt sich indessen alles nur darauf: daß unser Körper die Bedingung sey für unsern bedingten Geist. — Wie das auch ganz natürlich, da nur das Gleichartige (nicht das Gleiche) sich verbinden, erzeugen und fortpflanzen kann, nicht aber das Ungleichartige, völlig Heterogene. So wird man leichter zeigen können, wie der Geist aus dem Geiste, der Körper aus dem Körper entstehen könne, als umgekehrt der Geist aus dem Körper, oder der Körper aus dem Geist. Letzteres versucht nun freylich der Idealismus, und es ist dieß auch eine sehr schwierige, nie ganz befriedigend zu lösende Aufgabe. Jedoch ist es immer ein höherer, besser begründeter, dem Wesen der wahren Philosophie angemessenerer Versuch, die ersten materiellen Grundkräfte aus einer höheren geistigen Grundkraft herleiten zu wollen, als aus der verwickelten, groben, körperlichen Organisation, aus einem ganz speziellen Körper den eben so speziellen Geist.«

Digitized by Google

2) Wenn dem Verfasser im Gegensatz mit jenem bloßen abstracten Seyn, dem materialistischen Ding an sich allerdings das Leben, die Kraft, Thätigkeit u. s. w. als der einzig richtige Anfangspunct oder Vermittlungsbegriff für das höhere Nachdenken gilt, so ist vor allem andern das geistige Leben und der aus diesem selbst hervorgehende Begriff gemeint, und in diesem findet er sodann auch das Prinzip der Gotteserkenntniß oder den zur Gotteserkenntniß befähigenden Begriff. Ehrend jene Bestrebungen des Alterthums, welche auf dem Wege des Anaxagoras, des Pythagoras und vor allem des Plato, aus dem Geiste zwar die Wirksamkeit eines göttlichen Verstandes, die Herrschaft des Geistes über den Stoff, und die Urbilder für alle geistige Selbstbestimmung des Menschen erkannten, weiset er zugleich mit einleuchtender Klarheit das Mangelhafte nach, welches die Annahme einer Gott beschränkenden Materie den erhabensten Ideen dieser Forscher beymischte, das Inkonsequente jedes intellektuellen Dualismus, so fern derselbe einen die ordnende und bildende Macht Gottes ursprünglich bedingenden Stoff nicht zu beseitigen weiß. — Zugleich deutet er an, wie durch eine vollständigere Auffassung des menschlichen Bewußtseyns (nämlich nicht bloß des Verstandes und der Vernunft, sondern auch des Begehrens, freyen Strebens und Wollens aus dem vollständigeren Begriff des Geistes von sich selbst eine Ahnung der göttlichen Kraft als einer solchen gewonnen werden könne, woraus das geistige sowohl als körperliche Leben hervorgehe. »Plato hatte ganz recht,« wird gesagt, »dem Geiste, der Intelligenz den Vorrang vor dem Körper zu geben, ihn zum ersten Prinzip zu erheben, die Quelle alles Daseyns im Bewußtseyn zu suchen; aber er faßte dieß Bewußtseyn bloß als Verstand, als Vernunft auf; Verstand und Vernunft sind aber schon sehr abgeleitete, verwickelte, künstliche Formen des Bewußtseyns, keineswegs aber die Wurzel, die Urquelle. — — — Denkt man sich die Herrschaft des Geistes über den Stoff, das Verhältniß der Welt zu ihrem ersten Ursprung, wie das Verhältniß des bildenden Künstlers zu dem von ihm gebildeten Kunstwerke, des Nachgebildeten zum Urbilde, so muß ein Stoff vorausgesetzt werden, auf den der Verstand habe wirken, den er nach den ewig in ihm vorhandenen Urbildern habe bilden und gestalten können, den der Verstand nicht ursprünglich erzeugen und erschaffen kann. Mit dieser außer dem Geiste ursprünglich vorhandenen Materie sind aber zugleich zwey Prinzipien angenommen worden. Die Intellectualphilosophie verfällt in den Dualismus, und verfehlt ihren Zweck, den Geist zum ersten, höchsten, einzigen Prinzip zu machen. Auch werden sich eben Mängel und Widersprüche genug auffinden lassen. — Ist

Digitized by Google

der göttliche Verstand bey der Weltbildung durch die ursprüngliche Beschaffenheit, Formlosigkeit und Roheit der Materie beschränkt und bedingt gewesen, hat er diese Unvollkommenheit, als die Quelle alles Uebels, nicht heben können, so war er ja durch eine höhere Nothwendigkeit, ein unabänderliches Fatum gebunden, das in dieser Hinsicht die Stelle über ihm einnimmt. Und preise man dann auch die Macht und Weisheit des göttlichen Bildners noch so hoch, so hat sie doch, durch die ursprünglichen Gesetze der Materie gebunden, aus dieser nur ein unvollkommenes Kunstwerk hervorbringen können. — Diesen Grundfehler zu vermeiden, hätte Plato das Bewußtseyn nicht einseitig als Vernunft, als Verstand, sondern in der höchsten, ursprünglichsten Form auffassen sollen. Kann gezeigt werden, daß dieß in der Natur wie im Menschen ist, so ist der einzige Weg, alle Schwierigkeit zu heben, gefunden. In uns gibt es aber außer dem Verstande, der Vernunft ein Begehrungsvermögen; fände sich in diesem die Quelle, der Anfang, die Wurzel des Bewußtseyns, welches in dieser ursprünglichen Form als ein Sehnen, als ein Streben, als Liebe aufgefaßt würde, so wäre alle Schwierigkeit in Rücksicht des Stoffes gehoben. Denn wie aus dem Streben der Liebe — Leben, aus dem Leben aber der Stoff gleichsam niederschlagen, und körperliche Organisation hervorgehen kann, dieß zeigt uns schon die Physik sehr deutlich (S. 373 u. f.).

»Man müßte,« sagt der Verfasser an einer andern Stelle, den gleichen Gegenstand betreffend, »man müßte also, wenn man übrigens annehmen kann, daß es in der Natur so beschaffen wie in uns selbst, daß wir nach unseren Fähigkeiten, unserem Geiste u. s. f. ein wiewohl unvollkommenes Ebenbild Gottes seyen, versuchen, ob das erste Prinzip der Philosophie, statt aus dem Erkenntnißvermögen, nicht besser aus einem anderen menschlichen Vermögen, ob nicht aus dem Begehrungs- und Gefühlsvermögen, aus dem Vermögen zum Trieb abzuleiten, und so jene Unvollkommenheit zu vermeiden wäre. — (Man) würde, um es vorläufig kurz zu sagen, von dem der Intellectualphilosophie (so weit sie die Vernunft, den Verstand für das Höchste nimmt) entgegenstehenden, den ihr ganz entgegengesetzten Weg bezeichnenden einen Satz ausgehen müssen: Gott ist die Liebe.« (S. 276 u. f.)

3) Völlig genügend erscheint nun auch dem Verfasser der hier bezeichnete, so höchst merkwürdige Weg nicht, indem er in Verfolg der letzterwähnten Stelle hinzufügt (S. 277): »Obschon nun dieser neue Versuch, das Entstehen des Geistes und der Materie aus der Liebe, als ihrem gemeinschaftlichen Prinzipe,

Digitized by Google

zu erklären, noch nicht vollkommen befriedigend aufgestellt worden, und noch manche Einwürfe möchte leiden können, so ist denn doch diese Vorstellungsart verhältnißmäßig wahrscheinlicher und befriedigender, als jene, deren Unzulänglichkeit sich gleich bey der ersten Betrachtung kund thut.«

Zugleich aber sieht der Verfasser jede Erkenntniß Gottes im Menschen als aus Gott mitgetheilt, aus Gott herfließend an. Das reine Sehnen, die Liebe des endlichen Wesens, kann nur aus dem Urquell aller Liebe, der göttlichen, herfließen; »das einzelne Wesen, welches die Liebe in sich erfunden hätte, würde zugleich die Welt erschaffen haben, selbst Gott seyn« (S. 377). — »Die Idee der unendlichen Fülle, der positiven göttlichen Allmacht und Liebe,« heißt es an einer andern Stelle, »kann in dem Menschen weder durch die Vernunft allein, noch durch Erfahrung und sinnliche Wahrnehmungen erzeugt werden, wie sich dieß philosophisch streng beweisen läßt. Es bleibt uns also nur übrig, anzunehmen, was die Religion uns lehrt, was Geschichte und Tradition, so weit wir diese immer verfolgen können, durch ihr Zeugniß bestätigen, daß die Bildung des menschlichen Geschlechts ihre erste Urquelle in einer höheren Offenbarung gehabt, und daß der wahre Begriff des göttlichen Wesens dem Menschen unmittelbar von diesem selbst mitgetheilt worden sey« (S. 210). — Es wird aber »der Begriff der Offenbarung hier überall spekulativ genommen; es ist darunter in der Philosophie nichts anderes zu verstehen, als daß die Gottheit den Begriff ihrer selbst im Geiste des Menschen angeregt habe, nicht gerade die Offenbarung und Eingebung, woraus die heiligen Bücher (die freylich auch von jener ersten Offenbarung handeln) als von Gott eingegeben entstanden sind, und abgeleitet werden; diese gehört in das Gebiet der positiven Theologie« (S. 481). Es wird vielmehr vielbedeutend gesagt, »jene Offenbarung kann nicht zur ersten und einzigen Erkenntnißquelle geeignet seyn, indem sie ja immer einer Erklärung bedarf, nicht anders mitgetheilt werden kann, als durch Erklärung; diese ist aber etwas ganz von der Offenbarung Verschiedenes, und Sache des menschlichen Verstandes; es müßte sonst eine Kette von fortgesetzten Offenbarungen geben, wo eine die andere erklärte« (S. 476). — Als fruchtbarer Anfangspunct der Philosophie wird ausdrücklich die Selbstanschauung hervorgehoben, nicht die bloß passive Selbstbetrachtung des Empirikers, der sich in Ruhe und Unthätigkeit nur in dem Spiegel seiner Sinne beschaut, und wahrnimmt, was da vorgeht; — sondern die thätige Selbstanschauung des Idealismus, welcher handelt und sein Handeln beobachtet;

Digitized by Google

er schreibt sich selbst Gesetze vor, was er thun will, um es dann zu beobachten.« (Mit Freyheit erkennt sich der Geist als Prinzip seiner Thätigkeit.) — Von diesem Anfangspuncte aus soll dann die nach sicheren Denkgesetzen fortschreitende (nicht die wilde, sich selbst überlassene, kunstlose) Vernunft alles das erreichen, was sich überhaupt wissen und erkennen läßt. — Kraft der dem Menschen inwohnenden Ideen der unendlichen Einheit und der unendlichen Kraft und Fülle (jedoch nach des Verf.'s Ansicht nicht ohne vorausgesetzte Anregung von Gott aus) kann sodann allerdings ein mehr als negativer Begriff von dem wahren, durch keine Materie bedingten Gott erlangt werden, wobey jedoch noch manche Fragen übrig bleiben, hinsichtlich derer in den vorliegenden Vorlesungen die eigene damalige Ansicht Schlegel's noch nicht mit genügender Bestimmtheit mitgetheilt wird. — Hierüber dürfte ohne Zweifel der nächstfolgende Band manche nähere Aufschlüsse darbieten, als welcher nach des Herausgebers Anzeige die Einleitung zum eigentlichen System der Philosophie, welches sich sodann in Vorlesungen über höhere Psychologie, Theorie der Natur, des Menschen und der Gottheit, Moral, Naturrecht und Politik entfaltet, alles aus derselben kraftvollen Mittelepoche des verewigten Verfassers enthalten soll. — Ueber die Stellung der gesammten Vorlesungen zu der letzten Gestalt aber, in welcher derselbe die Philosophie erfaßt und dargestellt hat, behält sich Herr Professor Windischmann vor, in einem Anhange zum Ganzen sich ausführlich zu erklären, und da Schlegel selbst seine philosophischen Bestrebungen als eine Folge von Lehrjahren angesehen habe, besonders die Characterisirung derselben sich zur Aufgabe zu machen.

Von den mehrentheils sehr bedeutenden, obwohl im Ganzen nur kurzen Bemerkungen des Herausgebers glauben wir zum Schlusse noch zwey hervorheben zu sollen, wovon eine die indische Philosophie, die andere die ganze Methode und Form der philosophischen Bestrebungen und deren Bedeutung für die Philosophie selbst zum Gegenstande hat. — Die mitgetheilten Vorlesungen erwähnen der orientalischen Philosophie nur vorübergehend, doch wird die indische Vorstellung von der Emanation in Vergleichung und Verbindung mit der platonischen Lehre näher erwähnt, und als »mißverstandene Offenbarung« erklärt (S. 211, 379—381, 479, 482). Die an letzterer Stelle beygefügte Bemerkung aber, »daß die historische Frage, ob die älteste Philosophie mit der Offenbarung in Verbindung stehe und wie? noch nie befriedigend gelöst worden sey« — wird vom Herausgeber durch die folgende ergänzt: »Die Lösung dieser Frage wird auch jederzeit schwierig, ja unmöglich bleiben, wenn man, wie bisher, den

Digitized by Google

Blick nur auf die Entstellung und Verunstaltung der göttlichen Offenbarung richtet, wenn man jene eigenthümlichen Zustände der menschlichen Seele, worin ihr Geist für ihn selbst annoch überwältigende Anschauungen seines eigenen Lebens und seiner Weltverhältnisse hat, nicht mit in Erwägung bringt. Solche Selbst- und Weltbeschauungen machen die Grundlage der indischen Veda's aus, und gelten für göttliche Offenbarung, wie dieß in der Schrift: Die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte, urkundlich erwiesen ist.«

Die Methode des Philosophirens aber bey Schlegel ist die einer progressiven Dialektik, wonach die Forschung den in thätiger Selbstanschauung gefundenen Gesetzen gemäß fortschreitend, durch nie ganz aufhörenden Zweifel wach erhalten, und nicht durch die ersten Resultate befriedigt, sich mehr und mehr der Wahrheit zu nähern streben soll. »Die philosophische Erkenntniß könne,« wird gesagt, »eben weil ihr Gegenstand ein unendlicher, nie ganz erschöpft und vollendet werden. Daher sey es die ursprüngliche wahre Bestimmung des Zweifels, das Denken stets wach zu erhalten, immer wieder von neuem zu beleben, und bey einem dauernden und steigenden Interesse zu unermüdetem, rastlosem Forschen aufzufordern« (S. 187—189).— Die Liebe für eine solche mit Vernunftkunst fortschreitende Methode zeigt sich auch in des Verfassers Lobpreisung des platonischen Dialogs, dessen Character als »gemeinschaftliches Selbstdenken« bezeichnet, und umständlich gewürdigt wird (S. 31, 362 ꝛc.).— Diese eigenthümliche Liebe des Verfassers für fortschreitende Annäherung und Dialectik, und die hiedurch gebildete Form seiner philosophischen Bestrebungen bringt nun der Herausgeber mit jener oben erwähnten Darstellung des Begriffs vom »Ding an sich« oder der todten Substanz als einer Scheidewand zwischen dem in sich gebaunten Geist und dem lebendigen Gott in sehr bedeutender Weise in Verbindung, mit diesen Worten: »Uebrigens ist durch diese tragische Bedeutung des Dings und der Substanz die Untersuchung über diese Begriffe, sofern sie nicht als Letztes und Höchstes gelten sollen, sondern innerhalb des Kreises der logischen Gedanken-Genesis liegen, keineswegs abgeschnitten, sondern vielmehr eben für die nähere Entwicklung und Bestimmung gefordert: denn beyde zeigen sich bey näherer Betrachtung keineswegs als fixirte Punkte und bloße Schranken, sondern als Anhaltspunkte, die aber zugleich bewegliche lebendige Momente bey der Fertigung des Gedankens zum vollständigen Begriff sind. Die genaue Beleuchtung dieses lebendigen Fortgangs im Gedanken, wie er nämlich in jedem Momente seiner Bewegung sich darstellt, und in der Art dieser Darstellung selbst

Digitized by Google

seine weitere Entwicklung und Ausbildung verlangt, indem das ideale Ziel ihm keine Ruhe läßt, sondern immer genauere Bestimmung, höhere Vollkommenheit fordert, ist das Characteristische der Philosophie unseres Freundes. Es ist die künstlerisch bildende Fassung und Ausführung des Gedankens bis zu dessen Vollendung in seiner idealen Natur, was ihn beschäftigt, und was er als eigenthümliche Aufgabe der Philosophie behandelt; es ist zugleich überall das Bestreben zur tiefsten Spekulation und auf jedem Punkte seines genetischen Weges eine Zusammenfassung und Darstellung aller Lebenselemente in der Tiefe des Gedankens.« — Es ist auch anzunehmen, daß die Worte des Herausgebers in der Ankündigung: »diese Vorlesungen seyen schon dadurch merkwürdig, weil sie beurkunden, wie in jener für die Philosophie so wichtigen und kritischen Epoche ein denkender Geist ganz im Stillen dem philosophischen Bestreben der Zeit eine heilsame Wendung abgewonnen und einen sicheren Fortgang vorbereitet hat« — ganz besonders auf die Begründung eines rechten Gebrauchs des dialektischen Gegensatzes und dadurch vermittelten positiven Fortschritts, im Gegensatz mit berühmt gewordenen, ganz entgegengesetzten Anwendungsweisen bezogen werden müssen.

Art. IV. K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Herausgegeben von Varnhagen von Ense und Th. Mundt. Erster Band. Leipzig, bey Reichenbach. 1835.

Von dem in der Geschichte der deutschen Literatur für immerwährende Zeiten merkwürdigen Siebengestirn, das von dem Jahre 1770 bis auf unsere Tage über dem Horizonte von Weimar glänzte, waren Knebel und Wieland zuerst aus dem dichten Nebel der Unbedeutenheit und der Mißachtung, der bisher die meisten deutschen Literatoren bedeckt hatte, als hellleuchtende Sterne hervorgegangen. Fünf Jahre nach ihnen trat Goethe, der bald seine Vorgänger und Nachfolger alle weit überstrahlte, in den Verein, dem sich in späteren Epochen Schiller, Herder, Einsiedel und Müller beygesellten. So mächtig anziehende Kräfte konnten, gleich eben so vielen Centralsonnen, nicht verfehlen, alle anderen wahlverwandten Geister in der Nähe und in der Ferne, gleich Planeten, in ihr Sonnensystem aufzunehmen, und ihnen diejenige Richtung und Bewegung zu ertheilen, von welcher wir die unverkennbaren Züge in beynahe allen vorzüglichen Schriftstellern der schönen Literatur in unseren Tagen bemerken, und wahrscheinlich, so hoffen und wünschen wir, noch lange bemerken werden.

Digitized by Google

Unter diesen sieben Weisen Deutschlands hat, nebst dem echten Hofcavalier von Einsiedel, unser Knebel am wenigsten dazu gethan, die Wirksamkeit, durch welche er sich in jenem enggeschlossenen Kreise so vortheilhaft auszeichnete, auch durch schriftstellerische Erzeugnisse außer jenem Kreise kund zu geben. Nebst seiner Uebersetzung des Lucrez, die allerdings der Art ist, daß sie allein schon den Nachruhm ihres Urhebers begründen kann (Leipzig 1821, und zweyte Auflage ebenda 1831), nennen wir nur noch die Uebersetzung des Properz, die schon i. J. 1798 erschien, und durch die spätere Uebertragung desselben Dichters von Voß in Schatten zurückgestellt wurde, und die von Knebel selbst veranstaltete »Sammlung von Gedichten« (Leipzig 1815), und endlich seine »Lebensblüthen« (Jena 1826), als diejenigen Schriften, durch die er dem größern Publicum bekannt geworden ist. Er hatte einen eigenen Widerwillen gegen solche öffentliche Mittheilungen seiner innersten Gedanken, und selbst die eben genannten, die er bloß auf das Drängen seiner Freunde durch den Druck bekannt zu machen sich entschloß, versah er, die Uebersetzung des Lucrez ausgenommen, bloß mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens, ohne sich weiter viel um die Aufnahme derselben im Publicum zu bekümmern. »Mein Leben,« schrieb er in seinen letzten Jahren in sein immer sehr sorgfältig geführtes Tagebuch, »mein ganzes Leben ist bloßes Stückwerk, aus mannigfaltigen und sehr verschiedenen Theilen zusammengesetzt. Zum eigentlichen Schriftsteller bin ich nicht geboren. Der gegenwärtige Augenblick macht zu viel Eindruck auf mich, und zu viele zerstreute Gedanken hängen sich diesem an. Dazu kömmt noch die Laune und die Unzufriedenheit mit mir selbst. Der Augenblick scheint mir nicht wichtig genug, ich warte auf das Bessere, und darüber verfliegt Zeit und Gelegenheit. Und doch möchte ich gern etwas aus meinem Eigenen produziren. Aber was? Wozu? Wem hilft oder nützt es? — Ein Schriftsteller muß gleichsam von seiner eigenen Productionskraft besessen seyn: er muß hervorbringen — zur Zeit oder Unzeit. Das Uebrige wird sich nach seinen Einsichten und Kräften schon fügen. Aber zu strenge Sorgfalt und Ueberlegung vertrocknet ihm gleichsam die Tinte in der Feder. — Wer, wie ich, der Welt nicht mehr angehört, hat ihr auch nichts mehr zu sagen. Und dann, wenn man überlegt, was schon alles geschrieben ist, und daß wir selbst nicht den zehnten, vielleicht nicht den hundertsten Theil von dem kennen und gelesen haben, was Schönes und Vortreffliches in der Welt existirt, so scheint uns unsere Bemühung, auch noch etwas zu allem dem hinzuzusagen, beynahe überflüssig. Nur bloß streng wissenschaftliche Untersuchungen scheinen noch von

Nutzen zu seyn. Denn was die Werke der Einbildungskraft betrifft, so ist darin Kenntniß und Geschmack so verschieden, daß bey den meisten der Vortheil, den sie daraus ziehen, sehr zweydeutig scheinen möchte.«

Solcher Ansichten ungeachtet konnte doch ein Geist seiner Art nicht unthätig bleiben; und wie bey so vielen andern trefflichen Männern, so trat auch bey ihm die auffallende Erscheinung ein, daß die größte productive Thätigkeit erst in diejenigen Jahre fiel, wo, der allgemeinen Meinung zu Folge, die geistige Sonne des Menschen sich schon sehr ihrem Untergange zuwendet, nach dem funfzigsten Lebensjahre. In dieser Zeit erst heiratete er Fräulein Luise von Rudorf, eine Berlinerin, die als Kammersängerin am weimarischen Hofe und besonders bey der Herzogin Amalie sehr beliebt war. Mit ihr verlebte er in glücklichem Verein die übrigen 36 Jahre seines Lebens, nämlich die ersten eilf in dem reizenden Bergstädtchen Ilmenau, und die letzten 25 zu Jena, an welchem letzten Orte er ein sehr anmuthig gelegenes Gartenhaus, das sogenannte Paradies, in romantischer Zurückgezogenheit bewohnte. Hier vertheilte er die Tage, die ihm der Abend seines Lebens gewährte, zwischen behaglichem Genuß mit Büchern und Freunden, besonders mit Goethe, Müller und Lynker, die ihn oft besuchten. Hier saß der geehrte glückliche Greis, in seinem Paradiese, vor seinem großen, mit Büchern und Schriften aller Art bedeckten Tische, Wieland's berühmt gewordenes Käppchen auf dem Kopfe, das er von dem verewigten Freunde geerbt, und zu seinem Andenken bis an seinen letzten Tag getragen hat. Sein Zimmer in Jena wurde bald zur Reunion der ganzen deutschen klassischen Literatur, da von nah und fern unablässig Besuche zuströmten. Hier und in diesen späten Jahren erst schien sich die ganze Liebenswürdigkeit seines inneren Wesens zu entwickeln. Knebel verstand sich jetzt auf die Kunst, alt zu seyn, nicht minder vortrefflich, als er in früheren Jahren die Kunst zu leben von der besten und schönsten Seite aufzufassen gewußt hat. Er schien, auf der Stufe des Greisenalters, ein immer dauerndes Wesen darzustellen, das nicht verwelken zu können meint, und oft wieder, gleich einer Pflanze, neue, anmuthige Lebenssprossen ansetzt. Von der Vergangenheit wohl genährt und gesättigt, und von keinem Drang in die Zukunft getrieben, prägen Menschen dieser Art mit emsiger Betriebsamkeit den Inhalt ihres ganzen Lebens, erst am Abend desselben, in den reinsten Formen aus, während dabey das Räderwerk ihrer Tage unvermerkt und doch mit starken, kraftvollen Schlägen abläuft. Auf diese Weise verband auch Er, mit dem behaglichsten Genuß eines fröhlichen Alters, die unablässige

Digitized by Google

Geschäftigkeit, die sonst nur der Jugend eigen ist. Mit gespannter Theilnahme richtete er seinen Blick auf alles, was in der Welt, besonders in der wissenschaftlichen, um ihn vorging, und nicht leicht ein Tag ging hin, an dem er nicht etwas gedichtet oder übersetzt oder aus seiner Lectüre in seine Sammelbücher niedergeschrieben hätte. Diese Bücher liefern durch ihre Anzahl und Gehalt den besten Beweis von seiner Thätigkeit, von seiner ausgebreiteten Lectüre in allen gebildeten Sprachen Europas und von seiner unermüdlichen Lust zur Beschäftigung. Man findet in diesen Memoranden- und Excerptenbüchern umständliche Uebersetzungen aus Plato, Pindar, Horaz; die ganze Psyche des Apuleius, Bruchstücke aus Ossian, Machiavel, Cervantes, Byron u. a. m.

An Stoff würde es daher den beyden Herausgebern des gegenwärtigen Nachlasses des seltenen Mannes nicht gefehlt haben, wenn sie die Absicht gehabt hätten, uns mit den literarischen Erzeugnissen desselben, womit er selbst so zurückhaltend war, näher bekannt zu machen, wodurch sie ohne Zweifel vielen Freunden und Verehrern des Dahingeschiedenen einen sehr angenehmen Dienst erwiesen haben würden.

Allein sie fanden die meisten dieser Aufsätze »nicht ausgearbeitet genug, mit so viel subjectiver Färbung und nur für eigene Unterhaltung des Verf.'s unternommen;« besonders aber beklagen sie sich darüber, daß Knebel's Uebersetzungen der neueren Dichter »fast sämmtlich reimlos seyen, und daher den Character des Originals mehrfach verwischen.« Allein vielleicht theilen noch gar manche der nachgelassenen Freunde mit dem Geschiedenen den Widerwillen, den er gegen den Reim hegte, und sie könnten leicht, besonders bey Uebersetzungen, ihre sehr guten Gründe dazu haben, so wie es ihnen vielleicht auch interessant gewesen wäre, den Mann nicht immer nur in seinem Staatsrocke kennen zu lernen, den die Natur mit geistigen Gaben so reich ausgestattet hatte, daß er desto liebenswürdiger erschien, je mehr er sich selbst frey gehen ließ. — Indeß, die Herausgeber sind einer andern Ansicht, und wir müssen uns mit dem, was sie uns geben, begnügen, in der Hoffnung, daß vielleicht später noch einige neue, vielen von uns gewiß nicht minder werthe Geschenke nachkommen können.

Damit soll nun nicht gesagt seyn, daß wir nicht auch das gegenwärtige Geschenk mit innigem Dank anerkennen. In der That ist es auch des besten Dankes werth.

Das Ganze wird nämlich in drey Bänden, jeder von 17 bis 20 Bogen, bestehen. Von diesen dreyen liegt der erste vor uns. Er enthält nebst der Biographie Knebel's (63 Seiten) dessen noch

nicht oder doch nicht mit den von K. selbst besorgten Aenderungen bekannte 5 Hymnen, 8 Elegien, 69 sogenannte vermischte Gedichte und »Lebensblüthen in Distichen.« Diese Gedichte nehmen die erste Hälfte des ersten Bandes bis S. 104 ein. Dann folgen, bis zu Ende des Theiles, Briefe an Knebel, geschrieben von dem Großherzog Carl August von Sachsen-Weimar, von der Herzogin Amalie von S.-W., von der Großherzogin Louise von S.-W., von Einsiedel und von Karl von Dalberg.

Diese Briefe an und auch von Knebel bilden überhaupt den größten Theil dieses Nachlasses, wie sie denn auch noch den ganzen zweyten Band füllen werden, wo wir die Briefe von Altenstein, Böttiger, Boie, Gleim, Hegel, Herder, Lavater, Müller, Oken, Voß, Wieland u. a. zu erwarten haben. Der dritte Band endlich wird diejenigen Briefe Knebel's enthalten, die er selbst an mehrere der genannten Personen geschrieben hat, und mit den vermischten Schriften desselben (über philosophische und literarische Gegenstände) und mit interessanten Auszügen aus seinen Tagebüchern schließen.

Diese letzten wurden auch größtentheils schon von den Herausgebern benützt, um das dem ersten Bande vorgeschickte Leben Knebel's zu verfassen, da sie dazu in den Tagebüchern mehrere Selbstbiographien gefunden hatten, deren keine aber von dem Verf. vollendet worden ist.

Dieses »Leben« unseres verblichenen Freundes ist von den Herausgebern des Nachlasses mit besonderer Sorgfalt verfaßt worden, und wird gewiß mit allgemeiner Theilnahme von dem gebildeten Publicum aufgenommen werden. Wir wollen daraus nur einige vorzüglich bezeichnende Züge herausheben.

Gleich zum Eingange wird Knebel'n neben den Heroen der Literatur, die aus unwiderstehlicher Nothwendigkeit hervorbringen, ein Platz unter denjenigen Männern angewiesen, die mehr zum Anschauen und Genießen des von Jenen Hervorgebrachten, von der Natur erzeugt werden. »Jene unterliegen der bindenden Macht des Schicksals, und müssen, oft zu ihrer Qual, den unruhigen, schöpferisch waltenden Gott in ihrem Busen dulden, der sie drängt, indem er sich aus ihnen loswinden will; diese betrachten harmlos die Wunder, die ihre Meister heraufbeschworen, und bereichern sich wohl noch an ihren Schätzen, ohne dafür, wie jene, das Glück ihres Lebens und die Ruhe ihrer Seele einzusetzen. Diese von der Natur vielleicht vorzüglich Geliebten besitzen die Kunst, sich auf ein trauliches, genießendes Zufriedenleben zu verstehen. Denn ihnen gehört der Tag, und dem Vergnügen nachgehend, können sie wählen und beginnen, wozu eben der

süße Zug der Laune sie lockt. Behaglich siedeln sie sich in jeder Liebhaberey an, und sind immer mit so Vielerley beschäftigt, daß sie eben so gut nichts thun können, ohne sich dadurch leer zu finden. Vor lauter Dichten und Denken, das wie ein vergnügter Müßiggang immer in ihnen spinnt, können sie nie zum eigentlichen Denken und Dichten gelangen. Sie blicken zum Fenster hinaus, und unterhalten sich Stunden lang mit den vorüberseglenden Wolkenbildern, und während die anderen, producirenden Geister von der Leidenschaft des Müssens gepeinigt werden, den Reizen des gewohnten Hinlebens entfremdet sind, den Glockenschlag der liebenden Stunde überhören, und für sich selbst und für ihre nächsten Verhältnisse nur zu oft ganz verloren gehen, — wissen diese mit ihren feinen Fühlhörnern sich überall anzuempfinden, und als gute Gesellschafter und eigentlich accompagnirende Geister die widerstrebendsten Elemente zu vereinigen, zu mischen und geistig zu vermitteln. Sie schmiegen sich den Trägern der Ideen ihrer Zeit gelenkig an, suchen das Neue und Gewaltige in das heimische Leben einzubürgern, und die großen Conceptionen ihrer Meister, die das daran krankende Genie nur eben, wie die kranke Muschel die kostbare Perle, von sich ausgestoßen, und als bange Wagniß in die Welt geschickt hat, in ihrem aufnehmenden Geiste zu bewahren und zu hegen, bis sie dieselben, den bisher gewöhnlichen Ideen assimilirt, ins öffentliche Leben übergehen lassen, wo sie, durch ihre Vermittlung, als etwas Natürliches sich erkennen lassen, und sich unter der Menge fruchtbringend fortpflanzen können. Diese weiblichen Geister, wenn man sich so ausdrücken darf, haben oft unberechenbar auf das Ganze gewirkt, und der verschwiegene Hintergrund der Geschichte deckt gar manches bescheidene Verdienst, das neben und unter den Heroen der Zeit den Sieg mit erringen half. — Zu diesen Glücklichen gehörte vorzugsweise unser Knebel.«

Die Leser werden wohl mit dieser Probe der Darstellung unserer Biographen zufrieden seyn. — Und doch ist sie nur eine sehr schwache, verjüngte Copie des wahrhaft schönen Gemäldes, welches sie aufgestellt haben.

Karl Ludwig von Knebel wurde am 30. November 1744 auf dem Schlosse zu Wallerstein im Oettingenschen geboren, wo sein Vater als fürstlicher Kanzler angestellt war. Seine Voráltern stammten aus Belgien, wo einer derselben seiner Religion wegen i. J. 1572 in Antwerpen verbrannt worden war, weßwegen sich seine Kinder nach Deutschland flüchteten. Erst der Vater unseres Knebel erhielt den Adel von K. Friedrich II., weil er, beym Anfange des siebenjährigen Kriegs, in Regensburg sein Votum zu dem Bannedict verweigerte, welches

die Reichstagversammlung gegen den König von Preußen beschlossen hatte.

Seine Erziehung war die gewöhnliche jener Zeit. Das Latein, allem übrigen vorausgehend, war das Steckenpferd der Pädagogik, und dann folgte der Katechismus, der zu einer fast militärischen Tactfestigkeit einexercirt wurde. Die Geschichte wurde in trockenen Tabellen nebenhin dem häuslichen Fleiße überlassen, da den ganz im Familienleben versunkenen Deutschen, selbst durch die Thaten des großen Königs, kein historischer Sinn eingeimpft werden konnte. Bildung und Unterricht waren bloße Gedächtnißsache, der Verstand blieb unbebaut liegen, an höhere Ideen wurde nicht gedacht, und alles freyere, geistige Leben wurde unterdrückt. Wie viel anders ist es wohl seitdem bey uns geworden! — Einer seiner Lehrer war der bekannte fromme lyrische Dichter Utz.

Am Ende mußte er, wie alle, die sich irgend einen bedeutenden Ruf erworben haben, sich selbst helfen. Die Wissenslust spannte die Flügel seines jugendlichen Geistes. Er kramte unter den Büchern seines Vaters, und vertrödelte viel Zeit mit zweckloser Lectüre. Unter diesen Büchern fand er auch Spalding's Schrift »über die Bestimmung des Menschen.« Sie regte die beunruhigendsten Fragen in ihm auf, über seinen Ursprung, seine Bestimmung und über alle die geheimnißvollen Gegenstände, mit welchen die räthselhafte Sphynx die Gemüther der besseren Menschen, in der Jugendzeit vorzüglich, zu plagen pflegt. Vor dieser Klippe retteten ihm Young's Nachtgedanken, die ihm sein älterer Bruder empfohlen hatte, und die ihn auf eine unwiderstehliche Weise lange Zeit durch ganz gefesselt haben.

Da aber auch durch diese Gedichte seine frühere Schwärmerey in ihrer Richtung nicht geändert wurde, und wohl sogar neue Nahrung erhielt, so hatte er es für ein Glück zu rechnen, daß ihn bald darauf Kleist's Frühling eben so mächtig, wenn gleich auf eine lieblichere und unschädliche Weise, anzog.

Knebel sollte nun, in seinem zwanzigsten Jahre, die Universität beziehen. Jene früh gelesenen Schriften erzeugten in ihm eine Neigung zur Theologie. Aber seine Verwandten waren dagegen, weil sie es für unrühmlich hielten, in ihrer adeligen Familie einen Pfarrer zu zählen. Er studierte also in Halle Jurisprudenz. Aber das Leben auf der Universität gefiel ihm nicht, und den Vorlesungen konnte er auch keinen Geschmack abgewinnen. Da schrieb ihm sein Bruder, Page des Königs in Berlin, daß er zu ihm kommen sollte. Er kam, und wurde von Friedrich i. J. 1763 als Fähnrich aufgenommen. Zehn Jahre ertrug er die Beschwerden des unter Friedrich nicht leichten Militär-

Digitized by Google

dienstes, ohne, in Friedenszeit, zu avanciren. Endlich der Sache müde, nahm er seinen Abschied, entschlossen, lieber von den zwey Louisd'or zu leben, die ihm sein Vater monatlich gab.

Er verließ Potsdam, und zog — da er selbst nicht recht wußte, wohin — einstweilen nach Weimar, um Wieland zu sehen, für den er eine ganz besondere Achtung hegte. Der Kronprinz von Preußen, in dessen Regiment er gedient, und der ihn lieb gewonnen hatte, gab ihm einen Brief an die Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar mit. Dieser Brief machte einen Wendepunkt seines Lebens.

Amalie besorgte damals noch die vormundschaftliche Regierung ihres unmündigen Sohnes Carl August, dessen Erzieher Wieland war. Amalie war eine der besten und gebildetsten Frauen ihrer Zeit, und eine der edelsten Beschützerinnen der Literatur und ihrer Pfleger. Sie hatte von der Natur viele köstliche Geistesgaben, und unter denselben auch das einem Fürsten vielleicht unentbehrlichste Talent erhalten, für ihren Zweck die rechten Leute auszuwählen. Sie suchte und fand ihren Ruhm in der Beglückung ihres Landes, und ihren Glanz in der Aufnahme, die sie den Wissenschaften gewährte. Schon hatten sich einige ausgezeichnete Männer um sie versammelt, aber bald sollten sie durch andere, bessere ersetzt werden.

Knebel hielt sich, obschon sehr gut aufgenommen, nur vierzehn Tage in Weimar auf und zog dann zu seinem Vater nach Nürnberg. Hier erhielt er bald darauf durch den Minister Fritsch im Namen der Herzogin eine Einladung, als Erzieher des Prinzen Constantin, des Bruders von Carl August, nach Weimar zu kommen. Er weigerte sich, weil er sich, seinem Vorgeben nach, weder zu einer solchen Stelle, noch zu dem Leben am Hofe geschickt genug fühle. Aber die Einladung wurde auf die schmeichelhafteste Weise wiederholt, und er kam i. J. 1774, in dem dreyßigsten seines Alters, nach Weimar, wo er sofort, mit dem Character eines Hauptmanns, als Erzieher des Prinzen angestellt wurde.

Noch in demselben Jahre mußte er mit den beyden Prinzen nach Paris über Karlsruhe, in welcher letzten Stadt der Erbprinz Carl August um die Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt warb, die sich damals in Karlsruhe aufhielt. Auf dieser Reise war es, wo Knebel in Frankfurt am Main den beyden Prinzen den jungen Goethe vorstellte, und dadurch eine Bekanntschaft einleitete, die später in so hohem Grade bedeutend geworden ist. Schon in dem nächsten Jahre 1775 kam die Prinzessin Louise als Gemahlin des Erbprinzen, und Goethe als

Freund desselben und als die Zierde seines Landes nach Weimar. Ein Jahr darauf stellte sich auch Herder ein.

Nach ihrer Zurückkunft begab sich Knebel mit seinen Prinzen nach dem Gute Tiefurt bey Weimar, weil den schwächlichen Kleinen die Landluft besser zusagte. Knebel ließ das früher vernachläßigte Gut schön zurichten, und lebte hier lange Zeit recht vergnügt, da er Ursache hatte, mit dem Erfolge seiner Erziehung zufrieden zu seyn, und da der Hof sowohl als auch die daselbst versammelten ausgezeichneten Männer beynahe wöchentlich in Tiefurt zu Besuche kamen. Hier bildete sich das innige Freundschaftsverhältniß aus, das Knebel bis an das Ende seines Lebens an den Herzog Carl August, an die beyden Prinzessinnen Amalie und Louise und an Goethe, Einsiedel u. a. band. Als aber nach einigen Jahren der Prinz Constantin auf Reisen gehen sollte, um Italien, Frankreich und England zu besuchen, entspann sich bey Hofe eine Intrigue, indem mehrere die Führer desselben zu seyn wünschten. Hatte gleich K. den meisten Anspruch darauf, so zog er sich doch willig zurück, und hatte am Ende die Genugthuung, zu sehen, daß keiner von denen, die sich um diese Stelle so eifrig bewarben, sondern daß ganz unerwartet ein anderer, Hofrath Albrecht, den Prinzen begleitete. K. wurde auf Pension gesetzt, und benützte diese Ruhe zu einer Reise in die Schweiz, die er i. J. 1780 unternahm. Da er demungeachtet immer in gutem Vernehmen mit Weimar blieb, so ging er nach der Reise wieder dahin zurück. Hier wandelte ihn nach einiger Zeit, die er ungern geschäftslos zubrachte, die Lust an, in fremde Civildienste zu treten. Wir werden unten sehen, auf welche Weise der Herzog Carl August ihn von der Ausführung dieses Entschlusses zurückhielt. Er blieb demnach in Weimar, oder doch in der Umgegend dieser Stadt. Als guter, heiterer Gesellschafter war er bey Hofe sehr beliebt, aber er suchte doch öfter, als es dort gefallen mochte, die Einsamkeit, daher ihn Herder gewöhnlich nur den »menschenfreundlichen Timon« nannte. Mit diesem lebte K. lange in der innigsten Freundschaft, aber mit Goethe fanden öfter Zwistigkeiten und selbst heftige Wortwechsel Statt. Diese drey und Carl August kamen öfter in Tiefurt und in Stützerbach, einem Dorfe bey Ilmenau, zusammen, wo man, mit Beyseitsetzung aller Etikette, der genialen und oft übermüthigen Laune den Zügel schießen ließ, und manches abenteuerliche Geschichtchen aufführte. K. hielt sich bey solchen Dingen meistens im Hintergrunde, da er an Extremitäten dieser Art kein Vergnügen hatte. Desto auffallender ist es, daß er eben bey diesen Lustgelagen von den andern vorzugsweise auserlesen wurde, das Werk des Lucrez

»von der Natur der Dinge« zu überſetzen, indem Lucrez allen als der geſchickteſte Lehrer der echten Weisheit Epicur's, die ſie ſelbſt practiſch auszuüben ſuchten, erſchienen war. Dieſe Ueberſetzung beſchäftigte Knebeln, allerdings mit vielen Unterbrechungen, volle dreyßig Jahre. Er vertauſchte ſeinen Aufenthalt öfter mit dem in Jena oder in Ansbach, wo ſeine geliebte Schweſter Henriette lebte, die ſpäter an den Hof der regierenden Herzogin Louiſe als Erzieherin der Prinzeſſin Caroline berufen wurde. — Seiner ſpäten Heirat i. J. 1798 haben wir bereits oben erwähnt, ſo wie ſeines zurückgezogenen, aber glücklichen Lebens zu Jena in dem Gartenhauſe bis an ſeinen Tod, der am 23. Febr. 1834 im neunzigſten Jahre ſeines Alters erfolgte. Sein Geiſt blieb während ſeiner ganzen Krankheit, die eigentlich bloß in Altersſchwäche beſtand, heiter und kräftig. Oefter ſprach er zu den ihn beſuchenden Freunden von der Beruhigung, die ein reines, ſittliches Lebensverhalten im Tode gewährt. Auf eine natürliche Moral, ſagte er, kömmt am Ende Alles an, und daß man ſich hüte, daß kein ſchwarzer Strich ins Leben komme. Einer Freundin, die ihn fragte, ob er viele Schmerzen habe, antwortete er lächelnd: »Ey nun, die Natur iſt weiſe überall, und weiß was ſie thut: es kömmt auf den Amboß an, auf den die Schläge fallen, und ich kann ſchon etwas aushalten.« Die letzten Tage ſeines Lebens unterhielt er ſich gerne mit ſeinem vertrauten Arzt, dem Hofrath Stark, über religiöſe Gegenſtände, die ihm früher nicht eben ſehr zugeſagt hatten. Unter anderm behauptete er einmal, daß die Alten ſchon mitunter ſehr helle und erhabene Anſichten von der Gottheit gehabt hätten, und citirte zum Belege eine Stelle des Lucian: Jupiter est quodcunque vides et quocunque moveris. Sodann äußerte er: die Kraft, die in uns denke, könne unmöglich mit dem Körper untergehen, ſondern werde ſicher in dem großen Haushalte der Natur irgendwo wieder verwendet, und zu höherer Reife ausgebildet werden, aber wo, wie und in welcher Form, das ſey nicht zu ergrübeln. — Dieſe Aeußerungen Knebel's ſind um ſo merkwürdiger, je mehr ſie von der Skepſis ſeiner früheren Jahre, die er oft ſehr prägnant auszudrücken wußte, abwichen.

Wir wenden uns nun zu einigen beſonderen Nachrichten, welche in dieſe Biographie mit eingeflochten wurden, und von denen vielleicht mehrere unſern Leſern nicht bekannt ſind. — Der Eintritt in das preußiſche Militär zu Potsdam kam unſerm Knebel wie der Eintritt in ein Kloſter vor, ſo trüb und gedämpft ſoll der Anſtrich desſelben geweſen ſeyn. Obſchon der König mit ſeinem hohen geiſtigen, aber auch oft tief einſchneidenden Weſen ein Gefühl der Selbſtwürde bey den Offizieren

Digitized by Google

weckte, so mischte sich doch in dieses Gefühl auch das der Furcht und der willenlosen Abhängigkeit, die keine rechte Freudigkeit des Lebens aufkommen ließ, und an jeder selbstständigen Thatkraft verzagen machte. Es war kein Band vorhanden, das den strengen Mechanismus der Disciplin auf eine menschliche Weise gelindert und mit einiger Seele durchwärmt hätte. Aus dieser Quelle floß auch vielleicht die sonderbare Erscheinung, daß bey diesem Potsdamer Militär statt der sonst üblichen Renommistik des Porte'epées, Religiosität und sogar ascetische Uebungen zur Tagesordnung gehörten. Statt dem früheren »auf Ehre« wurde nur »auf Tugend« geschworen, und auf der Parade unterhielt man sich über die letzte Predigt; auf den Tischen der Wachtstuben lagen nur moralische Schriften, und die Offiziere schrieben Sonntags in der Kirche die Predigt nach, um sie den auf der Wache Zurückgebliebenen Nachmittags vorlesen zu können.

Damals, um das Jahr 1760—80, spukte auch der kleinliche und spießbürgerliche Gelehrtenklub in Berlin, an dessen Spitze sich, mit Recht oder Unrecht, Ramler selbst gestellt hatte. Dieser geberdete sich wie eine Art Jupiter auf dem literarischen Olymp, und wo ihm ein fremdes deutsches Gedicht vorkam, nahm er seine große Gartenscheere, und stutzte es regelrecht und unbarmherzig zu. In dieser Weise hat er sich z. B. an den Gedichten des braven Joh. Niklas Götze, der als Pfarrer in Winterburg lebte, schwer versündigt. Wenn Ramler nach Potsdam herüberkam, donnerte er den großen König mit seinen hohlen, patriotischen Oden an, und kehrte dann wie im Triumphe nach Berlin zurück, um an der Kadettenschule mit »Batteux's schönen Künsten« den Geschmack der jungen Leute zu verderben. (Die Leser werden sich erinnern, daß wir hier mit den Worten unserer Biographen sprechen.) — An diesem Thun und Treiben konnte Friedrich keinen Geschmack finden, und es bestärkte ihn nur in der Meinung, die er in seiner, in dieser Zeit erschienen Schrift: De la littérature allemande, mit solcher Wegwerfung ausgesprochen hatte. Aber er hatte auch das Unglück, die bereits sich zeigenden Anfänge einer Literaturgestaltung, wie er sie in Deutschland wünschte, und die schönen Gestirne zu übersehen, die über dem Horizonte von Weimar aufgegangen waren.

Aber auch dieser Weimar'sche Verein hatte seine besonderen Eigenheiten, die ihm nicht eben zum Lobe gereichten. Man hoffte, daß von hier aus, nach dem Beyspiele des Hofes zu Weimar, das geistige Verdienst an sich selbst, ohne Rücksicht auf Vorzug der Geburt, etwas zu gelten anfangen werde, da man hier, zum ersten Male im Vaterlande, dieses Verdienst in eine vertraute Nähe zu Fürst und Thron treten sah. Allein der

Digitized by Google

seit so vielen Jahrhunderten in Deutschland vorherrschende Geist war noch viel zu mächtig, und er verlangte seine Opfer. Die Genies, die sich aus ihrer bürgerlichen Tiefe mit eigener Kraft hinaufgehoben hatten bis zum genauen Umgange mit den edlen Fürsten und Fürstinnen des kleinen Landes, mußten, um sich in dieser Höhe zu erhalten, selbst wieder Aristokraten werden. Sie wurden geadelt und mußten geadelt werden. Goethe's Name hatte, wie er von dem seines Götz von Berlichingen sagte, einen schönen Klang in Deutschland — aber seinen Ohren klang er doch nicht schön genug, bis er ihn in einen »von Goethe« umgewandelt hatte. Und so mit den übrigen, die beynahe alle von bürgerlicher Geburt waren, aber sobald sie einmal die Luft der höheren Region geathmet hatten, nichts eiligeres zu thun fanden, als sich adeln zu lassen, worin man ihnen denn auch gutmüthig genug entgegenkam.

Von Klopstock, den Knebel zuerst i. J. 1774 in Karlsruhe gesehen hatte, erzählt der letzte, daß er in Gesellschaft immer im hohen Kothurn auftrat, und von allen Anerkennung seines Verdienstes zu fordern schien. Der Hof in Karlsruhe hatte ihn mit der größten Gefälligkeit aufgenommen, aber die alte Hofetiquette ließ es nicht zu, ihn anders als »Herr Legationsrath« anzureden. Allein damit war Klopstock, der auf eine höhere Cultur Anspruch machte, nicht zufrieden. Er blieb nur wenige Tage, zeigte sich mürrisch und übelgelaunt, und trieb es so weit, daß er, ohne Abschied zu nehmen, von Karlsruhe abreiste. Dies ganze Benehmen sieht der pedantischen Großartigkeit dieses mit Recht berühmten Dichters sehr ähnlich, der in einer Krankheit auf seine Kniee fallen und beten konnte: »Gott, erhalte mich für Deutschland.«

Goethe, der im J. 1775 in Weimar ankam, erwarb sich sogleich Aller Anhänglichkeit, besonders die der Damen. Er hatte noch die Werther'sche Montirung an, und viele kleideten sich darnach. Bald gingen auch manche Excentricitäten vor, die Knebel in seinem Tagebuche nicht näher beschreiben will, die uns aber, wie er sagt, auswärts nicht in den besten Ruf setzten. Doch wußte Goethe's Geist auch diesen Sachen einen Anstrich von Genie zu geben. In dem Bilde der Iphigenia fanden viele der nächsten Umgebung den Character der jungen Herzogin Louise. Mit K. stieß er öfter feindlich zusammen, besonders wenn jener, nach seiner Gewohnheit, zu viel moralisirte, wozu ihm Goethe am meisten dann Veranlassung gab, wenn er mit dem Großherzog sich ganz dem Uebermuthe des wohlbehaglichen Augenblicks ergab. Noch in späteren Zeiten machte ihm K. einmal Vorwürfe über seine »Wahlverwandtschaften,« deren Tendenz

Digitized by Google

er für unsittlich ansah. Goethe antwortete ihm: »Ach so schweig doch: ich habe sie ja nicht für dich, sondern für die Mädchen geschrieben.« Solche Aeußerungen, die Goethe wohl oft im Muthwillen hinwarf, wurden dann allzuwörtlich aufgenommen, und hoch angerechnet, wie man denn überhaupt noch heute im ganzen Umkreise von Weimar vielen ähnlichen Anecdoten begegnet, die mit einseitigem Herausstellen dem Character Goethe's leichtfertige Züge anmuthen, wozu aber er selbst durch seine häufigen, ganz rücksichtslosen Aeußerungen Gelegenheit gegeben hat. Auch hatte er die unlöbliche Gewohnheit, alles mit fortzunehmen, was er bey irgend einem Freunde ihm Behagliches erblickte, wie er denn einmal unserm Knebel über hundert Stücke Albrecht Dürer'sche Zeichnungen, die er besaß, von der Stube holte, um sie ihm nie wieder zu geben.

Herder endlich stand unter den hell und rein glänzenden Sternen des weimarischen Himmels gleich einem düsteren, nebelumhüllten Meteor da. Er war meistens melancholisch und unzufrieden, weil er sich in keiner einzigen Lage des Lebens zurecht zu finden wußte, und sich immer mit dem Gedanken quälte, daß er seinem eigentlichen inneren Beruf nicht gehörig nachkomme. Er gehörte zu jenen unglücklichen, schmerzdurchzogenen Individualitäten, die immer unruhig nach allen Seiten hinstreben, ohne je befriedigt zu werden; die etwas Aufzehrendes in ihrer Brust haben, und von einem bald da, bald dort auflodernden, unstäten Feuer getrieben werden. Er war (setzen unsere Biographen hinzu) der umfassendste und reifste Geist (?) unter seinen weimarischen Zeitgenossen, aber er würde viel mehr gewirkt haben, wenn er nicht in einer beständigen Empfindsamkeit seiner Subjectivität verloren gewesen wäre.

Noch wollen wir erwähnen, daß Knebel bey seiner klassischen Uebersetzung des Lucrez von eigenen Grundsätzen über die Behandlung der deutschen Sprache und Verskunst ausging. Meister Voß wollte bekanntlich den deutschen Herameter nach den strengen metrischen Gesetzen der römischen und griechischen Sprache modeln. Knebel aber hielt einen freyeren, zwanglosen und leichter gefügten Bau desselben unserer Sprache für angemessen. Den gewichtigen Ausdruck des antiken Herameters gab er auf zu erreichen, weil uns die Bestimmtheit und Schwere der Sylben fehlt, und diesen Verlust suchte er durch den Accent und die Stellung der Worte zu ersetzen. Er war überdieß der Ansicht, daß die Einführung des Herameters in unsere Sprache derselben einen großen Vorzug vor allen anderen neueren Sprachen gegeben habe. Die neueren südlichen Sylbenmaße haßte er, so wie überhaupt die Richtungen der ganzen romantischen Schule.

Digitized by Google

Als man im Winter 180½ der Frau von Staël in Weimar viel von dem Vermögen unserer Sprache, die Distichen der Alten wiederzugeben, vorgeredet hatte, meinte sie lächelnd, solche Verse müßten doch nur, wie eine Fuhre auf einem Knüppeldamme, einherpoltern. Knebel ließ ihr das bekannte Distichon Schiller's vordeclamiren:

In dem Herameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

und ersuchte sie, den Sinn in zwey Alexandrinern wieder zu geben. Sie ging den gewagten Vorschlag ein, und fiel durch. Doch verblendete sich Knebel dabey nicht über die Schwierigkeiten, welche unsere zwar reiche, aber ursprünglich starre und widerspenstige Sprache dem Dichter entgegensetzt. Er klagte bitter über den Mangel an Spondäen, über die vielen einsylbigen Worte, über das Hemmende der überall rechts und links hinpurzelnden Vor- und Flickwörter u. s. w.

In seinen philosophischen Aufsätzen, im dritten Bande dieses Nachlasses, erscheint er als Materialist, was er wohl vorzüglich seinem Umgange mit Lucrez zu danken hat. Aber diese Ansicht der Dinge that seiner edlen Gemüthlichkeit keinen Eintrag. Sein Philosophiren geschah meistentheils auf dem Wege des Raisonnements, während er sich, so oft sein Verstand nicht in den Weg trat, oft den populärsten Gefühlsvorstellungen hingab. Er hatte viel und vielartig über diese Dinge gelesen und gedacht, aber, wie die meisten andern, ohne zu einem stehenden Resultate zu gelangen. »Das Traurigste von allem,« sagte er in seinen letzten Jahren, »ist, daß die Menschheit, wie ich nun sehe, nie zu einem ganz richtigen Gesichtspunct ihres Daseyns kommen kann, noch kommen darf. Sie schwankt in ihren Meinungen ewig hin und her, zwischen Irrthum und Wahrheit; sie lebt in Träumen und Einbildungen, und der Weiseste ist am Ende, wenn er Ruhe haben will, genöthigt, sich über das Leben zu täuschen.«

Von seinen Characterzügen mag noch Folgendes angeführt werden. Cholerisch, wie er war, und oft unbändig heftig, erschien er zuweilen ganz wie der gutherzige Polterer: aber wie der Jähzorn verraucht war, konnte man wieder alles von ihm erlangen. Wer ihn besuchte und etwas sehr lobte, mußte es gewöhnlich mitnehmen. Er war sehr unruhig, und konnte nicht leicht fünf Minuten still sitzen. Diese Lebhaftigkeit ließ ihn oft selbst possierlich erscheinen. In den letzten zehn Jahren nahmen seine Geistesfähigkeiten, besonders sein Gedächtniß, sehr ab. Doch trat, seltsam genug, gegen zehn Uhr Abends jedesmal eine Er-

Digitized by Google

höhung seines ganzen geistigen Wesens ein. Dann sprach er lebhafter, die Ideen und Worte jagten sich, und die den Tag durch stumpf erschienenen Geisteskräfte erhielten ihren vollen Ton wieder. Bis zwey Uhr nach Mitternacht blieb er beynahe alle Tage seines Lebens auf, dann legte er sich auf sein einfaches, soldatisches Bette, in dem er, wie er oft versicherte, nie einen unangenehmen Traum gehabt hat.

Von den mitgetheilten Gedichten scheinen mir die Hymnen, obschon in recht leichten Hexametern, der Prosa näher als der Poesie. In den darauf folgenden Elegien läßt sich diese Herabstimmung des Vortrags leichter hinnehmen, auch lesen sich die letzten sehr lieblich. Vorzüglich erscheint: Die Stunden, Adraştea und Herder's Tod. Unter den vermischten Gedichten finden sich mehrere ausgezeichnete, wie: Die Grazien beym Bade der Mädchen, das Lied der Hoffnung, Lorenzo von Medici u. a. Mehrere derselben sind offenbar dem Goethe'schen Prometheus und anderen ähnlichen, über die sich Wieland so erfreute, nachgebildet, aber sie stehen den letzten an Schönheit und Kraft weit nach. Einige von ihnen sind spielend, ja tändelnd, wie z. B. das Gürtelband, und an vielen möchte man wohl, wenn man das Versmaß zerstört, kein Gedicht mehr erkennen, aber die gutmüthige Bonhommie, die auch dann noch aus jeder Zeile hervorblicken wird, mag den Leser für höhere Schönheiten entschädigen, und — muß hinzugesetzt werden, die Wahrheit der Ideen mit ihrem kurzen, prägnanten, wenn auch nicht immer poetischen Ausdruck. Am gelungensten erscheinen die kleinen Gedichte, die oft nur einige Zeilen enthalten, und so, wie die lieblichen »Lebensblüthen in Distichen,« immer einen richtigen, schön abgerundeten Gedanken enthalten, der Stoff zu weiteren Reflexionen gibt. Von diesen sind mehrere so rein ausgeprägt, daß sie nichts mehr zu wünschen übrig lassen. Hier nur einige derselben:

Ist doch, wie ihr uns sagt, der Mensch zur Erziehung geboren:
Warum geht er denn meist schlechter davon, als er kam?

Wen die Götter lieben, dem flechten sie Irren des Lebens;
Sicheren Fußes geht der, den sie lieben, hindurch.

Tritten des Wandrers über dem Schnee sey ähnlich mein Leben:
Es bezeichne die Spur, aber beflecke sie nicht.

Dein ist die ganze Welt, vermag dein Herz sie zu tragen;
Was man oft sehnlich gewünscht, trägt man mit Mühe zuletzt.

Digitized by Google

Nach dem Unendlichen streben wir oft und suchen es ferne:
Was in der Nähe uns liegt, werden wir minder gewahr.

Große Menschen sind meist melancholischen Temperamentes,
Sagt Aristoteles: Du, Vaterland, machest uns groß.

Wem von den beyden letzten Versen der Inhalt nicht ansteht, mag sie als Probe der Härte nehmen, mit der noch manche anderen in dieser Sammlung wetteifern.

Wir verlassen nun diese im Allgemeinen recht artigen Gedichte, und wenden uns zu dem Hauptinhalte des Nachlasses, zu den Briefen. Unter den in diesem ersten Bande aufgenommenen ragen vor allen anderen die des Großherzogs Carl August hervor. Der Zögling Wieland's, der Freund und innige Vertraute Goethe's, wußte, wie die Biographen sagen, den genialsten und schäumendsten Lebensgenuß mit der geistreichsten Erfassung alles Höchsten in Kunst und Welt zu verbinden, und die innige Gemeinschaft desselben mit jenen auf der Höhe des Lebens stehenden Geistern war um so merkwürdiger, da ein wahrhaft geistiges Band sie verknüpfte, das sich in jeder Zeile, die sie an einander schreiben, durch gleichmäßige Gegenseitigkeit ankündigt. — In der That bilden diese Briefe bey weitem den merkwürdigsten Inhalt des ersten Bandes dieser Sammlung. Jene der Herzoginnen Amalie und Louise drücken in allen Zeilen die edle Gutmüthigkeit und die Empfindungen einer schönen Seele aus, aber sie sind größtentheils ohne den fremden Leser näher interessirenden Inhalt, da sie sich nur auf häusliche Angelegenheiten, gegenseitige Geschenke, Stadtneuigkeiten u. s. beziehen. Einsiedel's Briefe sind mit einer gewissen höfischen Nachlässigkeit niedergeschrieben, und besprechen größtentheils nur frivole Gegenstände mit sehr mittelmäßigen Versen verbrämt. Die sieben von Carl von Dalberg zum Schlusse angehängten Briefe endlich sollen metaphysisch oder doch philosophisch seyn, lassen aber mit ihren trockenen und inhaltlosen Reflexionen den Leser kalt vorübergehen. Ref. lernt hier erst, daß D. auch als Tragödiendichter sich versucht hat. Er bemüht sich hier, die Ausstellungen zu beschönigen, die ihm seine Weimarer Freunde an seinen dramatischen Productionen gemacht haben mögen. Ueberall blickt die Begierde durch, den Beyfall jener Herren zu erhaschen, und eine philosophische Abhandlung bittet er Herder'n ja gewiß zu übergeben, aus Ursache, weil ihm, dem Verfasser, das zu dieser Schrift gewählte Motto vorzüglich am Herzen liege.

Wie ganz anders nehmen sich dagegen die Briefe des Großherzogs aus. Sie athmen Geist und Leben in solchem Maße, daß man in ihnen, wie in einem Spiegel, den Verfasser derselben zu er-

Digitized by Google

blicken glaubt, und obschon nur Kinder des Augenblicks, sind sie doch mit eben so viel Kraft als Glück hingeworfen. Die ersten, in seiner Jugend geschrieben, tragen das Gepräge seines Alters, aber unter den späteren finden sich mehrere, die als Muster der Diction und Darstellung aufgestellt werden könnten. Welche biedere Treuherzigkeit, welche harmonische Gleichheit der Conversation zwischen diesem Fürsten und seinen Freunden, die doch in seinen Diensten standen und von ihm besoldet wurden. Wo hat man das im Vaterlande wieder gesehen! »Jetzt leb wohl,« heißt es am Schlusse eines Briefes, »leb wohl, alter Knebel, und »laß Dir noch einmal sagen, wie lieb ich Dich habe.— Meine »Frau und die Waldner denken Deiner oft; sie grüßen Dich »aufs schönste. Hier geht sonst alles ziemlich gut. Verliebt ist »fast Niemand mehr. Ich mache seit dem Brande neue Feuer»anstalten, gute und schlechte durch einander, und die andern »schreiben und spielen Comödien, sehen dann zu, und geben Stoff »zu herrlichen, polirten Gesprächen.— Du siehst, daß wir uns »gar nicht ändern. Wenn Du Dich lange genug in Deiner »Schweiz herumgetrieben, so komme wieder zu uns. Aber beob»achte dabey noch eins: Wenn Du Bedürfniß fühlst zurückzukehren, »so halte erstens an Dich, folge Deiner Neigung nicht gleich, son»dern streiche noch etwas wider Willen herum, so daß das Be»dürfniß äußerst werde. Zweytens hüte Dich, Dir etwas vor»zusetzen, was Du nach Deiner Rückkunft treiben sollst. Ueber»lasse Dich dem Schicksal, und mache Dir keinen Plan vom Le»ben. Das Schicksal ist ein Feind von unsern Plänen, und »macht sie zu unserm Schmerzen eitel. Leb wohl, Lieber.« — Auch an fröhlich scherzhaften Briefen fehlt es nicht, in denen die muntere Laune, wie ein Fisch im klaren Wasser, spielend hin und wieder fährt. »Unser Briefwechsel, lieber Knebel, scheint »wie die Belagerung von Gibraltar zu gehen. Alle Monate kaum »geschieht ein Schuß, und es wird so egal hinüber und herüber »gefeyert. Hohe und fürstliche Besuche haben auf meinen Batte»rien abermals verschiedene meiner besten Kanonen demontirt, »und ehe ich sie wieder dienstfertig machte, brauchte es Zeit. — »Mir ist eingefallen, daß der neu entstehenden, rein adeligen »Gesellschaft (siehe oben) ein eben so großes Unglück bevorsteht, »als Du für unsern G. befürchtest. Ich sehe sie nämlich schon »so ätherisch werden, daß ihnen endlich das Athemholen ausblei»ben wird. Du wirst vielleicht einwenden, daß sie anders orga»nisirt sind als wir, und daß sie gleich den Menschen und Kin»dern, die unter dem Wasser oder in dem Fluidum der Matrix »leben, im Falle die Lunge ihren Dienst versagte, diese Luft »durch eine ihnen besondere Oeffnung im Herzen holen können.

Digitized by Google

»Ich widerspreche diesem nicht, aber ich bitte Gott, mich lieber »zu ersticken, als mich, gleich jenen, amphibisch und durchlö»cherten Herzens werden zu lassen.— Ich sagte es schon öfter: »es ist Schade, daß Du keinem bestimmten Talent nachhängst. »Du bekömmst viel von Rousseau's Wesen.— Aber sage mir »doch ein Wort von der Pilatiade. Wie kann so etwas Albernes »und ganz Geschmackloses, ich möchte sagen Uebelriechendes, aus »einem so wohlduftenden Lavater kommen?— Der Fürst von »Dessau leidet hier gar sehr an Reißen in seinen Gliedern; so »kränkeln steht gar nicht zu seinem großen und robusten Körper.« — Auch an entgegengesetzten, trüben Betrachtungen fehlt es nicht, wozu dem guten Fürsten vorzüglich seine häufigen Kränklichkeiten Stoff geliefert zu haben scheinen. Auch von ihnen eine Probe aus einem Briefe vom 8. Dezember 1784: »Die anhal»tende trübe Finsterniß, die mich hier seit drey Wochen umgeben »hat, fängt heute an, durch etwas Sonnenschein unterbrochen »zu werden. Es ist aber nur ein vorübergehender Augenblick, »der dem Reisenden leere Hoffnungen macht. Schnee und Regen »werden bald wieder zu stürmen anfangen, und uns vollends in »den zusammenziehenden Winter einhüllen. Und wenn er endlich »weichen wird, so ist es nur, uns einen kurzen Genuß süßer Jah»reszeit zu geben, und uns dann wieder in unabsehbare Wolken, »kurze Tage und cimmerische Nächte zu stürzen. Dieß paßt alles »gar sehr zum menschlichen Leben und Schicksal. Kurzer Son»nenschein stärkt uns nur, um die überwiegende Trübe auszustehen. »Das menschliche Leben ist ein ewiges Aushalten; Erhaltung und »Fortpflanzung des Daseyns scheint beynahe Zweck der Mensch»heit zu seyn. Genuß ist selten mehr als bloßes Ausruhen, um »wieder neue Wolken zu durchbrechen. Ja unter Tausenden ist »kaum einer, der irgend etwas mehr begehrt oder der von seiner »Natur weiter getrieben wird, als sich um den Wendepfahl der »Erhaltung und Fortpflanzung zu drehen. Ihr Treiben, ihr Ler»nen, ihr Vergnügen und ihre Ruhe zeigt selten weiter, als auf »diesen Wendepunct.«

Wir würden nicht Raum genug finden, wenn wir von jeder Art der Darstellung eine ähnliche Probe liefern wollten. Doch däucht uns zu einem getreuen Referate nothwendig, auch von den inneren Ansichten des Briefstellers über verschiedene Gegenstände einige Rechenschaft zu geben. Zuerst von der ihn selbst umgebenden Gesellschaft, die doch, sollte man voraussetzen, eine sehr gewählte war. Immer aber muß sie dieß doch nicht gewesen seyn, wenn anders das Folgende nicht bloß als Ausbruch übler Laune zu betrachten ist. »Die öffentliche Gesellschaft ist diesen Winter »so insipid wie nur möglich. Da meist alles verheiratet, und

»der weibliche verheiratete Theil nicht von der Art iſt, daß er »leicht häusliche Unruhe veranlaſſen könnte, und da, was übrig »geblieben iſt, die gute Zeit überlebt hat, ſo ermangelt ein Haupt»intereſſe ganz. Niemand bekümmert ſich um den andern, und »man ſieht ſich ordentlich nur zur Frohne. Unſere Geſellſchaft »iſt wirklich die allerennuyanteſte des ganzen Erdbodens. So »lange kein Froſt war, jagten einige; jetzt iſt auch dieſer Nagel, »an welchen eine Menge Menſchen ſich hingen, ausgeriſſen. Ein »neuer Comödienplan ſchien dann eine Weile zu beſchäftigen, da »er aber nicht recht verdaut war, ging er wie Haſelnüſſe hart ab, »und der moraliſche Magen blieb abermals leer.«

Wie der Fürſt über die arge Selbſtquälerey der Hypochondrie dachte, mag folgender Brief bezeugen, den Knebel noch volle 47 Jahre überlebte, da er vom Jahre 1787 iſt. »Es thut mir »lehr leid, lieber Knebel, daß Du Dich mit dem Gedanken der »Auszehrung ſo bekannt gemacht zu haben ſcheinſt, indem Du »ihm wie dem kommenden Herbſt entgegen zu ſehen ſcheinſt. Laß »dieſe Ueberzeugung nicht Wurzel greifen. Das Lebendigſeyn iſt »doch im Grunde das Solideſte und Beſte, was wir beſitzen. »Der Gedanke, dieſes bald zu verlieren, benimmt ſchon den Ge»nuß, und man ſoll ſich doch jeden Genuß ſo ſehr als möglich zu »verlängern ſuchen. Du nagſt zu viel an Dir ſelbſt. Man ſollte »Dich mit etwas Bitterem beſtreichen, wie den Kindern die Fin»ger, damit ſie nicht daran ſaugen. — Du irrſt Dich ſehr, wenn »Du glaubſt, daß ich durch einen Dritten einen Verdacht gegen »Deine häusliche Ordnung (die, im Vorbeygehen, nicht groß »war, nam illi semper fuit curta res) hätte bemerken laſſen. »Hätte ich das für nöthig gefunden, ſo hätte ich mich gewiß des »einfachſten Mittels bedient, Dir ſelbſt geradezu meine Beſorg»niß zu eröffnen. — Warum ſetzeſt Du alſo einen verhaßten »Werth auf den vielleicht ganz müßigen Discours eines andern, »der Dich nun glauben machen will, Dein hieſiges Verhältniß »ſey verdorben, und Du müſſeſt anderswo Zufriedenheit ſuchen. »Ich glaube vielmehr, dergleichen Mißverhältniſſe kommen daher, »weil Du öfter unſere Geſellſchaft vermeideſt, wo Du doch ſo »gern geſehen biſt, und wo ſich jedes Mitglied derſelben bemüht, »Dich ſo oft als möglich zu beſitzen. Ich läugne nicht, es that »mir oft leid, zu ſehen, daß Du andere Wege zur Zufriedenheit »ſuchſt, als die des freundſchaftlichen Umgangs, welchen wir, »Deine hieſigen Freunde, Dir ſo dringend anboten.«

Welchen Werth haben ſolche Aeußerungen in pſychologiſcher Beziehung! Ich achte ſie, da ſie aus Privatbriefen entnommen, und ſo ganz ohne alle Oſtentation aus der Seele gequollen ſind, zur anthropologiſchen Characteriſtik der innerſten Individualität

Digitized by Google

eines Menschen höher, als alles, was uns die Geschichte, selbst die Biographien, sie mögen nun von andern geschrieben oder selbst verfaßt seyn, in dieser Gattung nur immer geben können. Ja diese vertrauten Privatbriefe, die nie zur Oeffentlichkeit bestimmt waren, schätze ich nicht bloß für die besten, sondern als die einzigen Quellen, aus welchen ein getreues Bild des Menschen, aus welchen seine wahre Geschichte geschöpft werden kann. Wenn wir solche Briefe von Alexander, Cäsar, Cromwell u. s. hätten, wir würden ohne Zweifel ganz anders über diese Männer denken, und ganz andere Resultate aus ihnen abstrahiren, als selbst unsere ersten Geschichtschreiber aus den Hof- und Staatsactionen derselben abgeleitet haben. Nur müssen es nicht solche Briefe seyn, wie der eitle Cicero sie an seine Freunde gerichtet zu haben scheinen wollte, während er sie in der That an die ganze römische Welt und Nachwelt gerichtet hat. Diese sind zur Characteristik des Autors und zur getreuen Geschichte ihrer Zeit, von demselben Werthe, wie die meisten Autobiographien oder Rousseau's Confessionen, die mehr irre zu führen, als auf den rechten Weg zu leiten gemacht scheinen.

Wir schließen diesen Bericht von dem ersten Bande dieser schätzbaren Sammlung mit einigen Stellen aus einem Briefe desselben Herzogs, der uns ganz geeignet scheint, die edlen Gesinnungen, die ihn beseelten, und noch mehr die vertraute Innigkeit, mit welcher er seine Freunde, die auch zugleich seine Diener, ja seine Unterthanen waren, zu behandeln pflegte. Wir haben bereits oben erwähnt, daß Knebel, nachdem er der Erziehung des Prinzen Constantin überhoben war, wahrscheinlich aus der Oede, welche Geschäftslosigkeit und Mangel an einem bestimmten Lebenszwecke in uns erzeugt, den Entschluß gefaßt hatte, in einem anderen Lande Civildienste anzunehmen. Er wollte, sagte er, irgend ein Amt mit täglicher Beschäftigung am Actentische, der dem Herzog ein Gräuel war, haben, und demselben durch die Pension, die er von ihm bezog, nicht weiter lästig fallen. Schon früher hatte ihm der Großherzog von diesem Wege freundlich abgerathen, aber Knebel kehrte neuerdings auf denselben zurück, und war daran, seine Entlassung zum zweyten Male zu fordern. Wo ist der Ort, an dem er sie nicht erhalten hätte? — Sehen wir, wie ihn sein fürstlicher Freund behandelt. — »Ists möglich,« schreibt er ihm unterm 4. October 1781, »daß Du, der so wohl und scharf die guten »Eigenschaften der andern ausspähen kann, über Dich selbst so »dunkel bist? Das Schicksal kann einen Menschen doch nicht mehr »quälen, als wenn es ihm die Augen blendet, daß er selbst den »Zweck nicht sieht, wohin er geradewegs treibt, während

Digitized by Google

»ihn doch die andern geradehin gehen sehen, und nur er immer »wähnt, er laufe zwecklos umher. Und mit diesem Elende noch »nicht zufrieden, wirft uns das Schicksal oft noch in ein anderes; »es läßt uns nämlich glauben, daß, wenn wir auf gebahntem »Wege gehen, es rühmlich und besser wäre, wir gingen daneben »im Graben, mit Bettlern und Krüppeln im Schlamm bis an »die Kniee, und trügen Lasten, die nur für Rücken von Saum»thieren gemacht sind. Dadurch glauben wir dann unsere Exi»stenz zu erfüllen und unsern Freunden zu nützen, wenn wir mit »ihnen im Schlamme waten, statt daß wir uns selbst wohl er»halten, und jenen durch fröhlichen Zuruf oder Handreichung, »vom festen Boden her, Hülfe bringen sollten. Keiner mag dann »seine Natur richtig erkennen: der Eine am Ufer will in den »Schlamm, und das Lastthier will auf das Ufer, um sich zu »sonnen. Jener bleibt stecken und versinkt, und dieses, den Platz »von jenem erhaltend, muß aus lauter Wohlseyn und Nichtsthun »verfaulen. Sind denn Deine Freunde so sinnlicher Bedürfnisse »voll, daß Du nur durch Graben und Hacken und Ausmisten und »Actenverschmieren ihnen nützlich und angenehm seyn kannst? »Oder sind wir so hungrig, daß Du für unser Brot, oder so un»stät und furchtsam, daß Du für unsere Sicherheit arbeiten mußt? »Sind wir nicht mehrerer Freuden, als der des Tisches und »der Ruhe fähig, und können wir keinen Genuß finden, wenn »Du, von dem Schmutze des Weltgetriebes Reiner, Deine volle »Zeit zur Schmückung des Geistes anwendend, uns, die wir »nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen »des Lebens gebunden vorhältst? Sind wir bloß zu Amboßen der »Zeit und des Schicksals gut genug, und können wir nichts neben »uns leiden, als Klötze, die uns gleichen, und nur von harter »Masse sind? Ist es denn ein so geringes Loos, die Hebamme »guter Gedanken zu seyn? — Bist Du nun so im Bösen, so »über Dich selbst verblendet, zu glauben, Du habest uns nie »dergleichen Nutzen geschafft, und achtest Du uns so gering, »daß Du meinen kannst, wir würden Dich so lieben, wie wir »thun, wärest Du uns hierin unnütz oder überflüssig gewesen?« — Dieß wird genügen, die Leser aufmerksam zu machen, um nicht nur diesen ganzen, langen Brief S. 126, sondern alle Briefe dieses trefflichen Fürsten selbst in der Sammlung nachzusehen. Welch ein Himmelsleben muß es seyn, mit einem so hochgestellten und zugleich so hochgesinnten Manne, im Schooße einer so wahrhaft edlen Familie und in der Mitte der trefflichsten Geister des Vaterlandes, eines solchen Umganges sich zu erfreuen! — Gegen dieses Paradies von geistigen Genüssen, wie öde und dürre erscheinen die Einöden, in welchen die meisten anderen,

Digitized by Google

vom Schicksale weniger begünstigten deutschen Gelehrten oft bis an das Ende ihres Lebens, unerkannt und mißgeachtet sogar, einsam ihre Tage vertrauern, fern von jedem Reiz, von jeder äußeren Ermunterung, jeder geistigen Mittheilung, selbst jedes erhebenden Freundesgespräches baar und bloß, und oft, nur zu oft noch mit getäuschten Hoffnungen und mit Sorgen für die nächste Zukunft ringend. In den meisten andern Geschäften des Lebens, wozu nur einige geistige Kraft erfordert wird, findet man Talent, Glück und Eifer von den Mitgenossen willig anerkannt, und von den in der Gesellschaft Hochgestellten getragen und gefördert, während im Gegentheil diese, auf jede Ermunterung, auf jede Hülfe von außen verzichtend, sich allein überlassen bleiben, und selbst die Anreizung zur fortgesetzten Thätigkeit nur aus ihrem eigenen Innern nehmen müssen. Während jene im behaglichen Genusse die Blumen der Gegenwart pflücken, mögen diese für ihre geistigen Erzeugnisse und für ihre schlaflos durchwachten Nächte sich mit dem, ihrer vielleicht wartenden Nachruhm und mit der von jenen selbst wohl sehr unbeneideten Ehre begnügen, mit den beyden ersten Heroen unserer Literatur, mit Kepler und Lessing, ein gleiches Schicksal zu theilen, von welchen der eine nur nicht eben Hungers starb, während man den andern gleich einem gejagten Edelhirsch zu Tode hetzen ließ, ohne daß man sich übrigens dadurch gehindert sähe, von der Aufmunterung zu sprechen, deren sich Kunst und Wissenschaft bey uns an allen Orten und zu allen Zeiten zu erfreuen hätten. — Warum aber muß eine solche Erscheinung, wie diejenige ist, die, obschon an sich sehr erfreulich, uns zu so betrübenden Betrachtungen Anlaß gegeben hat, warum muß sie so selten, oder vielmehr noch so einzig bey uns seyn? Sollte es in der That noch nothwendig seyn, den Nutzen, welchen sie den Wissenschaften, den Vortheil, welchen sie der Cultur und sonach auch dem Glücke der Völker, und endlich den Glanz, die unvergängliche Ehre, welche sie ihren Stiftern bringen würde, erst umständlich zu beweisen? — Dann wäre unsere Menschen- und Literargeschichte für Blinde geschrieben, sie, die uns sagt, daß eines jeden Volkes Glanzpunct, ohne Ausnahme in alten und in neueren Zeiten, immer nur in diejenige Epoche fiel, wo Kunst und Wissenschaft bey ihm in höchster Blüthe standen, und daß Perikles, August, Harun, Cosmo von Medicis und Ludwig XIV., die in der Pflege dieser Blüthen ihre eigene höchste Ehre suchten, sich eben dadurch für alle Folgezeit mit unsterblichem Ruhme umgeben haben. Littrow.

Art. V. ΑΝΕΚΔΟΤΑ. Anecdota Graeca e codicibus regiis descripsit annotatione illustravit F. Fr. Boissonade. Vol. IV. Parisiis 1832. Enthält nebſt einigen Zugaben: Joannis Sabaci Hist. Barlaami et Joasaph (Schluß).

Seite 232, 8 v. u. muß σκέψιν geſchrieben werden, wenn nicht die Vulgata σκῆψιν nur Druckfehler iſt. Alle unſere Handſchriften bieten auch die richtige Lesart. — S. 233, 13. LXXI αὐτὸς γὰρ ὁ ἀγαθὸς ἐκέλευσε τῆς ὁδοῦ τ. εὐθ. μὴ πλ. — S. 234, 6 fgg. XXI οἱ μὲν γὰρ τῶν πιστῶν θανόντες ἦσαν ὑπὸ τῆς τῶν κατὰ πόλιν οἰκούντων ἀρχόντων μανίας κατασφαγέντες. Ohne Zweifel iſt entweder οἰκούντων oder ἀρχόντων Gloſſem; wegen der überwiegenden Anzahl der Handſchriften für ἀρχόντων, wohl das erſte. Um den Johannes nichts Abgeſchmacktes ſagen zu laſſen, möchte ich auch θανόντες für ein ungehöriges Einſchiebſel halten. LXXI hat: θανόντες ἦσαν ὑπὸ τῶν κατὰ κόλιν ἀρχόντων σφαγέντες. — S. 234, 11 LXXI ἑτόλμουν εἰς φῶς ἐλθεῖν. — S. 235, 2 v. u. ſchieben unſere Handſchriften, mit Ausnahme von XXI, nach θάτερον paſſend σήμερον ein. — Z. 1 v. u. laſſen auch XII, LIV, LXXI καὶ weg; dagegen ſchreiben ſie aber πλανᾶσθαί τε (LIV δὲ); ſollte es im Paris. A. nicht ebenfalls ſo ſeyn? — S. 236, 8 XII, LXXI, CII καταδικάσω δουλεία. — S. 236, 15 LXXI ἐπείρασάς με τὸν μὲν πατρῶον ἀπώσασθαι νόμον καὶ ἀγνώστω λατρεύειν θεῶ. — S. 236, 13 v. u. LXXI προστάγμασι. — S. 237, 1 LXXI, CII παραδώσω. — S. 237, 6 CII läßt καὶ τὴν βομφαίαν bis εἰσδυομένην weg; in LXXI fehlt das überflüſſige κατανοῶν, deßgleichen in XXI; dann hat LXXI εἰσδυμένην; XXI καταδυομένην; LIV erſter Hand καταδυομένην, zweyter Hand κατανοῶν εἰσδυομένην, wodurch die Entſtehung der Variante erklärt zu werden ſcheint. Z. 12 hat LXXI nicht unpaſſend σαφῶς ſtatt σοφῶς; doch ſteht die Vulgata feſt durch die überwiegende Anzahl der Handſchriften. — Z. 6 v. u. LXXI ἑλλήνων ſtatt εἰδώλων. — S. 238, 9 hat LXXI die zu beachtende Lesart: σὺ εἶ ὁ ἀναίσχυντος καὶ ἰταμὸς, ὁ τοὺς ἡμῶν θεοὺς ἐξυβρίζων. — S. 239, 1 ſchlägt Boiſſonade vor, τῶ πλήθει zu leſen, ſtatt τὸ πλῆθος. Eigentlich nothwendig ſcheint die Veränderung nicht, auch paſſen die beygebrachten Beyſpiele nicht ganz auf unſern Fall; doch würde auch ich τῶ πλήθει billigen, wenn nur Eine Handſchrift dafür wäre. In Ermanglung deſſen nehme ich die Lesart von LXXI auf: κατασείσας δὲ τῇ χειρὶ, τὸ πλῆθος σιγὰν ἠξίωσε. ἀνοίξας δὲ τὸ στόμα αὐτοῦ (und dann weiter mit CII) καθάπερ ὁ βαλαὰμ ἃ οὐ προέθετο (LXXI ἃ προτέθετο) εἰπεῖν, ἐκεῖνα (oder nach der Vulgata ταῦτα) λελάληκε. Sonderbar iſt es, daß alle übrigen Handſchriften nebſt der Vulgata καθάπερ ὁ τοῦ βαλαὰμ ὄνος geben, eine Lesart, welche entſchieden falſch

Digitized by Google

und wahrhaft lächerlich ist. Denn zieht man diesen Ausdruck zum Vorhergehenden, so gestehe ich, daß in einer ernsthaften Erzählung ein Gleichniß wie dieses, ohne allen Vergleichungspunkt, nothwendig Lachen erregen muß; »er winkte mit der Hand und gebot Ruhe; dann öffnete er den Mund, wie Balaams Esel, und sprach« ꝛc. Zieht man ihn aber zum Folgenden, so bekenne ich aufrichtig meine Unwissenheit in Bezug auf das, was die erwähnte Eselin anfänglich eigentlich sagen wollte, ehe sie sich anders vernehmen ließ. Den Abschreibern mag aber wohl das Sprechen von Balaams Eselin geläufiger gewesen seyn, als die Geschichte Balaams selbst, und da hier von Sprechen und von Balaam die Rede war, meinten sie, es müsse nothwendig dessen Esel gewesen seyn; als ob der Herr desselben nicht auch hätte sprechen können. Nein, geben wir, mit Hülfe des Cod. CII, dem Johannes wieder, was ihm gehört. Balaam zog aus, den Kindern Israels zu fluchen, und er segnete sie; Nachor trat auf, das Christenthum zu bekämpfen, und ward dessen Vertheidiger; er öffnete also seinen Mund, und wie Balaam sprach er anders, als er sich anfangs vorgenommen hatte.

Es folgt nun, von S. 239, 3 an, die Rede des Pseudo-Barlaam, eigentlich genannt Nachor, vielleicht der anziehendste Theil des ganzen Buches. Nachdem nämlich alle Versuche Abeners, seinen Sohn vom Christenthume ab, zu den alten Göttern zurückzuführen, an dessen Festigkeit gescheitert waren, nahm er seine Zuflucht zu einem mit Araches (ὃς τῶν δευτερείων μετὰ τὸν βασιλέα ἠξιοῦτο καὶ πρῶτος αὐτῷ ἐν πάσαις ταῖς ἀποκρύφοις συμβουλίαις ἐτύγχανεν, S. 192; daher πρωτοσύμβουλος, S. 203, 8 v. u.) für den äußersten Fall verabredeten Plan (S. 193), dessen Erfindung zwar ziemlich schwach zu nennen ist, welcher aber dennoch den Wendepunkt der ganzen Erzählung ausmacht. Es lebte nämlich im Lande ein Eremit, Namens Nachor, ein treuer Anhänger der alten Götter, und dem Barlaam so ähnlich, daß es unmöglich war, beyde von einander zu unterscheiden. Diesen wollte man nun von dem ganzen Vorhaben gehörig unterrichten; dann sollte ein Streifzug angestellt werden, um den Barlaam nämlich zu fangen, und hier beginnt die Rolle Nachors. Er wird als Barlaam eingebracht; Abener benachrichtigt seinen Sohn von der Gefangenschaft seines Lehrers, und schlägt ihm ein Religionsgespräch vor zwischen diesem Barlaam nebst den übrigen christlichen Lehrern auf der einen, und den heidnischen Schriftgelehrten auf der andern Seite; wessen Partey siege, diese solle im ganzen Lande eingeführt werden. Joasaph geht in diesen Vorschlag ein; denn (seinen Kindern gibt es Gott im Schlafe) ein Traum hatte ihm den ganzen Plan der Gegner offenbart. Nun

Digitized by Google

wird durch das ganze Land eine große Versammlung aller christlichen und heidnischen Schriftgelehrten ausgerufen; zahlreich erscheinen die Vertheidiger des Heidenthums; von christlicher Seite stellt sich der einzige Barachias, alle andern waren todt oder geflüchtet. Nun sollte, nach der Verabredung, Nachor, als Barlaam, das Christenthum vertheidigen, und sich endlich überwinden lassen, worauf denn, dem Vertrage gemäß, Joasaph zu den alten Göttern zurückkehren sollte. Als die feyerliche Versammlung eröffnet war, wendet sich der Prinz zum Pseudo-Barlaam, und fordert ihn auf, jetzt die Religion zu vertheidigen, die er ihm eingeprägt habe, und ihn nicht zu Schanden werden zu lassen vor dem ganzen Volke; »denn wenn du dich heute besiegen lässest, sey es in Wahrheit oder durch Hinterlist, und mich zu Schanden macheſt vor aller Welt, so werde ich dir auf der Stelle diese Verhöhnung bezahlen, und dir mit eigenen Händen das Herz aus dem Leibe reißen und die Augen ausbohren, und deinen Körper den Hunden vorwerfen, damit du allen andern zur Lehre dieneſt, die Söhne der Könige nicht zu verführen.« Diese eben nicht glänzenden Aussichten brachten den Nachor zum Nachdenken, und da er keineswegs Lust hatte, sich das Herz aus dem Leibe reißen zu lassen, faßte er plötzlich den Entschluß, als wahrer Vertheidiger des Christenthums und als Bekämpfer des Heidenthums aufzutreten, und führt dieses auch mit einer Geläufigkeit und Sicherheit durch, daß man von dem Stegreife durchaus nichts merkt. Er theilt nun alle heidnischen Religionen in drey Klassen (welche wir demnach wohl in dem Lande der äthiopischen Inder annehmen sollen?), die ägyptische, chaldäische und hellenische (zugleich nimmt er auch die indische mit, für den dogmatischen Zweck des ganzen Werkes ganz passend, aber ungehörig für den Gang der Erzählung), und zeigt von jeder einzeln die Unzuläßigkeit und Unwürdigkeit, etwa nach der Manier, wie der Epikuräer Vellejus die Mängel der philosophischen Systeme darlegt, und auch ungefähr mit derselben Bündigkeit; nur findet er zahmere Gegner, als der ciceronische Vellejus. Wir können uns hier in die Einzelnheiten nicht einlassen.

S. 239, 5 nehme ich vor γῆν und θάλασσαν, aus LIV, LXXI den Artikel auf; LXXI hat ihn auch vor σελήνην; derselbe Z. 8 τηρεῖται statt κινεῖται. — S. 240, 15. Alle unsere Handschriften ἐκτύπωμα. — Z. 17 LXXI στοιχείων τε καὶ φωτήρων; XII στοιχείων καὶ φωτήρων. — Z. 7 v. u. LXXI περὶ τῆς ἰδίας ἐξουσίας. Derselbe Z. 4 v. u. καὶ θαυμάζω, ὦ βασιλεῦ, ἔφη, πῶς οἱ λεγ. φ. — Z. 2 v. u. CII ὅτι καὶ αὐτὰ τὰ στοιχεῖα φθαρτά ἐστιν καὶ ὑποτασσόμενα κατὰ ἀνάγκην, καὶ οὐκ εἰσὶ θεοὶ· εἰ δὲ τὰ στοιχεῖα κ. λ. Auch LXXI, XII lassen εἰ δὲ τὰ στοιχεῖα φθαρτά

ἐτι weg, ohne jedoch das Folgende zu ändern; die Urſache der Auslaſſung liegt vor Augen. — S. 241, 5 v. u. ziehe ich die Lesart des LXXI εἶναι θεὸν der Vulgata vor. — Z. 4 v. u. fg. LIV erſter Hand: ὑβριζομένην καὶ φυρομένην καὶ ἄχρισον γινομένην; dann ſind die Worte καὶ φυρομένην im Texte ausradirt, und von zweyter Hand am Rande: καὶ κατακυριευσμένην, σκαπτομένην (dieſes Wort alle unſere Handſchriften) καὶ φθειρομένην; eine Lesart, die nicht zu verwerfen iſt, vergl. S. 242, 1. — S. 242, 3. Auch alle unſere Handſchriften haben, wie Paris. C, διορύσσεται, γεμίζεται, νεκρῶν ζήκη γιν. Die Stelle ſcheint verdorben. — Z. 9 XXI χρήμασι. — Z. 10 nach πηγνύμενον ſchieben unſere Handſchriften, mit Ausnahme von LXXI, paſſend καὶ αἵμασι μολυνόμενον ein. — S. 242, 12 laſſen XXI u. LXXI ἀλλ' ἔργον θεοῦ weg; mit Unrecht, da ſich dieſe Antitheſe regelmäßig wiederholt. — Z. 14 haben alle unſere Handſchriften, mit Ausnahme von XXI, τὸ γὰρ πῦρ ἐγένετο εἰς χρ. ἀνθρ. — Z. 16 fgg. Die Stelle ſcheint lückenhaft; was will nämlich der Verfaſſer mit ἔτι δὲ καὶ νεκρῶν σωμάτων? Hat er etwa Menſchenfreſſer im Sinne? oder denkt er an das Verbrennen der Leichname? In dieſem Falle wären die Ausdrücke εἰς ἕψησιν καὶ ὄπτησιν durchaus unpaſſend; und doch möchte ich die Worte lieber hierauf beziehen, als auf Anthropophagie, glaube alſo, daß etwas ausgefallen ſey. Wenn es dann im Folgenden heißt: τὸ πῦρ φθείρεται κατὰ πολλοὺς τρόπους, ſo klingt es ſehr dürftig, wenn nur das ὑπὸ τῶν ἀνθρώπων σβεννύμενον angeführt wird. — S. 10 v. u. haben unſere Codd., mit Ausnahme von XII und LXXI, abermals εἶναι θεὸν. — Z. 7 v. u. laſſen LXXI und CII καὶ συγκομιδὰς τῶν σιτίων (LIV, XXI σιτικῶν) weg; dann hat XII διὸ οὐκ ἐνδέχεται, und XXI, CII θεὸν, worin die Handſchriften überhaupt wechſeln. — Z. 1 v. u. LXXI συμμεταβαίνοντα. — S. 243, 1 XII und CII θερμαίνειν τὰ βλαστάνοντα φυτὰ εἰς χρῆσιν. — S. 243, 2 v. u. haben CII und LIV ἐπιθυμιῶν; letzterer ſchiebt wirklich das von Boiſſonade gewünſchte πορευόμενοι ein. — Z. 1 v. u. LXX νεκρὰ στοιχεῖα καὶ ἀγάλματα. — Die Chaldäer werden mit ihrem Dienſte der Elemente und Himmelskörper (Himmel, Erde, Waſſer, Feuer, Wind, Sonne, Mond, der Menſch) kurz genug abgefertigt, und bey einem ſo ziemlich dieſelben Beweiſe angewandt, wie beym andern; namentlich will Johannes, eben ſo wenig als Bellejus, bey der Gottheit eine Bewegung gelten laſſen. Wären übrigens bey der Verſammlung einige chaldäiſche Prieſter geweſen, ſo dürften die vorgebrachten Gründe zur Widerlegung wohl kaum hinreichend befunden worden ſeyn; und mit Recht würden die heidniſchen Prieſter, eben ſo wie alle andere, ſich dagegen verwahrt haben, daß man im-

Digitized by Google

mer nur die äußere Erscheinung aufgreife. Das Symbol ist nie die Religion, wird es aber leicht. Da aber Johannes für christliche Leser schrieb, war ein tieferes Eindringen in den Geist der verschiedenen heidnischen Religionslehren nicht erforderlich.

Nun geht Nachor über zu der Religion der Griechen, S. 244 fgg. — S. 244, 6 stimmen alle unsere Handschriften in der Lesart τὰς δὲ θηλείας zusammen, welche ich billige. — Z. 14 XII, LIV, LXXI πράξωσιν. — Z. 7 v. u. haben dieselben εἰ θελήσωμεν, und statt ἐλθεῖν (XXI, CII, LIV erster Hand) LIV zweyter Hand ἐξελθεῖν, und XII das richtige ἐπεξελθεῖν. Das Folgende ist in den Handschriften verdorben. CII hat ὅπως παρεισάγεται αὐτοῖς θεὸς ὁ Κρόνος; nach αὐτοῖς schieben XII, XXI, LIV, LXXI πρὸ πάντων ein; XIV, LXXI lassen ὁ, XII ὅπως weg; letzterer schiebt dafür γὰρ nach παρεισάγεται ein; diese Lesart liegt auch in Paris. D. παρεισάγεται γὰρ παρ αὐτοῖς, in der Uebersetzung des Georg von Trapezunt und der französischen von Billy, und ich trage kein Bedenken, sie aufzunehmen. Boissonade verwandelt ὅπως (Paris. A. ὅπῶς?) in ὁ πρῶτος; wegen des S. 245, 7 folgenden δεύτερος; allein dieser Grund ist gewiß nicht zureichend, da diesem δεύτερος schon vollkommen πρὸ πάντων entspricht; der Herausgeber müßte denn dieses streichen wollen, wobey ihm CII sehr zu Statten kommen würde. — S. 244, 2 v. u. LXXI φάναι δὲ τ. δ.; dann entscheidet sich CII mit dem Paris. D. für αἰδοῖα; die übrigen haben ἀναγκαῖα, welches demnach, als von den meisten Handschriften geschützt, für die richtige Lesart anzunehmen ist. — S. 245, 1 stimmt keiner unserer Codd. mit der Vulgata überein. CII hat ὅθεν ἀφροδίτην μυθεύονται γεννηθῆναι, LXXI γενέσθαι; XXI ὅθεν ἀφροδίτην μυθεύεται γεννᾶσθαι; XII, LIV zweyter Hand, Paris. D. ὅθεν ἀφροδίτη μυθεύεται (LIV erster Hand μοιχεύεται) γεννᾶσθαι. Z. 3 geben XII und LIV ἀσέλγειαν; LXXI ὁρᾶς τὴν πολλὴν ἀσέλγειαν; CII τὴν πλάνην καὶ ἀσέβειαν. — S. 245, 2 v. u. fg. läßt XXI καὶ ῥαδάμανθον καὶ σαρπηδόνα weg; sonderbar aber ist es, daß alle unsere Hdss. en μήνωα haben. — S. 246, 6 LXXI μοιχὸν ἢ ἀνδρομανῆ. — Z. 14 geben alle unsere Handschriften ἐπενδεής, wohl richtig, indem Johannes im Verlaufe immer dieselbe Phrase anwendet. — Z. 5 v. u. CII κεραυνωθῆναι. — Den Tyndareus nennt wohl keiner von den Alten einen Sohn des Lacedämon; wenn also die Stelle nicht verdorben ist, so ist Johannes in einen Irrthum verfallen, der in dieser Darstellung der griechischen Götterlehre nicht der einzige ist. — Z. 1 v. u. hat der Abschreiber von LXXI (der wohl ein recht braver Mönch, aber ein sehr schlechter Kenner der griechischen Mythologie gewesen seyn mag, wie man aus der Schreib-

Digitized by Google

art der vorkommenden Namen abnehmen kann) die Lesart ἄλλοις δὲ καὶ statt ἄρης δὲ καὶ, welche, so sonderbar sie auch scheint, sich doch paläographisch nachweisen läßt. Nämlich ΟΙ statt Η hat der Itacismus zu verantworten; und die häufige Verwechslung des Ρ̄ und Λ̄ ist schon von andern (s. z. B. die Ausleger ad Gregor. Corinth. p. 269) mit Beyspielen belegt worden, deren Zahl sich leicht vermehren ließe. Von der Verwechslung des Ρ̄ mit ΛΛ habe ich freylich noch kein Beyspiel gefunden; dieses mußte sich aber in unserm Falle fast nothwendig von selbst ergeben. — S. 247, 1; eine Stelle, welche Boissonade für verdorben hielt, und der auch unsere Handschriften nicht aufhelfen; denn wenn wir auch aus CII χρημάτων statt ϑρεμμάτων aufnehmen, dennoch bleibt es dunkel, was Johannes im Sinne gehabt habe, und was ἑτέρων τινῶν bedeuten solle. — S. 247, 7. CII ἔχοντα ἑορτάς; LXXI ἄγοντα εὐχάς; — Z. 7 v. u. LXXI κατέχων statt κρατοῦντα. In der folgenden Zeile läßt CII καὶ ἐπαυλίδα weg, vielleicht weil er keinen Sinn in dem Worte fand, wie natürlich, da es keinen hat. Boissonade schlägt καὶ κηκτίδα vor, für den Sinn recht passend; doch glaube ich kaum, daß dieses die ursprüngliche Lesart sey. LXXI hat ἐπαυδίδα; deutet dieses nicht vielleicht auf ἐπαυλίδα? (eine freylich ungewöhnliche Form). Man hätte dann an die Dienstbarkeit Apollo's beym Admet und Laomedon zu denken. — S. 248, 1 schreibe ich, nach XII, LXXI, ϑηρεύσῃ. Uebrigens läßt der XXI, wie Paris. A., die Worte vor ὅπως ϑηρ. bis τῶν κυνῶν weg, nicht um daran das Beyspiel einer andern Auslassung anzuknüpfen (welches eben nicht schwer wäre), sondern weil sich aus gemeinschaftlichen Lücken am sichersten die Verwandtschaft der Handschriften darthun läßt. — Z. 3 fgg. Dieser Satz lautet in CII so: ἀφροδίτην δὲ λέγουσι καὶ αὐτὴν ϑεὰν εἶναι, μοιχαλίδα οὖσαν· ποτέ γὰρ ἔσχε μοιχὸν τὸν ἄρην. ποτὲ δὲ ἄδωνιν· ποτὲ δὲ ἀγχίσιν· οὗτινος καὶ τὸν ϑάνατον κλαίει. τοῦ ἀδώνιδός φημι. δι' ὃν καὶ εἰς ᾅδην καταβῆναι λέγουσιν, ὅπως ἀγοράσῃ αὐτὸν ἀπὸ τῆς περσεφόνης. Es scheint, als ob wir den größten Theil dieser Veränderungen einer zufälligen Versetzung der Namen Adonis und Anchises verdanken, worauf der Abschreiber, statt seinen Irrthum zu verbessern, lieber das Folgende nach seinem Irrthume einrichtete. — Z. 13 CII πληγέντα ὑπὸ συὸς ἀγρίου; LXXI, LIV ὑπὸ τοῦ υἱός; die übrigen τοῦ υἱοῦ. Dem Vorschlage Boissonade's, ὑπό του υἱὸς zu lesen, kann ich meinen Beyfall nicht geben; ist der Artikel anstößig, so kann man ihn mit CII weglassen. Gleich darauf billige ich die Lesart von LIV, LXXI δυνηϑῆναι. — Z. 7 v. u. XXXI πονηρότερα; CII πολλῷ κλείονα αἰσχρότερα καὶ πονηρὰ παρεισάγουσιν.

Digitized by Google

Waren die Chaldäer mit ihrem Elementardienste oberflächlich genug abgefertigt worden, so werden die Griechen auf keine tiefer eindringende Widerlegung Anspruch machen; ist die Auswahl schon sonderbar genug, wo ein Herkules und Adonis zugleich mit den Göttern maiorum gentium aufziehen, so werden wir uns nicht wundern, wenn auch die einzelnen Beweisgründe hin und wieder einer gehörigen Begründung ermangeln; namentlich ist es nicht einleuchtend, woher Johannes den einigemal wiederkehrenden Vorwurf genommen haben möge, die Götter hätten ihr Geschäft verrichtet χάριν τροφῆς; woraus er dann folgert: ἆρα ἐπενδεής ἐστιν; und daß dieses kein Prädikat der Gottheit seyn könne, ist unbestreitbar. Daß die Aegyptier, deren Religion in ihrer äußeren Erscheinung die meisten Blößen bot, nicht milder wegkommen werden, kann man sich im Voraus denken.

S. 249, 1 schreibt der Herausgeber, der Form nach ohne Zweifel richtiger, ἀβελτερωτεροι; doch hat er diese Lesart nicht aus seinen Handschriften entnommen, wenigstens führt er aus A. und D. (in C. ist eine große Lücke von S. 243 bis 252) die Formen ἀβελτότεροι (so auch XXI (?), CII und LIV zweyter Hand) und ἀβελτώτεροι (so auch LXXI) an; dazu füge ich noch ἀβέλτεροι aus XII und ἀβελτέτεροι aus LIV erster Hand. Boissonade scheint mir daher nicht sowohl die Abschreiber, als vielmehr den Verfasser verbessert zu haben, und wir können um so leichter glauben, daß eine der handschriftlich aufbewahrten Lesarten die ursprüngliche sey, da alle eine comparativische Form haben. S. 249, 8. Statt ἀρχῆθεν hat LIV ἀρχαίως; eben dahin führt auch ἀχραίως des XXI. — Z. 8 v. u. alle unsere Handschriften richtig καὶ πικρῶς θρηνοῦσα. — Z. 5 v. u. LXXI ἀντιλαμβάνεσθαι. — Z. 3 v. u. CII statt εὐπόρησε, ἴσχυσε. — Z. 1 v. u. γνωρισθέντα αὐτῶν; XII γνωρισθέντων αὐτῶν. — S. 250, 1 CII ὠναμάσθησαν statt ἐνομίσθησαν, nach einer sehr gewöhnlichen Verwechslung. — Z. 3 lassen XXI und LIV erster Hand das freylich überflüssige θεοὺς εἶναι weg; doch dürfen wir es nicht streichen, da sich Johannes stets des Ausdrucks bedient παρεισήγαγον θεοὺς εἶναι. Komisch genug nimmt sich die Zusammenstellung der ägyptischen Gottheiten aus dem Thierreiche aus, Schaf, Bock, Kuh, Schwein, Rabe, Habicht, Geyer, Adler, Krokodil, Katze, Hund, Wolf, Affe, Drache, Natter; wozu dann Johannes Zwiebel und Knoblauch, nebst Dornen hinzufügt; um so auffallender ist es, daß in dem Verzeichnisse z. B. der Ibis fehlt. Uebrigens nimmt die Widerlegung der Aegyptier nicht über eine Seite weg.

S. 250, 10 v. u. geben alle unsere Handschriften richtig nach πελεκωμένους noch καὶ κολοβουμένους; nur LXX, durch

Digitized by Google

die gleichen Endungen verführt, hat, mit Auslassung des Zwischenliegenden, κελευομένους ὑπὸ τοῦ χρόνου. — S. 251, 13 geben alle unsere Handschriften mit Paris. A. ὅτι νόμους θέμενοι (LXXI τιθέμενοι); Paris. D. καὶ νόμους; Boissonade vereinigt beyde Lesarten, und fügt noch οἱ hinzu, qua oratio carere non posse videbatur. Allein καὶ aus dem einzigen Paris. D beruht auf allzu schwachem Grunde, und ist um so weniger zu billigen, da seine Entstehungsweise so deutlich nachzuweisen ist; gewiß nämlich verband der Abschreiber καὶ νόμους θέμενοι genau mit dem Vorhergehenden οἱ σοφοὶ καὶ λόγιοι καὶ νόμους θέμενοι, die Weisen, Schriftgelehrten und Gesetzgeber. Da dieses aber zuverläßig nicht der Sinn ist, welchen der Verfasser ausdrücken wollte, so können wir unbedenklich καὶ streichen, und statt dessen nach allen übrigen Handschriften ὅτι aufnehmen. Eben so entschieden scheint mir das von Boissonade zugegebene οἱ gegen den Sinn des Verfassers zu seyn. Nach der aufgenommenen Lesart sagt Johannes: »sogar auch diejenigen, welche Gesetze geben, werden von ihren eigenen Gesetzen gerichtet,« — ein Gedanke, welcher, an und für sich richtig oder nicht, hier ganz gewiß am unrechten Platze, und mit der folgenden Beweisführung durchaus nicht zu vereinigen ist. Ein allgemeiner Ausspruch, ein Gemeinplatz, lag gewiß nicht in der Absicht des Verfassers, und die fast von allen Handschriften gebotene Lesart ὅτι νόμους θέμενοι gibt folgenden recht guten Sinn: »Wie konnten die Gelehrten und Weisen unter den Griechen nicht merken, daß, indem sie Gesetze gaben, sie von ihren eigenen Gesetzen gerichtet — nach ihnen widerlegt werden; denn es konnten hier zwey Fälle eintreffen, entweder waren die Gesetze gerecht, dann sind ihre Götter ungerecht, indem sie verbrecherische Handlungen begehen, wie Mord, Diebstahl, Ehebruch u. s. w. (welche nämlich im Gesetze verboten sind); oder diese Handlungen der Götter sind gerecht, dann sind die Gesetze ungerecht, indem sie im Widerspruch mit den Göttern stehen.« Nun aber sind die Gesetze gut und gerecht« u. s. w. Man sieht, daß die Beweisführung richtig vor sich geht, wenn auch im Folgenden gegen die logische Bündigkeit manches einzuwenden wäre. Uebrigens findet sich dieselbe Beweisführung schon bey Lucian. Menipp. s. Necyomant. c. 3. Tom. III. p. 5. Bip. — Z. 3 v. u. LXXI οἱ ταῦτα ποιοῦντες.

S. 252, 2 LIV ἀσεβείας statt ἀπωλείας; ἀσεβείας wäre nicht übel. — Z. 3 haben alle unsere Handschriften richtig οὐ χρὴ γὰρ θεοὺς; hat sich vielleicht Boissonade verlesen? wenigstens kömmt in den Codd. häufig eine Abkürzung von γὰρ vor, welche mit einer Abkürzung für οὖν leicht zu verwechseln ist. Z. 4 ist in Boissonade's Handschrift eine Lücke, welche durch unsere Codd.

Digitized by Google

ergänzt wird, nämlich ἀλλὰ τὸν ἀόρατον καὶ πάντα ὁρῶντα καὶ πάντας δημιουργήσαντα δεῖ θεὸν σέβεσθαι (CII σέβειν); LXXI läßt πάντας weg: wollen wir es beybehalten, so ist gewiß πάντα zu schreiben. — S. 252, 14. Sollte sich Boissonade im Worte ἄχρηστοι vielleicht verlesen haben? Alle unsere Handschriften stimmen in der unbezweifelt richtigen Lesart ἀχάριστοι überein. — Z. 9 v. u.; alle unsere Codd. καὶ ἀπώλοντο; nur XXI hat die Vulgata. — Z. 6 v. u. CII καὶ εἰσὶ τοῖς ἔθνεσι παρόμοιοι κἂν ἐγγίζειν πῶς τῇ ἀληθείᾳ δοκοῦσιν; in letzterem stimmen auch unsere übrigen Codd. bey. LIV καὶ εἰσὶ παρόμοιοι τῶν ἐθνῶν, καὶ (zweyte Hand κἂν) ἐγγ.; XII καὶ εἰσὶ παράνομοι οἱ τοῖς ἔθνεσι κἂν ἐγγ.; am feindseligsten und offensten, vielleicht auch der Lesart nach am richtigsten, spricht sich dann der Cod. LXXI gegen die Juden aus: καὶ εἰσὶ παρανομότεροι τῶν ἐθνῶν, κἂν ἐγγίζειν κ. λ. Vermißte man schon bey der Widerlegung der Chaldäer, Griechen und Aegypter eine gewisse Bündigkeit in der Beweisführung, so wird man in den ein und zwanzig Zeilen, in welchen die Juden abgefertigt werden, kaum etwas anderes, als eine ersterbende Ohnmacht erblicken. Wußte Johannes nichts Kräftigeres gegen die jüdische Religion vorzubringen, so hätte er klüger und vorsichtiger gehandelt, sie ganz unberücksichtigt zu lassen; denn so ist es fast unbegreiflich, warum nicht Joasaph und Abener sogleich zu einer Religion übertreten, gegen welche selbst ein Feind so wenig und so nichtiges einzuwenden fand.

S. 252, 1 v. u. haben alle unsere Handschriften ὁμολόγηται; nur CII läßt das Wort ganz weg. — S. 253, 4 fg. hat LXXI καὶ τελέσας αὐτοῦ τὴν θαυμαστὴν μεγάλην δύναμιν, μετὰ τρίτης ἡμέρας ἀνέστη καὶ εἰς οὐρανοὺς ἀνελήφθη. Die Abweichung im Anfange entstand vermuthlich daher, daß der Abschreiber aus Nachlässigkeit die Worte von οἰκονομίαν bis οἰκονομίαν ausließ, und dann, um dem mangelhaften Sinne nachzuhelfen, δύναμιν einschob. — Z. 9 LXXI ἐξεῖσοι, βασιλεῦ, μαθεῖν ἐὰν τύχῃς; auch LIV τύχῃς; XII und CII das wohl richtigste εὐτύχῃς. Z. 11 LXXI εἰς τὰ πέρατα τῆς οἰκουμένης. — S. 254, 6; alle unsere Handschriften, mit Ausnahme von XXI, ἀλλὰ κατὰ ψυχήν. — Man lese S. 253 fg. die Schilderung der Christen: Utinam! — Freylich räth aber auch der Pseudo-Barlaam dem Könige, er möge, um solche Christen zu finden, ἐγκύπτειν ταῖς γραφαῖς τῶν χριστιανῶν. — Z. 11 v. u. alle unsere Codd. ἐδιδάχθη τοῦ λατρεύειν. — Z. 3 v. u. LXXI (διὸ — dieses, nebst dem vorhergehenden ὑπαγορευθείς, fehlt im Cod.) παυσάσθωσαν οὖν παρευδὺς οἱ ἀνόητοι σοφοί. — Z. 1 v. u.; alle unsere Hdss.'en, mit Ausnahme des LXXI, ἡμῖν — S. 255, 1 LXXI ἄφρασα. — Z. 2 XII, LIV zweyter Hand κατάχρισιν; dieselben τιμωρίας.

Z. 2 LIV ζωῆς αἰωνίου; die übrigen 2. ἀνολέθρου; alsdann XII δειχθῆτε; LXXI δειχθείημεν (διχθείημεν), eine Lesart, welche ich für die richtige halte, wenn wir mit der Mehrzahl unserer Handschriften oben ἡμῖν aufnehmen, die aber um deßhalb auffallend ist, weil gerade der einzige LXXI oben ὑμῖν hatte.

S. 255, 8; alle unsere Hdss.'en ἠγαλλίασατο. — Z. 9 LXXI ἐδόξασε τὸν θεὸν τὸν ἐξ ἀπροσεξίας διδόντα λόγον τ. πεκ., eine sonderbare Abweichung, deren Entstehung nicht einmal durch eine Glosse zu erklären scheint. — Z. 9 v. u. LIV τὸ σαθρὸν statt τὸ ἀπατηλόν. — S. 266, 1 alle Wr. Hdss.'en ὡς ἂν ὁμοῦ. — Z. 3 LXXI τὰ ἥκοντα μελετήσατε καλῶς ὡς βούλεσθε. — Z. 11 τοὺς μὲν σοφοὺς alle Wr. — Z. 13 LXXI φυλάττειν τὴν ὁμολογίαν ἄδολον. — S. 257, 3 schreibe man mit allen Wr. Hdss.en ἐξεκάθηρας. — S. 258, 10 fehlt in allen unsern Hdss.'en (in XII ist hier ein Blatt verloren gegangen) καὶ πολιᾶς. — Z. 10 v. u. CII καταχρανθέντας — Z. 6 v. u. CII, LIV, LXXI ἀποκλείσας εἴσοδον; und eine Zeile weiter LXXI δέχεται. — S. 259, 2 LXXI ἠγωνισμένοις. — Z. 12 CII θεῖα μυρήρια; XII καὶ τῶν θαυμασῶν μυρηρίων τούτων; der Genitiv müßte alsdann vom folgenden ὁμολογία abhängig seyn. — Z. 10 v. u.; unsere Codd., mit Ausnahme von LXXI, περιλαβόμενος; gleich darauf LXXI κατεφίλει. — Z. 7 v. u. LXXI κατανευγμένος τῇ ἐπὶ τῇ ψυχῇ ἐυθύτητι, eine Lesart, welche vermuthlich durch Nachlässigkeit des Abschreibers aus dem folgenden ἐπὶ τὴν βαθυτάτην gebildet wurde; gern dagegen lasse ich, im gleich Folgenden, mit demselben ὡς ἔλαφος aus, da die Vergleichung an diesem Platze wahrhaft lächerlich ist; auch περικείμενος, welches dieselbe Handschrift hat, billige ich. — S. 260, 1 fg. LXXI ἴσθη (i. e. ἤσθη; LIV ἴσθι) πελείαν (so auch LIV) αὐτοῦ τὴν ἐπιστροφὴν ἐν καρδίᾳ ποιεῖσθαι, καὶ παραχρῆμα, ὥσπερ ἦν (ἦν außerdem auch XII und LIV zweyter Hand) ἔθος κ. λ. Sollte vielleicht diese bedeutende Abweichung dadurch entstanden seyn, daß der Abschreiber τελείαν schrieb für τελίαν, und da nun der Sinn mangelhaft war, das übrige nach seiner Einsicht ergänzte? — Wenn aber derselbe Cod. im Folgenden ἡμερῶν ὀλίγων schreibt, mit Auslassung von οὐκ, so gehört dieses zu den häufigen Fällen, wo diese Partikel in den Handschriften ausgelassen wird. — S. 260, 7 v. u. hat LXXI statt τὰς ὁράσεις die beachtenswerthe Abweichung τὰς κόρας, und gleich vorher πολὺ statt παχὺ; überhaupt bietet diese Handschrift, wie schon einigemal angedeutet, eine eigene Recension des Textes; auf jeden Fall hat sie unter den Wr. Handschriften den gelehrtesten Verfasser; weßhalb freylich bey seinen Lesarten besondere Vorsicht nöthig ist, wenn wir nicht seinen, sondern des Johannes Text herstellen wollen. Eben so scheint auch Z. 2

Digitized by Google

v. u. ἔνθεν δὲ nur eine Verbesserung des Abschreibers zu seyn; verunglückt ist dagegen gleich darauf τὸν πονηρὸν ἐχθρὸν statt τῶν πονηρῶν ἔχων ἐθῶν. — S. 261, 2 XII, LXXI ὅλως; sehr häufig sind die Fälle dieser Verwechslung, und man braucht nicht weit nach Belegen zu suchen; auf derselben Seite, Z. 14, haben alle Wr. Hdss.'en, mit Ausnahme von XXI, ὅλως, während XXI mit der Vulgata ὅλος hat, und Z. 9 v. u. XII, LIV ολως, während die übrigen mit der Vulgata ὅλος geben. — Z. 15 LXXI καὶ αὐτὸς ἐκεπόθει τὸν ὄντως κοσμητόν; vermuthlich irrte der Abschreiber vom ersten ἐπόθει zum zweyten über. — S. 262, 2 XII, LXXI λόγον ἀπέλαβον (dieses auch XXI und CII) σωτήριαν; CII λόγων ἀπέλαβον σωτηρίων; nur LIV hat die Vulgata λόγων ἀπήλαυον σωτηρίων. Die sehr häufige Verwechslung des υ und β, welche sich sowohl palāographisch als auch durch die Aussprache erklärt, bedarf keines ausführlichen Beweises; wollen wir aber, was zu billigen ist, dem Verbum ἀπολαύω hier den Vorzug geben, so schreiben wir wohl besser, nach Anleitung unserer Handschriften, ἀπέλαυον. Z. 4 haben wir abermals ein Beyspiel, wie der Abschreiber von LXXI seinen Text behandelt haben möge; er schreibt nämlich: ἄλλοι δὲ τῆς τοῦ βίου τρυφῆς μακρὰν χαίρειν εἰπόντες; in der Stellung der Wörter schwanken im Allgemeinen die Handschriften; unser Abschreiber aber hatte statt τοῖς — τῆς geschrieben, ein Irrthum, den die unselige Aussprache, diese fruchtbare Mutter unzähliger Fehler, leicht verantwortet; dieses τῆς erforderte nur ein Substantivum, und der Schreiber war gebildet genug, ein passendes dazu aufzufinden; hätte er auch nur etwas erfunden, wovon nun dieser Genitiv abhängen soll. — Z. 11 alle Wr. Hdss.'en τὴν ὁδὸν καὶ ἀλήθειαν καὶ ζωήν.

S. 263, 8 XII, XXI, CII ὡς αὐτὸν; LIV, LXXI πρὸς αὐτὸν. Sonderbar ist es, daß gleich darauf alle unsere Handschriften und der von Boissonade verglichene Cod. Paris. A. οἱ μιερεῖς geben; nur XII hat οἱ μηερεῖς; weder das eine noch das andere ist ein griechisches Wort. Ob Boissonade das οἱ μὴ ἱερεῖς der Vulgata aus einer Handschrift oder aus Vermuthung hat, bleibt bey der Methode des Herausgebers ein Zweifel; außer Zweifel aber scheint es mir, daß es nicht die richtige Lesart ist, da es eines gesunden Sinnes ermangelt; denn die Priester der Götzen gingen zum Theudas, was aber hier οἱ μὴ ἱερεῖς soll, sieht man gar nicht; eben so wenig gefallen mir die beyden andern Vorschläge Boissonade's, obgleich ich nichts Besseres zu bieten habe; vielleicht οἱ μὲν ἱερεῖς? — Z. 13 CII ἐλθὼν βοηθήσεις; übrigens erwartete man vorher φασίν. — S. 264, 15 LXXI οἱ γὰρ μεθ' ἡμῶν ἐξαίφνης γεγόνασι καθ' ἡμῶν. — S. 265, 1

Digitized by Google

LXXI ὅ τι βουληθείημεν; die übrigen ὁτιοῦν βουληθείημεν. — Z. 6 hat nur LXXI die Vulgata; CII τῷ ἐν κακίᾳ δυνατὸς εἶναι, eben dahin scheint auch die Lesart unserer übrigen Handschriften zu führen: τὸ ἐν κακίᾳ; ich billige τῷ. — Z. 10 XII, CII τῶν καρομαρτούντων; XXI, LIV die Vulgata; LXXI τῶν συνεργούντων. — Z. 16 alle unsere Codd., mit Ausnahme von LXXI, τὰ πλήθη τῶν πρόβατα καὶ βόας καὶ διάφορα ἀγόντων ἐῶα; LXXI πλήθη πρόβ. κ. β. κ. διάφ. ἄγοντα ἐῶα. — Z. 3 v. u. XXI, LIV ἐγκαυχομένων; XII ἐγκαυχωμένων; LXXI ἐμπολιτευσαμένων. — S. 266, 4 LXXI ἀποκάντα; LIV ἀπατήσαντα. — S. 267, 4 fehlt καὶ ἀμείλικτος in allen unsern Handschriften. — Z. 1 v. u. XII ἄχριτος; CII ἀχάριτος. — S. 268, 2 LXXI die Vulgata; unsere übrigen Handschriften ἐπαγαγέσθαι. — Z. 4. Nach ῥήμασι schiebt CII ein: ἵνα γνῶς ὡς οὐ πάντη ἀδόκιμος ἐγὼ τῶν τοιούτων εὑρημάτων καὶ πραγμάτων καθέστηκα· ἀλλὰ τῷ χρόνῳ καὶ ταῖς καθ' ἑκάστην συμπιπτούσαις ὑποθέσεσι πολλὴν ἐμπειρίαν καὶ ἀκριβῆ γνῶσιν συναγαγών, πάντων τούτων τὴν ἀκριβῆ γνῶσίν τε καὶ κατάληψιν κέκτημαι. Nothwendig ist dieser eingeschobene Satz keineswegs, auch übrigens nicht besonders empfehlenswerth; doch ist es auffallend, daß er sich gerade nur im Cod. CII findet, welcher sich sonst weit öfter durch Auslassungen auszeichnet.

Es folgt nun eine kleine, recht artig erzählte Novelle, welche im Grundgedanken und sogar in einzelnen Ausdrücken, wie schon einmal bemerkt, mit einer Erzählung Boccaccio's genau zusammenstimmt. — S. 268, 5 LXXI ἄμοιρος ὤν; derselbe läßt ἄρρενος weg. — Z. 7 derselbe: αὐτοῦ ὄντος γεννᾶται υἱὸς αὐτῷ. — Z. 10 alle Wr. Hdss.'en, mit Ausnahme von LXXI, δέκα. — Z. 13 LXXI ἐκλέγεται οἰκίσκον ἀντρώδη; letztes ohne Zweifel richtig, bestätigt die Vermuthung Boissonade's. — Z. 10; auch hier haben alle unsere Handschriften, abermals nur mit Ausnahme des LXXI, τῶν δέκα ἐνιαυτῶν; LXXI μηδ' ὅλως ἔσωθε τῶν δώδεκα ἐνιαυτῶν. In der Angabe der Zahl bleiben sich auch zwey Zeilen weiter die Handschriften gleich. — Passend hat Z. 10 v. u. LXXI ὅλως τῶν τοῦ κόσμου. — Z. 7 v. u. CII ἀλλαχόσε; eben dahin führt auch ἀλλαχῶσαι des XXI; LXXI ἀλλαχοῦ τε. — S. 269, 4 XII schiebt nach σκαθάριον, LIV zweyter Hand nach βασιλέως das Wort λέγεται ein. — S. 269, 9 schieben die Wr. Handschriften vor τῶν ὁραθέντων (LXXI ὀφθέντων ἔφη) sehr passend πάντων ein. — Z. 4 v. u. geben richtig unsere Handschriften, mit Ausnahme von XII, αυτῶν (αὐτῶν). — S. 270, 5 LXXI ἐκπέμπει πρὸς τὸν στρατιώτην τῆς τοῦ χριστοῦ παρουσίας. — Z. 7 geben XII und LIV zweyter Hand richtig καὶ ὅσης αἰσχύνης. — Z. 4 v. u. LXXI λαβρωτάτως, LIV von zweyter Hand

Digitized by Google

λαβροτάτην; die Adverbialform iſt nicht zu verwerfen; die Lesart des Korrektors von LIV ſcheint daher entſtanden, daß er es auf τὴν κάμινον bezog. Gleich darauf ſtimmen alle unſere Handſchriften, mit Ausnahme von LIV, in ἀνάψας überein; ſo wie kurz vorher alle συμπαραλαβὼν (LIV παραλαβὼν) hatten. Obgleich beyde Participien ſich auf πνεῦμα beziehen, ſo halte ich das Masculinum dennoch nicht für verwerflich; τὸ πονηρὸν πνεῦμα iſt ſo viel als ὁ διάβολος oder ὁ πονηρός, und Beyſpiele einer ſolchen constructio ad sensum ſind ſehr häufig. — S. 271, 4 LXXI ἐρχομένων; dann alle, außer XII, καὶ λύσιν ἐζήτει; XII läßt das Verbum ganz aus. — Z. 10 XII τῆς ὡραιοτάτης. — Z. 16 alle unſere Codd. ταῦτα λογιζόμενος; dann laſſen XII und CII das überflüſſige κακοὺς vor κηφῆνας (LXXI κηφῆνας) weg. Der Cod. LXXI hat dann ἐκβάλλων ſtatt φυγαδεύων. — S. 272, 1 CII ἐγκαταλίπης με φθαρῆναι; XII, LXXI ἐγκαταλείπης με καταφθαρῆναι; LIV χρανθῆναι. — Z. 10 LXXI πείνη τε καὶ δίψη ſtatt τροφῆς ἐνδεία. — S. 273, 3 LXXI πυκνοτέραν. — Z. 12 εἰς ὄλεθρον; XXI das unſinnige εἰσῆλθον. — S. 274, 3 LXXI εἰδωλολατρίας; z. B. derſelbe διαλογισμὸν πονηρὸν. — S. 274, 4 v. u. LXXI, XXI richtig δημιουργὸν τοῦ πάντος. — S. 275, 1 LXXI καὶ πρὸς τὸ τῆς ἀπολείας κατασύραι βάραθρον, eine Lesart, welche an und für ſich gewiß ſchöner iſt, als die Vulgata. — Z. 8 alle unſere Handſchriften, mit Ausnahme von LXXI, φιλοσοφίας. — Ein gleiches Schwanken zwiſchen beyden Wörtern iſt auch in unſern Handſchriften S. 276, 12, wo CII φιλοσοφίας hat; XII, XXI, LIV σοφίας; LXXI läßt alles, von ἵνατί, φησί bis σοφίας weg, vermuthlich aus Nachläßigkeit, weil der folgende Satz ebenfalls mit ἵνα τί anfängt. — S. 276, 4 v. u. CII καὶ οὗς ὁ θεὸς συνέδησεν. — S. 277, 8 LXXI und LIV erſter Hand die Vulgata; XXI ἐπαγγελομένοις; XII, LIV zweyter Hand und CII die aufzunehmende Lesart ἐπαγγειλαμένοις. Auch in den gleich folgenden Worten ſchwanken die Handſchriften; CII fährt nämlich fort: ἐγὼ τοίνυν ἐξόπου; LXXI ἐγὼ γὰρ ἐξ οὗτε; die übrigen ſchließen ſich der Vulgata an. — Z. 10 XII τῆς ματαιότητος. — Z. 10 v. u. ſtimmt nur XXI mit der Vulgata zuſammen; alle übrigen laſſen ὄντως ἐν ἀληθείᾳ aus; wollen wir nicht geradezu der größeren Anzahl von Handſchriften folgen, ſo werden wir doch gern ὄντως oder noch lieber ἐν ἀληθείᾳ miſſen, welches deutlich genug das Gepräge des Gloſſems trägt.

S. 278, 6 v. u. Keiner unſerer Codd. erkennt die Worte ὁ λησὴς an, und wirklich ſind ſie auch mehr als entbehrlich. — Z. 3 v. u. LXXI ὑποπλέκουσα. — Gleich darauf CII, XXI τοῖχον, und LIV ἤρξατο. — S. 279, 10 LXXI ταῦτα συρίσας; in XII iſt in dieſer Gegend eine ganze Seite bis zur Unleſbarkeit

Digitized by Google

erloſchen. — Z. 14 LXXI ἐξάφαντες. — Z. 16 fg. Der Schreiber des Cod. LXXI ſcheint dieſe Stelle nicht verſtanden zu haben; wenigſtens deuten ſeine Aenderungen darauf hin; er ſchreibt nämlich τοὺς λογισμοὺς αὐτοῦ πρὸς τὴν σωτηρίαν τῆς κόρης κ. πρὸς θεὸν ἐπιστρ., und dann τάξει ſtatt πράξει; beyde Aenderungen ſind unrichtig; σωτηρίας hängt eben ſo wie ἐπιστροφὴν von περιτιθεμένους ab, und πράξει kann man entweder in der gewöhnlichen Bedeutung von That, Handlung nehmen, oder auch mit der ſehr häufigen Nebenbedeutung des concubitus. — Z. 4 v. u. Mit den Worten πὶ σοι, κύριε, ἤλπισα (CII ſchiebt hier λέγων ein) μὴ — endigt der Cod. Vindob. Theol. Graec. XII. — S. 280, 14 hat die Vulgata, und mit ihr XXI und LXXI, ἐκπέμποντα, welches ſich nothwendig auf das vorhergehende φύλλα beziehen müßte, dem Sinne nach ſehr gut. Allein was ſoll in dieſem Falle καὶ vor ἀκόρεστον, welches alle Handſchriften haben? Es muß nothwendig getilgt werden, wenn wir ἐκπέμποντα aufnehmen. Indeß eröffnen uns die Handſchriften ſelbſt einen Ausweg; LIV nämlich hat ἐκπέμποντι, welches ein grammatiſcher Fehler, und CII ἐκπεμπούσῃ, welches ich für das richtige halte, und welches, auf αὔρᾳ bezogen, einen ſehr guten Sinn gibt. Die Vulgata rührt von einem Abſchreiber, welcher glaubte, das Partizip müſſe ſich auf φύλλα beziehen, nur korrigirte er, ohne ſich weiter zu kümmern, ob die übrige Conſtruction dadurch geſtört werde oder nicht. Wir haben von dieſem Verfahren ſchon einige Beyſpiele gehabt, und ihre Zahl läßt ſich ohne Mühe vermehren; ja ohne lange zu ſuchen, finden wir in der nächſten Nachbarſchaft einige neue Belege. S. 279, 2 v. u. hat CII τοῦ... ἐχομένου, alſo abhängig vom vorhergehenden μου; die übrigen Handſchriften mit der Vulgata τὸν... ἐχόμενον, abhängig vom vorhergehenden με. Ferner S. 280, 7 ſchreibt LXXI ἁρπαγέντα εἰς τόπους, unbekümmert, was nun aus dem folgenden διεσθόντα werden ſoll; gleich darauf haben unſere ſämmtlichen Handſchriften κομῶντα, als ob es ſich auf γενόμενον bezöge, und nicht vielmehr auf πεδιάδι, weßhalb die Vulgata κομώσῃ vorzuziehen iſt, wenn wir auch nicht gewiß ſind, ob Boiſſonade dieſelbe aus ſeinem Cod. aufgenommen oder nur e coniectura gegeben hat. — S. 280, 5 v. u. LXXI οἱ φοβεροὶ ἄνδρες ἐφύλαττον. οἱ δέ γε διαγαγόντες. — Z. 3 v. u. ſchiebt derſelbe nach λίθων δὲ paſſend πολυτελῶν ein. — S. 281, 1 haben richtig alle unſere Codd. φῶς δὲ ἄνωθεν. — Z. 14. Zu den von Boiſſonade angeführten Varianten zu dieſer verworrenen Stelle, führen wir noch aus unſern Handſchriften folgende: CII οἱ δὲ ἀδύνατον εἶναί σε νῦν ἐνταῦθα ἔλεγον. LIV οἱ δὲ ἀδύνατον εἶναι (σε zweyte Hand) νῦν ἔλεγον εἶναί σε ἐνταυθα. ἀλλὰ κόπ. LXXI οἱ δὲ ἀδύνατόν σε ἐνταῦθα νυνὶ μεῖναι. ἀλλὰ,

Digitized by Google

welches ich für das richtige halte. Auch billige ich, aus demselben, im gleich folgenden τοῦτ' εἰπόντες, indem ταῦτα εἶπον nach einer Rede von zwey Zeilen, welche schon mit ἔλεγον eingeführt wurde, einen lächerlich falschen Pathos hat. — Wenn Z. 1 v. u. der Herausgeber sagt: verbum desideratur, so hat er dieses wohl selbst nicht streng genommen; denn wenn wir nach ἐκεῖσε statt des Punkts ein Komma setzen, wird wohl kaum jemand ein Verbum vermissen, sondern es wird sich jeder leicht aus dem vorhergehenden ἦν das erforderliche ἦσαν suppliren. — S. 282, 7 LXXI, CII κατέβρεον. — Z. 7 v. u. LXXI ἐβρύσατο ψυχὴν καὶ ταπείνωσιν ἐν μέσῳ σκύμνων.

Z. 283, Z. 14 und Z. 5 v. u. schwanken die Pariser Handschriften zwischen dem Singular und Plural; da an und für sich beydes richtig ist, so müssen die Handschriften entscheiden; und zwar stimmen von den Wienern an der ersten Stelle alle, mit Ausnahme des LXXI, an der zweyten Stelle ohne Ausnahme für den Singular, so daß also die electio kaum mehr anceps genannt werden kann. Zu bemerken ist übrigens noch, daß LXXI und CII das einfache Verbum haben ὡμολόγει und ὡμολόγουν, welche Form ich vorziehen möchte. Die Variante wurde übrigens gewiß durch den Ausgang des vorhergehenden Wortes veranlaßt, dessen -αν entweder das ἀν- des Verbums erzeugte oder es absorbirte. — S. 284, 6 LXXI διώξατο; dann stimmen alle Wr. Hdss.'en in der unzweifelhaft richtigen Lesart zusammen: καὶ ἀσφάλειαν ἑαυτῷ ἰσχυρὰν ἔθετο; eben so geben gleich darauf alle: ὃν οὗ καὶ τῷ πρωτ. ὡμίλησεν (ποτὲ LXXI, LIV) ὁ ἄρχων ἡμῶν καὶ τοῦτον ἐχειρώσατο. — Z. 10. Alle unsere Handschriften geben κενὴν; nur LXXI läßt das Wort ganz weg. Die ganze Rede der bösen Geister beweist übrigens, daß sie in die Klasse der »dummen Teufel« gehörten, denn einfältiger und alberner zu antworten dürfte kaum möglich seyn. — S. 285, 11 v. u. LXXI, LIV προβαλόμενος; gleich darauf CII βάπτειν κατὰ τοῦ κηρ.; vermuthlich glaubte der Abschreiber, der Infinitiv müsse vom folgenden βουλόμενος abhängen. — S. 285, 4 v. u. fgg. In dem ziemlich langen Verzeichnisse von Schimpfwörtern, womit Joasaph den Theudas überhäuft, welche aber dem Vertheiler eben nicht zur Ehre gereichen, haben sich die Abschreiber manche Aenderungen erlaubt. LXXI fängt so an: ἄκουσον, πλάνης ἐργάτα καὶ ψηλαφητὰ (sic) τοῦ σκότους, τὸ βαβυλώνιον σπέρμα; dann ματαιοφρόνως καὶ ἀθλιέτερον, zwar unrichtig, aber paläographisch leicht erklärbar; ferner οὗπερ πυρὶ ἡ θεία κατακαυθεῖσα πεντάπολις, eine sonderbare Aenderung! Sollte der Abschreiber nicht an die fünf Städte, Sodom, Gomorrha u. s. w. gedacht haben? wenn aber, wie konnte er diese dann ἡ θεία πεντάπολις

Digitized by Google

nennen? Oder sollte ihm nicht eingefallen seyn, daß θεῖον der Schwefel ist? Fast sollte man dieses auch vom Abschreiber erster Hand des Cod. LIV vermuthen, welcher πυρὶ θείῳ schreibt, obgleich dieses dem Sinne wenigstens nichts schadet. Statt καταναυθεῖσα hat CII καταναμφθεῖσα und XXI καμφθεῖσα, beydes unrichtig, aber erklärlich durch die Aussprache des αυ, welche dann, einmal falsch aufgefaßt, die Einschiebung des μ nothwendig machte. Aehnliche Beyspiele ließen sich in Menge aufführen, wenn die Sache überhaupt eines Beweises bedürfte. Auffallend ist aber, daß S. 314, 12 bey Erzählung derselben Begebenheit der LIV καταναμφθέντες hat. Statt ἐοφωδέστερε hat CII übrigens noch δυσειδέστερε. — S. 286, 3 CII δι' οὗ, auf κήρυγμα bezogen; eben so auch in den folgenden Zeilen. Dasselbe hat LIV durch Korrektur. — S. 287, 7 hat LXXI καὶ πόσῳ μᾶλλον τὸ λογικὸν συνετώτερον ἐπὶ τῶν ἀλόγων ἐώων, eine Aenderung, welche ganz gewiß gegen die Meinung des Verfassers ist; besser ist Z. 10 die Lesart desselben: δι' οὗ ἐωῇ συντετήρησαι. — Z. 12 erkennt nur XXI καιόμενόν (τε) καὶ an; überflüssig sind die Worte. — Z. 5 v. u. So wie der Korrektor des Paris. A. an der Konstruction Anstoß genommen zu haben scheint, indem er ὅν in ᾧ verwandelte, so schreibt umgekehrt LXXI ἀργύρῳ καὶ χρυσῷ; für alle drey Konstructionsarten lassen sich Beyspiele aufführen. — Z. 2 v. u. XXI und LIV interpungiren nach προσκυνῶν, und schieben nach θεὸν ein zweytes προσκυνῶν ein; nicht übel. Auch LXXI hat προσκυνῶν nach θεὸν; freylich aber hat er auch das Vorhergehende ganz anders aufgefaßt; indem er so hat: καὶ πεσὸν ἐπὶ τῆς γῆς τοῦ ταπεινοῦ λίθου κεῖται ταπεινώτερον (sic), als ob er dieses auf das Götterbild bezöge, und etwa εἴδωλον ausgelassen dächte. — S. 288, 1 CII οὐδὲ νεκρὰ ἂν εἴη δίκαιον καλεῖσθαι τὸ ἄψυχον; dann alle Wr. πῶς γὰρ νεκρὸν ἂν εἴη τ. μ. ζ.; nur LIV erster Hand läßt ἂν εἴη weg. — Z. 5. Nach κατάγνυται (sonderbar in allen unsern Hdss.en κατέαγνοιται; nur LXXI κατεάγνυται) schieben alle unsere Codd., mit Ausnahme von LXXI, sehr passend ὁ ξύλινος φθείρεται ein. Dieser Zusatz scheint fast unentbehrlich. — Z. 10 lassen alle unsere Hdss.en das zweyte θεὸς weg; alle, außer CII, geben gleich darauf ἴσταται; und Z. 12 LIV χεῖρας. — Z. 14 hat LXXI mit Auslassung von γὰρ, — ἠλλωτριώθης (sic). — Z. 8 v. u. LXXI φάρυγγα. — S. 289, 1 LIV ἀφρόνως. — Z. 7 CII, LIV zweyter Hand ὡς τύφλους. — Z. 11 hat CII die schöne Lesart: ὁ δὲ γυναικὸς μανεὶς ἐπιθυμίᾳ τὴν ψυχὴν, ἀνατυπωσάμενος ἐθ.; gleich darauf alle unsere Codd., mit Ausnahme von XXI, προσονομάσας. — S. 289, 8 v. u. stimmen alle unsere Hdss.en in der Lesart τὰς ἐκείνων αἰσχρουρ-

γίας überein, welcher ich unbedenklich den Vorzug vor der Vulgata gebe.

S. 289, 2 v. u. XXI, CII ὅμοιος (XXI ὁμοίως) αὐτοῖς, den zu Grunde liegenden Textesworten entsprechender. — S. 290, 9 XXI, CII ἡγούμενος; LXXI ἡγησάμενος; LIV ἡγήσατο. — S. 291, 3 LXXI ἀπαράδεκτος. — Z. 5 XXI, CII τ. σίδηρον μὲν (XXI μὲ) λαβῶν; LXXI μέλαν καὶ ψυχρὸν λαβὼν ἑαυτὸν φλογ.; LIV μέλαν λαβ. ἑαυτῶν καὶ ψυχρ. φλ. — Z. 12 haben alle unsere Codd. mit dem Paris. C. und A. erster Hand πανθάνειν; ich zweifle kaum, daß diese barbarische Form die richtige Lesart sey. — Z. 11 v. u. LXXI ἀνέλαβε; dann XXI, CII σῶμα ἀνθρώπου. — Z. 4 v. u. LXXI ἀπαθὴς ὤν; und Z. 2 v. u. κλονεῖται γῇ, und κεκοιμημένων; statt ἐγείρει hat CII ἀνίστησι. — S. 292, 8: τὴν πάντων ἰσθενέστεραν ἐθεοποίησε καὶ ἐπὶ θρόν., LXXI. — Z. 11 bemerkt Boissonade aus Paris. A., eine ut videtur, varietas, ἀπολάμπουσαν; CII hat hier ἀπολάβουσαν; vielleicht heißt es auch in der Pariser Handschrift so, obgleich die von Boissonade vermuthete Lesung einen guten Sinn gibt, und der Vulgata ἀποσίλβουσαν sogar näher kömmt. — Z. 12 lassen unsere Hdss.'en καὶ nach θεῶ weg, welches zu billigen; λόγος in diesem Sinne sollte aber immer mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben werden, also hier Θεῶ Λόγῳ. — Z. 11 v. u. LXXI ἐγκράτειαν ἐπὶ πᾶσιν. — Z. 9 v. u. statt αὐτοαγάπη, αὐτοαγαθότης hat LXXI αὐτὸς πηγὴ ἀγαθότητος· τίβέλτιον σέβεσθαι, τοῦτον ἢ τοὺς θεοὺς σ. κ. λ., und gleich darauf προστάγμασι statt πράγμασι. — S. 294, 6 v. u. ist mit den Wr. Codd., mit Ausnahme von LXXI, βασιλεῖς τε καὶ δον. zu schreiben. — Z. 1 v. u. CII τὴν οἰκουμένην. — S. 295, 3 CII θείαν εἶναί τινα. — Z. 11 CII, LIV παρῆλθε. — Z. 5 v. u. LXXI, CII ἐκλείποιτε; LIV ἐκλίποιτε; nach πυρὸς schieben dann alle unsere Hdss.'en (LIV von zweyter Hand) richtig οὕτως ἀπολεῖσθε (ἀπολοῖσθε?). — S. 296, 4 CII ἀλλάσσονται. — S. 297, 1 LIV ἔχοις, wegen des folgenden εἴκοις obgleich dieß mit ἄν verbunden) zu billigen. — Z. 9 LXXI τῆς πολλῆς πλάνης ἀνανεῦσαι. — S. 298, 9 v. u. LXXI δοξάζονται (? δοξάζωνται); derselbe Z. 7 v. u. αὐτοὶ δὲ οὗς ἠπασήκασιν. — S. 299, 9 v. u. LXXI τῶν προτέρων αὐτοῦ κακῶν. — S. 300, 1 stimmen alle unsere Hdss.'en in der auch von Boissonade angeführten Lesart zusammen ἐνοικεῖ (LXXI ἐνοίκησε) τῷ υἱῷ σου; sie verdient ohne Zweifel den Vorzug. — Z. 7 alle unsere Codd. ἐπισραφεὶς οὖν. — S. 301, 1 haben unsere Hdss.'en τὸν θάνατον τοῦ ἀσεβοῦς, nur LXXI τ. θάν. τ. ἁμαρτωλοῦ, ohne καὶ ἀσεβοῦς; derselbe gleich darauf ἀποσρέψαι ἀπὸ τῆς ὁδοῦ αὐτοῦ τῆς πονηρᾶς καὶ ζῆν αὐτὸν, mit Weglassung des Folgenden bis πονηρᾶς; ähnlich XXI ὡς τὸ ἐπισρ. ἀπὸ τ. ὁδ. ὑμῶν

τῆς πονηρᾶς; beyde Varianten ſcheinen durch ein Abirren der Augen entſtanden zu ſeyn. — Z. 6 LIV ἀπὸ τῆς ὁδοῦ τῆς ἀνομίας. — Z. 8 unſere Codd. διαπορέυσεται; nur LXXI διαπορεύεται. — Z. 10 LXXI ὅτι κριμα καὶ δικαιοσύνην ἐποίησεν; dann alle, außer XXI, ἐν αὐτοῖς ζήσεται; eben ſo laſſen alle, mit derſelben Ausnahme, καὶ δεῦτε καὶ διαλεχθῶμεν weg; dagegen im Folgenden alle, mit Ausnahme von LIV, die Worte ἐὰν δὲ ὦσιν ὡς κόκκινον ὡσεὶ ἔριον λευκανῶ. — S. 302, 12 CII τὰ καθ' ἑαυτὸν. — Z. 12 v. u. hat CII χειρὸς ſtatt φάρυγγος; gleich darauf findet ſich in LXXI die bemerkenswerthe Lesart καταπεδοῖ αὐτὸν σωτηρίοις δόγμασιν, deren Urſprung ſich jedoch wohl aus der Vulgata, welche ich nicht ändern möchte, erklären läßt. — Z. 4 v. u. haben alle unſere Codd. richtig ὁ δὲ βασιλεὺς.

S. 303, 8 v. u. ſtimmen alle Wr. Hdſſ.'en in der Lesart μεταβαλλόμενα mit dem Paris. C. überein; iſt alſo unbedenklich aufzunehmen; dagegen wird gleich darauf παραμενεῖ nur durch LIV unterſtützt; ferner hat CII wirklich das von Boiſſonade gewünſchte σοι. — S. 304, 4 laſſen alle unſere Codd. das überflüſſige υἱοῦ aus; es ſcheint ein Gloſſem zu ſeyn. — Z. 5 CII λογισάμενος ſtatt μογήσας (LXXI μογίσας); ohne Schwierigkeit läßt ſich die eine Lesart aus der andern herleiten; die Verwechslung des λ und μ iſt gewöhnlich genug, und für die Verwechslung der Endungen -σας und -σάμενος finden wir ganz in der Nähe in unſern Handſchriften einen paſſenden Beleg, nämlich S. 302, 2 v. u., wo LIV συγκαλεσάμενος ſtatt συγκαλέσας hat. — Z. 7 fehlt in allen unſern Handſchriften das völlig überflüſſige λοιπὸν; vielleicht läßt ſich dieſer Urſprung durch den Cod. LIV erklären, wo es von erſter Hand δεῦρο δὴ λοιπὸν ἐπ' ἀδείας κ. λ. heißt; die zweyte Hand hat das Ausgelaſſene an den Rand geſchrieben. — Z. 10 CII und LIV zweyter Hand ἡ θεία ὄντως ψυχή; gleich darauf CII λαβεῖν ſtatt προβαλεῖν; dann LIV, LXXI ὑπακοῦσαι. — Z. 16 CII εἰκών. — Z. 13 v. u. LXXI ἐπειδὴ οὖ συνεχώρησάς με τὰ καθ. — Z. 11 v. u. haben unſere Hdſſ.'en, mit Ausnahme von LIV, καλὸν τὸ πατρὶ πείθεσθαι; ähnliche Beyſpiele dieſer Verwechslung haben wir ſchon mehrere gehabt. — Z. 1 v. u. LXXI καὶ εἰς πόλιν τ. μεγ. κ. πολ. ἀφορίζει αὐτῷ τὴν βασιλείαν. — S. 305, 9 LXXI μηδὲ λείψ. τ. ἀσ. καταλειμπάνων. — Z. 15 fg. LXXI πάντας δὲ τοὺς ὑπ' αὐτοῦ χειραγωγουμένους ἐνουθέτει, und gleich darauf -ὑπεδείκνυε τῆς πολυθείας καὶ εἰδωλομανίας. — S. 306, 3 fg. hat Boiſſonade die Konſtruction von ᾧ — τῷ recht gut erklärt, doch verdient die Lesart des LXXI ὃ — τὸ Beachtung; eben dahin ſcheint auch LIV zu deuten, welcher τὸ εἶναι hat. — Z. 6 hat LXXI ταπεινοφροσύνην ſtatt μετριο-

φροσύνην, läßt καὶ ἐπιείκειαν weg, und lieſt dann πάντας ἥκειν (ſo auch LIV) τοῖς αὐτοῦ προστάγμασι καὶ λόγοις.

S. 307, 4 LXXI ἐγκεκρυμμένοι, gewiß paſſender als die Vulgata, deren Entſtehung bey der häufigen Verwechslung des λ und ρ leicht zu erklären iſt. — Z. 9 LXXI εἰσήγαγε; ſtatt ῥύπτων hat alsdann LIV durch Korrektur aus der Vulgata νύπτων; ohne Zweifel wollte er νίπτων. Dann hat LXXI die wirklich komiſche Lesart πόδας ῥύπτων καὶ μὴ ῥυπῶντας ἀποκλύνων; vermuthlich hatte ſich der Schreiber im Worte κόμην verhört oder verleſen, und änderte nun auch das Geſchlecht des Particips, wodurch wir denn nun den ſchönen Gedanken erhalten, daß Joaſaph die ſchmutzigen Füße wuſch, die nichtſchmutzigen aber nur abſpülte, welches zu erfahren ohne Zweifel ſehr intereſſant iſt. — Z. 12. Ueber die Formel ἐνθρονίζειν ἐκκλησίαν urtheilt Boiſſonade ganz richtig, daß ſie zwar ſeltener als ἐνθρονίζειν ἐπίσκοπον, doch nicht ungewöhnlich ſey für dedicare ecclesiam. Ohne Zweifel liegt auch dieſe Formel, nur wenig verdorben, in den Worten ὅταν ἐθρονίσθη (l. ἐθρονίσθη) ἡ ὑπεραγία θεοτόκος τῶν θερμῶν, welche ich im erſten Artikel ſchon bey der Beſchreibung des Cod. LXXI angeführt habe. — S. 308, 6 ſtimmen alle unſere Codd. in ὁ πᾶς πλοῦτος; deßgleichen Z. 7 in der ohne Zweifel aufzunehmenden Lesart ἱερὰ δὲ τῷ θεῷ τεμένη ἀντωκοδομεῖτο, womit auch der Hauptſache nach der Cod. Paris. C. übereinſtimmt. — Z. 10 v. u. CII πολλῶν ἀκουόντων ἐβόων. — S. 309, 2. Alle unſere Hdſſ.'en ἠύξανεν αὐτοῖς. Im Folgenden lieſt CII καὶ ὅλως (LIV ὅλος) ἦν ὁ βασιλεὺς ἐξηρτημένος τῷ φόβῳ τοῦ θεοῦ; dann LXXI οἰκονόμος τε τῆς χάριτος καὶ τοῦ λόγου. — Z. 10 ſchiebt LIV zweyter Hand νουθετῶν ein nach αὐτὸν. Bemerkenswerth iſt gleich darauf die Lesart des LXXI τὰς ψυχὰς καὶ τοὺς οἰκέτας, wenn gleich ſie kaum vom Verfaſſer herrühren dürfte. — Z. 2 v. u. LIV τύχοιεν; XXI τύχειν; CII τύχοιμεν; LXXI ὧν ἂν μετὰ τὴν ἀποβίωσιν τύχῃ. — Z. 1 v. u. haben alle unſere Codd. ἐπεὶ δὲ ταῦτα καλ. εἶχεν, gewiß richtig. — S. 310, 7 v. u. XXI ἑαυτῷ θησαυρίζων ἦν; die übrigen ἀθροίζων. — S. 311, 6 laſſen alle unſere Codd. das überflüſſige κόμισασθαι weg. — Z. 3 v. u. LXXI ἀποτιθέμενοι; die übrigen ἀποθέμενοι; die ſehr häufige Verwechslung dieſer und der ähnlichen Formen mag ein für allemal erwähnt werden. — S. 312, 4 alle unſere Codd. εἰς αἴσθησιν. — Z. 6 LXXI καὶ ἐκκλησίασας πάντας τοὺς τῆς πρώτης βουλῆς. — Z. 11 v. u. theilen ſich auch unſere Handſchriften zwiſchen τυραννοῦσιν (CII) und ταράττουσιν (LIV, LXXI; ταττράττουσιν im Gedruckten iſt wohl nur Druckfehler), welches vorzuziehen ſcheint. — Z. 8 v. u. ſtimmen unſere Handſchriften bis auf unbedeutende Umſtellungen der Wörter in der ſehr guten Lesart über-

Digitized by Google

ein: εἰς αἴσθησιν ἦλθον, ἀληθῆ τὰ παρὰ σοῦ ἀεί μοι λεγόμενα εἶναι. — S. 312, 5 v. u. CII ἀποβλέψαι und καταμαθεῖν δύνασθαι. — Z. 3 v. u. haben LIV, CII οὕτω τηλαυγέστατον; LXXI ἔτι τηλαυγέστερον; die häufige Verwechslung des Komparativs und Superlativs durch die Abschreiber braucht kaum durch Beyspiele belegt zu werden. Jeder Codex kann Beweise dazu liefern. — Z. 2 v. u. hat LXXI die Lesart καμμύσαντες, welche ich aufnehmen möchte, wenn noch andere Hdss.'en zustimmten. — S. 313, 5 LXXI νοημάτων statt ὀμμάτων; und Z. 6 ἡμετέρων statt προτέρων.

S. 314, 8 fehlt in allen unsern Codd. das überflüssige εἶναι. — Z. 12 LXXI φιλανθρωπία statt μακροθυμία. — Z. 18 fgg. fehlt in allen unsern Hdss.'en ὁ ῥυσάμενος bis δουλείας. — Z. 7 v. u. haben alle τὴν χεῖρα τὴν ἀόρατον κ. τ., welches zu billigen. — Z. 2 v. u. CII θεὸς ἀληθὴς, θεὸς ἀψευδής. — S. 315, 7 LXXI δυνήσομαι ἐγὼ ὁ ἄθλιος καὶ ἄχριος (sic) δοῦλός σου. — Z. 11 v. u. CII μὴ διαμαρτεῖν τοῦ σκοποῦ τοῦ ποθουμένου αὐτῷ· τῇ εὐσπλ. τ. θεοῦ θαρρ.; die eingeschobenen Worte lassen sich freylich leicht als Glosseme erklären, doch sind sie durchaus nicht unpassend. — Z. 2 v. u. LXXI τῆς βασιλικῆς φιλοσοφίας. — S. 316, 4 fehlt in allen unsern Handschriften καὶ πατρὶ. Dergleichen Zusätze oder Weglassungen, je nachdem ein Abschreiber sie zur größeren Deutlichkeit für nöthig erachtete oder nicht, sind bey unserm Schriftsteller so häufig, daß ich sie in den meisten Fällen mit Stillschweigen übergehe, wenn nicht der Sinn der Stelle dadurch wesentlich gehoben oder geändert wird, indem ich, nach dem im ersten Artikel ausgesprochenen Zwecke, mich auf eine Auswahl der bedeutenden Lesarten beschränke. Aus demselben Grunde übergehe ich es auch gewöhnlich, wenn eine oder mehrere Handschriften ein Wort statt eines gleichbedeutenden andern setzen; z. B., um ganz in der Nähe zu bleiben, wenn S. 315, 8 v. u. CII ἡ ἄφιξις αὐτοῦ statt τοῦ υἱοῦ hat; ferner wenn S. 317, 7 LXXI θεὸς setzt statt δημιουργὸς; oder wenn S. 315, Z. 5 v. u. alle unsere Hdss.'en τῇ παρουσίᾳ αὐτοῦ haben, wo τοῦ υἱοῦ der Vulgata nur ein Glossem zu αὐτοῦ zu seyn scheint. Ueberhaupt gehört das Pronomen αὐτὸς zu den Wörtern, welche vorzugsweise der Wandelbarkeit ausgesetzt sind; auch hierzu finden wir, außer den angeführten, ganz in der Nähe mehrere Belege; z. B. S. 315, 7 v. u. CII εἰς συνάντησιν αὐτοῦ; Z. 1 v. u. läßt LXXI αὐτῷ weg, schreibt aber freylich dafür auch ὑφηγουμένῳ; S. 316, 4 LXXI φωτίζων αὐτῷ. Auch die Beyspiele von οὗτος gehören zu den gewöhnlichen; so wird dieses S. 316, 3 verwechselt, indem CII τῇ τοῦ χριστοῦ χάριτι hat statt

τῇ τούτου χάριτι. Die Belege lassen sich ohne Mühe häufen; doch wird das Angeführte für unsern Zweck genügen.

S. 316, 7 fgg. heißt die Vulgata: τί δὲ οὐ ποιῶν, ὥστε τοῦτον ἐπαναγαγέσθαι (alle unsere Codd. ἐπαγαγέσθαι), κενὴν φάλλειν ἐώκει, καὶ εἰς ὦτα λέγειν (CII λαλεῖν) μὴ ἀκουόντων. Mit Recht nahm Boissonade Anstoß an dieser Stelle, indem nicht recht abzusehen ist, was man aus κενὴν machen soll. Der Herausgeber sagt: χορδὴν subaudiendam puto. Aber sollte wohl je gesagt worden seyn χορδὴν κενὴν φάλλειν? Und wenn es gesagt werden könnte, und wenn es »mutam et insonam tangere chordam videbatur« bedeuten könnte, wäre wohl das Gleichniß überhaupt für diese Stelle passend? Könnte man dem König Abener einen Vorwurf daraus machen, wenn er eine muta et insona chorda nicht hörte? Wollen wir billig seyn, so müssen wir ihm dieses verzeihen, indem es uns wohl nicht besser gehen würde. Auf den richtigen Weg scheint uns LXXI zu führen, welcher die Stelle so faßt; — ἐπαγαγέσθαι· καὶ μὴν φάλλειν ἐώκει εἰς ὦτα μὴ ἀκουόντων. — Z. 9 CII ὅτε δὲ ἐπεσκέψατο κύριος καὶ ἐπέβλεψεν ἐπὶ τ. ταπ. — Z. 4 v. u. ἐῶντι λόγῳ θεοῦ LXXI. — S. 317, 6 LXXI φύσεως statt κτίσεως. — Z. 7 schiebt nach πάντα CII und LIV zweyter Hand εἰς τὸ εἶναι ein. — Z. 3 v. u. ist in LIV radirt und korrigirt; von erster Hand war die Vulgata κλέους; von der zweyten ἐλέους; alle unsere Codd. haben aber ὑπερτέρου recht passend für προτέρου, — S. 318, 5. Dieser Satz muß nothwendig mit dem vorhergehenden verbunden seyn; deßhalb hat auch XXI, CII καὶ vor τὴν; die LXXI δὲ, LIV τε nach ἀποκειμένην; LXXI προέτησε. — S. 319, 1 fgg. Es ist sonderbar, warum Boissonade diesen Satz τὸ σημεῖον τε κ. λ. von dem vorhergehenden durch Punkt und Absatz getrennt hat, da sie doch so augenscheinlich zusammengehören. Der Cod. LIV schiebt vor ἐωσποιοῦ noch τιμίου καὶ ein; LXXI aber faßt den ganzen Satz auf folgende Art: τὸ σημεῖον δὲ τοῦ προσκυνητοῦ καὶ ἐωσποιοῦ σταυροῦ ὑπὸ τὴν πάντων ὄψιν τῇ καρδίᾳ αὐτοῦ καὶ τοῖς μέλεσιν ἐγχαράξας, καὶ (del.) εἰς ὑπήκοον πάντων κ. λ. Können wir dergleichen Abweichungen für bloße Varianten halten? oder sind wir nicht vielmehr genöthigt, eine neue Ueberarbeitung anzunehmen, sey es nun des Verfassers oder des Abschreibers? Letzteres ist um so wahrscheinlicher, da (die völlige Umarbeitung eines Theiles in CII abgerechnet, wovon im ersten Artikel Nachricht gegeben ist) die hauptsächlichsten Abweichungen gerade immer im Cod. LXXI sind, während der Cod. XXI am genauesten mit der Vulgata zusammenstimmt. Um übrigens über diesen nicht uninteressanten Gegenstand mit einiger Sicherheit urtheilen zu können, ist es durchaus erforderlich, noch mehrere Handschriften genau ken-

Digitized by Google

nen zu lernen, sowohl ihrem inneren Gehalte, als auch ihrer äußeren Geschichte nach. Zwar würde es nicht sehr schwer seyn, die Wiener Handschriften, und wenn wir ihr Verhältniß zur Handschrift zuverläßiger kennten, die Vulgata nach Familien zu klassifiziren (von den übrigen Pariser Handschriften gibt uns, wie schon gesagt, Boissonade nur allzu unvollständige Kunde); aber bey der großen Anzahl von vorhandenen Handschriften unseres Barlaam (der Uebersetzungen nicht zu erwähnen) wäre es ein zu gewagtes Unternehmen, nach fünf oder sechs genauer bekannten Handschriften einen Stammbaum für alle aufstellen zu wollen. Dieß mag einer späteren Zeit vorbehalten bleiben.

S. 319, 9 v. u. CII *βοῆσαι τὸν ὄχλον.* — Z. 4 v. u. LXXI *εἰδώλοις τοῖς ἐν τῷ παλατίῳ, ἐκ. χρ. κ. ἀργ. πεποιημένοις*, und dann recht gut *πάντα* statt *ταῦτα.* — S. 520 fgg. LXX *τοῖς τῶν* (*τῶν* schieben auch die übrigen richtig ein) *εἰδώλων ναοῖς πάντες περιστάντες μέχρ. αὐτ. κατηδάφουν* (CII *κατηδάφιζον*) *τ. θεμ.* — S. 321, 7 CII *ἡδύτατος* statt *θειότατος.* In LXXI heißt der ganze Satz so: *καὶ καρπὸς ὄντως τῆς ἀληθινῆς ῥίζης ἐκείνης τῆς* (CII schiebt *εὐαγγελικῆς* ein) *βοώσης.* — Z. 9 lassen alle unsere Handschriften, wie öfter, den Namen *ἀβεννὴρ* weg, welcher, beyläufig erwähnt, in LXXI gewöhnlich oder immer *ἀβεννεὶρ*, in den übrigen *ἀβενὴρ* geschrieben wird. — Z. 2 v. u. LXXI *οἱ πρὶν ἐγκεκρυμμένοι.* — S. 322, 1 lassen alle unsere Codd. *τῶν* vor *μοναζόντων*, und XXI, LXXI *προεχειρίζοντο* weg. — Z. 10 LXXI *εἰς τοσαύτην δὲ κατάνυξιν καὶ ταπεινοφροσύνην ἑαυτὸν καθῆκεν*; und dann *νομοθεσία* statt *νουθεσία.* — Z. 14 LIV erster Hand hat die Vulgata; von zweyter Hand nebst CII *οὕτω δὲ τὴν καλὴν ἀλλοίωσιν ἀλλοιωθεὶς τὴν πρ. ἀρ. ἀπ. ὥδευσεν.* LXXI *ἀλλοιωθῆναι· καὶ τῇν πρ. ἀρ. ἐπανάγουσαν ὁδεύειν ὁδόν*, — S. 323, 13 LIV *λόγοις* statt *ῥήμασι*; dann LXXI *κατεχειρίδων τ. ψ. αὐτ. ἐλπίσι χρησοῖς ἀπειργάσατο.* — Z. 9 v. u. CII *ηὐλόγει*; dergleichen Abweichungen sind sehr häufig, und auch in unsern Hdss. oft genug dagewesen, ohne daß ich sie erwähnt hätte, da es bekannt genug ist, daß die mit *εὐ-* anfangenden Zeitwörter das Augment annehmen oder weglassen können, wenn auch bey einigen das eine, bey andern das andere gewöhnlicher ist. — Z. 6 v. u. LXXI *ποίαν εὐλογίαν, τίνα δὲ εὐχαριστίαν ἀναπ.* — Z. 3 v. u. CII *ψυχῇ* statt *ἁμαρτία*; XXI u. LIV erster Hand lassen *καὶ εὑρέθην δ. σ. νεκρ. ἤμην* weg. — S. 324, 1. Alle unsere Codd. *καταφιλῶν.* — Z. 6 LXXI *ὁ δὲ ἰωάσαφ ὁ υἱὸς αὐτοῦ* (CII *ὁ δὲ υἱὸς ἰωάσαφ*) *δάκρυσι πολλοῖς κηδεύσας τὸν πατέρα, ἐντίμως κατέθετο.* — S. 325, 7 LIV *αὐτοῖς, ἵνα μὴ κατ' αὐτοῦ ὀργίζονται.* Sonderbar nimmt es sich in diesem Gebete aus, daß Gott ersucht wird, sich bey den Heiligen zu verwenden, daß sie dem Abener

Digitized by Google

nicht zürnen ſollen. — Z. 9 laſſen die Wiener Codd., mit Ausnahme von LXXI, μὴ weg, mit Recht. — Z. 11 LXXI ſchiebt ἐν ἀληθεία nach σε ein. — Z. 14 CII ἀνασὰς. — Z. 9 v. u. alle unſere Codd. τοῖς δεομένοις διένειμεν. — Z. 7 v. u. LXXI ἐν ὅλαις ἡμ. — S. 326, 9 iſt nach allen unſern Hdſſ. en δικαιήρια zu ſchreiben. — Z. 9 v. u. alle unſere Codd. ἐπόθησα; — deßgleichen Z. 7 v. u. μόνος μόνω. — Z. 1 v. u. LXXI ἀνήλωσα. — S. 327, 7 LIV, CII ἔργω; dann alle ὅπου αὐτὸν ὁδηγήσει με. — Z. 13 LIV ἐκκλίνητε; die übrigen ἐκκλίνοντες.

S. 327, 9 v. u. CII καὶ ὅρκους προσετίθουν. Ganz abweichend lautet dieſer Satz abermals in LXXI: τοιαῦτα θρηνοῦντες καὶ ὅρκοις ἐβεβαίουν τὴν ὑποχώρησιν αὐτοῦ μὴ παράπαν παραχωρῆσαι; bald darauf mit CII τῷ ὄχλῳ, und alle unſere Hdſſ. en καὶ σιγὴν αὐτ. διακελ. — Z. 1 v. u. alle ὃς ἦν πάντων πρόκριτος. — S. 328, 11 LXXI ἀπονενοημένον. — S. 329, 9 v. u. LIV προκατελάβοντο; Z. 8 LXXI περιελάμβανον; XXI περιεκύκλουν; die übrigen ἐκύκλουν; der LXXI läßt dann καὶ ἀτριβ. περιήρχοντο weg. — S. 330, 16 ὑμῖν καὶ διδάξαι πᾶσαν κ. λ. LIV. — Z. 12 v. u. LXXI προαιρέσεως. — S. 331, 3 LIV αἰτούμενος; die übrigen ἠτεῖτο, — Z. 1 v. u. Auch unſere Codd. theilen ſich; CII hat ἁμαρτάνει; LIV ἁμάρτοι; LXXI ἁμάρτῃ. — S. 333, 5 LXXI ἐξουσίας μετέχων, dann ὀφείλει ἐν τούτῳ μιμεῖσθαι τὸν θεὸν (er hatte vorher τὸν δοτῆρα τ. ἐξουσίας ausgelaſſen) κατὰ δύναμιν. ἀλλὰ καὶ τ. ὑπήκοον, mit Weglaſſung des Zwiſchenliegenden. — Z. 13 LIV προστρέχοντας. — Z. 9 v. u. Das von Boiſſonade eingeſchobene τὰ, welches unentbehrlich ſcheint, fehlt auch in allen unſern Handſchriften. — S. 334, 8 LXXI καταλλαγή. — Z. 12 CII τὴν εἰσπραξιν τοῦ τοσούτου ὠφλημματος ἀνανεωσάμενος. — Z. 3 v. u. CII ἀποδιδοὺς ἑκάσω καθὰ ἔπραξεν. — Z. 2 v. u. hat LXXI die Vulgata; von den übrigen CII ἐκλάμψουσιν, die andern λάμψουσιν; eben ſo gleich darauf CII καλύψῃ, die übrigen καλύψει. Leider verfahren aber die Abſchreiber großentheils bey dergleichen Dingen mit tadelnswerther Willkür oder Nachläßigkeit; obgleich ich der Ueberzeugung bin, daß wir bey dieſen ſpäteren Schriftſtellern die Regeln der altgriechiſchen Syntax nicht allzuſtreng anwenden dürfen. — S. 335, 2 v. u. LXXI περιελάμβανον; dann CII ἐπιβοώμενοι. — S. 336, 1 LXXI αἰχμαλωσίας. — Z. 11 läßt LXXI πάντων ὁρώντων weg, und es iſt nicht zu leugnen, daß nicht allein Niemand es vermiſſen wird, ſondern daß es ſogar ſtörend an dieſem Platze iſt. — S. 337, 6. Auch hier ſtimmen alle unſere Handſchriften in der Lesart τρύχινον zuſammen. — Z. 9 v. u. läßt LXXI μὴ ὕδωρ weg; dann CII τῶν πρὸς τὸ ζῆν ἀναγκαίων καὶ πρὸς τροφὴν ἐπιτηδείων. — S. 338, 7 laſſen LXXI und LIV

Digitized by Google

erſter Hand das zweyte ἐκαρδίωσας ἡμᾶς weg. — Z. 10 LXXI δεξιὰ ſtatt ἡθεῖα. — Z. 12 ſtimmt, wie gewöhnlich, XXI mit der Vulgata überein; LIV τὸν ποδὸν ἐκ καρδίας δεξάμενος; LXXI τ. ποδὸν ἐν καρδία δεξαμενος ὡς πῦρ καθὼς καὶ ὁ τῶν ἀπ. χορ.; CII τ. ποδὸν ὡς πῦρ ἐγκάρδιον δεξάμενος ὁ τ. ἀπ. χ. — Dann ὑπεριδόντες bey LXXI, mit Weglaſſung von καὶ nach προσκαίρου, welches auch in CII fehlt. — Z. 12 v. u. LIV die Vulgata τοῦ θείου λόγου; CII τοῦ θεοῦ λόγου; LXXI nur τοῦ λόγου. — Z. 10 v. u. iſt mit unſern Hdſſ.en τὸ σῶμα zu ſchreiben; dieſes hat ausdrücklich der Cod. CII; mit Weglaſſung des Artikels der LXXI; und mit einem gewöhnlichen Fehler τῶ σῶμα der LIV. — Z. 8. 7 v. u. LXXI κατεφρόνει πατήσας. — S. 339, 1 LXXI ἀντελάβετο; die übrigen ἀντιλάβοιτο. — Z. 6 CII ἐπακούοντι; LIV ſetzt beyde Participien in den Accuſativ, als abhängig vom vorhergehenden αὐτὸν. — Z. 9 CII πονηροῦ ſtatt παρούσης. Auffallend weicht abermals der LXXI ab — ἴδοι ὁ ὀφθαλμός μου, κύριε· κύριε, πνευματικῶν δακρύων πηγὰς τοῖς ὀφθαλμοῖς μου παράσχου κατεύθυνον κ. λ. Vermuthlich irrte der Schreiber von dem erſten κύριε zum zweyten über, und ergänzte den dadurch mangelhaft gewordenen Sinn aus dem Seinigen; ungewöhnlich iſt dabey nur, daß er das den Irrthum veranlaſſende κύριε zweymal ſchrieb; da in ſolchen Fällen das eine Wort ausgelaſſen zu werden pflegt, wie es in der Natur der Sache liegt; ſo wie z. B. im gleich Folgenden derſelbe Cod. von einem ὑπόδειξον μοι mit Weglaſſung des Zwiſchenliegenden zum andern überſpringt, und — τὰ διαβήματά μου· καὶ ὑπόδειξόν μοι τὸν ἐμῆς σωτηρίας πρόξενον ſchreibt. — S. 340, 3. 4 LXXI σφοδρότερον αὐτῶ ἡ καρδία ἐφλέγετο. — Z. 8 XXI und LIV πονηρὸς διάβολος; LXXI καμπόνηρος. — S. 341, 11 CII οἷος ἐσι, δυσειδὴς καὶ πλήρης σκοτίας. — Z. 13 LXXI ἄλλοτε θηριον ὑπῆρχε παντοδαπῶν μορφῶν. — Z. 14 CII ἐκπέμπων ſtatt ἀποτελῶν. — Z. 7 v. u. alle unſere Hdſſ.en καὶ (LIV von zweyter Hand) καταγελῶν. — Z. 5 v. u. οἶδά σε, ὅτις εἶ ὁ ταῦτά μοι λέγων καὶ ἐπεγείρων. — Z. 1 v. u. fgg. ſtimmt nur XXI in αὐτῶ δὴ τούτω mit der Vulgata; die übrigen nähern ſich den Pariss. A. C, αὐτὸ δὴ τοῦτο τὸ (LIV τούτω; derſelbe nebſt LXXI läßt τὸ weg)...τὸ (LIV τῶ) θηριῶδές σοῦ...ἐνδεικνυμένος. Außerdem hat LXXI θηρία καὶ ἑρπετὰ μιμεῖσθαι, wohin auch die verdorbene Lesart des LIV μιμεῖσθε deutet. — S. 342, 3 LXXI ἀνωνήτως (l. ἀνονήτως) ſtatt ἀνηνύτοις. — Z. 7 erkennt keine unſerer Handſchriften das unrichtige σε nach βασιλίσκον an; es iſt unpaſſend wegen des folgenden οἷς ὁμοιοῦσαι — S. 343, 2. 1 v. u. unterſtützt zwar keine unſerer Handſchriften die von Boiſſonade vorgeſchlagene Lesart, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß die Stelle verdorben iſt;

Digitized by Google

bis wir aus Handschriften eine sichere Lesart erhalten, trete ich dem Vorschlage des Herausgebers bey. Richtig aber hat im Folgenden CII *αἷς πρὸς* (oder mit LIV aus der Vulgata *εἰς*) *τροφὴν ἐκέχρητο*. — S. 344, 4 hat LXXI die sonderbare Lesart *καὶ τὰς ἡδονὰς ἐσερεῖτο*, die freylich auch recht wohl einen Sinn gibt, deren Entstehung aber nicht leicht zu erklären ist da die von allen übrigen Codd. vertheidigte Vulgata einen so deutlichen und passenden Sinn hat. — Z. 11 *τῶν ὀφθαλμῶν* erkennt nur XXI an; eben so hat Z. 14 nur diese *πρόξενον*, doch ohne *μοι*; in den übrigen fehlen beyde Wörter; wirklich scheint auch entweder *αἴτιον* (das *μοι* hinter diesem lassen LIV, LXXI weg) oder *πρόξενον* Glossem zu seyn. Gleich darauf haben alle unsere Codd. *τῶν ἁμαρτιῶν* statt *ἀνομιῶν*, eine öfter vorkommende Verwechslung. — S. 345, 4 LXXI, XXI, LIV erster Hand *θέμενος*, zweyter Hand *τιθέμενος*; CII *ποιῶν*. — Z. 11 v. u. LXXI *τῆς πόλεως ἐκείνης καὶ ὡραιότητος. μεμελ.* Der ganze Satz ist etwas verworren, und scheint nicht gesund zu seyn; auch ergeben sich in den Handschriften mehrere, zum Theil falsche Abweichungen. LIV hat *μεμελανωμένης*, also auf *ὄψεως* bezogen; ferner LXXI *καὶ κατακωμῶν*; dann mit dem LIV *ἐκτετηκότας*; endlich LIV *περικεκαλυμμένα* statt *περιπεφλεγμένα*. Vermittels dieser Lesarten ließe sich vielleicht der Text richtiger als in der Vulgata herstellen; doch eine Sicherheit können wir nur durch eine bessere Handschrift erhalten.

S. 346, 3. Hier ist in dem Cod. LIV eine große Lücke, indem die Handschrift nach *ἀκορέτως* sogleich fortfährt: *ὅπως* (zweyte Hand *πῶς*) *δὲ τὴν τελείαν ἀν τούτω πληροῖς ἀγάπην*, welches S. 353, 15 steht. Eine Note am Rande macht den Vorleser auf diese Lücke aufmerksam, mit den Worten: *λείπει, γίνωσκε ἀδελφὲ ὁ ἀναγινώσκων*. — Z. 4 CII *περιέβαλλον ἀλλήλους καὶ προεγγ.* — S. 347, 8 LXXI *ἀφαιρόμενος*. — Z. 14 läßt LXXI *σὺν ἡδονῇ* bis *δακρύων* weg; vermuthlich verführt durch die gleiche Endung. — S. 348, 2 LXXI, CII *καὶ δὴ εἰς προσευχήν*. — Z. 10 v. u. CII *ἕως οὗ αὐτοὺς ὁ ὄρθρος τ. σ. αὖθ. μν. εὐχ. πεπ.*; LXXI *ἕως ὄρθρου· εἶτα τὰς συνήθεις εὐχὰς πεποίηκαν*. — Z. 5 v. u. läßt LXXI *μεθ' ὅσης συμπαραμαρτῶν* weg, und gibt dann *ὑποταγῆς τε καὶ ταπεινώσεως ἐνδεικνύμενος τρόπους. καὶ πρὸς πᾶσαν ἰδέαν γυμναζόμενος ἀρετῆς πεπαιδεύμενος ἀνεφαίνετο τῇ πάλη τ. π. κ. ἀορ. πν.* — S. 349, 2 LXXI *δεσπότης*, und *ἀπολαύσεως* statt *ἀναπαύσεως*. — Z. 11 CII *ἄσαρκός τις ἀληθῶς καὶ ἀσ.* — Z. 17 CII *ἔργον ὄντως μοναχ.*; LXXI *ἔργον ἦν μοναχ.* — Z. 2 v. u. LXXI, CII *ἕως οὗ ἐφθ.* — S. 350, 6 alle unsere Hdss. *προσκαλεσάμενος ὁ γέρων τ. πν. υἱόν*. — Z. 16 LXXI *καιρὸς ἐπέστη ἐπὶ θύραις*. — Z. 12 v. u. LXXI *σὲ μὲν δὴ* (XXI

σοὶ μὲν δοκεῖ; vielleicht σὺ μὲν δὴ?) καλύψαι... ἀπόδος... μεῖνον ... ἐχόμενος... ποιούμενος (letzteres alle unsere Handschriften). — S. 350, 12 haben unsere Codd., mit Ausnahme von XXI, ὄψεσθαί σε; auch nach dem folgenden οὖν schiebt LXXI σε ein. — S. 351, 4 fehlt allen unsern Codd. πρὸς. — Z. 9 LXXI ἀνανεοῦται. — Z. 9 v. u. CII τῆς ψυχῆς σκεύδη; LXXI nach Weglassung des vorhergehenden καὶ recht gut: τῆς προθέσεως σκεύδων; dann alle unsere Hdss.'en μὴ φοβηθῆς. — S. 352, 5 LXXI τοιούτοις ἡττώμενος λογισμοῖς; wenn ἡττώμενος, was sehr leicht möglich ist, aus κτώμενος entstanden ist, ergab sich die übrige Veränderung als nothwendige Folge. — Z. 6 v. u. LXXI ἀποδοῦναι. — S. 353, 1 LXXI λογισμοὺς τηρῶν; XXI faßt den ganzen Satz so: ταῦτα ἐννόει (CII fügt διὰπάντος hinzu) ἐν τούτοις ἴσθι καὶ ἡ εἰρήνη κ. λ. — Z. 8 v. u. LXX ἑτοιμασθῆναι. — Z. 2. 1 v. u. schwanken auch unsere Handschriften zwischen μοναχοῖς und μονομάχοις; letzteres hat XXI, das erste die übrigen. Boissonade hat das, wie es freylich scheint von den meisten Handschriften geschützte μοναχοῖς aufgenommen; nur scheint die andere Lesart passender, theils wegen der vorhergehenden Vergleichung, theils auch weil es nicht wohl anzunehmen ist, daß ein abschreibender Mönch aus μοναχοῖς — μονομάχοις gemacht haben sollte, während der umgekehrte Fall fast unwillkürlich unter der Feder eintreten konnte, wie z. B., um ganz in der Nähe zu bleiben, CII einige Zeilen vorher μοναχίαν aus μονομαχίαν machte. — Εἴωθε statt πέφυκε bey LIV.

S. 354, 10 lassen alle unsere Codd. das völlig überflüssige λοιπὸν weg. — Z. 7 v. u. LXXI ἀλλὰ πλούσιον γενέσθαι σπουδῇ, καθὼς καὶ ὁ κύριος; und dann ὅλως σὺ τερούμενος. — Z. 3 v. u. Zu den beyden von Boissonade schon angeführten Lesarten, zwischen denen sich auch unsere Handschriften theilen, ὦ φιλότης (CII) und ὦ φίλτατε (XXI ὦ φίλτατε φίλε) füge ich noch aus LXXI ὦ φιλόθεε, welche ich für die richtige zu halten geneigt bin, und woraus sich die übrigen auch leicht herleiten lassen. — S. 355, 2 v. u. haben alle Wr. Codd. τὴν ἀναίμακτον λατρείαν. — S. 356, 1 v. u. Nach ἐπιγείων ist in LIV eine Lücke, die zwar im Texte selbst nicht, wohl aber durch die Bemerkung am Rande: καὶ ἐνταῦθα λειπει ὀλίγον angedeutet wird, sie geht bis — ἑαυτὸν ἐπισφραγισάμενος, S. 358, 14 v. u. — S. 357, 3 LXXI ὡς ἐγεώργησας. — S. 358, 11 CII τὸ πανάγιον ὄνομά σου; bey allen dergleichen Zusätzen können wir wohl mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß sie vom Abschreiber herrühren; wenigstens ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß ein abschreibender Mönch sie ausgelassen haben sollte. Eben dahin rechne ich auch, wenn LXXI im Gleichfolgenden ὅτι — αἴνεσις ausläßt, dafür

Digitized by Google

aber τῶν αἰώνων nach αἰῶνας einſchiebt. Ueberhaupt verfahren die Abſchreiber bey dergleichen Doxologien und doxologiſchen Beyſätzen mit einer beſondern Willkür, und ich hätte allein aus unſerm Barlaam Hunderte von Beyſpielen beybringen können, wenn die Sache wichtig genug wäre, oder eines Beweiſes bedürfte. Einen allgemein bekannten Beleg finden wir ja ſelbſt ſchon im Gebete des Herrn. — Z. 10 v. u. LXXI κληροδοσίαν. — Z. 6 v. u. τὸ τρύχινον ῥάκος. — S. 359, 5 leſe man, wenn die Vulgata nicht Druckfehler iſt, κτίσιν ſtatt κτῆσιν. — Z. 2 v. u. alle unſere Hdſſ.'en εὐχαῖς καὶ ἱκεσίαις. — S. 360, 8 LXXI εἰσάγοντας; LIV εἰσαγαγοντας (εἰσαγάγοιτες der Vulgata iſt jedenfalls unrichtig); CII εἰσήγαγον; wenn wir dieſe Lesart annehmen, müſſen die beyden vorhergehenden Participien als von ἐωράκει abhängig gedacht werden. Im Folgenden haben LXXI, CII εἰσερχομένου δὲ αὐτοῦ; gleiche Abweichungen haben wir ſchon mehrere bemerkt. — S. 361, 6 LXXI ἐν μέσῳ ἁπάσης τῆς πόλεως πλουσίῳ φωτὶ κ.; nehmen wir dieſe Lesart auf, ſo muß das Kolon nach πόλει getilgt (wohl auf jeden Fall) und ἐν μέσῳ τ. πόλεως durch Kommata eingeſchloſſen werden. Auch im Folgenden weicht dieſelbe Handſchrift von der Vulgata ab, und gibt: ἀξιοῖ οὖν αὖθις ὁ ἰωάσαφ, εἰ δοκεῖ τὸν βαρλ. — Z. 15 XXI τῆς αὐτῆς τεύξῃ χαρᾶς καὶ εὐφροσύνης καὶ δόξης. — Z. 8 v. u. LXXI αἶνον ſtatt ὕμνον. — Z. 5 fg. v. u. derſelbe: πέμπτον μὲν καὶ εἰκοστὸν (ſo auch CII) ἔτος τῆς ἡλικίας ἀγών, ἀφ' οὗ τὴν βασιλείαν κατέλιπε, πέντε κ. τρίακ. χρ. Statt τὴν ἐπίγειον hat XLIX ἐπίκηρον. — S. 362, 12 LXXI πάσης περιγείου σχέσεως ἀληθῶς εἶχεν. — Z. 6. 5 v. u. LXXI ἐκ νεότητος; die übrigen ἐκ νεωτέρου. — Z. 3 v. u. ſtimmt LIV mit der Vulgata zuſammen; die übrigen weichen mehr oder weniger ab; LXXI hat καὶ καθαροτέραν (mit ō auch LIV) καὶ ἀμελῆ τοιαύτην πολ.; XLIV καὶ θειοτέρας καταξιούμενος ἀμέλει; CII καὶ θεωρίαν θειωτέραν καταξιούμενος ἀμέλει· τοιαύτην.

S. 363, 10 ſchieben alle unſere Handſchriften nach εὐφραινομένων richtig πάντων ein, welches ſich auch in den bezüglichen Pſalmenſtellen findet; überflüſſig dagegen iſt das von LXXI am Ende des Satzes angefügte ἐστίν. Daß das Folgende verworren und unzuſammenhängend iſt, hat Boiſſonade richtig bemerkt; nur ſcheint es, als ob durch ſeinen Vorſchlag der Sache nicht aufgeholfen würde. Unſere Codices ſind weder unter ſich, noch mit der Vulgata im Einklang; am nächſten ſteht XLIX; dann folgt XXI, doch mit Weglaſſung von πορείαν; LIV ſchreibt: τὸ δὲ τίμ. αὐτ. σ. ἐν γειτ. αὐτῷ τ. οἰκ. ποι. τις ἂν. ἄγ. κ. λ.; dann πρότερον ſtatt πότε. CII läßt ὃς nach ἅγιος weg, nebſt πορείαν. Alle dieſe Lesarten (unbedeutendere unberückſichtigt ge-

Digitized by Google

lassen) heben die Schwierigkeiten nicht. Ganz abweichend liest dagegen LXXI: ἦν δέ τις ἀνὴρ ἅγιος πλησίον αὐτοῦ τὰς οἰκήσεις κοιούμενος· ὃς καὶ τὴν πρὸς βαρλαὰμ πορείαν ἐκείνω πρότερον ὑπέδειξε; wenn wir nun nach dieser Lesart noch eine Verbindungspartikel, etwa mit Boissonade ϑείᾳ τέ τινι, einschieben, scheint alle Schwierigkeit gehoben zu seyn; unerklärlich bleibt freylich die Entstehung so abweichender Lesarten. — S. 364, 3. 4 erzählen alle unsere Hdss.'en, ohne des Barlaam zu erwähnen, πάντα αὐτῷ δῆλα τὰ περὶ τοῦ μακαρίου (LIV μακαρίτου) τίϑηϭιν ἰωάσαφ; LXXI πάντα αὐτῷ τὰ περὶ τοῦ μακαρίου λέξας ἰωάσαφ. — S. 365, 9 LXXI ἐν πᾶσι ϑεὸν τὸν ὑπεράγαϑον, τὸν ἀεὶ σ. — Z. 10 ist μεγίσοις Druckfehler. — Z. 8 v. u. geben alle unsere Codd. passend ὑμᾶς statt ἡμᾶς. — Z. 6 v. u. alle unsere Codd., außer LXXI, τῶν ἀπ' αἰῶνος ευαρεσησάντων. — Z. 5 v. u. läßt LXXI περὶ ὧν — διήγησις weg; die übrigen περὶ ὧν ἡ παρουσα διήγησις.

So hätten wir also unseren Johannes bis an das Ende seiner Lebensbeschreibung des Barlaam und Joasaph begleitet. Wenn auch diese Anzeige für einen großen Theil der Leser dieser Blätter von wenig oder keinem Interesse seyn mag, so glaube ich doch für die, welche sich mit einem tieferen philologischen und theologisch-patristischen Studium abgeben, eine nicht undankbare Arbeit übernommen zu haben, indem ich aus den Schätzen der k. k. Hofbibliothek einen, wie ich hoffe, nicht unbedeutenden Beytrag zu einer dereinstigen kritischen Behandlung unseres Johannes lieferte. Eine ausführlichere Darlegung der sehr vielen Varianten gestattete weder der Plan dieser Arbeit, noch der Raum dieser Blätter; eben so enthielt ich mich auch in den meisten Fällen eines eigenen Urtheils, so nahe auch oft die Entscheidung lag, da ich selbst keineswegs Willens war, eine Recension des Textes vorzunehmen, sondern nur Materialien zu einer solchen niederzulegen.

Einige Werke von untergeordnetem Interesse, welche Boissonade diesem Bande seiner Anecdota angehängt hat, können wir mit Stillschweigen übergehen. Zum Schlusse muß nur noch bemerkt werden, daß der Herausgeber im Inder alle Schriftsteller anführt, zu welchen er handschriftliche Verbesserungen aus den Pariser Codd. mitgetheilt hat, wodurch diese durch das ganze Buch zerstreuten, oft sehr nützlichen Notizen erst eigentlich zugänglich werden.

Wien, am 7. May 1833.

Dr. Joh. Heinr. Chr. Schubart.

Digitized by Google

Art. VI. Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von F. B. v. Bucholtz. Fünfter Band. Wien 1834, bey Carl Schaumburg. 567 S. Beylage S. 568—607.

Im Allgemeinen enthält dieser abermals umfangsreiche Band von 607 Seiten, den vorhergegangenen Bänden an Geist und Darstellungsweise ganz gleich, die weitere Entwicklung der ungrischen Angelegenheiten seit der im Waradiner Vertrag gewonnenen Friedensgrundlage, bereichert und vervollständigt in den interessantesten Partien aus urkundlichen Nachrichten des k. k. Staatsarchivs; die deutschen Angelegenheiten — in Darstellung der deutschen Städte und des Bürgerthums in Verbindung mit der Kirchentrennung, die daraus sich ergebenden Kriegs- und Friedensverhältnisse und der wiedertäuferischen Schwärmereyen; die Bestrebungen zu dem auf die erste Nürnberger Grundlage gestützten Frieden durch Zugeständnisse, Vermittlungen und Verträge; die gesteigerten Fürstenparteyungen im Reiche und die durch innere Umwandlung der Gesetzgebung in den wichtigsten Reichslanden bewaffneten Verträge, Bündnisse und Gegenbündnisse; die Recusation des höchsten Reichsgerichtes, bis zum unvermeidlichen Ausbruch des äußern Kampfes, der während des Friedens erhöhten Gegenmacht; die umständlich enthüllten Gesinnungen und Absichten des Kaisers und des Königs Ferdinand bey der wirklichen Führung des Krieges aus sehr wichtigen Beylagen und Aufklärungen aus dem k. k. Staatsarchive; endlich die fortgesetzten Religionskriege des sechzehnten Jahrhunderts auf germanischem Boden. — Nach der Ansicht des Hrn. Verfassers lassen sich diese Religionskämpfe als Prinzipienkriege betrachten, nicht zur totalen Unterdrückung oder Vernichtung des einen Theiles, sondern zur Erkämpfung fester Gränz- und Schutzmarken, begründet durch eine nach Thatsachen ermäßigte Anwendung des Prinzipes. Die damalige Legalität, die Staatsgesetze über den Glauben und über die damit enge zusammenhängenden, aber ins äußere Recht greifenden Punkte, — vermochten die Bewegung gegen das bisher in unbezweifelter Gültigkeit bestandene, jetzt aber von einem Theile des Ganzen, ohne Uebereinstimmung mit dem Haupte oder mit der verfassungsmäßigen Mehrheit, — eigenmächtig mit Aenderung bedrohte Gesetz nicht zu beherrschen; da man den Glauben selbst, den Grund dieser Rechte, bekämpfte und verwarf. — Hinsichtlich der Frage: ob und in welcher Weise das Schwert und die äußere Gesetzgebung überhaupt geeignet sey oder nicht, dem Glauben zu dienen? — waren jene Kämpfe (bey dem von beyden Theilen zwar anerkannten Prinzipe, daß die Rechtgläubigkeit auch Ge-

Digitized by Google

genstand des äußeren zwingenden Gesetzes seyn solle), doch im Ganzen weit mehr, als die späteren mit ruhiger Erörterung des großen Gegenstandes und der von einer höheren Macht gesetzten Gränzen für das eigene Thun verbunden, und sie haben auch bald gewissen Grund, auch inmitten aller späteren Verirrungen und Kämpfe bleibende Grundlagen eines Religionsfriedens gefunden.

Den Geist der Liebe und des Wohlwollens, die innere Freyheit und Freywilligkeit, der tiefste Characterzug des Christenthums, fordern Entfernung der äußeren Gewalt, um den Glauben auszubreiten und zu erhalten; sie fordern das Gefühl des Verbundenseyns in den Verhältnissen des Lebens mit den theilweise Getrennten, durch alle erhebenden, sittlichen und gemeinsam anerkannten Wahrheiten. Frevelnder Muthwille jedoch, leichtsinniger Uebermuth, vertragbrechende Willkür, starre Beschränktheit, unbedingtes und unbescheidenes Verkennen aller Schranken des eigenen Berufes oder der rechten und würdigen Mittel, Grausamkeit in der Ausführung, übermäßige Verlängerung des Kampfes zur Erzeugung steigender Verwilderung, Auflösung aller gewohnten Bande und unermeßlicher Privatverbrechen empören das Gemüth mit Recht zum tiefsten Schmerz und Abscheu über solche Kämpfe im Namen der Religion des Friedens. — Weiters ist bey Beurtheilung dieser Begebenheiten, das Wesen der Sache selbst, die man führte, und mit Waffen behaupten zu sollen meinte, scharf ins Auge zu fassen, in so weit es sich nicht von einem bloß abzuwehrenden, sondern auf Andere auszuübenden Zwang handelt; und bey diesem Gesichtspuncte, unter welchem auch die äußeren Kämpfe mit der inneren geistigen Natur des Streites zusammenfallen, wird es von großem Gewichte seyn, ob man die Sache selbst, wovon es sich handelte, für geistig vernichtend und zerstörend, oder für erhaltend und befruchtend ansieht. Mit Berücksichtigung nun der neuerlich gemachten Anregungen: »als hätte der Herr Verfasser den Reformationskampf überhaupt, und jede Sache, welche den Kampf hervorruft, als verwerflich dargestellt; — daß Entzweyung, Auflehnung gegen das Bestehende das Prinzip des Christenthums gewesen sey; daß geistige Freyheit, reinere Moral, höhere Bildung — als Früchte der Reformation bezeichnet werden, — und daß man dem Hrn. Verf. etwas Haß im Herzen gegen die Reformation und ihre wohlthätigen Folgen zumuthe,« bestimmt der Hr. Verf. den bey der Characterisirung des geistigen Streites in der Reformationsepoche, wovon nur alles Aeußerliche noch Folge war, genommenen Standpunct genauer und schärfer. Er weiset feyerlich von sich die Zumuthung,

Digitized by Google

als sey seine Klage über die tiefe, die Christenheit in ihren edelsten Theilen zerreißende Entzweyung hervorgegangen aus dem starren Festhalten an einem unlebendigen, materiellen Erhaltungs- und Stabilitäts-Prinzip, nach welchem alles Bestehende als solches als gut, aller Angriff auf dasselbe als böse angesehen werden müßte. Geistiges Leben und Bejahung sind nicht zu trennen; und da zwischen mehreren begründeten Bejahungen ein eigentlicher, wesentlicher Streit nicht bestehen kann, so muß jeder tief eindringende Streit ursprünglich von einer Verneinung, nämlich von einem Streben ausgehen, Leben und Bejahung zu vernichten, und dieß thut auch das eigentlich geistig Böse, als die wahre Ursache der Zwietracht. Es kömmt demnach immer darauf an, ob die Sache wahr und gut, das heißt, ob sie Leben und Bejahung ist; der gerechte und wohlthätige Kampf dient ihr dann schützend gegen die Angriffe der Zwietracht. Sein Verhältniß zum mosaischen Gesetze nun bezeichnend, sagt Christus selbst, er sey nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Sein Werk war also Herstellung der geschändeten und durch Lüge vielfach verneinten und vernichteten primitiven Offenbarung, und Begründung eines erfüllenden Neuen, eines Lebendig Positiven der erhabensten Art, in Ewigkeit fruchtlos bestürmt durch alle Mächte des Bösen. — In allen Erscheinungen muß man aufs schärfste unterscheiden, die von einer an sich feindseligen, auf Vernichtung gerichteten, von ihrem Vorkämpfer als gerecht und lebenbegründend angesehenen Sache erweckten, zu Hülfe gerufenen, oder von Hindernissen befreyten Lebenskräfte, — von dieser Sache selbst. Immer aber theilt eine auf Vernichtung gerichtete Sache ihre zerstörende Natur auch einem nothwendigen und heilsamen Kampfe mit, und zerstörende revolutionäre Mittel hemmen und trüben, für einen ächten Lebenszweck angewendet, die gute Sache selbst in ihren Wirkungen und in ihren Erscheinungen im höchsten Grade. — Im Reformationsstreite demnach ist das Wesentliche des Streitgegenstandes nämlich das, wodurch man Eines oder das Andere, Anhänger oder Gegner der alten Kirche war, — von der Schilderung der Anhänger beyder Theile, so wie aller Entwicklung, Kraftäußerungen und Folgen zu unterscheiden; und in dieser Hinsicht ergibt sich, aus den eigenen Aeußerungen der kämpfenden Theile selbst, als Characteristik des wesentlichen Standpunctes, daß die Einen jene Dogmen behaupteten und bejahten, welche eine sakramentale Ergreifung von Geschlecht und Natur von Christo aus, um Träger der Rechtfertigung und Heiligung zu seyn (worauf das organische leibliche Gemeinleben der Kirche, die Hauptsache des altkirchlichen Gottes-

Digitized by Google

dienstes, der Weihe, Priesterwürde, Gemeinschaft der mitwirkenden Hülfe, die Gewißheit der Tradition und verpflichtende Autorität beruhen), und an diese Dogmen als an gottmenschliche Wirkung und Wahrheit glaubten — und die andern sie verneinten. Durch diese Bezeichnung der wesentlichen Hauptfrage des Streites tritt man den Wortführern der Trennung wohl keineswegs zu nahe; und Luther selbst würde weiters es nie anerkennen, daß er den Kampf dagegen bloß als Mittel für andere von ihm beabsichtigte Wirkungen und Früchte intellectueller, politischer und sittlicher Art geführt, und daß es ihm nicht um die Grund- und Hauptsache, sondern um diese beabsichtigten anderen Folgen zu thun gewesen. — Auch zur allenfalls beabsichtigten Verbesserung der praktischen Mißbräuche in der römischen Kirche und des verdorbenen unwissenden Clerus — hätte sich der Kampf anders, als mit Läugnung und Bekämpfung der Sache selbst motiviren müssen. Eine solche Characteristik, als ein Theil historischer Darstellung, greift dem individuellen Endurtheil durchaus nicht vor; ja sie gibt vielmehr ein wichtiges Datum zur Gewinnung eines richtigen Endurtheils an die Hand; weil durch Verdeutlichung der Sache Jeder in den Stand gesetzt wird, zu wissen, worauf er jetzt seine eigene fernere Prüfung zu richten habe. Endlich beweist doch die bestimmteste und klarste Darstellung der Wesenheit des Streitgegenstandes, entkleidet von allen andern, bloß zufällig damit in Verbindung gebrachten Interessen und Fragen, von intellectueller, sittlicher oder politischer Natur weit mehr friedliebende, auf möglichstes Einvernehmen, gegenseitiges Anerkennen und auf Liebe zielende Gesinnung, — als das andere Verfahren, wenn unter Berufung auf hochtönende, aber sehr unbestimmte Namen von Nothwendigkeit, Licht u.s.w. alles aufgeboten wird, um in jener einen Frage die Entzweyung zu erhalten, zu nähren, und wo möglich noch tiefer und unheilbarer zu machen. Vorrede p. I — XI.

Erster Abschnitt: Fortwährendes Friedensprovisorium im Reiche, bis nach Eröffnung des Trienter Conciliums, p. 3 — 95. Seit dem Reichsschlusse zu Speyer (1542) bezeichnen Friedensliebe, friedliche Behandlung, Versuche zur Verständigung und Nachgiebigkeit im Ausdruck, Drang nach Sühnung des Zwistes, Wunsch, die Getrennten mit der Kirche wieder zu vereinigen auf Bedingungen, welche diese selbst für endlich zulässig erklären, erweiterte Nachsicht und Religionsduldung bis zur Unzufriedenheit der katholischen Partey und bis zum Argwohn in Rom, als wolle der Kaiser sich der politischen Uebermacht im Reiche auf Kosten der von ihm selbst bekannten Religion versichern; — hohe politische Werth-

Digitized by Google

legung auf gutes Vernehmen mit den kriegerischen protestirenden Ständen wegen der Türkenhülfe und dem wieder nahen Krieg mit Frankreich, und dabey Mißtrauen auf Papst und italienische Mächte, als politische und nicht ganz unparteyische Gegner, — bezeichnen fortwährend alle Handlungen des Kaisers und des Königs Ferdinand. — Sein in Regensburg 1541 gegebenes Wort zu lösen — war es die fest und nachdrücklich ausgesprochene Absicht des Kaisers, versehen mit mächtigen, durch die Cortes, durch Verpachtung der Aemter, durch Verkauf von Gütern und Commenden und durch die aus Indien erwarteten 600,000 Pesosd'or unterstützt, nach Niederland und nach Deutschland zu kommen (1542 — 1543), um den Herzog von Cleve zu bestrafen, Geldern wieder zu erlangen, den König von Frankreich nach Kräften zu zähmen, ja dann selbst persönlich gegen die Türken zu ziehen. Mit Instructionen, diesen Zwecken entsprechend, wurde Granvella nach Trient und Nürnberg vorausgesendet, zuerst um auf dem bevorstehenden Concil zu erscheinen, wenn es so gehalten werden könne, als es die Nothwendigkeit erfordere. Die Ausgleichung mit dem Könige von Frankreich, der mit Schande und Unehre das Böseste, was er konnte, gethan habe, und wie ihm am kürzesten und mit den wenigsten Kosten wehe gethan werden könne, sahen der Kaiser, König Ferdinand, Maria und alle Minister als das wichtigste an, selbst in Anbetracht der Gefahr, worin die Religion stehe. Daher wollte der Kaiser den Krieg in Ungern und gegen die Türken nur vertheidigungsweise von Ferdinand geführt wissen; weil sowohl dazu, als gegen Frankreich die deutschen Fürsten zu viele Bedingungen machen, und selbst die Städte mit den großen Kosten des vorigen Jahres sich entschuldigen würden. Granvella sprach es übrigens auch frey aus, daß die eigene Reise des Kaisers, wenn er versehen sey zum Kriege, das wahre Mittel und der Stachel für den Papst und für England seyn werde. — Die päpstlichen Legaten, der Fürstbischof von Trient, Madruzzi, die Cardinäle Moronus, Paris und Polus beginnen die Eröffnungs-Ceremonie in Trient, und der jüngere Granvella, Bischof von Arras, mit einer ausführlichen lateinischen Rede, von der Nothwendigkeit eines Conciliums und einer Reformation, von des Kaisers langen und bisher vergeblichen Bemühungen dazu, und von dem alle göttliche und menschliche Gerechtigkeit beleidigenden Benehmen des Königs von Frankreich durch den neuen Friedensbruch und Angriff auf den Kaiser während des Kampfes mit den Stürmen vor Algier. — K. Franz und selbst der Kaiser gaben ihren Bischöfen keine Weisung, zum Concilium zu reisen. Die Bischöfe der Länder des K. Ferdinand erscheinen am 8. Jänner 1543 in Trient. — In seinem Breve

Digitized by Google

12. November 1542, suchte der Papst den Kaiser Karl und den König Franz zur persönlichen Zusammenkunft mit ihm und zur Ausgleichung um Christus willen und durch die Kraft und Pflicht seines Amtes als Vater und Richter zu vermögen. K. Franz lehnt alle Zusammenkunft ab. K. Karl hatte am 21. Juny eine dreytägige Unterhandlung mit dem Papste zu Busetto am Po, auf seiner Reise von Genua nach Deutschland. Nach vergeblicher Anwesenheit der päpstlichen Legaten durch sechs Monate zu Trient, auf die vergebliche Aufforderung an den Reichstag in Nürnberg 1543, das Concil zu besuchen, und im Gefühle, bereits genug gethan zu haben, den Ungehorsam der Katholiken nicht noch strafbarer zu machen, und das Ansehen des päpstlichen Stuhles bey den Akatholiken noch mehr herabzusetzen, wird durch die Bulle von Bologna 6. July 1543 das Concil wieder suspendirt — unter Vorbehalt der Wiederaufnahme und Fortsetzung in erster bequemer Zeit. — Bey dem Reichstage in Nürnberg, wohin die beyden Granvella gegangen waren, wurde vornehmlich von der ferneren politischen Sicherstellung und Schonung der Protestanten im Reiche, um die Vermittlung des Religionsstreites noch offen zu erhalten, und um von dieser Seite im Kriege gegen Frankreich kein Hinderniß zu erleiden, so wie anderer Seits von der Türkenhülfe gehandelt. Schon in einer besonderen Declaration des Abschiedes zu Regensburg von Seite des Kaisers, 29. July 1541, hatte sich die Toleranz gegen die Protestirenden in einer Weise beurkundet, welche in wesentlichen Puncten die Grenzen des bis dahin durch zehn Jahre ihnen garantirten Friedens (des Nürnberger Friedens vom Jahre 1532, des Frankfurter Abschiedes von 1539 und des Recesses von 1541 selbst) überschritt, und welche den Friedenszustand mehrentheils nach der gleichen Maßgabe bestimmte, als der spätere definitive Religionsfrieden. Im Recesse von Speyer 1542 wurde nach K. Ferdinands Willen die Verlängerung des Friedensstandes auf fünf weitere Jahre mit noch mehreren Zugeständnissen bewilligt. — In Nürnberg sprachen, Jänner 1543, K. Ferdinand und Granvella ganz im Sinne der Friedenserhaltung, da sich große gegenseitige Erbitterung zwischen dem katholischen und protestantischen Theile der Reichsstände zeigte, und die Ersteren gegen die Aufnahme der Regensburger Declaration des Kaisers und den Receß, gegen das Dekret einer beharrlichen Türkenhülfe und gegen den Beschluß einer Türkensteuer feyerlichst protestirten. Die am 1. October begonnene Visitation des Kammergerichtes war schon am 12. Dezember 1543 wieder abgebrochen worden. Auf den problematischen Antrag zu Regensburg, dem Landgrafen Philipp das Oberkommando gegen die Franzosen zu übertragen, und

Digitized by Google

dann auf die Aufforderung an ihn, auf dem nächsten Convent der Protestirenden Hülfe gegen Frankreich auszuwirken, machte Philipp nur Hoffnung zu einiger Geldhülfe, wenn der Friede erhalten und das Kammergericht reformirt werde. Aus den, zwölf große Stöße anfüllenden Briefen zwischen dem Churfürsten Moriz und dem Landgrafen ergibt sich, daß Letzterer immer drang auf die Forterhaltung des schmalkaldischen Bundes, welcher Viele zur Annahme der evangelischen Lehre gestärkt hätte; daß Moriz fest bey der getrennten Religion, sonst aber bey Kaiser und König, als seinen Obern und Nachbarn, in Gnaden stehen wollte; daß er dem Landgrafen fest und stets widerrieth, dem Kaiser im Kriege zu dienen, nie gegen deutsche Fürsten, insbesondere gegen Cleve zu streiten, da es um die deutsche Freyheit zu thun sey, welche in der Person des Herzogs von Cleve angegriffen werde. An den Churfürsten von Mainz schrieb er (bey Anwesenheit des Kaisers daselbst, 11. August 1543) andringlich, »den Kaiser von der Lehre der Protestirenden gründlich zu unterrichten, ihn von den Mißbräuchen der Kirche ab, und zur heiligen Schrift zurückzubringen, wodurch allein nur in Deutschland, ja in der ganzen Christenheit die Eintracht hergestellt werden könne.« (Hierzu gehörte nun auch zunächst noch eine Vereinigung über den Grundsatz einer gültigen Auslegung und über das rechte Verhältniß der heiligen Schrift zum immer erneuerten Zeugniß in der sakramentalen Kirche!) — An der Spitze der katholischen Opposition gegen den Kaiser im Reiche stand der bayerische Minister, Leonhard von Eck, der der politischen Annäherung des Kaisers und Ferdinands an die Protestanten offenbar im Sinne der Hauptrichtung der Politik der bayerischen Herzoge aus zweyfachem Grunde entgegen war: zunächst aus einer fortwährenden Eifersucht gegen die Uebermacht Oesterreichs im Reiche und gegen dessen angeblichen Plan, alle deutschen Fürsten unter sein Joch zu bringen, — was Eck's böse Zunge nach allen Umständen zu schildern und zu vergrößern verstand; andererseits aus Abneigung gegen die neue Religionslehre als voranstehend in der heftigen katholischen Partey. — Ungeachtet aber Herzog Wilhelm von Hessen, Landgraf Philipp und Herzog Ulrich fast die gleiche Ansicht mit Eck theilten: so mißtrauten ihm doch alle Parteyen. — Dem offenen Bündnisse Frankreichs mit den Türken setzte K. Karl eine durch die kluge Regentin der Niederlande unter den schwierigsten Umständen negozirte Allianz mit Heinrich von England entgegen, welcher Frankreich namentlich deßhalb den Krieg erklärt hatte, weil König Franz dem König von Schottland, Jakob V., Hülfe wider England geleistet, nach dessen Tode Heinrichs Plan, die schotti-

Digitized by Google

sche Erbin Maria mit seinem Prinzen Eduard zu vermählen, vereitelt hatte. In Rom war man gegen dieß Bündniß höchst aufgebracht. K. Franz, gestützt auf anderweitig frömmelndes Benehmen und auf scharfe Edicte gegen Ketzereyen im eigenen Lande, forderte sogar vom Papste die geistliche Strafe gegen den Kaiser, weil dieser mit dem Häretiker Heinrich zu dem Ende verbündet sey, damit dieser Frankreich usurpire. Der Kaiser entschuldigte die Allianz damit, daß sie nur geschlossen sey, um das Bündniß zu entkräften, welches König Franz offen mit den Türken gegen ihn unterhalte.

In dieser Lage zeigte es sich in Rom ziemlich klar, daß der Papst eigentlich dem Kaiser die Ursache beymaß, warum kein Friede erreicht werden könne: jener Weigerung wegen nämlich, den ältesten Sohn des Königs Franz, den Herzog von Orleans, wirklich und unverweilt mit Mailand zu investiren. Außerdem, daß durch Verlängerung des Krieges der Religionszwist sich noch mehr zu befestigen schien, und das Concilium aufgeschoben werden mußte, war besagte Weigerung der eigenen römischen Politik empfindlich, welche nach jenem alten Systeme weit lieber besondere Fürsten in Mailand sah, und wenn es auch eine Linie des französischen Hauses gewesen wäre, als daß Neapel und Mailand *demselben* Monarchen unterworfen blieben. Aus dieser Quelle, in Verbindung mit dem Mißtrauen gegen den Kaiser wegen seines friedlichen Benehmens gegen die Protestanten muß wohl jene Mißhelligkeit und Mangel an Zutrauen hergeleitet werden, welche später durch neue Umstände verstärkt, gegen Ende der Regierung dieses Papstes, selbst den Fortgang der redlichsten Bemühungen des Kaisers für die Kirche auf das unerfreulichste störten. Gegen Frankreich einigermaßen blind, schien der Papst mehr die scharfen Edicte des Königs für den alten Glauben im eigenen Lande, als die leichtfertige Verwegenheit ins Auge zu fassen, womit Frankreich durch eigene Angriffskriege in Verbindung mit den Türken und allen innern Oppositionen die Christenheit zerrüttete, überall Spaltung und Unordnung nährte, aus keiner andern Ursache, als um eine Gleichtheilung der Macht in Italien durchzusetzen und der politischen Ehrsucht zu fröhnen. Man schien den grellen Widerspruch zwischen beyderley Verfahren zu übersehen, indem entweder ein katholisches Staatsgesetz in Europa seyn sollte, und es sodann ein frevelndes Attentat war, mit den Feinden dieses katholischen Staatsgesetzes sich zum Angriff gegen die kaiserliche Macht zu verbinden, — oder wo die Politik vom alten Glauben sich ablösen und unabhängig machen durfte und wollte, auch die Einschärfung der Rechtgläubigkeit

durch blutige Edicte nicht mit Würde und Erfolg Statt finden könnte.

Vergeblich war auch wirklich die Sendung des Kardinals Farneſe als Legaten des Friedens, indem der Kaiſer die vom König Franz aufgeſetzten Friedenspuncte nicht annehmen wollte. Dem ungeachtet aber erklärte der Papſt 8. Februar 1544 ſeinen feſten Sinn, als Richter in dieſer großen Sache zu handeln. Auf dem Reichstage, auf welchem K. Karl, ganz auf den Krieg gegen Frankreich bedacht, die Einſtimmigkeit und geneigte Geſinnung der geſammten deutſchen Nation wünſchte, erklärten Granvella und Naves dem ſächſiſchen Kanzler Burkhard im voraus, daß der Kaiſer ernſtlich mit einer Vergleichung in der Glaubensſache umgehe, — es ſey dem Papſte lieb oder nicht; des Papſtes erfolgte Ausſchreiben des Concils ſeyen bloße Spiegelfechtereyen, des Glaubens wegen habe vom Kaiſer ſich Niemand eines Böſen zu befahren. In dem am 28. May 1544 verfaßten Reichsabſchied ward eine der früheren Declaration ganz entſprechende Suſpenſion der ganzen Streitſache und eine Erweiterung des Religionsfriedens in ſolchem Umfange ausgeſprochen, daß damit die Anfänge voller politiſcher Gleichſtellung im Reiche gegeben wurden. Das Edict von Augsburg wurde ſuſpendirt bis zu einem chriſtlichen und freyen allgemeinen Concil oder einem nationalen Concil in Deutſchland, mit Dazwiſchenkunft des Kaiſers (ohne Erwähnung des Papſtes) und bis zur Verhandlung einer freundlichen und chriſtlichen Vergleichung. Der katholiſche Theil im Reiche war mit dieſem allen nicht zufrieden, und man betrachtete den Abſchied als einen Schritt, zu dem der Kaiſer durch die Noth des Krieges und durch Geldbedürfniß gebracht worden, wodurch er aber die Sache Gottes der Freundſchaft proteſtantiſcher Reichsſtände nachzuſetzen ſcheine; da man zu Rom es für höchſt gefahrvoll anſah, — wenn die Richtung, getrennte und unabhängige Nationalkirchen politiſch zu begründen, — welcher Frankreich ſich hinzugeben ſchon nahe geweſen war, und welche Heinrich VIII. wirklich in entſchiedener That ausgeführt hatte, auch beym Kaiſer und dem Reichskörper im Ganzen Eingang fände. Paul III. erließ demnach 24. Auguſt 1544 an den Kaiſer ein Breve in ſehr gemeſſenen, ernſtlichen, ja drohenden Ausdrücken: »daß der Kaiſer ſich kein Recht und keine Gewalt in allem dem, was die Religion betreffe, beyzulegen habe, daß er im Rezeſſe den Rechten der Kirche zu nahe trete; daß er davon abſtehe, anſonſt der Papſt ſtrenger gegen ihn verfahren müßte, als er gewohnt und geneigt ſey; daß er, damit das Concilium Statt haben könne, die Waffen niederlege, und

Digitized by Google

entweder sich selbst zum Frieden wende, oder falls derselbe nicht anders geschlossen werden könnte, es dem Concilio überlasse, in der Streitsache mit Frankreich zu entscheiden.« Auch der Kanzler Granvella und der kaiserliche Beichtvater Soto wurde von Rom aus influenzirt. Der Kaiser antwortete auf das Breve mündlich und mit Ruhe: »daß er die politisch für nothwendig geachtete Behandlung der Religionsangelegenheiten in Deutschland mit seiner Ehrfurcht vor der Kirche ernstlich zu vereinigen bemüht seyn werde.« — Bald darauf, am 24. September 1544, kam zwischen Kaiser und König Franz, der durch die Königin Eleonora von Frankreich, Schwester des Kaisers, und den König Ferdinand und den Pater de Soto vorzüglich vermittelte Frieden zu Crespy zu Stande, vorzüglich größtentheils die Zurückführung des heiligen Glaubens zur christlichen Einheit durch die vereinigte Mithülfe beyder Monarchen zu erzielen; worauf auch nach übereinstimmenden Aeußerungen der christlichen Monarchen, selbst K. Franzens, die Suspensionsbulle am 19. November 1544 zurückgenommen, und die Kirchenversammlung neuerdings auf den 15. März 1545 nach Trient berufen wurde. — Auf dem 1545 zu Worms gehaltenen Reichstage gaben sich die Gesinnungen und Gefühle der Protestirenden vorzüglich kund durch abermalige Berufung auf ein gemein frey Concilium (in ihrem Sinne nämlich, wo nicht der Papst und die Bischöfe entschieden), auf eine Reformation, die dem wahren Worte Gottes (ihrer Lehre nach) gleich komme, durch Abscheu und Mißtrauen gegen ein Trientiner Concil, das nur ausgeschrieben sey, damit der Friede ein Loch bekäme, daß nichts nütze, weil der Gegentheil Richter sey, da der Papst die Lutherischen bereits verdammt habe, und jetzt nichts als die Exekution suche. Sie verlangten am 30. Juny 1545 einen andern Reichstag und ein Colloquium zur Vergleichung der Religion, — bis dahin Frieden und Sicherheit, — ohne Meldung von einem Concilium. Der Rezeß vom 26. July 1545 berief einen neuen Reichstag am 6. Jänner 1546 nach Regensburg. In Folge des Beschlusses des vorjährigen Wormser Reichstages wurden von beyden Theilen Reformationsentwürfe verfaßt, um daraus auf freundliche Vergleichung zu handeln. Die Anträge der Theologen des Landgrafen Philipp vereinigten sich mit denen der Theologen von Churfachsen, deren Ansichten Melanchton zusammengestellt hatte, und worin (über Predigtamt, Kirchendiener nach allen Graden, Bischöfe und Collegia des geistlichen Regiments, Kapitel, Ordination, Synoden, Besorgung hoher und niederer Schulen und Universitäten, theologische Studien und Disposition unter bischöflichen Directionen, Wahl der Bischöfe, Kirchengerichte auch

Digitized by Google

in Ehesachen, Kirchenbau, Consistorien, Kirchengüter u. s. w.), weit entfernt von Luthers Rumorgeist, die Idee vorherrschte, daß man, wenn die Katholiken die Lehre von den Protestanten annehmen, die bischöfliche Jurisdiction und geistliche Stifter u. s. w. zurückgeben könne. Die Uebergabe dieses vom Landgrafen 16. April 1545 gebilligten Vergleichsprojectes hinderte zum Theil der Theolog Bucerus, der in seinem weitläufigen Vorschlag sich dahin aussprach, daß die Protestirenden am nächsten Reichstag nicht als Beklagte, sondern als Ankläger auftreten sollten; daß vom Papst und Concilium durchaus nichts zu hoffen sey, und daß Kaiser und Stände für sich allein durch verordnete fromme und friedliebende Männer die Reformation im Religionswesen vornehmen und durchführen müßten.

Katholischer Seits machte der Bischof von Hildesheim mit anderen Theologen ein Bedenken, wie die streitigen Artikel in einem Concil zu vergleichen oder zu dulden wären. In dem, was alle diese Entwürfe für die Außenseite der Sache einräumten, war nun wohl ohne Zweifel auch die Wirkung der lebhaftesten Besorgnisse sichtbar, welche die Protestirenden in Folge des Friedens von Crespy und der erneuten Berufung des Conciliums erfüllte, daß nämlich der Kaiser jetzt mit ungetheilter Macht die kirchlichen Beschlüsse wider sie, nachdem das Concilium sie bekräftigt, mit den Waffen geltend machen möchte. Sie hätten weit lieber friedlich von dem Kaiser Maßregeln erlangt, welche auf Gründung einer getrennten deutschen Kirche, etwa wie der englischen (mit den sich nach der Lehre und Reichsverfassung ergebenden Unterschieden) gezielt hätten, in solcher Art, daß durch Nachgeben oder Zwang auch der größte Theil der katholischen Reichsstände der Trennung möchte beygepflichtet haben. Mit größter Entschiedenheit aber hielten sie zugleich an dem eigentlichen Prinzip der Trennung fest. Die Bedingniß jener Zugeständnisse war, die Lehre anzunehmen, das heißt, der geistliche Stand sollte äußerlich vieles von seinen Einrichtungen und Besitz behalten, wofern nur die Dogmen, welche nach katholischer Doctrin sein Wesen ausmachen, verworfen würden. — In dieser Beziehung zeigte sich zugleich jene unruhvolle Widersetzung, wovon die Reformationsgeschichte manche Beyspiele darbietet, wenn eine Gefährdung des Errungenen oder die Möglichkeit einer Besiegung und Einengung desselben, als einer der Kirche gegenüberstehenden gleichen Macht, auch nur von fern sich zeigte. Sehr wohl fühlten die Protestirenden, daß ihre Sache nicht bloß auf Gegenstände sich richte, welche die Kirche auf ihren alten Grundlagen schlichten und ordnen könne, sondern daß dieselbe sich in der trennenden Hauptbeziehung zu

Digitized by Google

der alten Kirche verhielt, wie Vernichtung und Daseyn. Daher denn auch neben jenen nachgiebigen Vorschlägen für die äußerlichen Verhältnisse, der Kampf wider das päpstliche Ansehen und gegen jede Autorität eines Conciliums, wo Papst und Bischöfe die Glaubenslehre aussprechen, sich gerade damals leidenschaftlicher als je hervorthat. — Durch die entschiedenste Schmach- und Fluchrede sollte, wie es scheint, der Menge die Meinung von Unfehlbarkeit der neuen Ansicht gegeben, der Glaube an das kirchliche Ansehen erschüttert, — zugleich aber auch, was wohl ein Hauptzweck gewesen seyn dürfte, dem Kaiser und den katholischen Fürsten die Unmöglichkeit eines allgemeinen Vollzugs kirchlicher Beschlüsse, bey so heftigem unerschütterlichen Nichtwollen derselben, gleichsam handgreiflich gezeigt werden. Aus diesem Gesichtspuncte muß nun wohl auch Luthers wüthige, und vom Churfürsten Johann Friedrich am Reichstag zahlreich vertheilte Schrift: »Wider das Papstthum zu Rom vom Teufel gestiftet,« vom Jahre 1545, und der Schutz betrachtet werden, den der Churfürst Johann Friedrich dieser Schrift (und der zweyten Schrift: »Wider die Concilien«) in einer höchst seltsamen Art zu Theil werden ließ. Bey Anführungen aus dieser Schrift kann der Erzähler in den Fall kommen, sowohl bey katholischen als protestantischen Lesern wegen Verletzung achtungswerther Gefühle um Entschuldigung zu bitten. Bey jenen, weil die angeführten Worte ihnen als Lästerung dessen, was ihnen geheiligt ist, lauten; — bey diesen, weil eine solche Polemik demjenigen nicht zur Ehre gereicht, aus dessen Schriften ihnen zuerst die Kunde von Christus zu Theil geworden ist. Allein die Geschichte muß die Begebenheiten unumwunden characterisiren, weil sie sonst nicht richtig verstanden werden können; — und jenes kann nicht besser geschehen, als durch die eigenen Worte derjenigen, welche Häupter und Beweger der Begebenheiten waren. Indessen wollte Luther selbst sich gegen Vorwürfe dieser Art durch die Betheuerung schützen: »Du kennst meine Sitte; ich pflege nicht darauf zu achten, was Vielen mißfällt; wenn es nur fromm und nützlich ist; und wenn es nur Wenigen und Guten gefällt!« Die päpstlichen Legaten theilten nach Rom ihre Besorgniß mit, der Kaiser möchte, im Wunsch nach Aufschub eines Conciliums durch den türkischen Krieg gedrängt, den Reichstag schnell abbrechen, und die Religionssache möchte dann auf einem abermaligen Reichstag wirklich in einer vom Concilium unabhängigen Weise als Reichsgesetz entschieden werden. Wirklich eröffnete der Kaiser hierauf dem nach Worms (17. May 1545) gesendeten Farnese seine ganz veränderte Gesinnung und seine Abneigung vor der Abhaltung eines Conciliums; weil die Aus-

Digitized by Google

führung desselben und ihre Verdammung die furchtbare Faction der Protestirenden gleichsam in verteufelte Wuth setzen, und sie zwingen werde, sich zum Kriege zu rüsten, nicht nur zur Defension, sondern um die Katholiken anzugreifen, und den Krieg nach Italien, der ihnen verhaßten Burg der Religion, zu bringen. Die Sache des Concils gehe den Papst allein an, er habe sie aus sich selbst angefangen und geführt, und der Kaiser müsse deßwegen dem Papste alles überlassen. — Indessen, da eingesehen und zugestanden ward, daß gegen die Ketzereyen in Deutschland etwas vorgekehrt werden müsse, weil sonst in kurzer Zeit sowohl der Papst als der Kaiser wenig mehr in diesen Provinzen zu thun haben werden: — so scheint es, daß doch jetzt schon zu Worms die vorläufige Verabredung wegen eines Geldbeytrages von Seite des Papstes zum Kriege wider die Protestanten gepflogen worden sey; und daß der Kaiser damals schon einen Krieg beschlossen habe — für den allerdings höchst wahrscheinlichen Fall, daß die noch vorzunehmenden öffentlichen oder persönlichen Verhandlungen nicht dahin führen würden, daß die Protestanten das Concilium besuchten. Wirklich erschienen Winke, daß der Kaiser im Begriffe stand, die Unternehmung der katholischen Ligue zu führen, daß er in Rom selbst wegen des Concils und der Ligue unterhandeln ließ, und vom Papst Paul III. die Zustimmung zu einem neuen Colloquium und Reichstag erhalten habe. Die Eröffnung des Concils, zwar für den Augenblick aufgeschoben, und weil man dessen Verlegung nach Rom vorschlug, ward endlich vom Papste auf den 13. Dezember 1545 festgesetzt, und wirklich mit der ersten Sitzung am 6. Jänner 1546 ausgeführt. Von dem Colloquium zu Regensburg, das am 27. Jänner 1546 eröffnet worden war, versprachen sich beyde Theile schon im Voraus nur geringen Einfluß auf die Erhaltung des äußeren Friedens. Wirklich löste sich dasselbe, nach sogleich begonnenen subtilen Disputationen über den Artikel der Rechtfertigung, schon am 20. März wieder auf. Schon seit dem vorigen Jahre hatte sich wegen verschiedenen Vorgängen die feindselige Stimmung und das Mißtrauen vermehrt, vorzüglich weil die Protestanten einiges von dem kriegerischen Vorhaben des Papstes, von Rüstungen des Kaisers, und daß viel tausend Hacken und Handgewehre aus Italien gesendet würden, erfahren hatten. Während aller übrigen Vorgänge hatten sich auch die schmalkaldischen Bundesverwandten wiederholt zu Worms, Hannover und zu Ende 1545 und Anfang 1546 zu Frankfurt versammelt, zur Erneuerung des Bundes, welcher mit Invocavit 1546 zu Ende ging, und zur Bestimmung ihrer weiteren Stellung und ihres Wirkens für ihre angenommene Ueberzeugung und gegen

Digitized by Google

ungerechte Angriffe, möge das Colloquium eine erwünschte Frucht haben oder nicht. Auf den Wunsch und die Einladung des Kaisers, der jetzt noch einen letzten und persönlichen Versuch machen wollte, den Landgrafen für eine Vermittlung und nachgiebigere Behandlung der Religionssache zu stimmen, waren auch Landgraf Philipp, der Churfürst von der Pfalz und ein Abgesandter Würtembergs nach Speyer, März 1546, gekommen. Man sprach dort seine Ansichten und gegenseitigen Beschwerden offen aus, der Kaiser seine wohlwollende Gesinnung gegen das deutsche Vaterland und die Bundesgenossen, der Landgraf Philipp seine Ueberzeugung, daß die angenommene Religion in Deutschland nun einmal nicht mehr unterdrückt werden könne, daß viele tausend Menschen darüber vertilgt werden würden, dem Kaiser selbst zum größten Verluste, den Feinden des Reiches aber und den Türken vor allen zum höchsten Gewinne; und daß in dieser Lage nichts besser sey, als wenn der Kaiser die Religion unter den Reichsständen frey gebe, so jedoch, daß der Friede aufrecht erhalten werden sollte. Hinsichtlich des Conciliums und beym Vorschlage von Mittelartikeln kam der Landgraf immer darauf zurück, daß die oberste Entscheidung bey der Schrift seyn müsse. Persönliches Erscheinen bey dem Reichstage weigerte er standhaft mit Vorgabe der zu großen Kosten von 30,000 Gulden. Der Erfolg dieser Unterredungen war so viel als keiner; jedoch hatte man keinen Grund, anzunehmen, daß es dem Kaiser mit den in diesem Gespräche geäußerten Absichten nicht Ernst gewesen sey. — Nachdem die bisherigen Versuche zur Verständigung, die Colloquien u. s. w. seither so wenig Erfolg gehabt, und das Concilium aufs Beharrlichste recusirt war, schien noch der Weg übrig zu bleiben, daß, unabhängig von gänzlicher Vereinigung der beyderseitigen Theologen, von Kaiser und Reichswegen einstweilen einige Zugeständnisse oder Mittelartikel (etwa die vier vereinigten Artikel vom J. 1541 mit Zulassung der Ehe der Prediger und des Kelches in der Art des nachmaligen Interims ohne weitere fundamentale Trennung) ausgesprochen würden, und so die Gegner vermocht werden könnten, auch noch das Concilium zu beschicken; auf welchem übrigens eine wirkliche Reform anerkannter Gebrechen zu befördern ebenfalls des Kaisers ernster Wunsch und Wille war. Dieses war es, was derselbe nach dem entschiedensten Siege unternahm; warum sollte man zweifeln, daß er den Krieg hätte unterlassen wollen, wenn die Fürsten damals dazu die Hand geboten hätten?

Zweyter Abschnitt: Erneuerung des Krieges und Begebenheiten in Ungern bis zum Abschluß des fünfjährigen Waffenstillstandes mit den Tür-

Digitized by Google

ken, p. 99—222, kleine Schrift. Der Sturz des zum Frieden geneigten Ibraims, das Mißtrauen wegen fortdauernder Unterhandlungen zwischen Ferdinand und Johannes und dem zwischen Suleiman und dem Kaiser noch schwebenden Krieg brachten auch in Constantinopel wieder zwischen K. Ferdinand und den Türken eine feindseligere Stimmung hervor, die, trotz der Gesandtschaften, immer höher hervorglimmte, und seit 1536 wurde der Pascha von Belgrad, Mahmeth Jahiogli, durch ausgedehnten kleinen Krieg und durch Eroberung von dreyßig Schlössern auf dem Gebiete Ferdinands der eigentliche Wiedererneuerer des förmlichen Krieges, der mit dem Verluste von Clissa, eines für den Besitz Dalmatiens sehr wichtigen Punctes, und mit der schmachvollen Niederlage bey Esseg, welche der altrömische Muth des edlen Lodron vergeblich abzuwenden bemüht war, 1537 begann. Katzianer, Schlick, Ungnad und Pekry fallen dieser nachtheiligen Ereignisse wegen in Ungnade. Katzianer flüchtig in Kroatien, mit den Türken in geheimer Verbindung, den Parteygeist wüthig aufregend, wird durch die Zrinys ermordet. — Das wichtige Dokument des ganzen Adels und der Landleute in der windischen Mark über Ungnads Wohlverhalten im türkischen Kriege — steht in Lünigs Reichsarchiv. Spicileg. Saecular. p. 1486. — Während dieser Ereignisse gingen die Unterhandlungen mit Johannes fort bis zur Vermittlung des Friedens 24. Februar 1538 durch den Erzbischof von Lunden und den Kaiser auf die Bedingung der gänzlichen Reversion des Landes an Ferdinand nach dem Tode des Johannes und eines Bundes zur gemeinsamen Vertheidigung des ungrischen Reiches gegen die Türken; worüber Papst Paul III. und wegen des festeren Zusammenschließens der christlichen Potentaten im Waffenstillstande zu Nizza zwischen Kaiser und König Franz und der Trippelallianz zwischen Papst, Kaiser und Venedig gegen die Türken, die höchste Freude 4. July 1538 ausdrückte. In diesem Trippelbundesbrief vom 8. Februar 1538, in welchem auch König Ferdinand eingeschlossen war, war für alle, den contrahirenden Theilen zufallenden Obliegenheiten an Geld, Schiffen und Mannschaft Vorsehung getroffen, ja selbst ein vorläufiger Theilungsvertrag der türkischen Provinzen diesseits des Bosporos und die Wiedererrichtung des Kaiserthums von Constantinopel durch den abendländischen Kaiser bestimmt worden. Man sieht also, daß — nach dem oft bewährten Schicksal des Hauses Oesterreich, während oder kurz nach erlittenen Verlusten, auf einer andern Seite sich neuer Hülfsmittel und neuen Zuwachses an defensiver Stärke zu erfreuen, — auch damals K. Ferdinand ganz kurz nach den Unfällen seiner Waffen, durch den Frieden mit Johannes und durch das erwähnte heilige Bündniß, viel

Digitized by Google

stärker als vorher, wenigstens zur Vertheidigung, den Türken gegenüber stand. — Vergebliche Bemühungen der Königin Eleonore von Frankreich und der niederländischen Statthalterin Maria für den zehnjährigen Waffenstillstand mit Frankreich, und für Hülfe von Franz I. gegen die Türken. — Suleimans Heerzug gegen Johannes 1538 und dessen durch Furcht, Mißtrauen und die Rathschläge seines Bruders Georg noch größere Unterwürfigkeit nach dem Abzuge des Sultans — 1540. — In den ihm aufgetragenen Friedensvermittlungen zwischen K. Ferdinand und Johannes benimmt sich der gewesene Erzbischof von Lund, Johann Vesalius, aus aufstrebendem Ehrgeiz und Habsucht sehr zweydeutig. Er verliert K. Ferdinands Vertrauen. Gegen die Intriguen des K. Sigismund von Polen und seines Schwiegersohnes Johannes dringt K. Ferdinand vergeblich auf die Publizirung des Waradiner Friedens mit Johannes und gemeinsame Vertheidigung; und es erwahrt sich vollkommen die Warnung des Alexander Thurzo, damaligen Locumtenens — an K. Ferdinand, 18. Febr. 1540, über die zweydeutigen Gesinnungen des Johannes und jenes Bruders Georg. Durch die nämlichen Mittel wird eine Sache erhalten, als wodurch sie gegründet worden; getrennte Herrschaft in Ungern bestand durch Schutz und Waffenmacht der Türken; — so erhielt und setzte sich dieselbe auch nach dem Tode des Johannes durch das gleiche Mittel fort, ungeachtet entgegenstehender Verträge. Darum darf man sich nicht verwundern, wenn K. Ferdinand aus dem Aufstande der Woiwoden von Siebenbürgen, Mailath und Emerich Balassa, an dem er selbst durchaus keinen Antheil hatte (1540), und welche Empörung Johannes mit aller Kraft zu unterdrücken strebte, Vortheil zu ziehen trachtete; denn alsogleich und in den letzten Tagen vor seinem Tode noch, 22. July 1540, ließ Johannes vertragswidrig in Constantinopel durch seinen Bruder Georg unterhandeln; er sandte auch Boten an den Kaiser und an den König von Frankreich, der ihn mit Geld unterstützte, und ihm ernstlich rathen ließ, er solle seine Sache mit den Türken auf irgend eine Weise vertragen, und nicht den Versprechungen der christlichen Fürsten vertrauen, wenn er nicht zu Grunde gehen wolle. — Nach dem Tode des Johannes standen zwischen K. Ferdinand mit der ihm seither schon gehorchenden Hälfte des Reichs und den Türken drey Abstufungen ungrischer Gesinnung. Die einen bekannten sich uneingeschränkt zu der Verpflichtung des Waradiner Vertrags; sie waren unbedingt für Vereinigung des Reiches unter Ferdinand; ihre Gesinnung hatte am einfachsten und kraftvollsten der Bischof Frangipani in einem Schreiben an den Papst ausgesprochen p. 132 — 135. Die andern, eine sehr

Digitized by Google

ansehnliche Mittelpartey, wollten aufrichtig dasselbe, aber nur mit der Bedingung, wenn Ferdinand und der Kaiser wirklich ein so starkes Heer aufstellen würden, daß Ungern von den Türken frey und vor ihnen gesichert würde: sonst wollten sie unter irgend einem neugewählten Könige sich durch Tributzahlung mit den Türken so gut als möglich stellen und Vertrag schließen, wo möglich unter Vereinigung auch mit dem Ferdinandischen Theil, um in einer gewissen Stärke neben den Türken zu bestehen. Am merkwürdigsten und offensten sprach sich die Ansicht dieser Mittelpartey aus in einem von Frangipani, Peter Pereny, Franz Bebek, Stephan Raskay und Sigismund Balassa unterzeichneten Schreiben, Erlau 30. August 1540, an den Kaiser. Der wichtigste Mann dieser Mittelpartey war wohl Peter Pereny. K. Ferdinand pflog mit ihm verschiedene Unterhandlungen 1536 — 1539, woraus erhellt, daß Pereny mit dessen Genehmigung auf der Seite des Johannes geblieben sey, jedoch so, daß er nach dem Tode desselben, oder wenn dieser den Tractat nicht hielt, offen und ganz sich für Ferdinand erklären sollte, p. 138 — 140. Die dritte Partey war die Witwe des Johannes oder vielmehr der Tutoren seines nachgelassenen Prinzen, welche ein Erbrecht desselben auf den Thron annahmen, im offenen Widerspruch mit dem Waradiner Vertrage und zum unbezweifelten Schaden der Nation; da solcher Anspruch die innere Entzweyung perpetuirte, und nur durch türkische Hülfe zu behaupten war; und weil es überdieß den Häuptern dieser Partey, namentlich dem Bruder Georg, nicht so sehr um die Herrschaft des jungen Prinzen oder seiner Mutter, als um eigene Macht zu thun war, und der unter Huldigungen und täuschenden Vorwänden gegen Ferdinand sowohl als gegen die Türken die Herrschaft so fortzuführen wußte, wie er sie der Sache nach auch schon in den letzten Jahren des Johannes ausgeübt hatte. Dennoch konnte bey dieser Getheiltheit mehr als zuvor die Hoffnung gefaßt werden, die Nation vereinigt und vor den Türken gesichert zu sehen; weil K. Ferdinand seinerseits alle erforderlichen und zweckdienlichen Schritte that. Dagegen wendeten sich Georg und Petrowitsch, die Tutoren des Sohnes des Johannes, um Hülfe nach Constantinopel und Polen, wo inzwischen in den J. 1540 und 1541 alle Unterhandlungen K. Ferdinands, und der Versuch, Ofen wieder zu erobern, vergeblich gewesen waren, so wie alle seine Anstrengungen beym Kaiser, beym Reiche, in Böhmen und Mähren zur Aufstellung eines größeren Heeres — von geringem Erfolg gewesen sind. Bey der wiederholten Belagerung Ofens unter dem alten Roggendorf erlitt das Heer Ferdinands, 20. — 21. Aug. 1541, die entschiedenste Niederlage durch die Türken. Bald

Digitized by Google

darauf, 26. August, kam Suleiman selbst mit einem großen Heere vor Ofen an; er ließ die Stadt durch Betrug und List gegen Isabella selbst besetzen, und hielt dann am 2. September seinen Einzug; alles Land an der Donau mit der Hauptstadt Ofen bis an die Theis machte er zur türkischen Provinz, und bestätigte dagegen die Königin mit ihrem unmündigen Sohne und dessen Vormünder Georg und Petrowitsch in der Herrschaft des Landes jenseits der Theis. Isabella zog weinend und mit verhaltenem Schmerz aus der Stadt, einem barbarischen Eroberer den Sitz des Reiches überlassend, welchen sie dem christlichen und rechtmäßigen Könige von Ungern verweigert hatte. Gegen die nun aufs Höchste gestiegene Gefahr war mit unendlicher Anstrengung in allen Erbländern und im Reiche 1542 und 1543 ein wohlgerüstetes Heer und eine Donauflotte zusammengebracht worden: aber wieder war nur ein schmählicher Rückzug von dem vergeblich belagerten Pest und eine wilde Auflösung des Heeres, wahrscheinlich durch französische Practiken, die traurige Folge gewesen, so daß K. Ferdinand selbst an den Kaiser über dieses Ereigniß schrieb: »daß niemals so große Schmach und Unehre im Reiche geschehen sey, außer dem Schaden und größerer Gefahr des Aergern.« Sehr merkwürdig ist dabey, daß, ungeachtet dieser kriegerischen Unfälle, dennoch die Königin und ihre Partey nach der gemachten Erfahrung von Suleimans Handelsweise, sich auf dieselbe Art wieder gegen Ferdinand erklärte, und das Nämliche zugestand, was er beym entschiedensten Kriegsglück von derselben erlangt haben würde, nämlich die Beobachtung des Waradiner Vertrags. Um ihn nicht zu halten, hatten sie den Sultan aufs Neue hereingerufen; nachdem dieser gesiegt hatte, sehen sie sich genöthigt, bey der Stärke des Rechtes Ferdinands, sich zu jenem nämlichen Vertrage zu bekennen (23. April und 26. July 1542), mit dem, dem Stamme des Zapolya und der Isabella erblich eingeräumten Herzogthume der Zyps — sich zufrieden zu stellen, und dagegen auch noch die Unzertrennbarkeit der Zyps vom Königreiche Ungern und nach dem Ausgange ihres Stammes den Rückfall derselben an Oesterreich zu reversiren. Ueber den bald darauf erfolgten Prozeß gegen Peter Perény, das Haupt der oben bezeichneten Mittelpartey, zeigen sich die Geschichtschreiber wenig unterrichtet, und des Jovius Erzählung ist wie gewöhnlich etwas abenteuerlich. Aus archivalischen Quellen ergibt sich folgende Aufhellung. Nach der Niederlage bey Ofen, als die Macht des K. Ferdinand in Ungern geschwächt schien, wachte auch aufs Neue Eifersucht und bewaffnete Gewaltthätigkeit unter den ungrischen Großen auf, unter welchem Verhältnisse Peter Perény es für nothwendig fand, mit Andreas Bathor, Bebeck, Raskai,

Digitized by Google

Drasky und mit drey Brüdern Homona eine Conföderation zu schließen, mit dem urkundlich angegebenen Zwecke, gewaltthätige Angriffe abzuhalten, und die Gewaltthäter zu Recht zu zwingen, alles unbeschadet der Treue, womit sie königlicher Würde verwandt seyen. Darob nun, wegen Besetzung vieler fester Plätze in Ungern, vorzüglich der Stadt und des Schlosses Erlau, wegen gewaltsamer Einnahme vieler Güter des Fünfkirchner Domkapitels, als schuldig an dem Unglücke vor Pest, und wegen vielen geheimen Communicationen mit den Türken, des Hochverrathes, und als wollte er sich selbst zum König von Ungern machen — ward Pereny kurz nach dem Rückzuge von Pest auf K. Ferdinands Befehl zu Gran verhaftet, über 32 Fragepunkte zur Verantwortung und über sieben Forderungen zur Beystimmung vernommen (Wien, 18. October 1542). Wiewohl dieser Vorfall allenthalben große Unzufriedenheit erregte, die von Pereny befehligten Truppen unwillig das Lager verließen, alle Großen des Reichs, besonders der Locumtenens Thurzo, schmerzlich davon betroffen worden waren, und Pereny selbst nicht nur alle Forderungen erfüllte, sondern auch betheuerte, »daß, wenn auch der Türke ihm sein ganzes Reich gegeben hätte, so würde er nie wider Gott und königliche Majestät, sein Vaterland und sein eigenes Blut dergestalt gehandelt haben:« so ließ ihn Ferdinand dennoch zur weiteren Haft und Untersuchung als Staatsgefangenen nach Neustadt bringen (November 1542), und nach vergeblichen Forderungen am Tyrnauer Reichstage 1545 und nach zwecklosser Verbürgung aller Regnikolaren für ihn, wurde Pereny erst 1547 nach Erlegung von 40,000 Gulden für die erhobenen Zehenten von Erlau wieder auf freyen Fuß gesetzt, wornach er aber schon auf der Heimreise starb, p. 176 — 188. — Ungeachtet des widrigen Kriegsglückes in den vorigen Jahren herrschte dennoch keine unwürdige Niedergeschlagenheit weder bey Ferdinand, noch bey den ächt patriotischen Ungern. Auf die Anzeige des Woiwoden von der Wallachey, Radul (Jänner 1543), daß der türkische Kaiser den Vorsatz habe, Wien abermals zu belagern, ja alle Reiche bis nach Rom hin zu erobern, — war man zur Aufstellung eines neuen Heeres in Ungern, in allen Erblanden, in Böhmen und Mähren und im Reiche unablässig thätig; und ungeachtet, wegen des abermaligen, schmachvollen Friedensbruches von Seite des Königs Franz, der Kaiser keine Hülfe senden konnte, zog K. Ferdinand dennoch dem schon bis Stuhlweissenburg siegreich heraufgedrungenen Suleiman, im May 1543, muthvoll entgegen, wenn gleich nach dem unvermutheten Rückzuge des Erbfeindes, auch dießmal durch schnelle Auflösung des Heeres, ihm weitere Fortschritte versagt waren. — Die während

Digitized by Google

diesen Ereignissen immerfort gepflogenen Unterhandlungen zwischen Ferdinand, der Partey der Isabella und namentlich mit dem Bruder Georg, p. 202—209, geben das Resultat: daß die Königin gleich einer Gefangenen von den Parteyhäuptern gehalten, und zu bitteren Klagen gegen den Bruder Georg, den wahren Beherrscher des Landes, berechtigt war; daß dieser Letztere sich bey K. Ferdinand im Vertrauen mit aller List zu erhalten suchte, ohne sich gegen die Türken zu compromittiren, und daß es endlich nur einer geringen Kriegsmacht bey glücklichem Erfolge gegen die Türken bedurft hätte, um das ganze Ungern wirklich zur Einheit zurückzubringen. — Während des noch fortschwebenden Kriegsstandes in Ungern unterhandelte man wieder in Konstantinopel über den Besitz des Landes — ohne zum Ziel zu kommen; aber auch nach dem Frieden von Crespy — schien der Kaiser zur Befreyung Ungerns, als des Bollwerks der Christenheit, Oesterreichs und Deutschlands, bereit; verderblich genug ward jedoch die wirkliche Hülfe wieder vom nächsten Reichstage abhängig gemacht 1545. — Auch die Beschlüsse zur Defension des Reiches auf dem Tyrnauer Reichstage waren fruchtlos; weil im entscheidenden Zeitpuncte des Friedens zu Crespy — das allgemeine Aufgebot des deutschen Reiches nicht zu Stande gebracht werden konnte. Denn die gewaltigsten Umstände, das Umsichgreifen und die Ansprüche der Protestirenden störend die politische Reichsordnung, daß sie sich ohne Garantien für völlige Rechtsgleichheit des Lutherthums mit der alten Religion im Reiche zu nichts mehr verstehen wollten, die Unmöglichkeit eines Aufschubes des Conciliums und die aus Mißtrauen sehr feindselige Stimmung wegen eines den Protestanten bevorstehenden Krieges, um sie mit Zwang dem Concilium zu unterwerfen, all dieses vereitelte wieder und gänzlich einen kraftvollen Feldzug gegen die Türken. — Man hielt es daher für gerathener, bey der geneigten Gesinnung der Pforte (p. 215—222), bey Suleiman nach dem gegenwärtigen Besitzstand auf Frieden oder Stillstand (October 1545) unterhandeln zu lassen; und so wurde jetzt, ungeachtet der geheimen und offenen Gegenwirkungen von Seite Frankreichs, im Sommer 1546 — ein mehrjähriger Waffenstillstand abgeschlossen. — Am Ende dieses Abschnittes, in welchem K. Ferdinand abermals sein Recht mit Krieg geltend zu machen unternommen, stand freylich die Sache, in Folge des fortwährend unglücklich geführten Krieges, darin schlimmer wie zuvor, daß der Antheil von Ungern, den Ferdinand wirklich inne hatte, noch um Gran, Stuhlweissenburg ꝛc. vermindert war, und daß der Türke jetzt einen beträchtlichen Theil des Reiches in eine unmittelbare Provinz verwandelt hatte. Andererseits aber hatte

Digitized by Google

sich dennoch auch hier gezeigt, daß die Stärke gesetzlicher und gerechter Regierungen nicht bloß in augenblicklichen Erfolgen der Waffen beruht. Mitten unter beklagenswerthen Unfällen und erfolglosen Anstrengungen zeigte sich jene Stärke, welche in der föderativen Macht besteht, nach jenem alten Ausspruch, daß gute Freunde noch mehr als Heere zur Stärke beytragen; — es zeigte sich die Kraft des Rechtes, welches selbst die Widerstrebenden anerkennen; — die Stärke des gesetzlichen Mittelpunctes, welcher hauptsächlich nur der Neutralisirung fremder Uebermacht bedarf, um über innere Entzweyungen zu siegen; — die Hülfsquellen der Ausdauer endlich, welche schon in der Mäßigkeit des Kraftaufwandes eine Gewährung findet, und über den endlichen Erfolg eines beharrlichen Strebens Zuversicht einflößt. — Aus der ganzen Reihe der Thatsachen ist es übrigens sehr begreiflich, daß der Bruder Georg wegen der von ihm ganz hauptsächlich fortgesetzten innern Entzweyung und König Franz, welcher nicht nur durch immer erneuerten Angriff den Kaiser abhielt, Ungern zu Hülfe zu kommen, sondern auch alles that, um die Türken zu Invasionen anzutreiben, für patriotisch gesinnte Ungern sehr gehässige Namen waren.

Dritter Abschnitt: Die deutschen Städte in Verbindung mit der Kirchentrennung, p. 225—306 (kleinere Schrift). Die beyspielsweise Darstellung, wie das geordnete Bürgerthum in den Städten für die Religionsspaltung gewesen sey die Wiege zur Entwicklung der Vielfachheit der Bekenntnisse, die Wiege der ersten großen Haupttrennung unter den gegenkirchlichen Lehrmeinungen, die feste Sohle und das feste Geleise zur Ausbreitung der in ihrem Schoße befestigten und unter den Schutz eigener Magistrate gestellten neuen Lehre — durch defensive Bündnisse, durch mittelbare Verhandlungen, durch häufige Berührung mit Fremden in Handel, Industrie und Kunstverkehre, durch den Bücherdruck und Buchhandel, und einige Male auch durch Gewalt der Waffen, wie Bern gegen Savoyen im Süden und das revolutionirte Lübeck gegen Dänemark im Norden, und wie dieses geordnete Bürgerthum — durch Gestaltung friedlicher Uebereinkunft zwischen den politischen Ansprüchen widerstrebender Religionsbekenntnisse, durch Ausbildung der Formen eines Religionsfriedens im Kleinen in ihrem Schooße, und durch Ausführung eines staatsrechtlichen Religionsfriedens und rechtlichen Nebeneinandersetzens von Staat zu Staat, wie bey den schweizerischen Städten — eine feste legislative Stellung in Beziehung auf die Religionsspaltung erstrebt und eingenommen habe, — ist die Hauptaufgabe dieses Abschnittes. Diese allgemeine Darstellung und Betrachtung wird durch die umständ-

Digitized by Google

liche Nachweisung der Entstehung und Ausbildung der neuen Religionsverhaltnisse und der Bündnisse in der Schweiz nachgewiesen und erwahrt. Gang der Kirchentrennung in Zürch p. 229—235, in Solothurn, in Bern, in Basel, in St. Gallen, in Glarus, Appenzell und Graubündten p. 235—243; wo überall theils ganz, theils gemischt, die neue Lehre Wurzel gefaßt, die Magistrate und die Bürgergemeinden getheilt, und unter Benützung günstiger Umstände von Seiten ihrer Anhänger durch verschiedene Uebergänge sich zum Staatsgesetze erhoben hatte (p. 248—273). Die Anfänge und Festsetzung oder Reformationsgrundsätze in den deutschen Städten, vorzüglich in Straßburg, Ulm, Augsburg, Frankfurt, Bremen, Münster, Hannover, Hamburg, Lübeck; der Krieg mit Dänemark und Holstein unter Wüllenweber und Mayer, und ähnliche Bewegungen zu Stralsund p. 273—306. In dem Berichte der Frankfurter katholischen Geistlichkeit an das Kammergericht, an Kaiser und König ist folgende Stelle bemerkenswerth: »Nun ist röm. kath. kais. Maj. höchlich zu bedenken, daß die Stadt Frankfurth mitten im heiligen römischen Reich liegt, und daß zweymahl im Jahr zu den zwey Messen ein merklich Volk von aller Nation dahin kommt, als Franzosen, Hispanier, Holländer, Brabanter und Italiener, und daß das fremde Volk, da diese Leere nit ist, leichtlich daselbst möge ein Gift haben und fürder weiter ausgießen, zu dem die lutherischen Bücher daselbst, unterschiedlich in französisch, hispanisch, lateinisch und deutsch feil gehabt und verkauft werden, und daß darum zuvörderst hoch vonnöthen seyn will zum fürderlichsten immer möglich Insehen zu thun!«

Vierter Abschnitt: Gesteigerte Fürstenparteyung im Reich, auf den Grund der Religionstrennung, p. 309—464. Die gegenkirchliche Bewegung war frühe schon mit gleichzeitigen Anfängen und Anlässen zu anarchischer Umwälzung der bürgerlichen Ordnung in Verbindung getreten; die widertäuferischen Schwärmereyen geben einen furchtbaren Beleg dafür. Verschieden hievon sind die aus der Allianz der gesetzlichen weltlichen Autorität mit den neuen Lehren hervorgegangenen Verhältnisse. Indem die Gesetzgebung sich, nach vielfach gestalteten Uebergängen, mit der neuen Lehre durchdrang, dieselbe in ihrer Anwendung zu regeln suchte, zur Behauptung, Sicherstellung oder Ausbreitung derselben Conföderationen schloß, wurde die geistige Bewegung Gründerin einer

Digitized by Google

neuen Legalität und einer neuen religiös-politischen Macht; — welche auf lange Zeit für die legislativen und staatsrechtlichen Entwicklungen in Europa ein unermeßlich folgenreiches Prinzip und wichtiger Gährungsstoff geworden ist. Zwar verbanden sich in dieser Sphäre auch leidenschaftliche Kriegslust und politische Entzweyung mit der Glaubenstrennung nicht ohne gewaltsame Verletzung des altbestehenden Rechtes; die Staatsvernunft, die bleibende Autorität und die neu begründete Legalität conservirte aber und sicherte auf lange Zeit einen großen Theil der rechtlich bestehenden Verhältnisse, wodurch sich in demselben Bilde neben Auflösung und Anarchie auch geregelte Gestaltung und festere Gründung zeigen. In dieser neuen Legislation und Macht, in diesem getrennten Bündnisse der Fürsten und Reichsstädte in Deutschland, als in dem Mittelpuncte von Europa, waren aber die Fürsten der wichtigste, folgenreichste Bestandtheil der neuen Bundesmacht, weil ohne diese derselben Festigkeit und Dauer gemangelt haben würden, und nur durch diese Theilnahme der größern Territorialgewalt die Glaubenstrennung für die Verhältnisse der neuen Monarchien so einflußreich geworden ist. Diese ungleich schneller als der geistige Streit aus seinem Wesen sich entwickelnde neue politisch religiöse Bundesmacht überraschte die Anhänger der alten Ordnung außerordentlich. In ihrer Ausbildung und Stiftung vielfach zertheilt, unbestimmt und unberechenbar zeigte sich dieselbe gerade in der feindseligen Stellung gegen die altbestandene Form der christlichen Republik, sey es in mißtrauischer Wachsamkeit oder für zuvorkommenden Angriff vereinigt. Die Begriffe über das Verhältniß, welches die Grundlage des Lebens bildet, über jenes nämlich der menschlichen Dinge und des Gewissens zu Gott, hatten bey einem so großen Theile der Zeitgenossen eine mächtige Erschütterung und Umwandlung erlitten; alle äußeren Rechts- und Besitzesverhältnisse, welche damit in Verbindung gestanden hatten, wurden bedroht und verändert, die tiefe Entzweyung, jene starke Verneinung und der Angriff, welcher sich in dem geistigen Grunde offenbarte, von welchem nicht abzusehen war, in welchem Umfange er den Bestand aller gewohnten Verhältnisse gefährden würde, und diese neu entstandene religiös-politische Macht, welche sich durch Entwicklung publizistischer Folgerungen und Forderungen immer fester gestaltete, und alle vorhandenen Stoffe der Entzweyung sich anzueignen und in sich aufzunehmen schien, wurde, als das Prinzip einer bleibenden, sich immer erneuernden Opposition und politischen Zwietracht, in das Herz des Reiches gelegt, und theilte sich von da aus andern Ländern und Königreichen mit, für deren

Digitized by Google

Politik und Macht, sofern sie auf Trennung und Entzweyung zielte, dasselbe fortan einen natürlichen Stützpunct und Hebel bildeten. — Gleich nach dem Augsburger Reichstage hatten 22. Dezember 1530 zu Schmalkalden Verhandlungen Statt, wegen Vertheidigung gegen alle allfälligen Beschuldigungen, wegen Bitte an den Kaiser um ein christliches, nicht um ein päpstliches Concilium, worin der Papst das Haupt sey, und allein die päpstlichen Bischöfe schließlich bestimmen sollen, — endlich wegen eines christlichen Verständnisses zur bewaffneten Gegenwehr und Rettung auf den Grund des auf den Troppauer Bund gestellten schmalkaldischen Bundes. Dies Bündniß wurde bey einer neuen Zusammenkunft zu Schmalkalden 1531 und unter erweiterter Theilnahme der vorzüglichsten rheinischen Städte vom Sonntage Invocavit auf sechs Jahre und im J. 1536 abermals zu Schmalkalden auf fernere zehn Jahre und in wieder erweiterter Ausdehnung erneuert — nach der 1536 aufgerichteten Bundesordnung in sechzig Artikeln zur gemeinsamen Vertheidigung gegen jeden Angriff: »Wenn sichs begebe, daß einer aus ihnen um des Wortes Gottes und evangelischer Lehre oder um Sachen willen, die aus dem Worte Gottes folgen, und demselben anhängig seyen, oder wenn eine andere Sache zum Scheine gewendet werde, sie aber ermessen möchten, daß es vornehmlich um dieses Gotteswort willen geschehe — angegriffen werden wollte und würde, einander aus höchstem Vermögen beyzustehen, — damit ja das Wort Gottes nicht ausgetrieben und das Papstthum wieder aufgerichtet werden möge.« Ganz zum gleichen Zwecke ward mit K. Christian von Dänemark 1536 und 1538 der Bund auf neun Jahre geschlossen, und auf dem Convente zu Braunschweig, wo man für evangelische Prinzen auch evangelische Vormünder und Beamte decretirte, alle Papisten in Städten evangelischen Bundes von höheren Stellen ausschloß, und den Bund abermals erweiterte, blieb man unentschieden, ob man das Reichskammergericht nicht gänzlich verwerfen soll, bis es visitirt, und von den Protestirenden mitbesetzt sey. Eine in solcher Art im Reiche aufgerichtete Bundesmacht für ein neues und besonderes Religionsbekenntniß und zur Behauptung völliger Unabhängigkeit von Kaiser und von Reichsgewalt in allen Sachen, welche den Bundesfürsten gefiel, als mit dem Zwiespalt der Religion in Verbindung stehend zu betrachten, von dem verfassungsmäßigen Gehorsam auszunehmen, bildete allerdings eine neue, auf einem selbst erklärten Staatsrecht beruhende Macht im Reiche. Das Fortbestehen einer Grundlage des gemeinsamen Reichsverbandes wurde durch dieses Vorhandenseyn einer unab-

Digitized by Google

hängigen Bundesmacht um so zweifelhafter, da keinen Augenblick verkannt werden konnte, daß bey aller Verwahrung sich nur zur Gegenwehr und rettungsweise in Krieg setzen zu wollen Argwohn und Mißtrauen, auch Besorgniß für den Besitz eines neu erworbenen und selbst erklärten Rechtes bey den Staatenführern vorherrschte. Die Macht, welche dieser neuen Bundesmacht gefährdet und gefährdend gegenüber stand, war eigentlich die alte politische Christenheit überhaupt und das Kaiserreich insbesondere; bey der großen Getheiltheit beyder aber war es natürlich, daß die am alten Glauben festhaltenden Reichsstände in engen, geschlossenen Gegenbündnissen Schutz und einstweilige Sicherung des Besitzstandes suchten, um so mehr, als der Aufschub der Entscheidung und ein einstweiliger Religionsfrieden die Verbreitung der protestantischen Lehren und die protestantische Macht selbst immer mehr erhöhte. Erst im J. 1533 schlossen Churfürst Joachim I., Herzog Erich von Hannover, Herzog Heinrich von Braunschweig und Herzog Georg von Sachsen den ersten Schutzvertrag für Aufrechthaltung des alten Glaubens; welcher zwar geheim, und weil Joachim I. am 11. July 1535 gestorben war, — und Joachim II. der Reformation sich günstig zeigte, ohne besondere Folgen geblieben ist. Gleichzeitig vermehrte die äußere Macht des Protestantismus (besonders für den Fall eines allgemeinen Religionskrieges) die Trennung K. Heinrichs VIII. in England von der katholischen Kirche; — wenn gleich das Schisma mehr die Trennung des äußeren Organismus war, die nach und nach erst auch in Läugnung jener Dogmen, die der deutschen Reformation zum Grunde lagen, fortschritt; wogegen die Reformation sich von der Sache und Wurzel über alle äußeren Verhältnisse verbreitete. Von dem höchst verwirrungsvollen und besonders durch die Glaubensspaltung gefahrvollen Zustand Deutschlands im Allgemeinen, »so daß alles voll Irrthum und verderbter Sitte, aufrührerisch, abscheuwerth, fast in allen Jahrhunderten unerhört, täglich schwerer werdend, und wenn nicht heilsame Mittel angewendet werden, Deutschlands Untergang, Umkehr und Ruin alles Standes und aller Ordnung nach sich ziehend sey« — hatte K. Ferdinand 13. Dezember 1535 den Kaiser in Italien benachrichtigen lassen. Dieß, der eigene Hang zu nachdrücklicheren Maßregeln, die Verlängerung des schmalkaldischen Bundes auf erweiterte Grundlage veranlaßten den kaiserlichen Vicekanzler Held und den Kanzler K. Ferdinands Namens des Kaisers 10. Juny 1538 zu Nürnberg, ein katholisches Gegenbündniß zur Aufrechthaltung des Friedensstandes in der Religion defensive jedoch und allein zur Gegenwehr auf eilf Jahre zu Stande zu bringen, welches der Kaiser, als nach seinem Wis-

Digitized by Google

sen und Willen geschlossen, zu Toledo am 20. May 1539 ratifizirte mit der Erklärung an alle Reichsstände, dasselbe genau halten zu wollen; womit sich dann 1540 auch der Papst vereinigte. — Im Stande der Religionssache im Reiche wurde eine wichtige Aenderung bewirkt durch den Tod des Herzogs Georg von Sachsen, 17. April 1539, eines derjenigen Fürsten, welchen die Glaubenssache am ernstlichsten und redlichsten am Herzen lag, und in den politischen Verhältnissen einer der bedeutendsten Stützen der alten Religion. Durch seinen lutherischen Bruder und Nachfolger Heinrich wurde die Reformation über ganz Sachsen ausgebreitet und befestigt, und zwar ohne den geringsten Widerstand zur gerechten Verwunderung Aller; was hier wie anderswo zum Theil der Unwissenheit oder Ungeübtheit zur theologischen Vertheidigung oder auch schon früher gefaßten Hinneigung zur Neuerung, am allermeisten aber wohl doch der mit Characterschwäche verbundenen Gewohnheit, dem Willen des Landesfürsten und dem herrschenden Systeme zu folgen, zugeschrieben werden muß. Nach Herzog Heinrichs Tod, 18. August 1541, übernahm der junge Herzog Moritz die Regierung, welcher, obwohl Protestant, doch nicht geneigt war, sich einer politischen Vormundschaft des Churfürsten und Landgrafen zu unterwerfen, sondern nach höheren Dingen auch durch Gunst des Kaisers trachtete, und sogar vom schmalkaldischen Bunde austrat — mit der Versicherung jedoch, nach Vermögen mit Hülfe beyzustehen, wenn die Religion zu schützen sey. Der Landgraf Philipp aber dachte nicht am vortheilhaftesten über einen in Deutschland jetzt allfällig zu beginnenden Religionskrieg. Im Reiche selbst waren der kriegliebende und unruhige Herzog Heinrich von Braunschweig und der Kanzler des Kaisers, Held, die Hauptorgane der heftigen katholischen Partey, welche immerdar gegen die Ketzer und Abtrünnigen vom wahren Glauben, gegen die Protestirenden die gebührende und gesetzliche Strafe zu vollziehen riethen, weil diese die Ursache der Verderbung und Schwächung des heiligen Reiches, der Erschöpfung und Verderbung deutscher Nation seyen, und Anreizung dem Türken gegeben haben, die deutsche Nation in seine tyrannische Gewalt zu bringen. In Folge dieser Stimmung der Gemüther wurde bereits auch schon jeder Anlaß, sich einander feindselig zu begegnen, ergriffen; der Krieg zwischen Herzog Heinrich von Braunschweig und dem Landgrafen Philipp begann i. J. 1542; das Land Braunschweig ward erobert, und vom Churfürsten von Sachsen und dem Landgrafen einige Jahre hindurch gemeinschaftlich verwaltet, wodurch das Gefühl der Gefahr, die sich aus der Zwietracht und dem kriegerischen Ausbruche der religiösen Entzweyung im Reiche enthüllen konnte, in vielen Gemüthern, selbst der Protestirenden, lebendig zu werden anfing. — In dieser Zeit

Digitized by Google

wurde nun auch Braunschweig reformirt, und mit einer neuen Kirchenordnung versehen, um »alle teuflischen Unordnungen, welche nicht von Gott geboten, sondern von Bischöfen und Mönchen eingeführt worden seyen, und alle andern Lügen des Antichrist und die Teufelslehren, womit die Mönche einen Statum perfectionis zu erlangen, und mehr als geboten sey zu thun meinten,« ausgetilgt werden sollten — Namens einer Lehre, welche der neu erwirkte Glauben ans Evangelium der ewigen Liebe zu seyn behauptete. Dem ungeachtet war es nicht die Meinung des Landgrafen, daß ein allgemeiner Religionskrieg ausbrechen sollte; weil er den Character der Zeitverhältnisse gar wohl durchschaute, die vereinigte Aufregung des Kaisers, Königs, aller Pfaffen fürchtete, die Fürsten doch nicht alle zu einer Meinung zu bringen voraussah, und gewiß war, daß man selbst auf die protestantischen Fürsten und auf die Städte sich nicht völlig verlassen könne; weil auf dem Reichstage keiner hervortreten und Undank verdienen, sondern jeder einen gnädigen Kaiser und König haben wolle. Auf dem nächsten Reichstage (»wo man gewöhnlich stil lieget, viel verzeret, krank sich fresset und seufet, und die Zeit übel hinbringt«) erklärte er sich bereit, alles für die Fortsetzung des Evangeliums zu thun. Herzog Heinrich von Braunschweig suchte indessen vergeblich das ganze katholische Bündniß für sich zur Hülfe und Gegenwehr zu bewegen, und klagte unverhohlen, daß dieß christliche Bündniß von den Kaiserlichen allen bloß für ein Affenspiel gehalten werde; und mit leidenschaftlicher Heftigkeit beschuldigte er den Granvella, als ob dieser durch den Landgraf sich habe bestechen lassen, um Namens der kaiserlichen Autorität kräftige Maßregeln zu hindern, — welche Anklage Granvella bey K. Ferdinand und beym Kaiser selbst als katholische Verleumdung standhaft wiederlegte. — Für das politische Verhältniß der Religionsparteyen im Reiche war die Stellung Bayerns wichtig, über dessen frühere Argliſt und noch fortwährende gefärbte und unaufrichtige Sinnesart sich K. Ferdinand beym Kaiser aufrichtig beklagte: »daß Bayern dem Hause Oesterreich und Burgund nicht vom Herzen wohlwolle, wie es sowohl die großen und geheimen Praktiken, als auch offene Thatsachen beweisen.« Wirklich unterhielt auch Bayern, während Herzog Wilhelm einer der beyden Häupter des vom Kaiser und Ferdinand bestätigten katholischen Gegenbundes war, Verbindungen mit den Häuptern der protestantischen Partey, und insbesondere 1539 mit Hessen, welche mehr oder weniger im Sinne des früheren politischen Oppositionsbundes gegen den Kaiser und König waren; und noch 1545, also ganz kurz vor dem wirklichen Ausbruch des Krieges in Deutschland, hatten H. Wil-

Digitized by Google

helm und der Landgraf Philipp ein Defensionsbündniß geschlossen. Seine Gesinnung verhüllte Bayern durch die offene Forderung an den K. Ferdinand: »gegen die Protestirenden den gestrackten Weg zu gehen, daß der Kaiser und Ferdinand wegen Spaltung und Abfall des Glaubens bey männiglich beschuldigt werde; wie man dann auch durch verlängerten Frieden und Nachgiebigkeit wirklich Schuld an weiterer Ausbreitung und Befestigung der Gegenlehre mit trage, der Kaiser möge sich mehr als bisher nach den deutschen Köpfen richten, und einmal als römischer Kaiser, d. h. nit bloß (ohne) Volk (Kriegheer) erscheinen.« Es konnte nun zwar das Einfachste scheinen, daß der Kaiser und Ferdinand, sowohl zur kraftvollen Behauptung einer festen Defensionslinie, als auch zur Exekution der Reichsdekrete gegen das protestantische Bündniß mit den Waffen, wenn es dahin kommen sollte, sich mit der katholischen Partey und Bündniß, und vor Allem Bayern auf das engste verbündet, und sich nur ihrer vorzugsweise dazu bedient hätten. Dem stand aber zweyerley entgegen. — Erstlich, daß sie einen innern Krieg mit den protestantischen Fürsten überhaupt zu vermeiden, oder ihn doch nur in dem möglichst engen Maß und im minder gefahrvollen Zeitpunct zu führen wünschten. Theils bedurften sie der Türkenhülfe, theils hatten sie die Hoffnung noch nicht aufgegeben, durch Colloquien, Interimsverfügungen und das Concilium — die Einheit des Kirchenthums im Wesentlichen herzustellen. Die katholische Fürstenpartey aber drängte ungestümer und zum Theil (wie Heinrich von Braunschweig) leidenschaftlich zu Schritten, welche einen Krieg herbeyführen mußten. Wäre man ganz auf dem Wege, den Bayern angab (und welcher die Friedensprovisorien ausschloß), vorgegangen, so würde auch bey redlicher Mitwirkung von dessen Seite, ohne zwischentretende entscheidende Begebenheiten das protestantische Bündniß sich nicht entschlossen haben, den Widerstand aufzugeben, und zugleich Reichshülfe zu leisten. — Zweytens aber war noch wichtiger, daß das politische System der Machteifersucht, welches Bayern damals im Reiche ungefähr dieselbe Rolle spielen ließ, wie Frankreich in Europa, es sehr unsicher machte, bis wie weit es mit dem Interesse der Reichsautorität und Reichsgesetzgebung gleichen Schritt gehen werde. Es hatte manchen Anlaß zu dem erwähnten Mißtrauen gegeben, daß es nur darum beyzutragen wünschte, das Kaiserhaus in Krieg mit den protestantischen Ständen und zugleich mit den fremden Mächten zu verwickeln, um dasselbe politisch herunter zu bringen, mit der Aussicht vielleicht, dem Protestantismus dennoch mit Hülfe Frankreichs, der geistlichen Staaten u. s. w. Schranken zu setzen, und etwa mit Rom, was die

politischen Verhältnisse oder auch Gegenstände der äußeren Jurisdiction und Disciplin betrifft, ein vertrauteres Einverständniß als der Kaiser zu unterhalten. — Nimmt man es weniger grell und feindlich, so konnte wenigstens das die Absicht Bayerns seyn, die protestantische Partey im Reiche am meisten durch die Kräfte der katholischen Reichsstände selbst zu bekämpfen, um den Sieg zur Vermehrung der Fürstenrechte gegen den Kaiser benützen zu können; oder um sich jeden Augenblick mit den Protestanten auch wieder gegen den Kaiser verbinden zu können, sobald der Sieg diesem zur Herstellung einer größeren Obermacht die Mittel geboten hätte. — Wie sehr Bayern zu dieser letzteren Wendung geneigt blieb, zeigte auch der Verfolg der Begebenheiten. Indessen durchschaute auch K. Karl hierin die wahre Lage der Verhältnisse und Tendenzen, und auf eine bayerische Klage wegen Ausbreitung des Lutherthums und Verdrängung der alten Religion erwiederte er die merkwürdigen Worte: »es sey nit so viel um die Religion oder um die Lutherey zu thun, sondern darum, daß man auf beyden Seiten die Libertät zu hoch und zu fest suchen, und derselben nach rechtem wolle!« — Indessen veränderte sich der Stand der Religionsangelegenheiten und des protestantischen Bündnisses durch viele Vorgänge, namentlich durch die immer unbedingtere Verwerfung des Kammergerichtes, durch Churſachsens Dictatur in Naumburg und Zeitz bey der Bischofswahl und in der Reformirung der Ortschaften, p. 427—435; ganz vorzüglich aber durch die Annahme der neuen Lehre Seitens mehrerer Churfürsten, zunächst der beyden weltlichen Churfürsten von Brandenburg Joachim II., Pfalz und Pfalz-Neuburg, Friedrich V. und Otto Heinrich, p. 435—444 (welche seither die Vermittlung geführt hatten), und endlich selbst des Churfürsten Hermann von Cöln, p. 444—460. Die Recusation des Kammergerichts für alle Sachen war eine mit der gesetzlichen Ordnung des Reiches unvereinbarliche Maßregel und die Zerreissung eines der stärksten Bande, wodurch sie mit dem ganzen Reichskörper und den übrigen Ständen zusammenhingen. Diese Recusation dürfte wohl als ein eben so zweckloser als ungesetzlicher Schritt zu betrachten, und vielleicht nur aus leidenschaftlichem Affect ganz zu erklären seyn. — Der Uebertritt des Churfürsten von Cöln zur Reformation war nicht bloß darum von besonderer Wichtigkeit für die Stellung der Parteyen und der Religionssache im Reiche, weil ein nicht unbeträchtliches Land zu so vielen andern hinzukam, in welchen von oben herab die neue Lehre eingeführt wurde, sondern aus den beyden gewichtvollen Gründen, daß dieses ein geistlicher Staat, und zwar ein geistlicher

Digitized by Google

Churstaat war. Außer dem Hochmeisterthum des deutschen Ordens war bis jetzt kein geistlicher Staat von seinem Fürsten reformirt und zugleich in einen weltlichen erblichen Staat verwandelt worden, welches letztere sehr nahe lag, sobald ersteres ungehindert geschehen konnte. Es mußte aber doch jedenfalls und jedem sehr zweifelhaft erscheinen, ob ein Fürst, welcher ganz ausdrücklich nur in Kraft einer kirchlichen Stiftung und der an diese gekommenen Rechte weltliche Hoheit hatte, diese gebrauchen könne, um die Lehren zu verbieten, worauf die Stiftung selbst beruhte? Viel näher schien zu liegen, daß wo einer behauptete, des Gewissens wegen die alte Religion verlassen zu müssen, derselbe dieses jedenfalls nur für sich thue, und seiner Pfründe freywillig entsagen müsse; — am wenigsten aber andere vermöge seiner ämtlichen Macht nöthigen dürfe, den alten Glauben zu läugnen. Diese Frage war für das Reich im Ganzen von der größten Wichtigkeit; indem sich voraussehen ließ, daß auf diesem Wege nach und nach die größten Risse in dem noch übrigen Bestand eines katholischen Reichstheils gemacht werden, und daß, wenn die drey weltlichen Churstaaten und Cöln sich der Kirchenspaltung anhängig machten, auch in der Churfürstenbank für die wichtigsten Entscheidungen, die Kaiserwahl u. s. w., ein fortwährendes Uebergewicht der Protestanten und eine gewaltsame Unterdrückung des katholischen Theiles begründet werden müßte. — Der gleich nach dem letzten Colloquium zu Regensburg durch Alfonso an seinem Bruder Johann Diaz aus Religionsfanatismus vollbrachte Mord diente jetzt schon als Anzeichen, wie sehr der Religionsstreit, welcher in Deutschland den bürgerlichen Krieg jetzt unaufhaltsam herbeyführte, auch die innersten Familienbande, — wenn gleich nach Entwicklung von Begriffen, welche der deutschen Nation meistens fremd blieben — blutig zu zerreißen vermochte. Wenn diese Begebenheiten an neuerliche Thaten fanatischer Schwärmerey in ganz entgegengesetzter Richtung erinnern können, so findet sich andererseits in jener spanischen Nationaldenkart, welcher zur Erklärung jener That in Betracht gezogen werden muß (neben den Uebertreibuugen des Ehrgefühls), der unbedingte Charakter der Religionskriege im vorchristlichen Alterthume wieder, welcher durchaus kein gemeinsames Recht mit dem Gegner anerkannte; — und welcher auf die Behauptung christlicher Lehren und Geheimnisse übertragen wurde, ohne aus der vertheidigten Sache selbst mit Demuth, Maß und gesetzte Gränze für das eigene Handeln zu erforschen.

Fünfter Abschnitt: Ausbruch des Religionskrieges der schwäbischen und rheinischen Stände, p. 467 — 567. Die braunschweigischen Kriegsbegebenheiten

Digitized by Google

machte vorzüglich das Zusammentreffen der beyderseitigen unternehmenden und fürstlichen Anführer des schmalkaldischen und des katholischen Gegenbundes zu einem Ereigniß von nicht geringer Bedeutung. Es mußte beynahe nothwendig als ein Vorspiel zu größeren und gefahrvolleren Kämpfen angesehen werden. Die schnell zusammengebrachte Macht der protestirenden Stände, ihr rasches Zusammenwirken unter einer kundigen und thätigen Führung, die Gefangennehmung des Braunschweigers wirkten entmuthigend auf die katholischen Stände, regten noch lebhafter die mannigfachsten Besorgnisse auf, von übertreibenden Gerüchten über die Entwürfe und nächsten Unternehmungen des Landgrafen verstärkt. — Dem Kaiser kündigte sich in diesen Vorfällen ein Zustand der Dinge an, der, sich selbst überlassen, auf ein Aeußerstes zu steigen drohte, und nicht lange in gleicher Haltung dauern konnte. Die versuchte Selbsthülfe Heinrichs zeigte ebenfalls das gesunkene und zweifelhaft gewordene Ansehen des Reichsgesetzes; weil auch er, obwohl ein Diener und Anhänger des Kaisers, sich nicht durch den kaiserlichen Willen endlich hatte binden lassen, und zugleich, weil die rechtliche Beendigung seiner Sache unter den obwaltenden Umständen kaum dürfte möglich gewesen seyn. — Die wiederholte schnelle Niederlage dieses der katholischen Sache und im Ganzen auch dem kaiserlichen Ansehen mit Ungestüm ergebenen Fürsten und Anführers war zugleich für den katholischen Reichstheil so wenig als für die eventuellen Unternehmen des Kaisers ein erfreulicher Vorgang. Wichtiger aber mußte das immer mehr erprobte Uebergewicht und die des eigenen Vortheils kräftig wahrnehmende Thätigkeit Philipps erscheinen; und es war nicht mit Gewißheit zu bestimmen, wessen er sich unterfangen, und wohin die Verbündeten sich wenden können, welche nunmehr gleichsam bereits ein organisirtes Reich im Reiche bildeten. — Auch war dem Kaiser wohl die bedeutende und selbstständig besonnene Haltung nicht entgangen, womit Herzog Moritz die Vermittlung geführt hatte. — In dem Vermittlungspuncte der großen Parteyung war von besonderer Wichtigkeit die Zusammenkunft der protestirenden Bundesfürsten in Frankfurt zu Ende 1545, und die Mittheilungen über alle Vorfälle von Seite des Landgrafen an dieselben. — Ehe noch die von ihm so mächtig angeregte Bewegung von der politischen Seite zum Ausbruch eines größern Krieges der Fürsten gedieh, starb Luther zu Eisleben 23. Jänner 1546, voll Zufriedenheit über sein begonnenes und gelungenes Reformationswerk. Auf dem zu Nürnberg 5. Juny 1546 eröffneten Reichstage erschienen die protestantischen Bundesfürsten des schmalkaldischen Bundes nicht. Schon die Antwort der Protestirenden, das Kammergericht be-

Digitized by Google

treffend, stellte die Spaltung des Reiches als vollendet dar, und sogleich wurden nicht nur zur Herbeyziehung der kaiserlichen Heere ins Reich und zu allseitigen Werbungen Befehle gegeben, sondern es wurde auch mit Aufträgen um Subsidien an Geld und Soldaten und mit der Versicherung, ohne Zustimmung des Papstes nie einen der Kirche nachtheiligen Frieden mit den Protestirenden zu schließen, der Cardinal von Trient nach Rom gesendet; welche Unterhandlungen sogleich von den Schweizern den Protestanten bekannt gegeben wurden. Auch der König von Frankreich theilte dem Landgrafen des Kaisers Eröffnungen, ihn von einer Unterstützung der Protestirenden abzuhalten, schnell mit. Das kaiserliche Rescript 14. Juny 1546 an die im protestantischen Bunde befindlichen Reichsstände war eine indirecte Kriegserklärung, indem der Kaiser äußerte, er sey entschlossen, die ungehorsamen und widerspenstigen Berauber und Zerstörer gemeinen Friedens und Rechtes in gebührlichen Gehorsam zu weisen, und dadurch gemeine deutsche Nation in Frieden und Einigkeit zu setzen, und sich darin als einen christlichen Kaiser und Beschützer der deutschen Nation und deren Freyheiten zu halten. Aehnlich lautete die Erklärung an die Schweizer; und nachdem Granvella mündlich die Bundeshäupter als Ungehorsame und Rebellen bezeichnet hatte, erfolgte am 20. July 1546 die Achterklärung gegen Johann Friedrich und Landgrafen Philipp. Des Kaisers Entschluß, den Krieg gegen die Protestirenden zu führen, bestand eventuell wohl schon seit der vorläufigen Verhandlung mit Farnese zu Worms im May 1545. Erst die Erfolglosigkeit der letzten Schritte im Sinne der Friedenserhaltung und das Wegbleiben der Bundesfürsten vom Reichstage benahmen diesem Entschlusse alles Zweifelhafte. Unrichtig würde ohne Zweifel die Annahme seyn, daß der Entschluß zum Kriege ganz unbedingt, und daß alle versuchten Mittel bloße Täuschung, um Aufschub und Zeit zu Rüstungen zu gewinnen, gewesen seyen. Einer solchen Annahme würde schon das entgegenstehen, daß fast gar keine Rüstungen gemacht wurden. Gewisser ist es, daß, wäre es auf irgend eine Weise dem Kaiser möglich gewesen, die schmalkaldischen Bundesfürsten, ohne das Schwert zu ziehen, auf einen Weg zu locken, der zu dem vom Kaiser ins Auge gefaßten Ziele zugeführt hätte, er den Angriff nicht nur aufgeschoben, sondern ganz unterlassen haben würde. Welches war nun aber der Zweck, den der Kaiser im Auge gehabt hatte, als er sich zum Kriege entschloß? Ohne Zweifel Aufhebung oder möglichste Beschränkung der Kirchenspaltung, und somit zugleich der darauf begründeten Gegenmacht im Reiche. In Folge der Kirchenspaltung war für alle oder doch unbestimmt für viele Verhältnisse,

Digitized by Google

worin die protestirenden Stände zu Andern und zum Ganzen des Reiches standen, ein neues Prinzip der Legalität aufgestellt worden, und eine geordnete Staatenmacht zur Auslegung und Anwendung desselben auf alle vorkommenden Fälle und zur Behauptung eigenmächtiger autonomischer Loszählung vom altbestehenden Gesetz für alle jene Fälle, die man mit dem Prinzip des neuen in Verbindung brachte. Dieses Prinzip als Grundlage eines getrennten Staatensystems, gleichsam eines Reiches im Reiche, zu entkräften, oder doch nur als tolerirte Ausnahme für bestimmte einzelne Gegenstände übrig zu lassen, nicht aber die Durchsetzung einzelner Forderungen an sich, die Bestrafung einzelner Vorgänge getrennt und für sich betrachtet, und noch weniger die Ausdehnung der kaiserlichen Auctorität auf Kosten der verfassungsmäßigen Fürstenhoheit als solcher, war der politische Zweck seines Unternehmens. Dieser war eine bloße Folge des ersten, die Religion betreffenden. Diesen religiösen Zweck wollte er ohne Zweifel nach einer Stufenfolge von Maßregeln, und zwar: den Besuch des Conciliums und dortige gründliche freye Erörterung der Dogmen, in Verbindung mit wirksamen Verbesserungen der auch katholischer Seits anerkannten Mißbräuche, sowohl zu Rom als anderswo; rechtlichen Schutz für Katholiken im Reiche für alle auch unter den Gesichtspunct des äußeren Rechtes fallende Gegenstände; Beschränkungen in der Ausbreitung des neuen Glaubens, daß namentlich nach begonnenem Concil kein neuer Reichsstand, und um so weniger geistliche Staaten nach etwaigem Gutbefinden ihrer zeitlichen gewählten Häupter der getrennten Lehre zufallen sollten; bey längerer Verzögerung endlicher Schlußfassungen des Conciliums ein von Reichswegen auszusprechendes Maß für Glaubenslehre und äußeren Gottesdienst als Grenze, über welche hinaus nicht genenert werden sollte; bey endlichen Schlußfassungen und Vollendung des Conciliums die Zurückführung der Getrennten durch Ansehen oder Gewalt; oder auch zuletzt Tolerirung, unter einschränkenden oder die Aussicht für künftige Wiedervereinigung offen lassenden Bedingungen. — Auch diese endliche Rückkehr konnte der Kaiser wohl nicht außer dem Bereiche seiner Macht liegend betrachten, wofern die vorherigen Stufen wirksam hätten erreicht und durchgesetzt werden können. Für den politischen Zweck als Folge des religiösen, nämlich die Erhaltung der Reichseinheit in ihrer Grundlage, war noch die Sicherung der Nachfolge im Kaiserthum ein wichtiger Gegenstand, und der Landgraf setzt diesen Zweck auch unter die Hauptursachen zum Kriege gegen

Digitized by Google

die Protestirenden. Man hat allerdings Recht, den Krieg, wozu sich der Kaiser entschloß, in der angegebenen Art und Weise einen Religionskrieg zu nennen. Es schwebte ihm aber nur ein bedingter Zwang vor, der die erwähnten stufenweisen Maßregeln und den davon gehofften Erfolg bezweckte. Es war ein ernster, im Herzen der Christenheit, in Mitte der Nation, welche als die stärkste und kriegsgeübteste anerkannt war, durchzuführender, und besonders dann gefahrvoller Kampf, wenn bey längerer Dauer sich ein französischer Krieg damit verbunden hätte. Er wollte ihn mit jener Klugheit unternehmen, die ihm überhaupt eigen war, und so das, was ihm eigentlich entgegenstand, den religiösen Eifer für die neue Lehre nämlich, nach Möglichkeit theilen und mindern; — welches dadurch geschah — daß er vorzüglich den Ungehorsam, nämlich einerseits die Widersetzung gegen die angedeuteten Maßregeln, andrerseits aber die politische, auf der Religion begründete Trennung im Reich, dieselbe in ihren einzelnen Folgen nachweisend, voranstellte; weil auch die der neuen Lehre zwar geneigten, aber fester an der Reichseinheit haltenden Stände hierin am ersten einverstanden seyn, und sich nicht bestimmt fühlen würden, mit den Angegriffenen gemeine Sache zu machen; als die auch selbst wohl zum Theil (wie etwa Chur-Brandenburg) eine Wiedervereinigung in der Religion unter gewissen Modifikationen nicht verabscheuten. In der Achterklärung führte daher der Kaiser neue Beweise schwerer Rebellion und des Ungehorsams auf, dessen sich die Fürsten gegen ihn und die Reichsgesetze schuldig gemacht hätten. Weßwegen dann auch die Acht und Aberacht ausgesprochen ward mit Entbindung der Unterthanen von Eid und Pflichten, und mit dem Verbot, ihnen Hülfe und Beystand zu erzeugen. In ihrem wahrhaftigen Bericht und in der summarischen Anführung vom 15. July 1546 suchten die geächteten Fürsten die Anschuldigung des Ungehorsams zu widerlegen und zu beweisen, daß die Sache einzig nur das Wort Gottes und die (von ihnen sogenannte) wahre christliche Religion und derselben schuldige Erweiterung betreffe; ja, »daß solch Fürnehmen und Rüstungen nicht allein die Religion, sondern auch der deutschen Nation Freyheit, Libertäten und Gerechtigkeiten (wo es dahin gelangen sollte) nach sich ziehen würden, verstehen viel ehrlicher Leute sehr wohl;« und später noch stärker: »Der Kaiser habe von Anfang seiner Regierung an allen Sinn und Gedanken nur darauf gerichtet, die deutsche Nation sammt ihren Churfürstenthümern, Fürstenthümern und Herrschaften in eine erbliche Monarchie und ewige Servitut zu bringen, und zu Unterdrückung der deutschen Nation und des Reiches

Freyheiten, Standes und Staates von Zerstörung der wahren christlichen Religion Ursache zu schöpfen.« Karl antwortete auf diese Vertheidigung und Verleumdungen, worauf ihm die Verbündeten am 11. August und am 2. September 1546 ihre Absagebriefe sendeten. — Ueber die Lage der damaligen Verhältnisse und über die Natur des bevorstehenden Krieges, als in der angegebenen Art und Maß eines Religionskrieges spricht sich der gut unterrichtete Sepulveda als Spanier ganz nach der Ansicht und Doctrin der frühern Jahrhunderte über die Erhaltung der Rechtgläubigkeit auch durch Waffen, und mit diesem Manne übereinstimmend auch ein im Reichsarchiv befindliches Gutachten aus, p. 498—500; 501—504. Dieser Krieg war also allerdings ein in Fortsetzung jener hierarchischen Grundsätze des Mittelalters geführter, aber zugleich dermaßen bedingter und in bestimmten Schranken gehaltener (hierdurch vor andern, spätern ausgezeichneter) Religionskrieg, daß derselbe auch schon Merkmale des neueren Zeitalters an sich trägt, welches schärfer unterscheidet, und mehr nur die äußeren Rechtsverhältnisse als Gegenstand bewaffneter Defension anerkennt. Man kann aber von jeder Zeit nur verlangen, daß nach Ideen gehandelt werde, welche in einem hinreichenden Theile der Zeitgenossen zur Entwicklung und Reife gediehen sind; und wenn man heut zu Tage noch nicht eigentlich darüber im Reinen ist, wie der weltliche Gesetzgeber Ehrfurcht für den positiven Inhalt der Offenbarung und die Function des äußeren Schutzes in solcher Art im zwingenden Gesetze ausdrücken und vollziehen solle, daß zugleich die Gewissen in der eigentlichen, individuellen Glaubensentscheidung ungeirrt und ungenöthigt seyen: — so wird Niemand, der mit dem Gange der menschlichen Dinge vertraut ist, das Verfahren K. Karl V. nach dem Maße eines Systems messen, welches im Laufe der Jahrhunderte noch nicht zur hinreichenden Entwicklung gekommen war, und es auch selbst bis heute noch nicht ist. Frägt man nun aber auch nach der legalen Rechtmäßigkeit des Krieges, so kann dieselbe nach den alten positiven Reichsgesetzen und den im Sinne derselben gefaßten Reichsschlüssen von 1520 und 1530 der Sache selbst nach eigentlich nicht zweifelhaft seyn. Denn daß die Rechtgläubigkeit, welche das Reichsgesetz meinte, jene war, welche der Kaiser vertheidigte, nicht aber jene, die im Widerspruche damit gelehrt wurde, ist für sich selbst einleuchtend. Was aber die Wahlkapitulation anbelangt, so enthält dieselbe allerdings, daß der Kaiser keinen Krieg innerhalb oder außerhalb des Reiches führen sollte, ohne Zustimmung der Reichsstände, zumal der Churfürsten, und keine fremde Truppen ins Reich führen; dann ferner, daß er in gesetzlicher Weise gegen Stände des Reichs

Digitized by Google

verfahren, gegen Niemand Gewalt brauchen wolle, welcher sich zu gerichtlicher Entscheidung stelle, und daß er Niemand ohne gerichtliches Verfahren ächten, sondern den Weg Rechtens und den Reichssatzungen gemäßen Prozeß hierin beobachten wolle. — Freylich war aber auch im ersten Artikel gesagt, er solle den Stuhl zu Rom, den Papst und die Kirche als Advocatus derselben beschirmen. Es handelte sich von nichts Anderem, als dieser Beschirmung gegen die erklärtesten und entschiedensten Widersacher des Stuhles zu Rom und jener kirchlichen Institutionen, welche man bey Abfassung der Capitulationspunkte gemein hatte. Einem Richter wollten sich die Protestirenden am wenigsten in der Hauptsache der Glaubensspaltung und allen daraus hergeleiteten Stücken unterwerfen; und sie hatten neuerlich das Reichsgericht, so wie es bestand, auch für alle übrigen Angelegenheiten recusirt. Sie waren nur darum nicht vom Reichsgericht schon wiederholt in die Acht erklärt, in Anwendung der seither bestandenen Gesetze, weil der Kaiser den Gang des Rechtes zu ihren Gunsten suspendirt hatte. Sie beriefen sich bey ihren auf dem getrennten Glauben gegründeten Maßregeln und Forderungen nicht auf die bestehenden Reichsgesetze, sondern sie verlangten ihrerseits eine Suspension und wesentliche Aenderung derselben. Sie erklärten nicht etwa aus der Wahlkapitulation, sondern nach einer neu erkannten Gewissensnöthigung, aus dem erst jetzt wieder erweckten Worte Gottes, mit welchem die bisherige Orthodoxie im Widerspruch stehe, von den Reichsgesetzen entbunden zu seyn. Wie konnte das Gesetz hierauf also in einer Weise angewendet werden, die sie anerkannt haben würden? Und die Zustimmung der Fürsten hatte der Kaiser wenigstens in dem Sinne, als dieß überhaupt in dem Falle möglich war. Das Richtigste ist also wohl, zu sagen, daß die Wahlkapitulation, was nämlich die Hauptsache betraf, auf die vorliegende Frage nach der Natur des Gegenstandes keine Anwendung fand. Zu seinem großen Zwecke hatte der Kaiser das Bündniß mit dem Papste geschlossen, mit den Schweizern, mit Bayern, Cleve, Brandenburg und Anderen ein neutrales Verhalten stipulirt, und als besonderes Hülfsmittel seiner Politik in diesem Kriege einige protestantische Fürsten, Herzogen Moritz und Markgrafen Albrecht, als Bundesgenossen genommen, nicht bloß um die Hülfe dieser Fürsten dem Gegentheil zu entziehen, oder weil die Genannten gute Heerführer waren, sondern vorzüglich wohl, um den praktischen offenbaren Beweis zu führen, daß er, von keinem blinden, vorschnellen Eifer getrieben, eine rohe Unterdrückung der Meinungen sich vorsetze, indem er selbst in den Feldlagern auf seiner Seite den protestantischen Gottesdienst duldete.

Digitized by Google

Der Achtserklärung setzten die verbündeten Fürsten damals zwar verachteten Trotz entgegen; der spätere Erfolg aber bewies, wie tief noch die Ehrfurcht vor dem kaiserlichen Ansehen im Gemüthe der Nation gewurzelt war, und welche Stärke noch immer in der bloßen Vorstellung lag, daß gewaltsamer Widerstand gegen die höchste Obrigkeit unrechtmäßig sey. Auch unter den Theologen war darüber zweyfache Ansicht, und Luther hatte sich selbst Gewalt angethan, um einen bewaffneten Widerstand gegen den Kaiser, wenn es zur Gewalt käme, zu vertheidigen — als Nothwehr. Wie nun aber der Krieg wirklich ausbrach, war von Seiten der protestirenden Fürsten längst von keiner andern Ansicht die Rede, als daß sie um des Wortes Gottes Willen, wie sie es nannten, zum kräftigsten Widerstand gegen den Kaiser das Recht hätten; und es wurden in diesem Sinne öffentliche Gebete, wie in der Magdeburger gemeinen Ordnung: »wie es mit dem Gebet und Ceremonien wider die gräuliche Anfechtung und Verfolgung, welche der Teufel durch den Antichrist und andere große Tyrannen und Wüthriche wider Gott und sein göttliches Wort und seine lieben Kinder ins Werk stellt, gehalten werden solle,« verordnet. Nach vergeblichem Hin- und Herziehen der beyderseitigen Heere und fruchtlosem Kostenaufwande von zwey Millionen Gulden geschah der Abzug und die Trennung des Bundesheeres im November 1546; und obwohl ohne entscheidende Schlacht, hatte der Kaiser dennoch in diesem Theile des Krieges den entscheidenden Sieg gewonnen, und es entstand nun bald gleichsam ein Wetteifer, sich zu unterwerfen, unter Bundesständen und Städten, des Churfürsten von der Pfalz, der schwäbischen und rheinischen Stände und mehrerer oberländischen Städte, p. 514 — 546.

Für die aus diesem glücklichen Erfolge nothwendig sich ergebenden Unterhandlungen mit den Gegnern zu einem dauerhaften friedlichen Ende, und um für die Zukunft die Ruhe und das Wohl des Reiches und die Erhaltung der kaiserlichen Autorität zu sichern, schlug K. Ferdinand 18. Dezember 1546 als besonders günstige Maßregeln vor: ganz getrennte Unterhandlungen mit Würtemberg, mit den Städten, und vor allem Anderen, wo möglich, die Regierung Würtembergs weder dem untreuen Vater Ulrich, noch seinem Sohne zu lassen, oder den Frieden nur unter mächtigen Bürgschaften zu schließen; strenge Behandlung Augsburgs, Errichtung einer bleibenden Rente im Reiche für den Unterhalt des Kammergerichtes und Execution der Reichsjustiz, welche der Kaiser und seine Nachfolger, Kaiser und römische Könige beziehen sollten; endlich, wenn für diese Einrichtung

Digitized by Google

die Reichsstände gestimmt wären, auch dahin mit ihnen zu verhandeln, nach dem Tode Karls und Ferdinands in den zwey oder drey ersten Wahlen nur eine Person aus dem Hause Oesterreich, nämlich von Söhnen oder Nachkommen ihrer beyden zu wählen; was convenabler, vernünftiger, sicherer und leichter zu erlangen wäre, »als das Kaiserthum fürs Künftige erblich haben zu wollen für unser Haus Oesterreich.« Nach dem mit Würtemberg geschlossenen Vertrag, Jänner 1547, auf völlige Unterwerfung des H. Ulrich, die Besetzung mehrerer festen Plätze und 300,000 Gulden Kriegskosten, theilte der Kaiser 9. Jänner 1547 dem K. Ferdinand seine Gedanken mit, was jetzt schon in Folge der seither erreichten Vortheile für den Zweck des Krieges geschehen könne? — um Deutschland in gute Union und Ruhe zu bringen: ob man mit der Religionssache beginnen, Rückkehr zur alten Religion befehlend, Rebellen und Prädikanten bestrafend; ob man den erfochtenen Sieg verfolgen solle mit allen Kräften gegen die Rebellen, weil, bevor sie nicht gänzlich zu Boden geschlagen seyen, nichts eigentlich Gutes zu Stande zu bringen sey; ob man mit allen Einzelnen weiter verhandeln solle, oder auf einem schnell zu versammelnden Reichstage in Gemäßheit des Recesses von Regensburg; ob man eine Conföderation mit den Reichsständen gegen die Geächteten und ihre Anhänger schließen solle, nach Muster des schwäbischen Bundes, vorbereitend zugleich durch Untersuchung und Verhandlung der Theologen — die Sache der Religion und eine Reformation? K. Ferdinand sprach sich in seinen Berichten 18. Jänner und 19. Febr. 1547 ganz für einen Reichstag, und hinsichtlich der Religion, worin der Zwiespalt die einzige Ursache aller Rebellion und alles Ungehorsams bisher gewesen sey, und bey dessen Fortdauer keine Hoffnung und Ruhe in Deutschland zu hoffen sey, — für ein Generalconcilium aus, welchem eine von Theologen und Gelehrten wohlbegründete Consultation und Reformation nach der Natur und nach den Bedürfnissen der deutschen Nation gestellt — vorgelegt werden solle. — In die Zeit des noch nicht vollendeten Krieges fallen auch die Herstellung der alten Religionsverhältnisse in der ganzen Diöcese Cöln nach Entsetzung des vom Papste excommunizirten, seiner bischöflichen Würde und aller damit verbundenen Rechte entsetzten Churfürsten Hermann 16. April 1546 und die Friedensvermittlungsanträge der Könige von Dänemark und Polen.

Beylage: Die Wiedertäufer, p. 568—607 (kleine Schrift). Ansichten und Lehren, die Staatsgefährlichkeit, der grobe Egoismus und die Leidenschaften der Wiedertäufer, p. 568—571. Schwärmereyen in einzelnen Theilen der Schweiz, im

Elsaß, in den vorderösterreichischen Landen, im Hohenbergischen, in Oesterreich, Mähren und Schlesien; die dawider in Anwendung gebrachten Criminalstrafen und Hinrichtungen, und die Standhaftigkeit eines falschen Martyriums bey den Sectirern, p. 571—574. Geständnisse eines gewissen Melchior (Balneator), sehr bemerkenswerth für die Characteristik der seltsamen Verirrungen, p. 574—577. Die in ihren Wirkungen wichtigen Lehren eines anderen Hauptes der Wiedertäufer, Melchior Hofmann in Friesland, p. 577—578. Begründung des messianischen Reiches durch Aufruhr und Mord, und Unterdrückung der wiedertäuferischen Schwärmerey in Münster, p. 577—607.

N.

Art. VII. Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostolischen Wirksamkeit des h. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöflichen Kirche zu Salzburg. Von Michael Filz, Conventualen des salzburg. Benedictiner-Stiftes Michaelbeuern, derzeit öffentl. ord. Professor der allgem. Weltgeschichte und Philologie am k. k. Lyceum zu Salzburg. Salzburg 1831, bey Duyle. XII und 164 S. 8.

Hundert Jahre hat man darüber gestritten, ob der heilige Rupert, der hochverehrte Apostel der Bayern, um das Ende des sechsten oder des siebenten Jahrhunderts gelebt habe. Die Meinung, daß das Letztere Statt finde, ist zur herrschenden geworden; der Streit ruht schon ein halbes Jahrhundert; aber die Frage kann noch immer nicht als entschieden betrachtet werden, weil selbst ausgezeichnete Forscher noch immer bedeutende Schwierigkeiten anzuregen wissen, die es zweifelhaft machen, ob man mit der herrschenden Meinung auch der richtigen folge. Groß ist der Nachtheil, der hieraus für die alte bayerische Geschichte hervorgeht: sie sinkt in tieferes Dunkel zurück, wenn Ruperts einflußreiche Verhältnisse zwischen einem vollen Jahrhundert schwankend belassen werden; oder sie läuft Gefahr, wesentlich entstellt zu werden, wenn Rupert mit seinen Verzweigungen auf unsicherem Platze eingereiht wird; und überdieß muß man fürchten, daß sich die Frage deßwegen nicht entscheiden wolle, weil man mit anderen in Verbindung stehenden Begebenheiten in noch ungeahndetem Irrthume festgehalten werde, wodurch die Geschichte ohnehin schon entstellt seyn würde. Dieser Zustand kann dem Freunde der vaterländischen Geschichte nicht behagen; ein Werk, welches Abhülfe verschaffen will, muß dessen Aufmerksamkeit anregen. Herr Filz hat sichs in der angezeigten Schrift zur Aufgabe gemacht, über Ruperts Zeitalter die beschämende Ungewißheit, wie er sie nennt, zu beseitigen, und den hundertjähri-

Digitized by Google

gen Streit endlich einmal zur Entscheidung zu bringen. Es ist ihm hierbey voller Ernst gewesen. Schon hat ein großer Kenner der Geschichte (Freyh. v. Hormayr in der Gedächtnißrede zum zwey und siebzigsten Stiftungstage der bayer. Akad. der Wissenschaften, München 1831, und in diesen Jahrb. 1832, Bd. LVIII) unter Lobeserhebungen dieser Schrift sich erklärt, daß er dem darin vertheidigten Systeme die größere Wahrscheinlichkeit zuerkenne, indem es mit weniger Schwierigkeiten und Widersprüchen ringe, und zur Erklärung vieler gleichzeitigen Ereignisse einen viel weiteren und vorzüglicheren Raum lasse; und dieß befriedigte den Verfasser nicht. Er äußerte sich hierüber in einer Nachschrift, welche diesen Jahrbüchern (1833, Bd. LXIV, Anzeigebl. S. 23) eingerückt worden, daß es ihm ganz und gar nicht um Wahrscheinlichkeit und Bequemlichkeit, sondern einzig nur um Wahrheit und Richtigkeit seines vertheidigten Systemes zu thun war, und er fand sich deßhalb veranlaßt, seine Forschungen fortzusetzen, und die Resultate derselben in dieser Nachschrift dem gelehrten Publikum neuerdings vorzulegen. Sein wohlgemeintes Unternehmen scheint aber die beabsichtete Wirkung auf Seite der Leser nicht hervorgebracht zu haben, was auch die Ursache seyn dürfte, daß es bisher noch sehr wenig in öffentliche Besprechung gezogen worden. Es ist jedoch für jeden Fall der Berücksichtigung würdig, und wir glauben uns nicht ohne Nutzen für den Gegenstand mit einer Anzeige desselben hier befassen zu können. Wenn auch aus der Behandlung des Verfassers kein überzeugendes Resultat hervorgeht, so werden sich doch die Verhältnisse des Streites näher entwickeln; es wird sich deutlicher darstellen, was zum Vortheile des älteren Systemes, welches der Verfasser in Schutz nimmt, gesagt werden könne; die Schwächen des neueren Systemes, welches der Verfasser bestreitet, werden bestimmter hervortreten; es wird sich ergeben, woran es der Verfasser hat fehlen lassen, und wie ein künftiger Forscher zweckmäßiger werde verfahren müssen; und wir werden vielleicht auf Dinge aufmerksam werden, welche die Sache der Entscheidung näher rücken dürften. Wir wollen also an die Abhandlung des Herrn Filz, verbunden mit dessen Nachschrift, gehen, wollen sie nach ihrem wesentlichen Inhalte beybringen, und im Einzelnen und im Ganzen beurtheilen, und wollen dann, was wir den Forschern zur Prüfung unterlegen, unsere Ansichten beyfügen, wo die Grundursachen der bisherigen Entzweyung und Unentschiedenheit liegen, und wie sich hiernach die Streitfrage erledigen möge.

Die Salzburger Kirche, welche in dem h. Rupert ihren Gründer und ersten Bischof verehrt, hat in einer sehr alten Lebensbeschreibung die Nachricht aufbewahrt, daß Rupert zur Zeit

des fränkischen Königs Childebert nach Bayern berufen worden, um daselbst den christlichen Glauben zu lehren. Es hat aber drey fränkische Könige dieses Namens gegeben, und man ist, bleibt man bey der Lebensbeschreibung stehen, in der Ungewißheit, welcher von diesen Königen verstanden, und welchem Zeitalter sonach Rupert zuerkannt werden müsse. Die Salzburger Kirche deutete sich selber jene Nachricht auf Childebert den Zweyten: sie lehrte, Rupert habe zur Zeit dieses Königs, das ist am Ende des sechsten Jahrhunderts, das Christenthum in Bayern eingeführt. Diese Lehre heißt seit dem späterhin über Ruperts Zeitalter ausgebrochenen Streite die salzburgische Tradition. Herr Filz will, daß man zu Salzburg von jeher im Sinne der Tradition gedacht habe; dieß aber ist zugleich mit der Frage über Ruperts Zeitalter Gegenstand des Streites, und kann beym Beginne einer Abhandlung, die den Streit untersuchen will, nicht schon als Thatsache aufgestellt werden. Deutlich und unbestritten tritt die Existenz der Tradition erst mit dem zwölften oder eilften Jahrhundert hervor, seit welcher Zeit Ruperts Todesjahr berechnet und ausgesprochen gefunden wird *). Ob Arnold von Wohburg im eilften Jahrhundert, der erste von den nicht-salzburgischen Schriftstellern, die Ruperts Zeitalter berühren, abweichend von der Tradition, wie man ihn bisher verstanden, oder übereinstimmend mit derselben, wie Herr Filz will, gelehrt habe, wird in der Folge unter den Streitverhandlungen besprochen werden. Sonst aber ist die Tradition bis zum siebzehnten Jahrhundert von Niemanden, wenigstens nicht betrübend für die Salzburger Kirche, in Abrede gestellt worden. Manche haben den heiligen Glaubenslehrer sogar in die Zeit Childebert des Ersten hinaufgerückt; aber noch Niemand hat ihn auf Childebert den Dritten herabgesetzt, Niemand ihm den Ruhm abgesprochen, den christlichen Glauben nach Bayern verpflanzt zu haben. — Das siebzehnte Jahrhundert brachte Widersacher. Der Verfasser stellt hier den Hadrian Valesius an die Spitze; aber schon ein halbes Jahrhundert vor ihm hat Haräus in den Randnoten zu der kurzen Geschichte, die er seinem Compendium de vitis Sanctorum (Colon. 1605, ed. 3) einverleibte, dessen bischöfliche Amtsfüh-

*) Das älteste bestimmte Abzeichen der Tradition haben bisher die in den Jahren 1131 und 1186 gemachten Berechnungen über Ruperts Todesjahr geliefert; aber vor kurzem ist man zu einer Notiz gekommen, die ein noch älteres zu bieten scheint: man hat nämlich in einem alten Salzburger Codex der Wiener Hofbibliothek Randnoten gefunden, worunter eine, in Schriftzügen des eilften Jahrhunderts, zu dem Jahre 628 beygefügt: »transitus sancti Ruobertis (Pertz Monum. Germ. hist. I. 89).

Digitized by Google

rung zu Worms auf das Jahr 699, und dessen Tod zu Salzburg um das Jahr 730 angesetzt; er hat sich also den Heiligen als Zeitgenossen Childeberts des Dritten gedacht, und dieß ist, so viel wir wissen, die erste Hintansetzung der salzburgischen Lehre. Gründe dieser Abweichung hat Haräus nicht beygebracht, daher sie auch wenig beachtet worden zu seyn scheint, und keine Gegenerklärung zur Folge hatte. Aber noch mehr hat sich Hadrian Valesius in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gegen die salzburgische Lehre ausgesprochen; er setzte in seinem Werke Gesta veterum Francorum (Vol. III 1658. lib. 24. p. 467), wo er durch den Zusammenhang auf die Geschichte der bayerischen Herzoge geleitet worden, den h Rupert nicht bloß in die Zeit von jenem Herzoge Theodo, welcher unter Childebert dem Dritten gelebt, sondern bemerkte auch, daß man die Einführung des Christenthums in Bayern durch Rupert nicht zugeben könne, weil schon die früheren bayerischen Herzoge Christen gewesen seyen. Valesius hat gleichfalls keine Rechenschaft seiner abweichenden Ansicht gegeben; und auch jetzt ist noch keine Gegenerklärung erfolgt. Nicht lange hierauf hat der berühmte Vater der Diplomatik, Johann Mabillon, in den Actis Sanctorum Ordinis S. Benedicti (Saec. III. P. I 1672. p. 341) dieselbe Ansicht des Valesius, aber auch die Beweggründe vorgetragen, welche ihn veranlaßten, von der gewöhnlichen Meinung abzugehen; und nunmehr ist der Streit, der dann so lange gedauert, zum Ausbruche gekommen. — Der angegriffenen salzburgischen Lehre haben sich jetzt die gelehrten Brüder Mezger von St. Peter zu Salzburg angenommen. Sie stellten in ihrer Historia Salisburgensis, 1692, in einem eigenen Tractate (dissertatio praeliminaris historico-chronica de antiquitate ecclesiae Salisb. et monasterii S. Petri, p. 1—24) den Gründen, welche Mabillon für Ruperts jüngeres Zeitalter aufgeführt hatte, andere Gründe, welche für dessen höheres Alter sprechen, entgegen, und suchten die ersteren zu widerlegen; aber sie waren dabey nicht so glücklich, die uralte Tradition, wie sie die salzburgische Lehre nannten, außer Zweifel zu setzen. Vielmehr haben sich bald angesehene Männer, unter welchen wir den berühmten Kritiker Anton Pagi (Critica historico-chronologica in universos Annales eccl. Caes. Card. Baronii, 1705, op. posth.) zuerst nennen möchten, der Verfasser der Schrift: der allerneueste Staat des Erzbisthums Salzburg (1711), und Karl Meichelbeck (Historia Frisingensis, 1724—1729) für Mabillons Meinung erklärt, und der gelehrte Jesuit Markus Hansiz hat ihr das entschiedenste Uebergewicht verschafft. Hansiz hat in seiner Germania Sacra, Tom. II (1729), den Gegenstand mit vielem Fleiße und vieler Besonnen-

Digitized by Google

heit behandelt, und durch die Klarheit seiner Beweise und die Sorgfalt in Berücksichtigung der Umstände und Auflösung der Zweifel und Einwürfe die alte Lehre gleichsam zu Boden geschlagen; er ist der Wortführer der neueren Meinung geworden, und wird vorzugsweise als der Gegner der salzburgischen Tradition betrachtet. Die Freunde der Tradition würden sich durch die Herabrückung Ruperts auf das jüngere Zeitalter weniger gekränkt gefühlt haben, wenn nicht hierbey auch der alte und gleichsam heilig gewordene Glaube an die Gründung des bayerischen Christenthums durch Rupert verworfen, und hiermit der hochverehrte Glaubenslehrer um den Ruhm des ersten Apostels der Bayern, die ehrwürdige Salzburger Metropole um die Ehre, die älteste bayerische Kirche zu seyn, gebracht worden wären. Die Conventualen von St. Peter zu Salzburg, und selbst der vom Privatinteresse freye, um die Literatur viel verdiente Melker Conventual Bernard Pez gaben sich viele Mühe, den mächtigen Gegner auf andere Ueberzeugung zu bringen, jedoch vergeblich; Hansiz, hierüber in öffentliche und Privatkorrespondenz verwickelt, hielt fest auf seinen Behauptungen, und vertheidigte sie bis an den Rand seines Lebens. Noch später, da sich die öffentliche Meinung schon völlig entschieden für Hansiz ausgesprochen, konnten sich die Benedictiner zu Salzburg immer nicht beruhigen, sie suchten in dem Novissimum Chronicon ant. monasterii ad S. Petrum Salisburgi etc. 1772 zu beweisen, daß die uralte salzburgische Tradition von der Zeit, in welcher der h. Rupert sein Apostolat in Bayern begonnen, und die Kirche zu Salzburg gegründet habe, wenn auch nicht ganz gewiß und über allen Zweifel erhaben, doch die allerwahrscheinlichste und sicherste sey; und in der Schrift: Kurze Erinnerungen von dem Sterbejahre und von der Grabschrift des h. Rupert ꝛc. 1773, suchten sie dem Mitgliede der bayerischen Akademie der Wissenschaften, Ferdinand Sterzinger, entgegen zu treten, welcher in einer öffentlichen Rede der Chronik zum Trotze behauptete, daß der bayerische Herzog Theodo II., welcher um das Ende des siebenten Jahrhunderts regierte, der nämliche sey, den der h. Rupert bekehrt und getauft habe. Die Folge dieses letzteren Zankes war eine Preisaufgabe der Akademie, nach welcher erörtert werden sollte, welche Regenten Bayern vor Karl des Großen Zeiten gehabt habe, und was von ihren Regierungsjahren, Familien und vorzüglichen Thaten gesagt werden könne. Roman Zierngibl von St. Emeram zu Regensburg hat die Frage zur Zufriedenheit der Akademie beantwortet (neue hist. Abhandlungen der bayer. Akad. I. 1779); er stellte in seiner Abhandlung die Reihefolge der Herzoge übereinstimmend mit Mabillon und Hansiz auf, und fand nun wieder

Digitized by Google

für den h. Rupert keinen anderen Platz, als unter jenem Herzoge Theodo, welcher als Zeitgenosse des Königs Childebert III. gelebt hatte. Zierngibls Abhandlung hat den Sieg des neuen Systems vollendet; Niemand getraute sich mehr die alte Lehre in offenen Schutz zu nehmen.— Im Jahre 1784 sind die Forscher der vaterländischen Geschichte von dem verdienstvollen Kleinmayr mit dessen Nachrichten vom Zustande der Gegenden und Stadt Juvavia u. s. beschenkt worden, mit welchem Werke die Ansichten über die Streitfrage eine andere Wendung zu nehmen angefangen haben. Kleinmayr stellte, wo er auf Rupert zu sprechen gekommen, seinen Lesern zuerst die Gründe dar, mit welchen das neue System unterstützt worden ist, ließ hierauf die Beantwortungen folgen, mit welchen die Freunde der Tradition jenen Gründen entgegneten, urtheilte hierüber, daß die Beantwortungen nicht durchaus genügend seyen, und daß man sichs kaum abgewinnen könne, der neuen Zeitrechnung nicht beyzutreten, glaubte aber auch die Bedenken nicht unterdrücken zu dürfen, von welchen er sich nicht ganz losmachen könne, und nachdem er diese Bedenken aufgeführt, erklärte er sich schließlich dahin, daß er die Streitfrage nicht für so klar entschieden annehme. Später hat sich der scharfsinnige Gemeiner in seiner Geschichte der altbayerischen Länder, ihrer Regenten und Landeseinwohner (1810) unter Beybringung verschiedener Zweifel gegen die herrschende Ansicht geradezu dahin ausgesprochen, daß man in Ungewißheit schwebe; und der Freyherr von Hormayr hat die Ungewißheit für so fest sitzend betrachtet, daß man kaum erwarten dürfe, es werde sich je die Sache zur völligen Klarheit entwickeln lassen. So ist es also nach einem hundertjährigen Streite, worunter die alte Lehre von der neuen verdrängt worden, dahin gekommen, daß man angefangen, die Parteyen zu verlassen, und die Frage für zweifelhaft, ja für unlösbar zu erklären.

Herr Filz, welcher den Verlauf des Streites, den wir in seinen Hauptmomenten angezeigt, ausführlich und belehrend (Hptst. I) darstellt, konnte sich gleichfalls nicht von der Richtigkeit der herrschend gewordenen Meinung überzeugen; aber er will auch nicht den Zweiflern angehören, die sich unentschieden zwischen den Parteyen halten. Er ist gar nicht unschlüssig, auf welche Seite er zu treten habe; er hält dafür, daß sich die salzburgische Tradition hinreichend bewahrheiten, und hiermit alle Ungewißheit beseitigen lasse, — und wir sind jetzt auf dem Punkte, seine Erörterung hierüber zu vernehmen.

Ueber die Art und Weise, wie die Erörterung gepflogen werden solle, sagt der Verfasser: der Streit sey so beschaffen, daß er durchaus keinen Mittelweg gestattet, und die eine oder

Digitized by Google

die andere Partey nothwendig Recht haben muß, und dieses Recht könne und müsse nur durch eine erneuerte und gründliche Untersuchung aller streitigen Punkte erprobt werden. Diesen Ansichten gemäß behandelt er die Rupert'sche Frage als Streitsache, wo die Parteyen mit ihren Gründen vernommen, und wo dann nach dem, was sie gegen einander darthun oder nicht darthun, der einen oder der andern das Recht zuerkannt werden solle. Wir können es wohl vor der Hand nicht beurtheilen, ob die dießfälligen Ansichten die richtigen seyen, und ob die hiernach gewählte Behandlungsweise geeignet sey, den Streit in der Art zu entscheiden, daß das wahre Sachverhältniß ins Licht trete; wir müssen dieß für jetzt der Ueberzeugung des Verfassers anheimstellen, welcher wir, ohne noch den Erfolg zu kennen, nicht vorgreifen dürfen. Wir werden den Weg gehen, den uns der Verfasser führt, und wollen es uns dabey nur gegenwärtig halten, daß es sich im letzten Zwecke um die Wahrheit handle, welche, wie sie immer lauten möge, aufgefunden werden soll, und daß wir deßhalb während der Untersuchung noch keiner Partey angehören, und auch die Nothwendigkeit, es müsse die eine oder die andere der Parteyen Recht haben, nicht schon voraussetzen dürfen, sondern überall wesentlich auf die Sache selbst zu sehen haben.

Der Untersuchung der Streitfrage schickt der Verfasser zum Verständnisse ein Verzeichniß der Dokumente voraus, aus welchem die Notizen von dem Zeitalter und der apostolischen Wirksamkeit des h. Rupert geschöpft werden. Es sind diese:

1) Die älteren Lebensbeschreibungen des h. Rupert, und zwar: a) die sogenannte Vita primigenia S. Ruperti, welche den ersten Theil einer größeren Schrift: Quomodo Baioarii et Carantani facti sunt Christiani, bildet, deren Abfassung auf das Jahr 872 fällt; sie steht bey beyden Parteyen in großem Ansehen; b) die Legende vom h. Rupert, wie sie Hansiz nennt, oder der Sermon, wie sie Hr. Filz lieber genannt wissen will, worin Ruperts Geschichte auf der Grundlage der ersteren Vita mit Erweiterungen und Zusätzen vorgetragen wird; sie soll, wie Herr Filz will, vom hohen Alter seyn, weil sich der Autor, welcher im Jahre 1131 das Todesjahr Ruperts berechnete, auf dieselbe als ein altes (eigentlich als ein eben nicht neues) *) Dokument beziehe; c) die von Roswеyd aufgefundene Vita S. Ruperti, ein (dem Andenken der h. Erindrud, wie es scheint, ge-

*) De die obitus eius, qui in VI. Kal. Aprilis celebratur, sic *legitur*: Die orto Resurrectionis Christi etc. Hier die Berufung auf eine schon vorhandene Schrift, mit welcher vermuthlich die Legende gemeint ist.

widmeter) Auszug aus der Vita primigenia, mit manchen Zusätzen wieder bereichert, übrigens unbekannten Zeitalters; d) eine vierte von Canisius (Tom. II. P. II. p. 319) bekannt gemachte Vita S. Ruperti, die ausgeführtere, aber auch die jüngere dieser Schriften, dem funfzehnten Jahrhundert, wie Hr. F. dafürhält, angehörend.

2) Das Congestum oder der Indiculus Arnonis, eine am Ende des achten Jahrhunderts über den Güterbestand der Salzburger Kirche aufgesetzte Schrift, und besonders dadurch merkwürdig, daß sie die bayerischen Herzoge, welche sich seit Ruperts Zeit als Wohlthäter dieser Kirche erwiesen haben, der Reihe nach anführt.

3) Die Breves notitiae donationum ecclesiae Salzburgensi factarum, gewöhnlich breves notitiae oder die kurzen Nachrichten genannt, eine Schrift, nur wenige Jahre nach der vorhergehenden verfaßt, und denselben Gegenstand behandelnd.

4) Der Catalogus episcoporum sive abbatum eiusdem sedis Juvavensis, welcher der Vita primigenia angehängt ist, und diese als Conversio Baioariorum mit der darauf folgenden Conversio Carantanorum verbindet.

5) Die Auszüge aus dem uralten Nekrologium des Klosters St. Peter zu Salzburg über Mönche und Nonnen, Bischöfe und Aebte, Könige und Herzoge, die das Chronicon novissimum mittheilt.

6) Des Arnold von Bohburg Buch de miraculis S. Emmerammi, in der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts verfaßt, worin von dem ältesten christlichen Religionszustande in Bayern Meldung geschieht. — Dieß (zum größeren Theile) die Dokumente, aus welchen die beyden Parteyen die betreffenden Notizen vom h. Rupert schöpfen.

Die Freunde der Tradition finden darin den h. Rupert als den Gründer des bayerischen Christenthums dargestellt. Dieß veranlaßt sie, das Alter Ruperts so hoch hinauf zu rücken, daß er an der Spitze des bayerischen Christenthums stehen könne, und da dieses nach ihrer und der allgemeinen Ueberzeugung schon das siebente Jahrhundert hindurch bestanden hat, lassen sie ihn unter Childebert den Zweyten am Ende des sechsten Jahrhunderts nach Bayern kommen, welches höhere Alter sie auch durch einige andere Anzeichen bestätigt zu sehen glauben. Die Gegner der Tradition wollen aber den h. Rupert in solche Zeitverhältnisse darin gestellt finden, nach welchen er erst am Ende des siebenten Jahrhunderts nach Bayern gekommen seyn könnte; und dieß veranlaßt sie, ihn für einen späteren Apostel der Bayern, und also nicht für den Gründer des bayerischen Christenthums zu erklären,

Digitized by Google

eben deßwegen, weil dasselbe schon lange vor dem Ende des siebenten Jahrhunderts vorhanden gewesen. So finden die Parteyen verschiedene Prinzipien, von welchen sie ausgehen, und zum gegenseitigen Widerspruche geführt werden. Bey der Untersuchung des dießfälligen Streites nimmt unser Verfasser folgenden Gang: Es werden I. die Ansichten der Traditionsgegner über Ruperts Apostolat geprüft und für unzulässig befunden, und wird dabey zu zeigen gesucht, daß Rupert das bayerische Christenthum, und zwar früher als am Ende des siebenten Jahrhunderts eingeführt habe (Kap. 2, 3); es werden II. die Beweise der Gegner, mit welchen sie Ruperts jüngeres Zeitalter begründen wollen, untersucht, für unzureichend erklärt, und zum Theil in Beweise für die Tradition selbst verwandelt (Kap. 4); hierauf wird III. die Erörterung gepflogen, daß Rupert bestimmt zur Zeit Childebert des Zweyten gelebt habe (Kap. 5); endlich wird IV. Ruperts Geschichte mit Anwendung der salzburgischen Ansichten durchgeführt, und in diesem Gange für anstandlos befunden, während diese Geschichte nach dem Systeme der Gegner mehreren Beirrungen in Folge von Widersprüchen und Schwierigkeiten unterliege; worauf dann das Endurtheil gefällt wird, daß die salzburgische Tradition die wahre sey (Kap. 6). Wir werden nun den Schritten des Verfassers folgen.

I. Die Traditionsgegner hätten die glaubwürdigsten Nachrichten, sie hätten die ganze Vita primigenia geradezu verwerfen müssen, wenn sie dem h. Rupert den Charakter eines Apostels der Bayern hätten absprechen wollen; sie haben es für wahr anerkannt, daß Rupert als Glaubensbekehrer nach Bayern gekommen, daß er den Herzog und viele von dem Volke getauft, daß er das Land mit Kirchen, Klerikern und anderem kirchlichen Bedarf versehen habe; aber sie haben es nun auch erklären müssen, wie Rupert solche Verrichtungen als ein späterer Apostel am Ende des siebenten Jahrhunderts habe thun können. Es ist dieß für sie eine schwierige Aufgabe gewesen, und sie sind auch in ihren Erklärungen nicht einig geworden. Mabillon und Hansiz glaubten, die Aussagen der Salzburger Dokumente seyen nicht dahin zu verstehen, daß Rupert die Bayern vom Heidenthume zum Christenthume bekehrt habe; Rupert habe das bayerische Christenthum im verderbten Zustande getroffen, wo in Folge einer noch ungeregelten Kirchenverfassung mancherley Irrthümer, Ketzereyen und Ueberbleibsel heidnischen Aberglaubens gewaltet hätten, und von Manchen die Taufe vernachläßigt oder fehlerhaft empfangen worden wäre, und es sey also der ketzerische Irrglaube gewesen, von welchem die Bayern durch Rupert zur wahren Religion bekehrt worden. Sterzinger modifizirte an der gewöhnlichen An-

Digitized by Google

nahme von der früheren Verbreitung des Glaubens in Bayern; er war der Meinung, das bayerische Christenthum habe sich im Laufe des sechsten und siebenten Jahrhunderts ungeachtet der von den fränkischen Königen erlassenen Gesetze und der eifrigen Predigten der h. Eustasius und Agilus und des h. Emeram doch nicht zur herrschenden Religion erheben können, vielmehr seyen sowohl der Herr als der Diener der Abgötterey zugethan geblieben, und die einzelnen Christen in der Lage gewesen, sich verborgen halten zu müssen, bis sich endlich der Herzog Theodo (II.) und die Grossen entschlossen hätten, den h. Rupert herbeyzurufen, um von ihm den Glauben anzunehmen. Zierngibl, gestützt auf eine Nachricht des Arnold von Vohburg, daß der Herzog Theodo, von welchem Rupert berufen worden, kein Descendent seines Vorfahrers gewesen, behauptete, die mit Theodo eingetretene Regentenlinie habe die Reihe der christlichen Herzoge unterbrochen, Theodo sey zur Zeit noch ein Abgötterer gewesen, und Rupert habe durch die an ihm und Anderen vollbrachte Bekehrung und Taufe die Reste des Heidenthums im Lande getilgt. — Von allen diesen Erklärungen ist Herrn Filz keine genügend; er bestreitet sie jetzt, und zwar zuerst jede einzeln.

In Bezug auf die Erklärung des Mabillon und Hansiz gibt er zu, daß eine Stelle in der Vita prim. für sich den Sinn der bloßen Verbesserung im christlichen Religionszustande, welchen jene untergeschoben, noch erleiden dürfte, die Stelle nämlich, wo es heißt: quem (Theodonem) vir Dei (Roudbertus) coepit de christiana conversatione admonere et de fide catholica imbuere, ipsumque non multo post et multos alios istius gentis nobiles atque ignobiles viros ad veram Christi fidem convertit sacroque baptismate regeneravit; aber er läugnet die Richtigkeit solcher Deutung in Folge anderer Stellen der salzb. Dokumente, welche den wahren Sinn, daß Rupert die Bayern vom Heidenthume zum Christenthume bekehrt habe, außer Zweifel setzen. Es ist nicht bloß die Legende, welche sich nach dem letzteren Sinne bestimmt äußert, sondern der Verfasser der Vita prim. erklärt sich selber deutlich genug, indem er bey dem Uebergange zur Conversio Carantanorum sagt: Hactenus praenotatum est, qualiter Bagoarii *facti sunt Christiani*; und die breves notitiae sagen: Primo igitur Theodo dux Baioariorum Dei omnipotentis gratia instigante et beato Rutperto praedicante *de paganitate ad christianitatem* conversus et ab eodem episcopo baptizatus est cum proceribus suis baioariis. Die Erklärung des Mabillon und des Hansiz kann also nicht Statt finden; es sind die heidnischen Bayern gewesen, welche Rupert belehrt hat.

Digitized by Google

Sterzingers Meinung hat selbst bey dessen Partey keinen Anklang gefunden. Hr. F. hat es auch nicht für nothwendig erachtet, ihr eine eigene Widerlegung entgegen zu stellen; er läßt sich der Mühe durch Zierngibl überheben, welcher selber ein Traditionsgegner, sorgfältig die Daten zusammengetragen hat, in welchen sich das Christenthum schon lange vor dem Ende des siebenten Jahrhunderts als die herrschende Religion in Bayern darstellt. Zierngibls dießfällige Angaben sind folgende: Garibald I., der erste zuverlässig bekannte Herzog der Bayern (554—594), hatte nach längerem Aufenthalte an dem austrasischen Hofe eine christliche königliche Witwe, Walderade, zur Gemahlin erhalten; er hatte eine christliche Tochter, die vom Papste Gregor I. hochgeachtete longobardische Königin Theodelinde, welche das Christenthum schon von Bayern nach Longobardien gebracht haben mußte, weil sie dem katholischen Lehrbegriffe beygepflichtet, was nicht der Fall gewesen seyn würde, wenn sie erst an dem longobardischen Hofe, wo damals der Arianism herrschte, den christlichen Glauben erlernt haben würde; sein Sohn Gundoald ist longobardischer Herzog geworden, was in diesem christlichen Lande, wäre er ein Abgötterer gewesen, nicht hätte Statt finden können; Arnold von Wohburg bezeugt, daß vor den bayerischen Herzogen Theodo dem Zweyten und Ersten, folglich schon vor der Mitte des siebenten Jahrhunderts, viele Irrlehrer und falsche Bischöfe und Priester nach Bayern gekommen seyen, und das Volk sammt den Regenten verführt haben, was nun die frühere Rechtgläubigkeit voraussetzt; und es ist hiernach wenigstens sehr wahrscheinlich (sagt Zierngibl), daß Garibald I. ein Christ gewesen. — Unter Garibald II. (609—640) sind die h. Eustasius und Agilus im J. 617 nach Bayern gekommen, und man sieht aus den betreffenden Nachrichten, daß viele Einwohner von den herumschwärmenden Irrlehrern verführt, und viele wieder von den genannten Heiligen zu dem wahren Glauben bekehrt worden seyen. Unter demselben Herzoge hat der fränkische König Dagobert I. die bayerischen Gesetze in Ordnung gebracht, gemäß welchen das Christenthum ein Fundamentalgesetz der bayerischen Landesverfassung geworden ist. — Zur Zeit Theodo I. (640—680) ist im Jahre 649 der h. Bischof Emmeram in der Absicht, den Glauben in Pannonien zu verkünden, nach Bayern gekommen, welchen der Herzog beredete, seinen Plan aufzugeben, und in Bayern zu bleiben; Emmeram hat denjenigen, welche noch in der Abgötterey steckten, das Evangelium gepredigt; und nachdem er in einem Mißverständnisse getödtet worden, hat der Herzog den Leichnam nach Regensburg bringen lassen, und dem kirchlichen Leichengepränge persönlich beywohnend, in dem Kirchlein

Digitized by Google

des h. Georg beysetzen lassen. — Auf Theodo I. folgte Theodo II. (680—718), jener Herzog nämlich, welcher der neueren Meinung zu Folge den h. Rupert zu sich geladen haben soll. So ist es also selbst ein Vertheidiger der jüngeren Zeitrechnung, welcher dargethan, daß das Christenthum in Bayern schon lange vor dem Herzoge Theodo II. die herrschende Religion gewesen ist, und welcher hiermit das Verhältniß zernichtet, woraus Sterzinger erklären wollte, wie Rupert am Ende des siebenten Jahrhunderts die heidnischen Bayern hätte bekehren können.

Die Behauptung Zierngibls, daß nach Theodo I. ein heidnischer Fürst in Theodo II. eingekommen sey, sucht Hr. Filz mit folgenden Gründen zu beseitigen: Bayern hatte seit Dagobert I. eine christliche Landesverfassung, vermöge welcher, als vom Herzoge und dem Volke beschworen, ein abgöttischer Prinz nicht hätte zur Regierung gelangen können; den Bayern würde es nach einer vierzigjährigen christlichen Regierung Theodo I. nicht gleichgültig gewesen seyn, ob dessen Nachfolger Christ oder Heide sey; ein abgöttischer Prinz in jener Zeit, von welchem man nicht wüßte, woher er gekommen seyn sollte, wäre eine unbegreifliche Sache, und noch unbegreiflicher wäre es, wie er die Regierung hätte antreten können, ohne das Heidenthum abzuschwören. Zierngibls Behauptung, wodurch nur in anderer Art wieder erklärt werden sollte, wie Rupert noch am Ende des siebenten Jahrhunderts der Heidenbekehrer hätte seyn können, stößt also gegen die Vernunft und gegen den natürlichen Gang der Begebenheiten.

So findet Hr. F. eine jede der gegebenen Erklärungen über Ruperts Apostolat im jüngeren Zeitalter für unzulässig; — sie sind ihm aber auch alle zusammen aus einem allgemeinen Grunde bloße eitle Erklärungen, weil Rupert, wenn er in der jüngeren Zeit gelebt hätte, gleichzeitig mit dem bayerischen Herzoge Theodo II. hätte seyn müssen, während es sich entscheidend beweisen lasse, daß Rupert kein Zeitgenosse dieses Herzogs gewesen seyn könne. Unabhängig von Ruperts Geschichte ist es bekannt, daß der bayerische Herzog Theodo II. zur Zeit des Papstes Gregor II. andachtshalber nach Rom gekommen, und daß Gregor im Jahre 716 eine Gesandtschaft nach Bayern bestimmt hat, die der bayerischen Kirche eine kanonische Verfassung geben sollte. Der Herzog Theodo ist derselbe, unter dessen Regierung der neueren Meinung zu Folge Rupert nach Bayern gekommen seyn soll, und die päpstliche Gesandtschaft fällt noch in die Zeit, zu welcher die Anhänger jener Meinung den h. Rupert noch immer in Bayern thätig seyn lassen, da Rupert nach ihrer Berechnung erst im Jahre 718 zu Salzburg gestorben seyn soll. Letztere bringen auch die er-

Digitized by Google

wähnten Begebenheiten mit Rupert in Zusammenhang, und lassen durch die päpstliche Gesandtschaft den bischöflichen Stuhl zu Salzburg für ihn errichtet werden. Gregors Kapitulare oder Instruction an seine nach Bayern bestimmten Gesandten ist noch vorhanden. Herr Filz führt dieses Dokument seinem ganzen Texte nach auf, und macht hierzu folgende rücksichtswürdige Betrachtung: »Herzog Theodo II.« — sagt er S. 49 — »hatte bey seiner »persönlichen Anwesenheit von dem Papste Gregor II. die Absen»dung päpstlicher Legaten nach Bayern bewirkt, um daselbst drey »oder vier Bisthümer zu errichten, und den Zustand der christli»chen Kirche zu untersuchen und zu ordnen. Er mußte also dem »Kirchenoberhaupte umständlich berichtet haben, was er und sein »Land seit zwanzig Jahren den apostolischen Bemühungen des h. »Rupert und seiner Gehülfen zu verdanken habe. Auf solchen »Bericht sollte man billig erwarten, daß der Papst Gregorius II. »in gerechter Anerkennung der großen Verdienste des Bischofs »Rupert, dessen zu Juvavia gegründete Kirche vollkommen und »mit Freuden bestätigt, und den nach Bayern abzusendenden Le»gaten den Auftrag ertheilt habe, dem neuen bischöflichen Sitze »zu Juvavia einen bestimmten Sprengel anzuweisen, und sich »über die weiters zu errichtenden Bisthümer in Bayern und über »die vollkommene Einrichtung und Ordnung des Kirchenwesens »mit Bischof Rupert zu berathen. Aber wie sehr wird diese Er»wartung durch das Dekret des Papstes Gregorius II. getäuscht! »Da ist nicht die mindeste Erwähnung von dem h. Rupert, nicht »die mindeste Spur von einem bischöflichen Sitze zu Juvavia, »und von einer apostolischen Bestätigung desselben. Vielmehr »befiehlt das Dekret im ersten Kapitel den Legaten gleich nach »ihrer Ankunft in Bayern eine Versammlung der Priester, der »Großen und der Richter des Volkes zu halten, und in derselben »den Priestern und Altarsdienern anzukündigen, daß nur diejeni»gen, die den rechten Glauben haben und in ihr geistliches Amt »kanonisch eingetreten sind, die heilige Messe zu lesen, bey dem »Altare zu dienen und in dem Chore zu singen, berechtigt seyn »sollen. Wie soll ich dieses begreifen? Erst vor zwanzig Jahren »hat der h. Rupert den Herzog Theodo von Bayern und sein Volk »von der Abgötterey zum Christenthume bekehrt; keine Kirche ist »in Bayern, die nicht auf seine Anordnung gebaut, und von ihm »selbst eingeweiht worden; kein Priester, kein Altarsdiener ist in »dem Staate des Herzogs Theodo vorhanden, den der h. Rupert »nicht selbst aus Frankreich mitgebracht, oder nach der Zeit selbst »geweiht hat; noch lebt dieser hochverehrte und hochverdiente »Apostel Bayerns, und nun sollen dessen Priester und Altars»diener strenge geprüft, die rechtgläubigen in ihrem Amte bestä-

Digitized by Google

»tigt, die irrgläubigen aber und jene, welche ihr geistliches Amt »nicht kanonisch erhalten, für immer ausgeschlossen werden. — — »Im dritten Kapitel wird den Legaten aufgetragen, in den baye»rischen Landen drey oder vier Bisthümer mit einem erzbischöfli»chen Sitze aufzurichten, und solche Männer dazu zu weihen, »die eines guten Rufes, frommen Lebenswandels und richtiger »Lehre sind. Von der bischöflichen Kirche Salzburg und ihrem »heiligen Vorsteher kein Wort! Auf den erzbischöflichen Stuhl, »sagt das vierte Kapitel, sobald er ausgezeichnet seyn wird, soll »ein Mann gesetzt werden, wenn er anders in diesen Landen zu »finden ist (si talem reperire potueritis virum), der seine un»tergebenen Priester mit heilsamen Lehren und guten Beyspielen »unterrichten, die geistliche und weltliche Gemeinde weise regie»ren und seine Heerde schicklich weiden kann; und dieses alles »während der h. Rupert noch lebt und seine geistreichen, seelen»eifrigen Jünger? — — Gewiß, wenn der h. Rupert den Her»zog Theodo II. im Jahre 696, wie Sterzinger und Zierngibl in »ihren Abhandlungen behaupten, von dem Heidenthume zum »Christenthume, oder, wie Mabillon und Hansiz dafür halten, »von einem ketzerischen Irrglauben zur wahren Religion bekehrt »hätte, so müßte das Dekret des Papstes Gregorius II. für seine »Legaten eines anderen Inhaltes gewesen seyn; weil es aber so »und nicht anders lautet, ist es mir ein entschiedener Beweis, daß »der h. Rupert kein Zeitgenosse des genannten und bezeichneten »Papstes und Herzogs gewesen.«

Die Resultate der bisherigen Untersuchung sind nun diese: Rupert hat die heidnischen Bayern bekehrt, dieß konnte nicht erst am Ende des siebenten Jahrhunderts geschehen seyn, Rupert konnte zu dieser Zeit nicht mehr gelebt haben, — oder kürzer zu reden: Rupert hat das Christenthum in Bayern eingeführt, und zwar früher als am Ende des siebenten Jahrhunderts. Hiermit hat sich unser Verfasser die Grundlage bereitet, auf welcher die salzburgische Tradition bewahrheitet werden soll, und hat schon im Voraus ein ungünstiges Urtheil erweckt gegen die Beweise, mit welchen die Gegner der Tradition Ruperts jüngeres Zeitalter herstellen wollten, und welche jetzt an die Reihe kommen, geprüft zu werden. Wir wollen aber mit dem Verfasser noch nicht zu dieser weiteren Prüfung übergehen; wir glauben früher noch zurückblicken zu sollen, um es uns deutlich zu machen, ob und wie weit wir uns von den geschöpften Resultaten überzeugt halten dürfen, und mit welcher Sicherheit wir sie zu den ferneren Verhandlungen der Streitfrage mitnehmen können.

Ist es gegen Mabillon und Hansiz erwiesen, daß Rupert die heidnischen Bayern bekehrt habe? So viel hat Hr. F., wie

Digitized by Google

wir glauben, hinreichend dargethan, daß Mabillon und Hanſiz die Ausſagen der älteſten Salzburger Dokumente in dieſer Beziehung gemißdeutet haben. Das Zeugniß dieſer Dokumente für Rupert als Heidenapoſtel iſt wohl ſo klar, daß nur die Glaubwürdigkeit in Anſpruch genommen werden müßte, wenn man die Sache ſelbſt läugnen wollte. Fragen wir jetzt nach der Glaubwürdigkeit, ſo können wir, wiewohl ſie Hr. F. bloß vorausſetzt, doch uns ſelber befriedigen; es ſind zwar die betreffenden Dokumente keineswegs Quellen der erſten Ordnung, deren Ausſagen unbedingt für wahr angenommen werden müßten; aber ſie ſind die älteſten Quellen, die wir zur Geſchichte Ruperts beſitzen; ſie ſind bey Ruperts Kirche abgefaßt, tragen den Stempel der Aufrichtigkeit, und ſind dabey von ſo hohem Alter, daß ſie immerhin die gute Vermuthung der Wahrheit für ſich haben. Wir können alſo den Satz, daß Rupert die heidniſchen Bayern bekehrt habe, wenigſtens ſo lange für richtig anerkennen, als nicht ein höherer Beweggrund geradezu nöthigt, hievon abzugehen.

Iſt es gegen Sterzinger erwieſen, daß das Chriſtenthum ſchon lange vor dem Ende des ſiebenten Jahrhunderts die herrſchende Religion in Bayern geweſen? Die Daten, welche der Verf. aus Zierngibl zuſammengeſtellt, zeigen allerdings von der früheren Herrſchaft des Chriſtenthums in Bayern, ſo daß die Richtigkeit der Sache nur noch von der Richtigkeit jener Daten ſelbſt abhängen kann. Daß auch dieſe richtig ſeyen, hat der Verf. gleichſam als bekannt angenommen, nicht dargethan, und hat da, wie wir glauben, weniger geleiſtet, als er hätte leiſten ſollen. Hinſichtlich der Leges Baioariorum iſt die Mehrheit der Forſcher ſchon lange darin übereingekommen, daß man ſich über ihr Alter im Dunkeln befinde, und daß ſich dasſelbe nur beyläufig und nur vermuthungsweiſe ausmitteln laſſe; wenn nun die dießfälligen Zweifel nicht gehoben werden, ſo iſt die ſo frühe chriſtliche Landesverfaſſung in Bayern immer nur eine zweifelhafte Annahme, und dieſes Datum iſt gerade unter allen das wichtigſte. Daß die h. Euſtaſius und Agilus ihre Miſſionsreiſe nach Bayern gerichtet haben, hat vor Kurzem der bekannte Geograph Mannert in Anſpruch genommen, und es wundert uns wirklich zu Folge der Nachrichten, welche über dieſe Miſſionsreiſe vorhanden ſind, daß man nicht ſchon lange den Widerſpruch erhoben hat. Die übrigen Daten ſind zwar zur Zeit noch unangefochten, aber wir fürchten, wie uns ihre Verhältniſſe beym eigenen Nachforſchen erſcheinen, daß auch dieſe noch in Zweifel gezogen werden dürften. Wir glauben alſo, es wäre zweckmäßig, ja nothwendig geweſen, daß der Verf. die betreffenden Daten nicht bloß zuſammen, ſondern auch richtig geſtellt hätte. Die Herrſchaft des Chriſtenthums

Digitized by Google

in Bayern durch das siebente Jahrhundert hat indeß die öffentliche Meinung für sich; selbst die Gegner der Tradition haben sie anerkannt, und nur Sterzinger hat sie geläugnet, welcher überdieß noch die Rechenschaft schuldig geblieben ist; wir wollen sie also als einen durch die Meinung begünstigten Satz betrachten, nur können wir nicht sagen, daß sie der Verfasser völlig erwiesen habe. Dieß gilt auch von der Consequenz, daß Rupert am Ende des siebenten Jahrhunderts nicht mehr in der Lage hätte seyn können, die heidnischen Bayern zu bekehren.

Ist es gegen Zierngibl erwiesen, daß es vernunft- und umstandswidrig wäre, wenn man den Herzog Theodo II. als einen Abgötterer zur Regierung wollte gelangen lassen? Vermöge der Gründe, mit welchen der Verf. gestritten, möchten wir dieß nicht für erwiesen erkennen. Wenn auch die Umstände gültig seyn sollen, daß Bayern schon seit Dagobert I. die christliche Landesverfassung gehabt, und daß vor Theodo II. ein christlicher Herzog durch vierzig Jahre in Bayern regiert habe, so wären doch auch wieder andere Umstände zu berücksichtigen, die das Einkommen eines heidnischen Regenten nicht ganz unmöglich hätten machen können. Man sehe auf die wiederholten Unabhängigkeitsversuche, durch welche die Bayern ihren Widerwillen gegen die fränkische Oberherrschaft an den Tag gelegt, und auf die Schwäche, in welche die fränkische Gewalt über die großen Herzogthümer seit Dagobert gesunken, und man wird es möglich finden, daß hierunter auch das fränkische Gesetz zeitweise außer Kraft hätte kommen können; man erinnere sich auf den römischen Kaiser Julian, und man wird ein geschichtliches Beyspiel haben, daß schon ein andermal die Reihe christlicher Regenten durch einen heidnischen unterbrochen worden. Zweckmäßiger dürfte der Verfasser gethan haben, wenn er sich gar nicht um das Einkommen des heidnischen Herzogs bekümmert, und dafür die gemachte Anwendung auf Rupert, welcher zum Vertilger der heidnischen Ueberreste in Bayern werden sollte, in Anspruch genommen hätte, und zwar wieder, wie bey der Bestreitung des Mabillon und des Hansiz, durch Beziehung auf die Ansicht der alten salzburgischen Dokumente. Diese Ansicht ist keineswegs die beschränkte, daß Rupert mehrere Heiden in Bayern gefunden und bekehrt habe, sie ist die umfassende, daß Rupert das heidnische Land christlich gemacht habe; Rupert ist es, von welchem das bayerische Christenthum herrührt; Unterricht und Taufe gehen von ihm aus, Kirchen und Klöster, Kleriker und Mönche und alles kirchliche Wesen erhalten von ihm den Ursprung; gewiß, jene Dokumente kennen kein anderes Christenthum in Bayern, als das von Rupert gebrachte, und es ist gewiß nicht ihr Sinn, daß Rupert seine apo-

Digitized by Google

stolischen Arbeiten in einem Lande verrichtet habe, wo das Christenthum schon eingeführt gewesen. Hiermit wäre gezeigt worden, daß Zierngibls Erklärung über Ruperts Apostolat, ohne den salzburgischen Dokumenten zu widersprechen, eben so wenig Platz greifen könne, als die des Mabillon und des Hansiz, weil Rupert jenen Dokumenten zu Folge mit den Bekehrungen nicht das Ende, sondern den Anfang gemacht hat.

Ist es gegen die Feinde der Tradition überhaupt erwiesen, daß Rupert kein Zeitgenosse des bayerischen Herzogs Theodo II. gewesen seyn könne? Der unbefangene Beurtheiler wird es nicht verkennen, daß hier der Verf. viel Treffliches gesagt hat. Rupert wirkt im gegnerischen Systeme bis zum Jahre 718 persönlich in Bayern, und es ist so viel als einleuchtend geworden, daß dieß mit dem päpstlichen Kapitulare vom J. 716, worin keine Spur von Rupert zu finden, unverträglich sey. Wir müssen aber bey der Folgerung vorsichtig seyn. Aus der bemerkten Unverträglichkeit geht zunächst hervor, daß Rupert im J. 716 nicht mehr in Bayern gewesen seyn konnte, woraus nun zunächst wieder folgt, daß die Periode von Ruperts apostolischer Wirksamkeit, wie sie im Systeme der Gegner vom J. 696 bis 718 angesetzt wird, in sofern unrichtig sey, als sie in die Zeit hineingeht, die man dem Apostel nicht mehr anberaumen kann. Die Unrichtigkeit trifft also unmittelbar das angebliche Ende der Rupert'schen Periode, und da wäre es noch möglich, daß Rupert doch im J. 696 nach Bayern gekommen, und sich nur nicht so lange, als in dem Systeme angenommen wird, daselbst aufgehalten habe. Wenn wir mit dem Verfasser die allgemeinere Folgerung ziehen sollen, daß Rupert der ganzen angeblichen Periode nicht angehören könne, so müssen wir vorher noch überzeugt werden, daß auch der erwähnte mögliche Fall nicht Statt finden kann; wir müssen nämlich überzeugt werden, daß mit der Annahme von Ruperts jüngerem Zeitalter überhaupt, auch die Annahme von dessen apostolischer Wirksamkeit bis zum Jahre 718 wesentlich verbunden wäre. Wir wissen wohl jetzt, daß die Gegner in ihrer Berechnung auf das Jahr 718 gerathen sind, aber die Grundsätze ihrer Berechnung kennen wir noch nicht; der Verf. hat sie nicht zur Sprache gebracht, und noch weniger nach ihrer Consequenz geprüft. Wir können also noch nicht sagen, daß die Gegner so und nicht anders haben rechnen müssen, und so ist es auch nicht deutlich gemacht, daß die Unverträglichkeit des päpstlichen Capitulare mit dem angeblichen Ende der Rupert'schen Periode alle Zeitgenossenschaft Ruperts mit Theodo II. aufhebe.

So ist nun nicht Alles, was der Verf. in seiner bisherigen Untersuchung erweisen wollte, völlig erwiesen, und daher auch

Digitized by Google

die Grundlage, auf welcher er die salzburgische Tradition zu bewahrheiten gedenkt, nicht völlig sicher gestellt. Das eine Glied dieser Grundlage, daß Rupert das Christenthum in Bayern eingeführt habe, ist am meisten in das Licht gekommen; es hat sich dieß als die Ansicht der ältesten Salzburger Dokumente dargestellt, an der man wohl bis zum Falle dringender Nothwendigkeit, sie für unrichtig zu erklären, halten muß. Daß Rupert sein Apostolat früher als am Ende des siebenten Jahrhunderts vollbracht haben mußte, ist weniger zur Deutlichkeit gebracht worden, weil es der Verf. unterlassen hat, die Daten richtig zu stellen, auf welchen der Bestand und die Herrschaft des bayerischen Christenthums durch das siebente Jahrhundert beruht, und die Nothwendigkeit zu zeigen, daß mit der Annahme von Ruperts jüngerem Zeitalter überhaupt auch die Dauer von dessen Apostolate bis zum Jahre 718 angenommen werden müßte. Wenn wir nun jetzt im vierten Kapitel der Abhandlung zu den Beweisen kommen, die für Ruperts jüngeres Zeitalter beygebracht worden sind, müssen wir das ungünstige Urtheil, welches ihnen mit jener Grundlage schon vorangehen würde, noch bey Seite setzen, um nicht zu einer allfällig ungebührenden Würdigung verleitet zu werden.

II. Die Gegner der Tradition haben ihre Meinung, daß Rupert zur Zeit Childebert des Dritten nach Bayern gekommen, mit verschiedenen Beweisen herzustellen gesucht. Herr Filz führt dieselben, sieben an der Zahl, in nachfolgender Reihe auf, jeden zugleich mit dem Gegenbeweise begleitend.

Der erste Beweis ist einer der weniger wichtigen; er ist aus den Umständen hergenommen, daß Rupert von einem Herzoge Theodo nach Bayern berufen worden, und daß in dem gereinigten Verzeichnisse der alten bayerischen Herzoge nur ein einziger Theodo vorkomme, welcher unter einem der fränkischen Childeberte gelebt hat, jener nämlich, welcher der Zweyte genannt, um das Ende des siebenten Jahrhunderts als Zeitgenosse Childebert des Dritten regierte. Herr Filz entgegnet sehr richtig, das Verzeichniß der alten bayerischen Herzoge, wie es von Mabillon, Hansiz und Zierngibl aufgestellt worden, sey eine Zusammensetzung aus alten Schriftstellern, die man wohl für glaubwürdig halten könne, die aber nur zufällig der eine von diesem, der andere von jenem Herzoge Meldung thun, und also gar nicht die Ueberzeugung verschaffen können, daß das entfallene Verzeichniß ein ganz selbstständiges sey; daher sich aus diesem Verzeichnisse die Nichtexistenz eines Herzogs Theodo unter Childebert dem Zweyten gar nicht erweisen lasse.

Wichtiger ist der zweyte Beweis, welcher aus der in dem

Congestum Arnonis vorkommenden Folgereihe der bayerischen Herzoge gezogen ist. Das Congestum gibt dem Herzoge Theodo, welcher den h. Rupert nach Bayern berufen, einen Sohn Theodebert, dann einen Enkel Hugbert, hernach den Odilo und endlich dessen Sohn Thassilo zu Nachfolgern, und dieß ist die geschichtliche Folgereihe der bayerischen Herzoge von Theodo dem Zweyten um das Ende des siebenten Jahrhunderts bis zu dem letzten von Karl G. abgesetzten Herzoge Thassilo. Die bezüglichen Stellen des Congestums sind folgende: Primum quidem tradidit *Theodo* dux predictum oppidum (Salzburch) et castrum superiorem domino Hrodberto etc. — — Succedente vero *filio eius Theodeberto* duce, qui tradidit villulam nuncupante Utzilinga etc. — — Successor *filius eius Hucbertus* dux tradidit in pago Rotagove etc. — — Post hunc extitit *Otilo* dux, qui tradidit in pago Isanagove etc. — — Post hunc vero successit *filius eius Thassilo*, qui tradidit in pago Tonogove etc. — — Daß das Congestum hohen Glauben verdiene, leitet man nicht bloß von dessen hohem Alter, sondern auch von dem Umstande her, daß es eine von dem Salzburger Bischofe Arno im Jahre 788 ausgefertigte und von ansehnlicher Zeugenschaft bestätigte Urkunde sey, indem es am Schlusse heißt: Notitiam vero istam ego Arn unacum consensu et licentia domini Karoli piissimi regis eodem anno, quo ipse baioariam regionem ad opus suum recepit, a viris valde senibus et veracibus diligentissime exquisivi, a monachis et laicis, et conscribere ad memoriam feci. Ista sunt nomina monachorum etc. Diesem Beweise entgegnet Hr. F. mit dem alten Pez durch die Behauptung, daß die Stelle im Congestum: Successor filius eius Hucbertus dux, unrichtig sey, und aus der Parallelstelle in den kurzen Nachrichten dahin verbessert werden müsse, daß Hugbert nicht als der Sohn des vorausgenannten, sondern eines andern und jüngern Theodeberts zu erscheinen habe. Pez hat seine Behauptung nicht motivirt; Herr Filz aber thut es, und in einer ganz unerwarteten Weise. Das Congestum, welches noch immer in einem uralten Exemplare wo nicht vom achten, doch vom neunten Jahrhunderte vorhanden ist, und von Einigen sogar für die Originalurkunde des Bischofs Arno betrachtet wurde, hat bisher allgemein für ein aufrechtes, ehrwürdiges und hochwichtiges Dokument gegolten; Herr Filz will es jetzt in seiner Abhandlung für einen bloßen Auszug aus der wahren Urkunde des Arno gehalten wissen, und in seiner Nachschrift (Abth. I. §. 3) läßt er es nicht einmal als solchen gelten, und erklärt es für eine unechte, interpolirte und argen Betruges schuldige Urkunde. Die Gründe dieser Ansichten und die Anwen-

Digitized by Google

dung auf den gegnerischen Beweis bestehen wesentlich in Folgendem: Bischof Arno ließ im J. 788, da Karl der Große das Herzogthum Bayern seinem Reiche einverleibte, mit Wissen und Willen Karls alle Schenkungen der Herzoge von Bayern und anderer Wohlthäter an die Kirche Salzburg aus den noch vorhandenen Gabebriefen zusammenschreiben, damit sie von dem König bestätigt und in seinen besonderen Schutz genommen würden; die wahre Urkunde des Arno mußte also so beschaffen gewesen seyn, daß sie diesem Zwecke habe entsprechen können. Das Congestum besteht aber aus drey zusammengeflickten Pergamentblättern, in einem gemeinen Geschreibsel ohne Fleiß, ohne Zierlichkeit, ja vielmehr mit allen Merkmalen der Nachlässigkeit und der schmutzigsten Benutzung jedes Raumes (?); es enthält einige leere Räume für nicht eingetragene Ortsnamen; bey den Zeugen fehlt das Kreuzzeichen, oder subscripsi, oder testis; es kann daher das vorhandene alte Exemplar nicht die Originalurkunde seyn, welche bestimmt gewesen, dem König Karl überreicht zu werden. Es fehlt ferner am Anfange des Congestums die gewöhnliche Anrufung des Namens Gottes; es fehlt, was nach seinem Zwecke zu erwarten wäre, die Veranlassung zur Entstehung der Kirche Salzburg, die Bekehrung und Taufe des Herzogs Theodo durch Rupert, die Gründung von dessen erster Kirche am Wallersee und der zweyten zu Juvavum; es ist weiter das Verzeichniß der Schenkungen sehr unvollständig, denn es reicht nur bis auf das erste Jahr der bischöflichen Regierung Virgils (?), es fehlen einige Schenkungen des Theodo, welche in den kurzen Nachrichten vorkommen, die Schenkungen Theodeberts sind in der Mitte abgebrochen, und wider alle Ordnung erst nach den Gaben der andern Herzoge und der Edlen fortgesetzt, und die Schenkungen des Herzogs Odilo und der übrigen Wohlthäter sind kaum zur Hälfte angegeben (?): es ist weiter das Congestum mit Anno 793 congestum überschrieben, was sowohl dem Schlusse widerspricht, nach welchem die Ausfertigung eodem Anno, quo Carolus baioariam regionem ad opus suum recepit, das ist im J. 788 geschehen seyn soll, als auch einer Urkunde Karls vom J. 791, in welcher die salzburgischen Besitzungen bereits bestätigt worden; und es fehlt selbst am Schlusse bey dem bloß angedeuteten Jahre der Monat, der Tag, die Indiction und der Ort, und wo es zuletzt heißt: Et ego Benedictus diaconus hanc notitiam dictavi et conscribere iussi, fehlt der Schreiber; woraus nun erhelle, daß das Congestum auch nicht die getreue Abschrift von des Arno wahrer Urkunde seyn könne. Endlich zeigt sich das Congestum am Ende sehr ähnlich mit dem Berichte in den kurzen Nachrichten cap. 7 von den Erhebungen des Bischofs Virgil über die Verhältnisse der Mari-

Digitized by Google

miliansgüter, aus welchem fast alle Zeugen entlehnt sind, damit das Machwerk täuschende Wirkung thue; dieß ist Betrug, und läßt es nicht einmal mehr zu, daß man das Werk auch nur für einen Auszug aus der Urkunde des Arno anerkenne. Man hat also in dem Congestum das ehrwürdige Dokument nicht, welches man in ihm zu besitzen glaubte; man hat »nichts anderes, als ein Congestum, etwas Zusammengetragenes, die Privatarbeit eines Menschen, welcher weder Fähigkeit, noch Fleiß, noch Gewissenhaftigkeit besaß.« Es ist indeß sein Inhalt in Bezug auf die Schenkungen wahr und aus echten Quellen entnommen; aber Ordnung und Zusammensetzung der Schenkungen und Wohlthäter und die Verbindungsformeln sind bloß aus dem Kopfe des Compilators hinzugegeben. Zu den letzteren gehört die Stelle: Successor filius eius Huchertus dux, wodurch Hugbert zum Sohne des für Salzburg wohlthätigen Herzogs Theodebert und zum Enkel des Rupert'schen Täuflings Theodo gemacht wird. Diese Stelle sagt einen Irrthum aus, den die kurzen Nachrichten in der Parallelstelle cap. 4 vermieden haben. In den kurzen Nachrichten heißt es: Tradiditque ad eandem sedem ipse dux Theodebertus in Sundergou villam dictam opinga etc. — — Eadem quoque intentione Huchertus dux filius et successor Theodeberti ducis tradidit etc. Hier werden Theodebert der Wohlthäter, der Salzburger Kirche, und Theodebert, der Vater Hugberts, unterschieden; denn würde es der Fall seyn, daß Hugbert der Sohn des zuerst genannten wohlthätigen Theodebert gewesen wäre, so hätte der Verfasser weit natürlicher und füglicher schreiben können: Eadem quoque intentione Huchertus dux filius et successor eius, was er aber nicht gethan hat, um nicht die beyden Theodeberte zu vermengen. So Herr Filz zur Beantwortung des gegnerischen Beweises, welchen er hiermit für ungültig erklärt, weil das Congestum eine beweisunfähige Urkunde sey, und Theodo und Theodebert die Zeitgenossen Ruperts sich nur fälschlich als die unmittelbaren Vorfahrer Hugberts, Otilos und Thassilos darstellen. — Wir müssen indeß noch bemerken, daß sich die Gegner bey ihrem aus dem Congestum geführten Beweise auch auf die Uebereinstimmung der kurzen Nachrichten berufen haben, wo cap. 2, 4, 5 die Reihe der bayerischen Herzoge gerade so wie im Congestum vorkomme. Herr Filz hat diesen gegnerischen Nebenbeweis nicht besonders aufgeführt, aber doch unter Einem auch schon beantwortet, indem er, wie wir eben gesehen, einer der betreffenden Stellen: eadem quoque intentione etc, eine Auslegung gegeben hat, die mit der Tradition im Einklange steht.

Den dritten Beweis haben die Gegner für nicht minder einleuchtend betrachtet als den vorigen. Er bezieht sich auf Ruperts

Schüler; es werden nämlich in den kurzen Nachrichten cap. 7 bey der Streitsache des salzburgischen Bischofs Virgil über die Maximiliansgüter unter den dabey vorkommenden Zeugen auch noch Schüler des h. Rupert ausdrücklich angeführt; da nun Virgil erst im Jahre 745 das Bisthum angetreten, so hätten solche Zeugen nicht mehr vorkommen können, wenn Rupert, dessen Tod die salzburgische Lehre auf das Jahr 623 setzt, schon in so früher Zeit gelebt haben würde. Bey der Beantwortung dieses Beweises ist sich Hr. F. nicht ganz gleich geblieben; er baute aber immer darauf, daß die kurzen Nachrichten mit Gebrechen behaftet seyen, und daß sie selber in ihrer Erzählung von den Verhältnissen des Streites solche Umstände beybringen, aus welchen hervorgehe, daß wahre Schüler Ruperts zur Zeit Virgils nicht mehr gelebt haben könnten. An den kurzen Nachrichten, welche in einer Handschrift aus dem dreyzehnten Jahrhundert vorhanden sind, findet Hr. F. manches zu rügen, und zwar: im Kap. 5 kommen einige unverständliche, folglich verdorbene Stellen vor; das Kap. 6 führt den Titel: **Otilo dux habuit sororem Pipini regis nomine Hiltrud, ex quibus natus est Thassilo dux piissimus,** aber der darauf folgende Text gehöre nicht zu diesem Titel, sondern erst der Text des Kap. 9; das Kap. 7 hat den Titel: **de lite Virgilii Episcopi et cuiusdam Ursi presbyteri etc.,** aber dieser Titel gehöre schon vor das Kap. 6, welches mit dem Kap. 7 ein Ganzes ausmache, und das letztere sey, wie der Augenschein lehre, sehr verdorben und unverständlich. Diese Gebrechen sind Hrn. F. in seiner Abhandlung ein Beweis, daß die kurzen Nachrichten in mehreren Kapiteln, und namentlich in dem Kap. 7, nicht mehr echt seyen; in seiner Nachschrift aber (I. 4) will er bemerkt haben, daß sie schon ursprünglich von wenigstens drey Personen von ungleichen Fähigkeiten und Fleiße verfaßt worden, und die Kap. 5 bis 11 die Arbeit eines sehr verwirrten und unbehülflichen Kopfes seyen. In dem Kap. 7 findet er dem Bischof Virgil bey dessen Streitsache dreyerley Zeugen zugeschrieben: Schüler Ruperts, vier an der Zahl, Kleriker und Mönche, welche ihre Aussagen aus dem Munde der Alten geschöpft, und weltliche Zeugen. Er beruft sich nun auf die ganze Erzählung von den Verhältnissen des Streites im Kap. 2, 6, 7, um zu zeigen, daß wahre Schüler Ruperts in damaliger Zeit widersprechend wären. Die dießfällige Erzählung ist im Wesentlichen folgende: Rupert begann den Bau der Maximilianszelle in Pongau mit Wissen und Willen des Herzogs Theodo, und verrichtete die Einweihung mit Genehmigung des Herzogs Theodebert, welchem der mittlerweile erkrankte Vater das bayerische Herzogthum und die Sache des h. Rupert empfohlen hatte. Theodebert schenkte zur Zelle einen

Digitized by Google

Forst von drey Milliarien. Auch die Gebrüder Lediz und Ursus schenkten ihr Besitzthum in der Villa Albina, und empfahlen dem h. Rupert ihre Neffen Wernharius und Dulcissimus zum Empfange des Unterrichts in den Wissenschaften und den gottesdienstlichen Verrichtungen in dem Kloster zu Salzburg. Letztere, nachdem sie ihre Bildungszeit vollendet hatten, baten den h. Rupert, er möchte ihnen die Hälfte jenes Gutes ihrer Oheime zu Albina auf ihre Lebenszeit zum Nutzgenusse verleihen, was auch geschah. Nachdem sie nun dieses Lehen viele Jahre genossen (multo tempore habentes), brachten sie es wieder mit Willen der Vorsteher der Salzburger Kirche auf ihre Neffen, die es gleichfalls lange Zeit zum Nutzgenusse hatten (multis temporibus hoc habebant in beneficio). Inzwischen ereignete es sich, daß die Mönche des Klosters, welche von dem Salzburger Sitze dahin abgesandt waren, von den heidnischen Slaven vertrieben wurden, und so war die Zelle lange Zeit verwüstet geblieben (multis temporibus erat devastata eadem cella). Endlich bat Ursus, Priester und Kaplan des Herzogs Odilo und Stammverwandter der vorgenannten Lediz und Ursus, diesen Herzog, daß er ihm die Zelle sammt dem Gute Albina zu Lehen ertheile. Odilo, unwissend, daß Theodebert das gesammte Besitzthum dem h. Rupert zum Salzburger Sitze bestätigte, gewährte die Bitte. Als aber Virgil die Leitung der Salzburger Kirche übernommen und hiervon Kenntniß erhalten hatte, begab sich dieser zu dem Herzoge, und bat ihn um die Zurückgabe des salzburgischen Eigenthums. Der Herzog, welcher seinen Kaplan durch die Wegnahme des Lehens nicht betrüben wollte, trug Virgil eine Entschädigung an, der sich aber hiermit nicht zufrieden gab. Hierauf folgte ein Zerwürfniß zwischen Virgil und Ursus. Virgil ließ das Verhältniß der Dinge durch die Aussagen sehr alter und glaubwürdiger Männer zu Stande bringen und zum Gedächtnisse niederschreiben; und ex eis, wie es Kap. 7 heißt, qui ista illi dixerunt, discipuli S. Rudperti fuerunt vel Juniorum eius quidam filioli, die dann namentlich aufgeführt werden. So die Erzählung in den kurzen Nachrichten. Herr Filz behauptet nun, es gehe hieraus unwidersprechlich hervor, daß seit der Zeit, da der h. Rupert seinen Schülern Wernharius und Dulcissimus jenes Gut verliehen, ein langer Zeitraum von wenigstens drey langen Mannesaltern vorübergegangen war, und da sey es wohl natürlich, daß sich Virgil um das Sachverhältniß bey den ältesten und glaubwürdigsten Männern erkundigte, aber es sey unmöglich, daß nach so langer Zeit noch wahrhaftige Schüler des h. Rupert gelebt haben sollen. Was soll es also seyn mit den Schülern Ruperts, die da vorkommen? In seiner Abhandlung glaubt Hr. F. mit dem

Digitized by Google

alten Pez, das Virgil'sche Zeugenverzeichniß im Kap. 7 sey ein Zusatz eines unwissenden und unbedachtsamen Mannes, welcher lange nach dem Verfasser gelebt, und die Zeugen älterer Dokumente, deren sich Virgil in seiner Angelegenheit bediente, mit den Zeugen der von Virgil gepflogenen Erhebung vermengt habe; in der Nachschrift hingegen will er die Schüler Ruperts im moralischen Sinne genommen wissen, für Nachkömmlinge von dessen Jüngern. Mit diesen Behauptungen und Erklärungen weiset Hr. F. den von Ruperts Schülern hergenommenen Beweis als ungültig zurück. — Nunmehr aber findet er sich auch in der Lage, die Gegner in ihrem Systeme selbst angreifen zu können, Theodebert war seinem Vater Theodo, wie Hansiz will, im J. 717 in der Regierung gefolgt, Rupert war nach Hansiz am 27. März 718 gestorben, Virgil ist im Jahre 745 Bischof geworden, und so sind im gegnerischen Systeme von der Vergabung Ruperts an Wernharius und Dulcissimus bis Virgil nicht mehr als 27 Jahre verflossen; diese wenigen Jahre können die drey Mannesalter, welche aus der Erzählung der kurzen Nachrichten hervorgehen, nicht erfassen; Herzog Odilo, welcher im Jahre 738 zur Regierung gekommen, hätte noch um die Bewandtnisse der Maximilianszelle wissen müssen, eben so seine Hofherren, Kanzler und Räthe; und Virgil hätte nicht nothwendig gehabt, sich um das Sachverhältniß bey den ältesten und glaubwürdigsten Männern zu erkundigen. Weiters fällt (Nachschr. I. 5) im gegnerischen Systeme von der Einweihung der Maximilianszelle und dem Regierungsantritte Theodeberts nur ein Jahr bis auf den Tod Ruperts, und da sollen Wernharius und Dulcissimus ihre Bildungszeit in dem Salzburger Kloster vollendet haben, da soll Rupert, was die kurzen Nachrichten bey einer andern Gelegenheit Kap. 3 zur Hand geben, das Nonnenkloster zu Salzburg mit der Kirche erbaut und geweiht haben! Und so stehen Virgils Streitsache und die kurzen Nachrichten, statt der Tradition zu schaden, vielmehr mit dem gegnerischen Systeme im schreyenden Widerspruche.

Der vierte Beweis ist aus Arnold von Wohburg genommen, welcher in seiner Schrift: de miraculis S. Emmerammi, den h. Rupert übereinstimmend mit dem Congestum in die Zeit von jenem Herzoge Theodo setzt, der den Theodebert, Hugbert und Odilo zu Nachfolgern gehabt hat. Die Stelle bey Arnold (Lib. I) lautet: Temporibus autem, quibus tantae pesti (der Verschlimmerung des Religionszustandes) remedia parabantur hi duces principabantur, Dioto scilicet, vir illuster, cui filii in regnum non successerunt. Item alius *Theodo*, vir strenuus et alacer, *sub quo clarissimus Christi confessor Ruopertus cum aliis dei servitoribus Juvavium devenit*, ibique cursum prae-

sentis vitae consummavit (sub quo S. Corbinianus Frisingam accessit). Is ergo dux filios habuit successores in regno *Diopertum* videlicet atque Grimaldum. Post quos ducatum genti huic praebuit *Hucbertus* — — Huius itaque ducis temporibus beatus praesul Bonifacius ingressus Baioariam, non nullos haereticorum ex ea depulit — — Quo Franciam reverso et praefato duce defuncto sub principe Pipino gentis huius ducatum adeptus est *Udilo*. Die älteren Freunde der Tradition haben hier die Glaubenswürdigkeit Arnolds, als eines jungen Schriftstellers, in Anspruch genommen. Hr. F. thut dieß nicht, will aber, daß man den Arnold nicht richtig verstanden habe. Er schafft sich aus der angeführten Stelle zuerst den h. Korbinian auf die Seite, welcher, wenn die Klausel: sub quo S. Corbinianus Frisingam accessit, wirklich von Arnold herrühren würde, über den fraglichen Theodo keinen Zweifel zurücklassen könnte, weil dessen Ankunft in Bayern zuverlässig erst in das achte Jahrhundert fällt; er bemerkt, daß diese Klausel nach der Versicherung des Canisius, des Herausgebers von Arnolds Schrift, ein von späterer Hand gemachter Zusatz sey. Hinsichtlich der Herzoge, welche Arnold auf den mit Rupert gleichzeitigen Theodo folgen läßt, behauptet er, Arnold habe die beyden Theodo in verkehrter Zeitordnung aufgeführt: er habe vorzüglich von jenem Theodo sprechen wollen, unter welchem der h. Emmeram nach Bayern gekommen, und dieser Name habe in ihm die Erinnerung an den früheren Theodo, unter welchem Rupert in Bayern gewesen, geweckt, wornach er also von dem Letzteren später gesprochen habe, wiewohl derselbe der Zeit nach vorangehen sollte. — Nach dieser Abfertigung beschuldigt Herr Filz das gegnerische System selbst wieder des Widerspruches, wozu Corbinian die Gelegenheit darbietet: Corbinian war von dem Herzog Theodo II. in Bayern aufgenommen worden, was den Nachrichten des Aribo (vita S. Corbin.) zu Folge auf das Jahr 722 fällt; Theodo, der Täufling Ruperts, war nach den salzburgischen Urkunden vor Rupert gestorben; und Rupert, der angebliche Zeitgenosse Theodo II., stirbt im gegnerischen Systeme im Jahre 718!

Fünfter Beweis. Ein ungenannter regensburgischer (in einem Regensburger Codex aufgefundener) Dichter aus dem neunten Jahrhundert, welcher ein Verzeichniß der Bischöfe der bayerischen Diöcesen bis auf seine Zeit geschrieben, zählt zwischen dem h. Rupert und dem Bischof Arno nur vier Bischöfe (Vital, Flobargis, Johann, Virgil), welche Zahl, da Arno im Jahre 785 Bischof geworden, viel zu klein seyn würde, wenn Rupert, wie die Tradition will, schon um das Ende des sechsten Jahrhunderts gelebt hätte, und im Jahre 623 gestorben wäre. Hierauf erwiedert

Digitized by Google

Herr Filz, daß sich der Dichter nur mit den Bischöfen befaßt, und die Aebte, welche zwischen den Bischöfen die Salzburger Kirche regierten, gar nicht berührt habe. Daß eine solche Zwischenregierung Statt gefunden habe, beweist er wesentlich aus der Conversio Baioariorum et Carantanorum, wo gleich nach der vita primigenia Ruperts Nachfolger in folgender Ordnung aufgeführt werden: Vital Bischof, Anzologus Abt, Savolus Abt, Ezius Abt, Flobargis Bischof, Johann Bischof, Virgil Bischof, und wobey es immer ausdrücklich heißt, daß der eine dem andern nach dessen Hintritte gefolgt sey, so daß man die genannten Aebte nicht etwa als Untervorsteher neben gleichzeitigen Bischöfen betrachten dürfe, sondern als die eigentlichen Verwalter der Salzburger Kirche zwischen Vital und Flobargis annehmen müsse. Es sind also nicht vier, sondern sieben Glieder, von welchen die Salzburger Kirche nach Rupert bis Arno verwaltet worden ist. — Jetzt aber wendet Hr. F. das Argument um, und findet die Zahl der Kirchenvorsteher in Bezug auf das gegnerische System zu groß; es sind nämlich von dem angeblichen Todesjahre Ruperts 718 bis zum Verwaltungsantritt Virgils im J. 745 nur 27 Jahre verflossen, und in diesem kurzen Zeitraume soll die Salzburger Kirche drey Bischöfe und drey Aebte nach einander zu Vorstehern gehabt haben!

Der sechste Beweis ist ein Eigenthum Meichelbecks, welcher Mabillons hervorgetretene Lehre durch einige Stellen aus der Lebensbeschreibung des h. Corbinian, die den Freysinger Bischof Aribo aus dem achten Jahrhundert zum Verfasser hat, bekräftigen wollte. Aribo sagt in einer dieser Stellen von dem bayerischen Volke zur Zeit Corbinians (im dritten Dezennium des achten Jahrhunderts): quae gens adhuc rudis erat et nuper ad Christianitatem conversa; dieß hätte Aribo nicht sagen können, wenn Rupert, wie es die salzburgische Ansicht fordert, schon hundert Jahre vor Corbinian sein Apostelamt vollbracht haben würde. Herr Filz antwortet, die Stelle bey Aribo sey nicht so buchstäblich zu deuten: denn auch in Meginfred's Lebensbeschreibung des h. Emmeram heißen die Bayern zur Zeit Emmerams (in der Mitte des siebenten Jahrhunderts) noviter ad fidem adducti, und in der Vita S. Trutperti, des angeblichen Bruders und Gefährten des h. Rupert, wird das damalige Christenthum der Franken nova rudisque genannt, da doch die Franken schon unter Klodwig I. am Ende des fünften Jahrhunderts den christlichen Glauben angenommen hatten; wäre das Christenthum wirklich nicht lange vor Corbinian von dem h. Rupert in Bayern eingeführt worden, so hätte Aribo den h. Rupert doch auch erwähnen und sich gedrungen fühlen müssen zu schreiben: quae gens adhuc rudis erat et nuper a b. Rudperto ad Christianitatem conversa; daher das

Digitized by Google

tiefe Stillschweigen des Aribo von Rupert lauter für die salzburgische Tradition spreche, als Aribo's Worte gegen dieselbe.

Den siebenten Beweis hat Professor Mederer beygegeben, genommen aus dem uralten, in einem Salzburger Codex enthaltenen Verzeichnisse der verstorbenen Herzoge von Bayern, welches von den Verfassern des Novissimum Chronicon (p. 176) bekannt gemacht wurde. In diesem Verzeichnisse kömmt zuerst Theodo, und dann kein anderer Herzog dieses Namens mehr vor; dieser Theodo, als am ersten Platze stehend, muß für den ersten Wohlthäter der Salzburger Kirche und daher für den Zeitgenossen Ruperts gehalten werden, und als der einzige Theodo des Verzeichnisses muß er zugleich für den jüngsten Theodo, d. i. für Theodo II., der um das Ende des siebenten Jahrhunderts regierte, erklärt werden; dieß bestätige sich auch durch das nebengehende Verzeichniß der verstorbenen fränkischen Regenten, unter welchen Charlus, das ist Karl Martell (welcher in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts regierte) obenan steht. So Mederer. Herr Filz erwiedert im Wesentlichen, das Verzeichniß, welches keinen Garibald und nur einen Theodo nennt, enthalte nicht alle bayerischen Herzoge, sondern nur diejenigen, welche Wohlthäter zur Salzburger Kirche gewesen. Dann sey zu bemerken, daß dasselbe zwischen den Herzogen Theodo und Odilo einen Thassilo nennt, unter welchem Thassilo der Erste, der von 595 bis 609 regiert hat, verstanden werden müsse, weil Thassilo II. erst auf den Odilo gefolgt ist, woraus nun erhelle, daß der an der Spitze des Verzeichnisses stehende Theodo älter als Thassilo I. seyn müsse, und Theodo II. im Verzeichnisse gar nicht vorkomme, weil er kein Wohlthäter zur Salzburger Kirche gewesen; — und so beweise das Verzeichniß der verstorbenen Herzoge nicht gegen, sondern für die salzburgische Tradition.

Es sind also alle Beweise, mit welchen man das jüngere Zeitalter Ruperts herstellen wollte, unserem Verfasser unzureichend; sie liefern ihm im Gegentheil Stoff zu Beweisen für die Tradition selbst, vorzüglich durch Widersprüche, welche er hierbey in dem Systeme der Gegner auffindet. Er urtheilt nun: es gehe aus den bisherigen Untersuchungen und aus den Beantwortungen der gegnerischen Einwürfe so viel überzeugend hervor, daß die neu erfundene Aera des h. Rupert nicht die wahre sey und seyn könne, und mit dieser Ueberzeugung geht er jetzt an die Beweisführung, daß es die salzburgische Aera sey, welcher Wahrheit und Aechtheit zukomme. Wir wollen aber noch stehen bleiben, und wieder zurückblicken, um auch die Leistungen von dem Kapitel, dessen Inhalt wir eben vernommen, zu beurtheilen.

(Der Schluß folgt.)

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Vier und siebzigster Band.

1836.

UNIVERSITY LIBRARY PRINCETON N.J.

April. May. Juny.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Digitized by Google

BIBLIOTHEK
...ischen
...lungen
...KAISERHAUSES

Digitized by Google

Inhalt des vier und siebzigsten Bandes.

Seite

Art. I. 1) Reise ins heilige Land im J. 1829, von A. Prokesch . . . 1
Wien 1831.

2) Constantinopoli nel 1831, ossia notizie esatte e recentissime intorno a questa capitale ed agli usi e costumi de' suoi abitanti, pubblicate dal *Antonio Baratta*. Genova 1831.

3) Das heilige Land, von Alois Staudenraus. Landshut 1832.

4) Palästina von der frühesten Periode bis zur jetzigen Zeit, von Dr. Michael Russell; aus dem Englischen übersetzt von F. A. Rüder. Leipzig 1833.

5) Viaggio in Siria e nella terra santa, di *Giovanni Faïloni*. Verona 1833.

6) Voyage en Syrie dans le désert, par feu *Louis Damoiseau*. Paris 1833.

7) Reisen in Europa und im Morgenlande von J. Berggren; aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. F. H. Ungewitter. Leipzig und Darmstadt 1834.

8) Correspondance d'Orient 1830 — 1831, par *Michaud* et M. *Poujoulat*. Paris 1833.

9) Die denkwürdigsten Orte der Christenheit: Jerusalem, Bethlehem und Nazareth. Brünn 1834.

10) Landscape illustrations of the bible, consisting of views of the most remarkable places mentioned in the old and new testaments, from finished drawings by J. M. W. *Turner*, R. A., A. W. *Callcott*, R. A., C. *Stanfield*, A. R. A., and other eminent artists, made from original sketches taken on the spot, and engraved by W. and E. *Finden*, with descriptions of the plates by the rev. Thomas Hartwell Horne. London 1834.

11) Excursions in the Holy Land, Egypt, Nubia, Syria etc., including a visit to the unfrequented district of the Haouran by *John Madox* esq. London 1834.

12) Souvenirs, impressions, pensées et paysages pendant un voyage en Orient (1832 — 1833), ou notes d'un voyageur par M. *Alphonse de Lamartine*. Francfort 1835.

13) Geographisch-historische Beschreibung des Landes Syrien, von Friedrich Gottlieb Crome. Göttingen 1834.

14) Palästina, von Karl von Raumer. Leipzig 1835.

15) Palästina, von Dr. Johann Friedrich Röhr. Zeitz 1835.

16) Geographisches Memoir zur Erklärung und Erläuterung der Karte von Syrien (Nr. 5 von Berghaus, Atlas von Asia). Gotha 1835.

17) Neuf années à Constantinople, par *A. Brayer*. Paris 1836.

18) Historisch-geographisch-statistische Beschreibung von Palästina. Zweyte, ganz umgearbeitete, durchaus verbesserte und sehr viel vermehrte Auflage. Grätz 1836 . . . 1

Digitized by Google

Seite

Art. II. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben von Friedr. Riemer. Berlin 1833—34. 102

III. Neue Curvenlehre. Von A. Peters. Dresden 1835 138

IV. Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostolischen Wirksamkeit des h. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöflichen Kirche zu Salzburg. Von Michael Filz. Salzburg 1831 147

V. Gothicae versionis epistolarum divi Pauli ad Galatas, ad Philippenses, ad Colossenses, ad Thessalonicenses primae quae supersunt ex Ambrosianae bibliothecae palimpsestis deprompta cum adnotationibus edidit Castillionaeus. Mediolani 1835 179

VI. The history of Ireland, by *Thomas Moore*. 1835. (Geschichte von Irland, von Thom. Moore). (Forts.) 187

VII. Numismata nonnulla graeca ex Museo Regis Bavariae hactenus minus accurate descripta, edidit Streber 221

VIII. England im Jahre 1835. Von Friedrich v. Raumer. Zwey Theile. Leipzig 1836 244

IX. Sammlung kleiner Schriften aus dem Gebiete der mathematischen und alten Geographie. Von C. G. Reichard. Güns 1836 283

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXXIV.

Hammer-Purgstall's morgenländische Handschriften (Forts.) . 1

Der älteste gedruckte Katalog der Rüstungen in der k. k. Ambraser-sammlung vom J. 1593. Vom Custos Bergmann . 14

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

April, May, Juny 1836.

Art. I. 1) Reise ins heilige Land im Jahre 1829, von A. Prokesch Ritter von Osten, k. k. Major. Wien 1831. 8. 148 S.

2) Constantinopoli nel 1831, ossia notizie esatte e recentissime intorno a questa capitale ed agli usi e costumi de' suoi abitanti, pubblicate dal Cav. Avv. *Antonio Baratta*. Genova 1831. Klein-Octav. 3 Theile, zusammen 474 S.

3) Das heilige Land, oder Beschreibung der merkwürdigsten Orte des heiligen Landes und der Stadt Jerusalem; nebst einer Geschichte des Leidens und Sterbens unsern Herrn und Erlösers Jesus Christus nach den vier Evangelisten, und der Geschichte der Zerstörung von Jerusalem; eine lehrreiche Darstellung zur Belehrung und Erbauung sowohl für die Jugend als auch Erwachsene von Alois Staudenraus, frey resignirtem Pfarrer; mit einem Titelkupfer. Landshut 1832. Duodez. 90 S.

4) Palästina oder das heilige Land, von der frühesten Periode bis zur jetzigen Zeit, von Dr. Michael Russell, Verfasser der »Ansichten des alten und neuen Aegyptens« ꝛc.; aus dem Englischen übersetzt von F. A. Rüder. Mit einer Charte und einem Titelkupfer. Leipzig 1833. 8. 321 S.

5) Viaggio in Siria e nella terra santa, preceduto da alcune notizie geografiche e d'alcuni cenni sulle diverse religioni che professano gli abitanti di quelle contrade, coi piani dell' antica e nuova Gerusalemme e colla pianta del gran tempio del santo sepolcro, di *Giovanni Failoni* Verourse (Veronese). Verona 1833. 8. 193 S.

6) Voyage en Syrie dans le désert, par feu *Louis Damoiseau*, attaché à la mission de M. de Portes (pour achat d'Etalons arabes). Paris 1833. 288 S. Octav.

7) Reisen in Europa und im Morgenlande von J. Berggren; aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. F. H. Ungewitter. Leipzig und Darmstadt 1834. 3 Theile. I. Th. 396 S., II. Th. 410 S., III. Th. 244 S. 8.

8) Correspondance d'Orient 1830—1831, par *Michaud* de l'académie française et M. *Poujoulat*. Paris 1833. 7 Bände. I. Bd. 468, II. Bd. 416, III. Bd. 503, IV. Bd. 440, V. Bd. 543, VI. Bd. 478.

9) Die denkwürdigsten Orte der Christenheit: Jerusalem, Bethlehem und Nazareth; mit einer lithographischen Ansicht des gegenwärtigen Jerusalem. Brünn 1834. Octav. 84 S.

10) Landscape illustrations of the bible, consisting of views of the most remarkable places mentioned in the old and new testaments, from finished drawings by J. M. W. *Turner*, R. A., A. W. *Callcott*, R. A., C. *Stanfield*, A. R. A., and other eminent artists, made from original

Digitized by Google

sketches taken on the spot, and engraved by W. and E. *Finden*, with descriptions of the plates by the rev. Thomas Hartwell Horne, B. D. of St. John's college, author of »an introduction to the study of the holy scriptures« etc. London 1834. 13 Hefte, jedes mit vier Kupfern. Quart.

11) Excursions in the Holy Land, Egypt, Nubia, Syria etc., including a visit to the unfrequented district of the Haouran by *John Madox* esq., in two volumes. London 1834. I. Th. 436 S., II. Th. 403 S. Octav.

12) Souvenirs, impressions, pensées et paysages pendant un voyage en Orient (1832—1833), ou notes d'un voyageur, par M. *Alphonse de Lamartine*, membre de l'académie française. Francfort 1835. 4 Bände. I. Bd. 346 S., II. Bd. 421 S., III. Bd. 389 S., IV. Bd. 342 Seiten. Klein-Octav.

13) Geographisch-historische Beschreibung des Landes Syrien, von Friedrich Gottlieb Crome, der Theologie Doctor und Superintendent zu Marckoldendorf. Göttingen 1834. I. Th. 348 S. Octav.

14) Paläſtina, von Karl von Raumer, Professor in Erlangen; mit einem Plan von Jerusalem zur Zeit der Zerſtörung durch Titus und dem Grundriß der Kirche des heiligen Grabes. Leipzig 1835. 344 S. Großoctav.

15) Paläſtina, oder historisch-geographische Beschreibung des jüdischen Landes zur Zeit Jesu; zur Beförderung einer anschaulichen Kenntniß der evangelischen Geschichte für christliche Religionslehrer und gebildete Bibelleser, von Dr. Johann Friedrich Röhr, großherzogl. sächs. weimar. Oberhofprediger, ob. Conſiſt.- und Kirchenrath, General-Superintendenten und Comthur des Ordens vom weißen Falken. Zeitz 1835. 241 S. Großoctav.

16) Geographisches Memoir zur Erklärung und Erläuterung der Karte von Syrien (Nr. 5 von Berghaus, Atlas von Aſia). Gotha 1835. Großquart. 48 S.

17) Neuf années à Constantinople, observations sur la topographie de cette capitale, l'hygiéne et les moeurs de ses habitants, l'Islamisme et son influence; la peste, ses causes, ses variétés, sa marche et son traitement; la non-contagion de cette maladie, les quarantaines et les lazarets, avec une carte de Constantinople et du Bosphore de Thrace, gravée par Ambroise Tardieu, par *A. Brayer*, D. M. p. membre de plusieurs sociétés savantes. Paris 1836. Octav. Zwey Bände. I. Bd. 447 S., II. Bd. 510 S.

18) Historisch-geographisch-statiſtiſche Beschreibung von Paläſtina, das iſt von dem gelobten, heiligen oder Judenlande, als dem Vaterlande unseres heiligen Religionsſtifters Jesus Christus; wie es zur Zeit, als derſelbe lebte, war, und wie es heut zu Tage iſt; nebſt einer besonderen ausführlichen Darſtellung

Digitized by Google

aller jener heiligen Orte, welche derzeit von der frommen Christenheit zur Verehrung des Lebens, Leidens und Sterbens unsers göttlichen Erlösers besucht werden; dann von den damaligen (zu Jesus Zeiten) Einwohnern dieses Landes, den Juden, ihrer Verfassung, ihren Sitten, Gebräuchen, Künsten und Wissenschaften u. a. m; wie auch von den an Palästina gränzenden Ländern, und endlich von den Reisen, welche Jesus während der Zeit seines heiligen Erdenwandels in diesem Lande machte. Zweyte, ganz umgearbeitete, durchaus verbesserte und sehr viel vermehrte Auflage, mit zwey Kupfern — die wahren Abbildungen Jesu Christi und seiner göttlichen Mutter Maria darstellend — acht Holzschnittbildern, einer Landkarte von dem gelobten Lande und einem Plane von Jerusalem. Grätz 1836. Octav. 76 S.

Wiewohl das heilige Grab seit dem Tode des Erlösers ein Gegenstand der Verehrung der ganzen Christenheit, so waren doch ganze eilfhundert Jahre verflossen, ehe durch Jerusalems Eroberung Europa aufgeregt, seine Bevölkerung mit den Heeren der Kreuzfahrer dahin ergoß. Seitdem, das ist erst seit siebenhundert Jahren, ward das gelobte Land durch die Beschreibungen der Kreuzfahrer und anderer Wallfahrter dem Abendlande näher bekannt, und das Hauptaugenmerk derselben blieb der Besuch der heiligen Stätten. Erst mit dem Beginne des verflossenen Jahrhunderts durchforschte Pockocke auch den nördlichen Theil Syriens aus wissenschaftlichem Gesichtspunkte, und erst gegen das Ende des Jahrhunderts sprang Syriens geographische, historische und politische Wichtigkeit durch die Reisebeschreibungen Mariti's und Volney's Europen ins Auge; durch den syrischen Feldzug Napoleons vor acht und dreyßig Jahren, durch den jüngsten Ibrahimpaschas erhielt Syrien neues Interesse für Europa, und seit dem Beginne dieses Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag haben sich die Reisebeschreibungen Syriens fast eben so wie die nach Aegypten vervielfältigt: Clarke berührte die Küsten, und drang bis Jerusalem vor, um dort, wie auf der Ebene von Troja, paradoxe Hypothesen auszuhecken; Alibeg (Badia) bahnte sich als Moslim den Weg in die Moscheen von Jerusalem und Damaskus, deren Eingang den Christen verwehrt ist. Als die beyden großen Fackelträger wissenschaftlicher Forschung leuchteten Burckhardt und Buckingham voraus, denen Richter, Wilson, Richardson, Leight, Madden, Chateaubriand, Scholz und andere folgten, deren Reisebeschreibungen in den vorigen Jahrgängen dieser Jahrbücher überblickt worden *). Die Beschreibung des gelobten Landes und der heiligen Stätten blieb doch bey Allen die Hauptsache, die

*) Im XLV. und XLIX. Bande.

Digitized by Google

Entdeckungen ausgenommen, welche erst Seetzen und Bankes jenseits des Jordans und jüngst Graf De la Borde im steinigen Arabien gemacht, ist für das übrige Syrien, besonders für das nördliche, weit weniger als für das südliche geleistet worden; desto willkommener also sind die Beschreibungen von Reisenden, welche, wie der Schwede Berggren und der Franzose Poujoulat, nicht nur in die, durch so viele Vorgänger ausgehöhlten Fußstapfen der Wallfahrter zum heiligen Grabe getreten, sondern sich zum Theil neue Bahn gebrochen, oder wenigstens über die von früheren Reisenden betretenen Straßen mehrere von jenen versäumte geographische oder historische Aufklärungen gegeben haben. Hunderttausende der Kreuzfahrer sind nach dem heiligen Lande gezogen, ohne daß von dem, was sie gesehen, gehört, gestritten, gelitten, eine Spur auf die Nachwelt gekommen; selbst die Chronikenschreiber der Kreuzzüge tragen, mit Ausnahme der gelehrten Bischöfe Wilhelm von Tyrus und Jakob von Akka, fast durchaus große Unwissenheit und noch größere Gleichgültigkeit in geographischen und historischen Dingen zur Schau. Hunderte von Reisebeschreibern des gelobten Landes haben ihre Vorgänger ausgeschrieben, oder, ohne sie zu kennen, das von jenen längst Gesagte wiederholt; ein auffallendes Beyspiel hievon ist gleich Failoni's Reise (Nr. 5), welche, ohne auch nur von einer einzigen früheren Reisebeschreibung Notiz zu nehmen, längst abgedroschenes Zeug wiederholt, während doch mehrere seiner Landsleute, wie Bernardino von Gallipoli [1]) und Guallardo [2]), treffliche Beschreibungen der heiligen Oerter hinterlassen haben; so bleibt von jenem Machwerk und den beyden elenden Planen Jerusalems und der Kirche des heiligen Grabes nichts anderes zu sagen übrig, als daß dieselben ein großer Druckfehler in Capitalschrift, wie gleich auf dem Titel VERONRSE statt Veronese. Neues in geographischer Hinsicht ist auch aus den Erinnerungen, Eindrücken, Gedanken und Landschaften Lamartine's (Nr. 12) nicht zu lernen, und dieselben enthalten sogar mehrere Irrthümer; aber der Verfasser tritt auch nicht mit der Anmaßung, eine wissenschaftliche Reise geliefert zu haben, auf, und das von ihm Gelieferte entspricht getreu dem von ihm gewählten Titel, immer bleibt er der, selbst von Chateaubriand nicht übertroffene, Maler von Naturschönheiten, dessen Pinsel nothwendig die Verzweiflung aller künftigen Reisenden, welche nach ihm

[1]) Trattato delle piante ed immagini de' sacri Edifizi di terra santa. Firenze 1620.

[2]) Il devotissimo viaggio di Gierusalemme fatto e descritto in sei Libri. Roma 1595.

Digitized by Google

solche Gemälde versuchen wollen. Er ist der Maler der Jerosalafarern oder Jerusalemfahrer (wie in Schweden die Pilger in dem heiligen Lande genannt werden) *), indem sein Zweck zunächst der Besuch Jerusalems und der heiligen Stätten des gelobten Landes, wiewohl er auch vorzüglich die Naturschönheiten des Libanons und die Stadt der sieben Hügel an dem Vereine zweyer Meere und zweyer Erdtheile gemalt hat. Einen weiteren Gesichtskreis hat sich Hr. Michaud gesteckt, welcher in Begleitung des Hrn. Poujoulat den ganzen weiten Umkreis der Kreuzzüge zu durchwandern unternahm, und nachdem er die Geschichte derselben geschrieben, erst den Schauplatz, auf welchem die von ihm erzählten Begebenheiten Statt gefunden, durch Selbstansicht kennen lernen wollte. Besser hätte er unstreitig gethan, wenn er erst gereiset und dann geschrieben hätte; da dieß aber von den Umständen abhing, und es nicht jedem Geschichtschreiber gegeben ist, den Schauplatz seiner Geschichte selbst zu bereisen, so kann hier kein Vorwurf Statt finden, vielmehr ist ihm vorzuwerfen, daß in diesem weitschichtigen Werke von sieben großen Octavbänden im Umfange für die Geographie der Kreuzzüge selbst doch im Ganzen sehr wenig oder sogar Irriges geleistet worden (wovon weiter unten die Belege folgen werden), und daß das Interessanteste, Geistreichste und Neueste, was hierüber in diesen sieben Bänden enthalten ist, nicht Hrn. M., sondern seinem Reisegefährten, Hrn. Poujoulat, angehört. Dieser Briefwechsel des Orients scheint wirklich bloß deßhalb auf sieben Bände ausgedehnt worden zu seyn, um zu den sieben Bänden der Geschichte der Kreuzzüge Hrn. M.'s ein durchaus passendes Seitenstück abzugeben. Was an dem Inhalte desselben lehrreich, hätte sehr wohl auf ein bescheidenes Bändchen, wie das des Hrn. v. Profesch, zusammengeschmolzen werden können; aber es scheint, daß die Leselust des französischen Publikums heute nur durch eine Anzahl von Bänden, wie die der Mémoires d'une inconnue oder der Herzogin von Montebello befriedigt werden kann; eine vollständige Geographie der Kreuzzüge dürfte wohl allein drey oder vier Bände füllen, der erste nämlich das gelobte Land (wie denn wirklich in den vier der vorliegenden Werke Nr. 13, 14, 15 und 18, Palästina Einen Band füllt, der zweyte das nördliche Syrien und das angränzende Mesopotamien, der dritte Aegypten, der vierte Kleinasien und Konstantinopel, oder vielmehr umgekehrt in der natürlichen Ordnung des Marsches der Kreuzfahrer, erstens: Konstantinopel und Kleinasien, zweytens Syrien und Mesopotamien, drittens Palästina dießseits und jenseits des

*) Berggren III. S. 178.

Jordans, viertens Aegypten. Dieſes iſt ein weit größerer Schauplatz, als der der gewöhnlichen Jeruſalemfahrer, die, zu Jaffa gelandet, nach Jeruſalem ziehen, um dort das Oſterfeſt zu begehen, dann Bethlehem und Nazareth beſuchen, bis ans todte Meer kommen, ohne ſich über den Jordan zu wagen, wo Seetzen der erſte ſo große Entdeckungen gemacht, Burckhardt und Buckingham in ſeine Fußſtapfen getreten ſind, und der Graf De la Borde dieſelben jüngſt durch die Beſchreibung der Felſen, Palläſte, Tempel und Felſengräber von Petra vervollſtändigt hat. Von den oben erwähnten Ländern, welche der Schauplatz der Kreuzzüge, hat Hr. Michaud zwar die beyden äußerſten, Conſtantinopel und Aegypten, beſucht (jenes nicht nur als die große Stapelſtadt des Orients und Occidents und die große Ueberfahrt der Kreuzfahrer von Europa nach Aſien, ſondern auch als die eroberte Beute derſelben im vierten Kreuzzuge, und Aegypten durch die Feldzüge der Könige von Jeruſalem und beſonders durch die Gefangenſchaft des heiligen Ludwig von höchſter Wichtigkeit). Hr. Poujoulat hat über einige Punkte des Zuges durch Kleinaſien und der ſyriſchen Küſte Aufklärungen gegeben, aber weder er noch Hr. Michaud hat die Straße der Kreuzfahrer durch Karamanien und die Päſſe des Taurus und Amanus verfolgt (worüber Callier neue Aufklärungen und Berichtigungen verſpricht) [1]); keiner von beyden hat das Gebiet des Fürſtenthums von Edeſſa, das ſich bis nach Armenien ausdehnt, betreten, keiner von beyden jenſeits des Antilibanon die Ufer des Orontes, und keiner von beyden das Land jenſeits des Jordans beſucht, ſo daß gar Vieles an der Ausdehnung ihrer Reiſe auf den ganzen Schauplatz der Kreuzzüge fehlt; von den anderen oben erwähnten Reiſenden ſind nur Berggren, Lamartine, Poujoulat und Damoiſeau bis nach Damaskus vorgedrungen, dieſer nicht nur in der Geſchichte der Kreuzzüge, ſondern in der des Orients überhaupt ſo merkwürdigen Stadt, in welcher aber Hr. v. Lamartine ſich um gar nichts, als um die ſchöne Ausſicht der Gegend umgeſehen, und nicht einmal die große Moſchee der Beni Ommeije, das erſte Meiſter- und Muſterwerk ſaraceniſcher Baukunſt, beſchreibt; ſelbſt als Poet und Philoſoph, in welcher Doppeleigenſchaft er (nach der Vorrede) [2]) den Orient durchzogen, durfte ihm die Poeſie der ſaraceniſchen Baukunſt mit den Laufgängen ihrer Lanzenwälder und Bogengeflechte, mit den Stalaktiten ihrer herabhangenden Gewölbtropfen, mit den Palmenſtämmen ihrer Mi-

[1]) Im Bulletin de la société de Géographie Nro. 16. 1835. S. 247 u. f.

[2]) J'y ai passé seulement en poète et en philosophe,

Digitized by Google

narete, deren Giebel den Palmenkohl vorstellt, mit den Kokusnüssen ihrer Dome und Kuppeln, mit den Phantasiegebilden ihrer Arabesken, mit dem labyrinthischen Netzen ihrer Fenstergitter, mit den Zugaben ihrer Fontainen und Gräbergärten nicht fremd bleiben; selbst als Philosophen hätten ihm zu Damaskus die Grabmale Nuredin's (Nureddin's) und Saladin's (Ssallahed-din's), der beyden Leuchtthürme des Islams zur Zeit der Kreuzzüge, und die Stiftungen derselben, womit sie Damaskus zum Besten der Menschheit verherrlicht, die von beyden gestifteten Schulen, und besonders das von dem letzten gestiftete Spital interessiren sollen; er hat diese berühmte Stadt also bloß mit den Augen des Landschaftsmalers betrachtet, und als solcher ihre Naturschönheiten auch wirklich mit dem saftigsten edenischen Grün ausgemalt; seine Reisebeschreibung bedarf nicht der Ausstattung von Kupferstichen, um eine malerische zu heißen, und gewiß würde die treueste Ansicht der beschriebenen Gegenden durch den trefflichsten Pinsel und Griffel weit hinter dem der Phantasie Lamartine's und der durch ihn aufgeregten seiner Leser zurückbleiben; solchen aber, welche treues Landschaftsgemälde poetischem vorziehen, sind die Finden'schen landschaftlichen Beleuchtungen der Bibel (Nr. 10), sowohl wegen der Treue als der Schönheit der Kupferstiche, deren jedem ein Blatt Text aus den besten Reisebeschreibungen beygegeben ist, vorzüglich zu empfehlen; da dieselben den ganzen weiten Schauplatz des alten und neuen Testaments umfassen, so beschränken sie sich nicht auf das gelobte Land, die Ansichten aus diesem machen jedoch die Hälfte der in den vorliegenden dreyzehn Heften gelieferten zwey und sechzig Kupferstiche, die anderen sind Darstellungen der merkwürdigsten Städte und Landschaften aus allen in der Bibel erwähnten Ländern, es wechseln mit den Ansichten des gelobten Landes die des steinigen Arabiens und Aegyptens, Kleinasiens und Ciliciens, Griechenlands und Italiens ab, und von dem Hippogryphen der Kunst getragen, wandert der Leser in dem Augenblicke des Blattumschlagens von den Pyramiden nach den Ruinen von Sardes und Ephesus, von den Felsenpalästen Petra's und den Säulenwäldern Palmyra's nach den Ruinen Ninive's und Babylons, von den Küsten Milet's und Assos nach der von Syrakus, und von Athen und Korinth nach Puteoli und Rom; der palästinischen Landschaftsgemälde wird in der Folge dieser Anzeige bey den vorzüglichsten Städten erwähnt werden. Wie erbärmlich nehmen sich gegen diese herrlichen Kupferstiche die elenden zehn Holzschnitte aus, womit von den obigen sieben Beschreibungen Palästina's die in jeder Hinsicht als die letzte auf ihrem gehörigen Platze

Digitized by Google

ſtehende, Leſer aus dem Volke anlocken ſoll, und deren in Vergleich mit dem ellenlangen Titel linienkutzer Inhalt aus den, vor derſelben oben angeführten Beſchreibungen Paläſtina's, namentlich aus der Röhr's, genommen iſt, ſo daß hierüber nichts weiter zu ſagen. Eben ſo wenig iſt über die Broſchüre des Pfarrers Staudenraus (Nr. 3) und die anonyme Buchhändler-Compilation (Nr. 9) über Jeruſalem, Bethlehem und Nazareth zu ſagen, welche größtentheils aus Prokeſch abgeſchrieben. Empfehlenswerther, beſonders für die Geſchichte Paläſtina's, und mehr unterhaltendes Leſebuch, als belehrendes wiſſenſchaftliches Werk, iſt Rüder's Ueberſetzung des Paläſtina's Dr. Ruſſel's, welcher in der engliſchen Cabinet library Anſichten des alten und neuen Aegypten gegeben; ſeine Quellen ſind, nebſt ſeinen alten Landsleuten Maundrel, Sandys, Doubdan, Pockocke, die neueſten: Buckingham, Burckhardt, Clarke, Richardſon, Legh, Leight, Irby, Mangles, Carne, Wilſon, Macworth und Chateaubriand. Man ſieht ſchon aus dieſen Namen, daß Paläſtina's Beſchreibung unter allen Reiſenden am meiſten den engliſchen dankt. Von den andern drey Beſchreibungen Paläſtina's beurkundet die Röhr's durch die ſiebente Auflage den Anwerth, welchen ſie verdienter Weiſe in Deutſchland gefunden; die auf dem Titel angekündigte Vermehrung und Verbeſſerung beſteht aber bloß in einigen Zuſätzen aus den Reiſebeſchreibungen von Prokeſch und Buckingham, den letzten und Burckhardt hat Crome (Nr. 13) ausgeſchrieben, welcher eine geographiſch-hiſtoriſche Beſchreibung ganz Syriens und eine Sammlung lithographirter paläſtiniſcher Gegenden und Ortſchaften verſpricht, in dem vorliegenden Buche aber bisher bloß die geographiſche Beſchreibung Paläſtina's, mit vorzüglicher Berückſichtigung des öſtlichen, jenſeits des Jordans gelegenen Theiles (nach Burckhardt und Buckingham) geliefert hat. Nach den Karten dieſer beyden iſt die dem Buche beygegebene gezeichnet, welche aber bey dem großen Maßſtabe, beſonders längs der Küſte, leicht reicher und richtiger hätte ausfallen können, wenn andere bekannte, wie z. B. nur die in Berggren's Reiſe nach Volney, Paultre, Burckhardt, Irby und Mangles von Hällſtröm entworfene, zu Rathe gezogen worden wären. Raumer hat ſeinem, allen anderen obigen Beſchreibungen Paläſtina's an Gelehrſamkeit, Vollſtändigkeit und lichtvoller Ordnung bey weitem vorragenden Werke (Nr. 14) nur einen Plan des heiligen Grabes und einen Umriß Jeruſalems beygegeben, auf welchen wir bey Erwähnung der heiligen Stadt zurückkommen werden, und verweiſt übrigens ſeine Leſer auf Grimm's Karte

Digitized by Google

von Palästina als die beste [1]). Der Reisebeschreibung Lamartine's ist wenigstens ein Kärtchen beygegeben, auf welchem die Richtungen und Wendungen seiner Reise bezeichnet sind, aber Prokesch und Michaud sind ohne Karten, was bey dem bändereichen Werke des letzten um so mehr Wunder nimmt, als der Kartenluxus in Frankreich heute auf so hohen Grad gestiegen, daß historischen Werken Kartenatlasse beygegeben werden, in denen viele Blätter, wie z. B. die selbsterfundenen Schlachtpläne, ganz und gar überflüssig. Wenn Michaud in der Vorrede sagt, daß er weder Geograph, noch Antiquar, noch Naturforscher, noch Gelehrter [2]), so ist dieses nur Phrase von übertriebener Bescheiden-

[1]) Die bey weitem beste der syrischen Karten, welche uns erst nach Fertigung dieser Anzeige zugekommen, ist unstreitig die in der dritten Lieferung der Asia von Berghaus gegebene, welche Alles leistet, was nur nach den vorhandenen Quellen mit großem kritischen Urtheile geleistet werden konnte; nur sollte die Seite 45 ganz umgedruckt werden, indem die wenigsten der dort gegebenen arabischen Namen richtig, und manche derselben wirklich die höchste Unwissenheit in den Elementen arabischer Orthographie verrathen, indem z. B. die Namen Suleiman und Akka, deren richtige Schreibart doch allbekannt, صلمان statt سيمان und عقّه statt عكّا geschrieben werden, so auch Hamam, das Bad, حمام statt حمام, Capernaum قفرنعون statt قفرنعيم, dann مرج ابن عمر, d. i. Merdsch Ibn Omer, statt مرج ابن عامر, Merdsch Ibn Aamir نبلوس statt نابلوس, Nebi Musa gar! نبّ موص statt نبيّ موسى, und Sultan mit Ssad statt mit einem Sin!! Lydda لود statt لدّ und جفّه (Dschaffa) statt Jafa يافه, Atlid عتليد statt اتلث قيفه statt حيفه Caipha und مهالد statt مخلّد. Durch so grundfalsche Schreibung der Namen, deren Rechtschreibung in allen morgenländischen Geographen, namentlich in Abulfeda und dem Dschihannuma, gegeben ist, wird die Wissenschaft nicht gefördert, sondern nur neues Dunkel über die richtige Schreibweise und Aussprache arabischer Ortsnamen verbreitet.

[2]) Comme je ne suis ni géographe, ni antiquaire, ni naturaliste, ni érudit, une correspondance familière conviendra peut-être mieux à mes faibles connaissances, qu'un ouvrage grave et méthodique.

Digitized by Google

heit, denn wie hätte er wohl ohne Geographie und Erudition die Geschichte der Kreuzzüge zu schreiben unternehmen können? aber eben so übertrieben ist das Lob, welches Hr. v. Lamartine dem Briefwechsel des Orients ertheilt, wenn er sagt, daß derselbe die historische, moralische und malerische Neugierde nach Allem, was den Orient betrifft, vollkommen befriedige [1]); wir finden im Gegentheil, daß dieselbe Vieles zu wünschen übrig läßt, erwarten aber mit Hrn. v. Lamartine die interessantesten geographischen Aufklärungen über Syrien und Kleinasien von Callier's (dessen Namen Hr. v. L. ganz irrig Caillet schreibt) und Texier's Berichten. Mit Hrn. v. Lamartine und Michaud beginnen wir unsere Wanderung auf der Straße der Kreuzfahrer zu Constantinopel (Berggren's von Unrichtigkeiten strotzende Beschreibung Constantinopels ist bereits in einer vorigen Uebersicht der Reisen ins osmanische Reich gehörige Erwähnung geschehen) [2]), ziehen mit Poujoulat durch die von diesem berühmte Straße Kleinasiens nach Syrien, durchwandern dasselbe mit ihm, Hrn. v. Lamartine, Berggren, Prokesch und den übrigen Beschreibern Palästina's bis hinunter nach Ghasa und an das todte Meer, ohne die Länder jenseits des Jordan in unsere Uebersicht aufzunehmen (weil dieselben von keinem dieser Reisenden betreten worden sind, und Crome's Beschreibung nur ein Auszug aus Burckhardt und Buckingham), und auch ohne Aegypten zu berühren, weil die von dort hergeschriebenen Briefe Michaud's wirklich nichts Neues enthalten. Eben so wenig Neues, als Michaud's Briefe über Aegypten enthalten, ist in dem ersten Bande des (um sechzehn Francs sehr theuren) neuesten Werkes des Arztes Brayer über Constantinopel zu finden. Der Inhalt des zweyten Theiles, der sich ausschließlich mit der Pest und den ihr verwandten epidemischen Krankheiten beschäftigt, gehört in eine medizinische Zeitschrift, und es genüge hier zu sagen, daß Hr. B. die Pest nicht für contagios, sondern bloß, wie andere bösartige Krankheiten, für epidemisch erklärt; selbst dieses Paradox ist nichts weniger als neu, und mehrere Aerzte (Engländer, Franzosen und Deutsche) haben dasselbe mit ihrem Leben bezahlt. Da Hr. B. zugleich ein entschiedener Bekenner der Gall'schen Schädellehre, nach dieser sogar die ethischen Abtheilungen des ersten Bandes seines Werkes rubricirt, und da er im zweyten durchaus die Nichtcontagiosität der Pest verficht, so wäre ein

[1]) La correspondance d'Orient — satisfait complétement à tout ce que la curiosité historique, morale et pittoresque peut désirer sur l'Orient.

[2]) Bd. XLIX. S. 32.

Digitized by Google

Urtheil über die beyden Bände vielleicht am kürzesten französisch so zu formuliren: que le premier volume est d'un frénologue et le second d'un frénétique. Doctor Brayer, ein eben so großer Freund und Bewunderer der Türken, als Verfechter der Nichtansteckung der Pest, ist, wie man sieht, ein avocat de causes désespérées; indessen lesen sich seine beyden Bände mit Interesse, und um die Leser zu verständigen, was er im ersten zu erwarten habe, überblicken wir den Inhalt desselben nach des Doctors eigener absonderlicher phrenologischer Anordnung. Erstes Kapitel: Von den umgebenden Dingen (circumfusa), nämlich von Pera und seinen Umgebungen, der Vorstadt Kasimpascha, dem Arsenale, den süßen Wassern, dem Serai von Galata, dem Thale von Dolmabaghdsche, den Vorstädten auf der Landseite Constantinopels, dem Fanale Topkapu, den sieben Thürmen, von der Spitze des Serais, dann das Innere von Constantinopel (immer noch unter der Rubrik circumfusa), der Fischmarkt, der ägyptische, die hohe Pforte, das kaiserliche Thor, das Serai, Aja Sofia, der Hippodrom, die Suleimanije; dann Scutari, Chalcedon und die Prinzeninseln, und von den Dörfern im Kanale, nur von denen auf der europäischen Seite, Ortaköi, Kurutscheschme, Arnaudköi, Terapia, Bujukdere und dann wieder zurück nach Topchana. Diese höchst dürftige Topographie füllt nur die ersten anderthalbhundert Seiten des Buches; überall ist der Doctor nur in die längst ausgetretenen Fußstapfen anderer Reisenden getreten, während doch für einen neuen Bearbeiter der Topographie Constantinopels jedes Numero der türkischen Staatszeitung so reiche Beyträge enthält; so ist z. B. zu Dolmabaghdsche nicht einmal der neuen Kasernen von Matschka und der daran gestifteten militärischen Schule erwähnt; von den Moscheen außer den obgenannten kein Wort, viel weniger also noch Kunde von den zahlreichen Grabmälern und frommen Stiftungen, von deren Erhaltung oder Erneuerung in jedem Blatte der Staatszeitung die Rede, so daß das eben vor uns liegende Nr. 119 vom 3. Ramasan 1251 (23. Dezember 1835) nicht weniger als ein halbes Hundert solcher Localitäten aufzählt, wobey nicht nur eine Menge bisher unbekannter Stadtviertel und Moscheen, sondern sogar ein, bisher in keiner Reisebeschreibung und Topographie genanntes Dorf, nämlich das von Tudelli, erscheint. Wiewohl Dr. B. nicht selbst des Türkischen kundig, sich immer eines Dolmetsches bedienen mußte, so sind doch die wenigen türkischen Wörter, die er seiner Erzählung einmischt, richtig ausgesprochen, geschrieben und definirt; so z. B. (I. p. 15) die verschiedenen Arten türkischen Fuhrwerks:

Digitized by Google

l'humble *teskéré* *), le pesant *araba*, le gai *kotchi*; die verschiedenen Arten von Brot: pide, fodola, ßomun, franzela (I. p. 425); die verschiedenen Arten von Pestbeulen, die unter den Achseln: Köpek memesi, d. i. Hundszitzen, die zwischen den Muskeln ausgebreiteten Geschwüre: schiripendsch, die gewöhnlichen Karbunkeln: scheban (II p. 80); endlich der Luftschlag, eine (nur zu Constantinopel und in Kleinasien vorkommende) in einigen Stunden ohne Erbrechen und Beulen wegraffende Krankheit, die man in Europa nicht kennt, und worüber die dritte Note des zweyten Bandes umständliche Auskunft gibt, nach welcher der Luftschlag ein Seitenstück zum Sonnenstich. Das zweyte Hauptstück handelt von den auf die Oberfläche des Leibes angewandten Dingen (applicata), und darunter begreift der Doctor Kleidung, Beschneidung, Enthaarung, Kosmetik, Bäder; das dritte Hauptstück von den durch die Nahrungswege eingeführten Dingen (ingesta), nämlich Speisen und Getränke; viertes Hauptstück, von den auszuscheidenden Dingen (excernenda), von den Excrementen, Hämorrhoiden, Vesicatorien, Cauterien, Haarseilen; fünftes Hauptstück, von den durch willkürliche Bewegungen ausgeführten Handlungen (gesta); vom Schlafe, Wachen, Bewegung und Unterhaltung; sechstes Hauptstück, von den sinnlichen Wahrnehmungen und ihren Folgen (percepta). Hier führt der Verfasser unter den inneren Sinnen die ganze Ethik des Türken unter den folgenden drey phrenologischen Kategorien auf: 1) moralische und intellectuelle, Affecte und Fertigkeiten, welche der Einfluß der Korans darniederhält (?), als: Hang zum Haß, zur Zerstörung, zur List, zum Stolz, zur Eitelkeit; Thaten-, Objecten und Formengedächtniß; Orts- und Raumsinn; Wort-, Farben-, Ton- und Zahlengedächtniß; Einbildungskraft, Erfindungsgeist, Nachahmungstalent, Urtheilskraft, Scharfsinn, Tiefsinn, Witz. Wir überlassen es den Lesern, wenn sie neugierig, selbst nachzusehen, wie dieses Heu und Spreu moralischer und intellectueller Kräfte vom Koran unterdrückt werden soll! Die zweyte Kategorie handelt von den moralischen Affecten und intellectuellen Fähigkeiten, welche der Einfluß des Korans in den Gränzen der Mäßigung erhält, nämlich von der Liebe, Vaterlandsliebe, Geselligkeit, Eigenthumsliebe, Erwerbstrieb. Die dritte Kategorie umfaßt die durch den Einfluß des Korans auf den höchsten Grad gesteigerten moralischen Affecte und intellectuellen Fertigkeiten, als Geschlechts-

*) Petite cage en bois, avec un grillage sur les côtés, placée sur un train très bas, non suspendue, et tramée par un ou deux hommes.

Digitized by Google

trieb, Güte, Wohlwollen, Sanftmuth, Mitleid, Empfindsamkeit, musulmanische Politesse! Gewissenhaftigkeit, Sinn für Recht und Unrecht, Umsicht, Vorsicht, Festigkeit, Beständigkeit, Ausdauer, Hartnäckigkeit, Theosophie, Religion, Islam, Dogmen, Gebote, Tugenden, Laster, Vorherbestimmung, Fatalität, Reinigungen, Fasten, Wallfahrt, Götzendienst, Toleranz, Proselytismus, Krieg, Sieg, Niederlage, Friedens- und Handelstractate und Treue in Erfüllung derselben. Wenn dieses Potpourri nach phrenologischen Kategorien richtig geordnet seyn sollte, so ist dieses wenigstens nicht nach logischen der Fall. Richtiger ist nach diesen das siebente Hauptstück von der individuellen Hygiene in die drey Abschnitte der besonderen Gesundheit der Musulmanen, der Raja und der Peroten untergetheilt, und von dem Doctor, der sich hier auf festerem Grunde befindet, als in der Metaphysik und Ethik, mit Sachkenntniß behandelt und durch seine Erfahrungen erläutert. Indem wir demselben nicht weiter folgen, kehren wir zu den beyden Beschreibern Constantinopels, Hrn. Michaud und Hrn. v. Lamartine, zurück, sagen aber noch eher ein Wort von dem unbedeutendsten und schaalsten der über Constantinopel vorliegenden Werke, nämlich dem Baratta's (Nr. 2). In der Vorrede eifert er, wir wissen nicht über welche, unberufene Reisebeschreiber, die heute von allen Seiten nach Constantinopel strömen, und die Lesewelt mit ihren Reisebeschreibungen überschwemmen; wir kennen diese Reisebeschreibungen nicht, aber Alles, was Hr. B. von ihrer Leerheit, Flachheit und Gehaltlosigkeit sagt, paßt ganz auf die seine, welche nichts als die Wiederholung längst bekannter Dinge, ohne die geringste Vorkenntniß der Werke, wie z. B. d'Ohsson's, in welchen Alles, was über die Cultur u. dgl. gesagt wird, schon lange und viel richtiger geschrieben worden; Hr. B. hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, die bekanntesten Wörter richtig zu hören und zu schreiben, so heißt bey ihm der Basar pazar, Humajun Oumagoun, Mesarlik Meserluck, das Thugha Turra, und sogar S. Mahmud durchaus nicht anders als Mohomud. Wie mit seinem philologischen Wissen, sieht es auch mit seinem geographischen und topographischen aus. Nach ihm wird Constantinopel nördlich vom Emaus (sic) begränzt, und an der Stelle des alten Hebdomon steht heute die Moschee Ejub; die nächste beste Karte und Topographie Constantinopels hätte ihn belehrt, daß jener Name der Gebirgskette Hämus geschrieben werden müsse, daß die Moschee von Ejub auf der Stelle der Kirche des heil. Mamas, der Hebdomon aber noch unter dem Namen des Pallastes Constantins oder Belisars besteht. Mit seinen historischen Kenntnissen steht es nicht besser.

Digitized by Google

Indem er von den Derwischen spricht, deren einzelne Orden in M. d'Ohsson alle umständlich nachgewiesen sind, sagt er: L'origine del Monachismo presso i Turchi spinta è da alcuni fino all' epoca esordiale del Maometismo, also bestand das osmanische Reich schon im siebenten Jahrhundert!! Da altri è posta in epoche più assai vicine! Das meiste, was er von den neuen Reformen schreibt, ist schon heute nicht mehr wahr. Den Reis Efendi übersetzt er als pilota del stato, weil Reis der gewöhnliche Name des Schiffkapitäns, bey beyden ist aber der Name nur abgeleitet, bey jenem von Reisul-Kuttab, Haupt der Schreiber, bey diesen von Reisul-sefinet, Haupt des Schiffes; es gibt aber heute weder einen Reis Efendi, noch einen Kiajabeg mehr im osmanischen Reiche, denn jener heißt hinfüro, nach dem in der Staatszeitung Nr. 125 vom 26. Silkide (14. März) gegebenen Chattischerif: Geheimer Rath, Aufseher der auswärtigen Geschäfte [1]), und der Kiajabeg: Geheimer Rath, Aufseher der Reichsgeschäfte (des Innern) [2]). Aus Einem Blatte der osmanischen Staatszeitung ist mehr zu lernen, als aus dem ganzen Buche Baratta's und vielen anderen, über das osmanische Reich geschriebenen; so findet sich in demselben Blatte bey der Verleihung des Sandschaks von Karahißar der Unterschied zwischen Muteßarrif, welcher Besitzer eines Sandschaks, Muhaßil Steuereinnehmer desselben, und Motesellim, Verwalter im Namen der Regierung, wovon die Reisebeschreiber gar keinen klaren Begriff haben, deutlich genug aus einander gesetzt; darum hat sich aber Hr. Baratta, dem es nur darum zu thun war, di barattare il suo libro, wenig bekümmert. Von den Baraten oder Beraten, mit denen sein Name so nahe verwandt, weiß er gar nichts: der Name derselben kömmt von der IX. Sure des Korans her, welche Beraet, d. i. Befreyung oder Besitzung, heißt; beraet etdüm (heißt auf türkisch), ich sage mich davon los, und so hiemit Beraet von Baratta.

Der Unterschied zu prosaischer und zu poetischer Ansicht tritt auf das schneidendste in der Beschreibung des Eindrucks hervor, welchen der erste Anblick Constantinopels, dieser wie Rom auf sieben Hügeln gelegenen Stadt, auf Hrn. Michaud und auf Hrn. v. Lamartine hervorgebracht; jener sieht auf den sieben Hügeln nur sieben Dörfer, die ihm kaum als eine große Stadt erscheinen [3]),

[1]) Wesir Muschir umuri charidschienün Nasiri.

[2]) Wesir Muschir umuri mülkijenün Nasiri.

[3]) La capitale des Osmanlis offre à peine l'aspect d'une grande cité. II. p. 144.

Digitized by Google

dieſer ſpricht mehr als einmal von den ſieben Städten, aus denen die einzige Stadt der Welt beſteht:

»Einige Ruderſchläge trugen uns an die Spitze des goldenen Horns, wo man zugleich der Ausſicht des Bosporos und des Meeres von Marmora, der ganzen Anſicht des Hafens oder vielmehr des inneren Meeres von Conſtantinopel genießt; hier vergaßen wir Marmora's, der aſiatiſchen Küſte und des Bosporos, um mit Einem Blicke das Waſſerbecken des goldenen Horns und die auf den ſieben Hügeln Conſtantinopels aufgehangenen ſieben Städte zu betrachten, alle gegen den Meeresarm zulaufend welcher die einzige und unvergleichliche Stadt bildet, die zugleich Stadt, Land, Meer, Hafen, Flußufer, Gärten, waldige Berge, tiefe Thäler, Ozean von Häuſern, Ameishaufen von Schiffen und Gaſſen, ruhige Seen, bezaubernde Einſamkeiten, Anſicht, die kein Pinſel anders als im Detail malen kann, und wo jeder Ruderſchlag das Aug und die Seele entgegengeſetztem Anblicke und Eindrucke zuführt. — Hier iſts, wo Gott und der Menſch, die Natur, die Kunſt in Uebereinſtimmung die wunderbarſte Ausſicht erſchaffen oder aufgeſtellt, welche menſchlicher Blick auf der Erde betrachten kann; ich ſtieß einen unwillkürlichen Schrey aus, und vergaß auf immer des Meerbuſens von Neapel und aller ſeiner Bezauberungen; etwas dieſem herrlichen und anmuthigen Ganzen vergleichen wollen, heißt die Schöpfung verunglimpfen.«

Mit dem Reiſenden, der Conſtantinopel mit ſo poetiſchen Augen betrachtet, iſt über hiſtoriſche oder philologiſche Irrthümer wohl nicht zu rechten, doch iſt es Recenſentenpflicht, einige derſelben herauszuheben, damit ſie nicht durch den Zauber der Beredſamkeit begünſtigt, ſich verbreiten mögen. Bekanntermaßen ſind die Grabmale der erſten ſechs Sultane zu Brusa, und erſt der ſiebente, der Eroberer Conſtantinopels, ward in dieſer neuen Hauptſtadt des Reiches der erſte Sultan beſtattet. Hr. v. L. läßt aber den ſterbenden Osman an ſeinen Sohn Urchan eine Rede halten, worin er dieſen ermahnt, des Vaters ſterbliche Hülle zu Conſtantinopel auf dem von ihm ſelbſt gewählten Platze, zu beſtatten *). Eben ſo irrig iſt, was Hr. v. L. über das Grabmal

*) Dépose ma dépouille mortelle dans Constantinople, à la place, que je m'assigne moi-même en mourant, T. III. p. 267. Zu dieſer mit der Vermächtnißrede des ſterbenden Osman genommenen poetiſchen Lizenz iſt die, welche ſich der franzöſiſche Ueberſetzer der Geſchichte des osmaniſchen Reichs zum Schluſſe des erſten Buches beym Tode Osmans herausgenommen, ein merkwürdiges Seitenſtück; das erſte Buch des Originals ſchließt mit der die Gräuel des Verwandtenmordes der Sultane ſchon im voraus andeutenden Stelle: »Der Anfang ſeiner unabhängigen Herrſchaft war des Oheimmordes ſchwarze That, und die ſeiner Nachkommen füllen in ihrer Geſchichte mehr als Ein ſchwarzes Buch.« Statt deſſen erlaubte ſich der Ueberſetzer, welcher auf dem Titel ankündet, daß ſeine Ueberſetzung nach den Noten und unter der Leitung des Verfaſſers verfertigt worden ſey, ohne deſſen Befugniß und Wiſſen einen ganzen Paragraph von eigenem Urtheil über Osman

Digitized by Google

Selims I. berichtet, den er an der Seite Mohammed's II. beſtattet, während jeder dieſer zwey Sultane an der von ihm geſtifteten Moſchee ruht. Mohammed II. an der Mohammedije und Selim I. an der Selimije. Gleich darauf heißt der Schluß des Fetwa, wodurch der Mufti die Hinrichtung des Prinzen Muſtafa, des Sohnes Suleiman's, gut geheißen haben ſoll: Dieu soit le meilleur *)! Was Dieu le sait mieux heißen ſollte, denn bekanntlich iſt die Schlußformel der Fetwa: Allah aalem, d. i. Gott weiß es beſſer oder am beſten. In der Folge (S. 287) kömmt gar eine Moſchee Sultanié vor, was bloß eine ſultaniſche heißt; ſolche ſultaniſche Moſcheen gibt es ſiebzehn, und dieſe ſind vermuthlich gemeint, wenn (S. 294) von dem Beſuche der ſieben Hauptmoſcheen Conſtantinopels geſprochen wird. Das hohe kaiſerliche Thor des Serai läßt Hr. v. L. nicht nur Köpfe von Weſiren, ſondern auch von Sultanen ſpeyen (S. 238), da doch nie ein einziger Sultan geköpft worden. Wie ſteht es alſo um die Wahrheit der folgenden Stelle, bey der Stiege der ſieben Thürme: Six ou sept têtes d'empereurs décapités ont roulé sur les marches de cet escalier; ein einziger Sultan, nämlich Osman II., wurde in den ſieben Thürmen erwürgt; Ibrahim und in unſeren Tagen Selim III. und Muſtafa IV. ſind im Serai erwürgt worden, alſo ſind von dreyßig osmaniſchen Sultanen nur vier hingerichtet, und dieſe vier nicht geköpft, ſondern erwürgt worden. Wie ſteht es alſo mit den ſechs oder ſieben Köpfen der Sultane, welche über die Stufen der ſieben Thürme herabgekollert? Sie ſind eine poetiſche Hyperbel, wie die hundert zwanzigtauſend Janitſcharen, welche in der Hauptſtadt allein ermordet worden ſeyn ſollen; diplomatiſche Berichte haben zu jener Zeit die Zahl der gemordeten Janitſcharen nur auf achttauſend angegeben, der Reichsgeſchichtſchreiber hat dieſe ohnedieß ſchon zu diplomatiſch gemäßigte Zahl in ſeiner offiziellen, in Conſtantinopel gedruckten und zu Paris überſetzten Geſchichte der

hinein zu formuliren, und dieſen (wiewohl ein Oheimsmörder) im Beſitze der moraliſchen Eigenſchaften, welche die Tugend ausmachen, zu erklären, ſtatt des obigen, ſchwarze Thaten vorbedeutenden Schluſſes, heißt es in der franzöſiſchen Ueberſetzung: S'il fallait formuler un jugement sur Osman, nous dirions qu'à un courage indomptable il joignit de grandes vues et cet esprit entreprenant qui est le caractère particulier de tous les fondateurs des grands empires. Nous ajouterions, que malgré le meurtre de son oncle, on ne saurait lui refuser les qualités morales qui constituent la vertu. Hist. de l'empire Ott. I. p. 107.

*) III. p. 274.

Digitized by Google

Janitscharenvertilgung auf dreyhundert zwanzig heruntergesetzt [1]). Augenzeugen, und darunter einer der glaubwürdigsten [2]), geben die Zahl der Gemordeten auf zwanzigtausend an, so daß bey der Zahl des Hrn. v. L. von 120,000 statt 20,000 die Eins vorne zu viel. Wie hätten auch hundert zwanzigtausend erwürgt werden können, da die Zahl der Janitscharen zu Constantinopel sich damals im Ganzen auf zwanzig oder fünf und zwanzigtausend belief [3]). Doch statt Mehreres dergleichen hervorzuheben, übersetzen wir lieber einen Absatz Hrn. v. L.'s, welcher die Ansicht Constantinopels so meisterhaft malt:

»Wenn man auf dem europäischen Ufer, auf der anderen Seite des Kanals des goldenen Horns zurückkehrt, so begegnet das Auge, nachdem es das blaue Wasserbecken übersprungen, zuerst der Spitze des Serais: dieses ist die mannigfaltigste, herrlichste, majestätischste und zugleich wildeste Stelle, welche der Blick eines Malers aufsuchen kann. Die Spitze des Serais springt wie ein Vorgebirge oder ein verflachtes Cap zwischen diesen dreyen Meeren in Asiens Angesicht vor; dieses Vorgebirge von dem Thore des Serai am Meere von Marmora an bis zum großen Köschke des Sultans, gegenüber der Landungstreppe von Pera, kann drey Viertel einer Linie im Umfange betragen; dieses ist ein Dreyeck, dessen Grundlinie das Serai selbst, dessen Spitze ins Meer taucht, dessen längste Seite dem inneren Hafen oder Kanale von Constantinopel zugewendet ist; von dem Punkte, wo ich mich befinde, beherrscht man das Serai ganz; es ist ein Wald von Riesenbäumen, deren Stämme als Säulen über den Mauern und Terrassen des Umfangs hervorragen, und die ihre Aeste über die Köschke, über die Batterien und über die Schiffe des Meeres verbreiten; diese Wälder dunkeln und gefirnißten Grüns sind von grünem Rasen, Blumenbeeten, Balustraden, Marmorstufen, goldenen und bleyenen Kuppeln, Minareten, die dünn wie Maste, von geräumigen Domen der Palläste, Moscheen und der Köschke, die diese Gärten umgeben, durchschnitten; eine Ansicht, fast der ähnlich, welche die Terrassen, Abhänge und der Pallast von Saint Cloud darbieten, wenn man sie von dem entgegengesetzten Ufer der Seine oder von Meudon's Hügeln anschaut; aber diese Landschaft ist von drey Seiten vom Meere umgeben, und auf der vierten von den Kuppeln der zahlreichen Moscheen, von einem Meere von Häusern und Gassen beherrscht, welches das wahre Constantinopel, das eigentliche Stambul bietet. Die Moschee Aja Sofia, welche die Peterskirche des östlichen Rom, erhebt ihren massiven und riesenhaften Dom nahe an den Umfangsmauern des Serai; Aja Sofia ist ein unförmlicher Hügel auf einander geschichteter Steine von einem Dome überwölbt, welcher in der Sonne wie ein Meer von Bley glänzt; weiterhin schwingen sich die neueren Moscheen Ahmeds, Bajesids, Suleimans, mit ihren von maurischen Gallerien umreiften Minareten, zum Himmel auf; Cypressen, deren Stämme so dick wie der

[1]) Usi fafer S. 97 und in der französischen Uebersetzung S. 154.

[2]) Der Verfasser der deux années à Constantinople. Paris 1828.

[3]) Les janissaires, qui étaient au nombre de vingt à vingt-cinq mille hommes. *Deux années à Constantinople* p. 126.

Digitized by Google

Schaft der Minarete stehen denselben zur Seite, und stechen überall mit ihrer dunklen Laube von dem strahlenden Glanze der Gebäude ab; auf dem Gipfel der abgeplatteten Anhöhe Stambuls erblickt man zwischen den Mauern der Häuser und den Blumenstengeln der Minarete ein oder zwey alte Hügel, durch Feuersbrünste geschwärzt und durch die Zeit broncirt; einige Reste des alten Byzanz, die noch auf dem Atmeidan oder Hippodrom aufrecht stehen; dort dehnen sich auch die weiten Linien einiger Palläste des Sultans oder seiner Wesire aus; der Diwan mit seiner hohen Pforte, wovon das Reich den Namen erhalten, befindet sich in der Gruppe dieser Gebäude; höher hinauf, und sich scharf aus dem Lazur des Himmels hervorhebend, krönt eine glänzende Moschee den Hügel, welcher auf die beyden Meere herabschaut; in ihrer von den Strahlen der Sonne beleuchteten Kuppel scheint die Feuersbrunst widerzustrahlen, und die Durchsichtigkeit ihres Domes und ihrer von luftigen Gallerien überschwebten Mauern gibt ihr das Ansehen eines Denkmals aus Silberarbeit oder aus blaulichtem Porcellain; der Gesichtskreis endet auf dieser Seite, und der Blick senkt sich auf zwey andere, breite Hügel nieder, welche mit ununterbrochenen Moscheen, Pallästen und bemalten Häusern bedeckt sind; bis in den Grund des Hafens, wo das Meer merklich an Breite abnimmt, und sich vor dem Auge unter den Bäumen im arkadischen Thale der süßen Wasser verliert; wenn der Blick den Kanal hinaufgleitet, weilt derselbe über den am Ufer der Landungstreppe der Todten am Arsenale gruppirten Masten unter den Cypressenwäldern, welche die Seiten Constantinopels bedecken; er sieht den von den Genuesern gebauten Thurm von Galata als einen Mast aus einem Meere von Häuserdächern weiß hervorragen, wie einen kolossalischen Gränzstein zwischen zwey Städten, und er ruht endlich auf dem ruhigen Becken des Bosporos ungewiß zwischen Europa und Asien schwankend aus. Dieses ist das Materielle des Gemäldes; wenn du aber die Hauptzüge desselben mit dem unermeßlichen Rahmen umgibst, welcher dasselbe aus dem Himmel und dem Meere hervorhebt: die schwarzen Linien der asiatischen Berge, die niedrigen und duftigen Gesichtskreise des nicomedischen Meerbusens, die Felsenkämme des Olympos, Brusas, welche hinter dem Serai jenseits des Meeres von Marmora hervorscheinen, und ihre weiten Schneegefilde wie weiße Wolken durchs Firmament ausdehnen; wenn du zu diesem majestätischen Ganzen die Anmuth und unendliche Färbung der unzähligen Details hinzufügst; wenn du dir die mannigfaltigen Wirkungen des Himmels, des Windes, der Stunden des Tages auf das Meer und auf die Stadt in Gedanken vorbildest; wenn du die Flotten von Kauffahrteyschiffen siehst, die sich wie Geschwader von Meeresvögeln von der Spitze der schwarzen Wälder des Serais erheben, die Mitte des Kanals suchen, und immer neue Gruppen bildend, sich langsam in den Bosporos versenken; wenn die Strahlen der untergehenden Sonne an den Gipfeln der Bäume und Minarete dahinstreifend, wie Widerschein einer Feuersbrunst die rothen Mauern von Skutari und Stambul entflammen; wenn der Wind, der frisch aufspringt oder matt niederfällt, Marmora's Meer wie einen Teich geschmolzenen Bleyes abplattet, oder die Wasser des Bosporos leicht aufkräuselnd über denselben die glänzenden Maschen eines weiten silbernen Netzes zu ziehen scheint; wenn der Rauch der Dampfschiffe aufsteigt, und inmitten der großen zusammenschauernden Segel der Kriegsschiffe und Fregatten des Sultans wirbelt; wenn der Kanonenschuß des Gebets

Digitized by Google

in verlängertem Echo vom Verdecke der Flotte bis unter die Cypressen des Todtengefildes wiederhallt; wenn die unendlichen Getöse der sieben Städte und der Tausende von Gebäuden stoßartig wie Wind und Rauch von der Stadt und dem Meere aufsteigen, und durch den Seewind hergetragen, unter der Säule anlangen, von der du das Ganze überschwebst: wenn du bedenkst, daß der Himmel so tief als rein, daß diese Meere und natürlichen Häfen immer ruhig und sicher, daß jedes Haus dieser langen Ufer eine Rhede, wo das Schiff zu jeder Zeit unter den Fenstern ankern kann, und wo Dreydecker unter dem Schatten der Platanen des Gestades gebaut und vom Stapel gelassen werden; wenn du dich erinnerst, daß du zu Constantinopel, dieser Königin Europas und Asiens, auf demselben Punkte, wo die zwey Erdtheile sich von Zeit zu Zeit umarmt oder bekämpft; wenn die Nacht dich überrascht in dieser Beschauung, deren das Auge nimmer müde wird; wenn die Leuchtthürme Galata's, das Serai Skutari's und die Lichter der hohen Hintertheile der Schiffe aufflammen; wenn die Sterne nach und nach einer nach dem andern oder gruppenweise aus dem blauen Firmamente hervorteten; wenn sie die schwarzen Gipfel der asiatischen Küste, die schneeichten Gipfel des Olympos, die Prinzeninseln im Meer von Marmora, die dunkle Platte des Serai, die Hügel Stambuls und die drey Meere mit einem blauen perlendurchflochtenen Netze umziehen, worin die ganze Natur zu schwimmen scheint; wenn das mildere Leuchten des Firmaments, wo der junge Mond aufsteigt, Licht genug übrig läßt, um die großen Massen dieses Gemäldes mit Verwischung und Milderung aller Details zu sehen, so hast du zu allen Stunden des Tages und der Nacht das herrlichste, köstlichste Schauspiel, dessen sich menschlicher Blick bemächtigen kann; — es ist eine Trunkenheit der Augen, die sich dem Gedanken mittheilt, eine Ermattung des Blickes und der Seele in Verblendung.«

Mit der Beschreibung Constantinopels wetteifert die des Bosporos, dessen Naturschönheiten von Gylius [1]) und Marsigli bis auf Momars [2]) und Ingigi [3]) keinen so poetischen Beschreiber gefunden. Wir beschränken uns hier auf die Mittheilung der Beschreibung der asiatischen Küste, weil die der europäischen doppelt so lang.

»Nach der Beschreibung der europäischen Küste des Bosporos scheint es, daß die Natur sich nicht selbst, und keine Landschaft die übertreffen kann, von der meine Augen voll. Ich bin so eben längs der asiatischen Küste nach Constantinopel zurückgefahren, und ich finde sie noch um tausendmal schöner als die europäische; die asiatische schuldet nichts dem Menschen, indem dort Alles das Werk der Natur! Dort gibt es kein Bujukdere, kein Therapia, keine Botschafterpaläste, keine Villen der Armenier [4]) oder Franken; dort sind nur Berge, nur Schluchten,

[1]) Gylius de Bosporo Thracico.

[2]) Bosporomachia. Venedig 1792.

[3]) Villegiature dei Bizantini sul Bosforo Thracico. Venezia 1834.

[4]) Dieses ist unrichtig, denn zu Kandilli, wo die schönste Aussicht auf die beyden Meere und in andere Dörfer der asiatischen Küste, sind die schönsten Landhäuser der Armenier.

die sie trennen, kleine, von Wiesen beteppichte Thäler, die sich unter die Wurzel der Felsen hineingraben, Bäche, die sie durchschlängeln, Ströme, die sie weiß beschäumen, Wälder an ihren Seiten aufgehangen, die in die Hohlwege niederstürzen, die bis an den Rand der zahlreichen Buchten der Küste heruntersteigen; eine Mannigfaltigkeit von Formen und Farben, von Blättern und Grün, welche der Pinsel eines Landschaftsmalers nicht einmal erfinden könnte; einige vereinzelte Häuser von Matrosen und türkischer Gärtner in Entfernungen aus Ufer hingestreut oder auf die Plattform eines bewaldeten Hügels geworfen, oder um die Spitze von Felsen gruppirt, wo die Strömung den Nachen hinreißt, und sich in Wellen bricht, die blau wie der Himmel der Nacht; einige weiße Segel von Fischern, die sich in tiefen Buchten versenken, und die sich von einer Platane zur andern wie trockene, von Wäscherinnen aufgehangene Wäsche hinziehen; unzählige Schaaren weißer Vögel, die sich am Rande der Wiesen putzen; Adler, die von der Höhe der Berge über dem Meere schweben; die geheimnißvollsten Wasserwinkel ganz von Felsen und riesenhaften Baumstämmen geschlossen, deren mit Blätterwolken belastete Aeste sich über die Fluth beugen, und auf dem Meere Lauben bilden, in die sich die Kaike vertiefen. Ein oder zwey unter dem Schatten dieser Wasserwinkel versteckte Dörfer mit ihren hinter dem Rücken auf grüne Abhänge zurückgeworfenen Gärten mit ihren Baumgruppen am Fuße der Felsen mit ihren durch die süße Welle an ihre Thürme herangewiegten Nachen, ihren Wolken von Tauben auf dem Dache, ihren Weibern und Kindern am Fenster, ihren Greisen unter der Platane am Fuße des Minarets sitzend; Ackerleute, die auf ihren Kaiken in ihr Feld hineinfahren; andere, die ihre Nachen mit grünen Bündeln von Myrthen oder blühendem Heidekraut füllen, um dieselben zu trocknen, und im Winter zu verbrennen; da sie versteckt hinter diesen Hügeln hangenden Grüns, die überhängend sich ins Wasser eintauchen, sieht man weder den Nachen noch den Ruderer, und man glaubt ein Stück durch die Strömung abgerissenen Landes zu sehen, das mit seinem grünen Laube und seinen noch duftenden Blumen auf gutes Glück fortfluthet; das Gestade beut diesen Anblick bis zum Schlosse Mohammeds II., welches auch von dieser Seite den Bosporos wie einen Schweizersee zu schließen scheint; dort ändert er den Charakter; die Hügel weniger steil senken ihre Wölbung und graben ihre tiefen Thäler weicher ein; asiatische Dörfer dehnen sich reicher und gedrängter aus, das Thal der süßen Wasser Asiens *), eine zauberische kleine, von Bäumen beschattete, mit Köschken und mauriſchen Fontainen besäete Ebene öffnet sich dem Auge, eine große Zahl constantinopolitanischer Wagen, eine Art Käfichte von vergoldetem Holze, die von vier Rädern getragen, von zwey Ochsen gezogen werden, sind auf dem Rasen verstreut; türkische Frauen steigen verschleyert heraus, und gruppiren sich sitzend am Fuße der Bäume oder am Rande des Meeres mit ihren Kindern oder schwarzen Sclaven; Gruppen von Männern, die weiterhin sitzen, nehmen Kaffeh oder rauchen die Pfeife; die Mannigfaltigkeit der Farben der Kleider der Männer und Kinder, die braune Farbe des eintönigen Frauenschleyers bilden unter allen diesen Bäumen die bizarrste Mosaik der Farben, die das Auge bezaubern; Ochsen und Stallbüffel wiederkäuen auf den Wiesen; arabische, mit Sammt und Seide und Gold geziemirte Pferde stampfen neben den in Menge lan-

*) So heißt Hr. L. M. das Wasser des himmlischen Thales (Gökdere).

Digitized by Google

denden Kaiken, welche mit armenischen oder jüdischen Weibern gefüllt sind; diese setzen sich entschleyert aufs Gras an den Rand des Bachs; so bildet sich eine Kette von Weibern und Mädchen in verschiedenen Trachten und Stellungen; einige sind von bezaubernder Schönheit, welche durch die seltsame Verschiedenheit des Kopfputzes und der Trachten noch mehr gehoben wird; doch sah ich oft eine große Menge von türkischen Frauen der Hareme entschleyert; sie sind fast alle von kleinem Wuchs, sehr blaß, von traurigem Auge, grellem und krankem Aussehen; überhaupt scheint mir das Klima von Constantinopel, ungeachtet aller seiner anscheinenden Bedingungen von Heilsamkeit, ungesund; die Frauen wenigstens sind sehr weit entfernt, den Ruhm der Schönheit zu verdienen, in dem sie stehen. Welcher Abstand von der Schönheit der Jüdinnen und Armenierinnen Arabiens, und besonders von dem unbeschreiblichen Zauber der griechischen Frauen Syriens und Kleinasiens! Ein wenig weiter, ganz am Rande der Fluthen des Bosporos, erhebt sich der neue, jetzt vom Großherrn bewohnte Pallast. Beglerbeg ist ein Gebäude im italienischen Geschmacke mit indischen und maurischen Erinnerungen vermischt; ein ungeheures Hauptgebäu in mehreren Stöcken mit Flügeln und inneren Gärten; große, von Springbrunnen bewässerte Rosenbeete dehnen sich hinter den Gebäuden zwischen dem Berge und dem Pallaste aus; ein enger granitener Damm trennt die Fenster vom Meere; ich zog langsam unter diesem Pallaste vorüber, wo unter dem Marmor und Gold so viel Sorgen und Schrecken wachen; ich sah den Großherrn auf einem Diwan sitzend in einem Köschke am Meere« u. s. w.

Hierauf eine Beurtheilung des Charakters Mahmuds und seiner Reformen, in welcher Hr. v. L. mit Michaud vollkommen übereinstimmt: Digne d'un autre peuple et d'un meilleur temps, et capable de mourir au moins en héros! Il fut un jour grand homme (als er die Janitscharen vertilgte!).

Hr. Michaud beschreibt die schon so oft beschriebenen alten Denkmale Constantinopels, ohne über dieselben etwas Neues zu sagen, es müßte denn (II. 168) die angebliche Ueberlieferung des Propheten seyn, wodurch den Christen und Juden ihre Häuser anzustreichen verboten seyn soll, welche aber ungegründet. Die neue Kleidung, besonders die rothe mit blauer Quaste, ist sehr augenfällig beschrieben: On comparait jadis une assemblée de Turcs, avec leurs turbans rouges, jaunes ou blancs, à un parterre semé de tulipes; ce ne serait plus qu'un champ de bluets et de coquelicots (II. 173). Die Inschriften der Grabmale Alipaschas von Janina (II. 248) hat schon Walsh gegeben; neu ist die Angabe (II. 260), daß die Harpyen Königs Phineas noch heute in einer besonderen Art von Schwalben fortleben, welche in die hohen Ufer des Kanals Löcher eingraben, die Erde und die Felsen mit demselben Unrathe bedecken, womit sie den Sohn Agenor's bedeckten; der Riesenberg gegenüber von Bujukdere heißt nicht Youka-Daghi, sondern Juscha taghi, d. i.

Digitized by Google

der Berg des Josue [1]); eben so irrig ist die Angabe (II. S. 291), daß Mohammed II. sein an der größten Enge des Bosporos erbautes Schloß Kopfabscheider (Baschkesen nicht Basesce) genannt; er nannte es Boghaskesen, d. i. das den Kanal abschneidende, was nur eine wörtliche Uebersetzung des griechischen Λαιμοκοπιας, d. i. Fluthabschneider [2]). Das schöne Wasser, welches Poujoulat (II. 288) die süßen Wasser Asiens nennt, heißt Gökßuji, d. i. das himmlische oder blaue Wasser, nicht das grüne (eau verte), denn Gök heißt Himmel oder blau, aber niemals grün. Die beyden Flüßchen, welche die sogenannten süßen Wasser am Ende des Hafens bilden, sind richtig angesetzt: Alibegköißuji ist der Cydaris und der Barbyses des Kaghiatchaneßuji, denn Gyllius (Cap. III) sagt ausdrücklich Barbysem quam Chartarion (also schon damals nach einer Papierfabrik genannt) [3]). Die Bücher, welche Hr. M. in den Bibliotheken mit der Ueberschrift Edeb sah, deren Titel er (III. 24) mit Civilité übersetzt, sind philologische, denn Edeb heißt Philologie, die von Hrn. P. mit Edab, d. i. der Sittenlehre, verwechselt wird, und Edabul bahs, d. i. die Sitte der Disputierkunst, ist der Name der Polemik, von der es zu wünschen wäre, daß sie sich in den (S. 90) bezeichneten Schranken hielte: qui enseigne la manière de disputer avec politesse et avec esprit tout à la fois. Was über die Bibliotheken gesagt wird, ist in Vergleich mit dem darüber schon aus Toderini, Mouradjea d'Ohsson und dem IX. Bande der Geschichte des osmanischen Reichs bekannt, höchst oberflächlich. Raghibpascha ist durchaus in Rhagid verschrieben oder verdruckt; eben so oberflächlich ist das über die Schulen und die darin gelehrten Wissenschaften Gesagte; indem z. B. Michaud von den Geschichten nur die Seadeddin's kennt, deren Verfasser, so wie die Professoren der Medrese, nicht Codja (was ein alter Mann), sondern Chodscha (was ein Lehrer) genannt wird. Hr. M. ruft die Scene des alten Constantinopolis zur Zeit der Einnahme durch die Kreuzfahrer wieder ins Leben, und weiset die Uebereinstimmung der von Villehardouin genannten Stadtthore mit den heutigen Namen nach. Bey der Erzählung der goldenen Fische des Quellenpallastes Philopation lernen wir, daß die Kapelle Baliklü, welche noch vor dreyßig Jahren ein besuchter Wallfahrtsort, heute nicht mehr

1) Constantinopel und der Bosporos II. 288 nach dem Dschihannuma S. 665 und Subhi Bl. 59.

2) Constant. und der Bosporos II. 222.

3) Ebenda I. 15 sind diese beyden Flüßchen aus Versehen verkehrt angesetzt.

Digitized by Google

besteht. Die (S. 135) aufgestellte Behauptung, daß die Mauern Constantinopels seit der Eroberung Mohammeds keine Veränderung erlitten, nie ausgebessert worden, ist durchaus falsch; schon vier und zwanzig Jahre nach der Eroberung Constantinopels wurden die Stadtmauern von Mohammed II. selbst wieder aufgebaut und ausgebessert [1]); zwey und zwanzig Jahre später wurden dieselben nach dem großen Erdbeben (14. Sept. 1509) von Bajesid II. wieder gänzlich hergestellt [2]); hundert fünf und zwanzig Jahre später wurden dieselben ausgebessert und geweißt, um den von der Eroberung Eriwans als Sieger einziehenden Murad IV. würdig zu empfangen [3]); und zwanzig Jahre später wurden dieselben abermal geweißt, und zwischen dem Stallthore und den sieben Thürmen von außen mehrere alte Häuser zur Verschönerung der Stadt abgebrochen [4]); endlich als i. J. 1729 der Botschafter Eschref Chans, des afghanischen Beherrschers Persiens, zu Constantinopel erschien, wurden die Häuser und Mauern neu geweißt, und der Botschafter erhielt von diesem Umstande den Beynamen der Chan Mauernweißer [5]). Durch diese geschichtlichen Belege der wiederholten Ausbesserung der Stadtmauern Constantinopels ist es nicht erlaubt zu sagen: **Ces murs, depuis l'entrée de Mahomet dans la ville, n'ont subi aucun changement, n'ont jamais été réparés.** Hr. M. ist hierüber mehr einen Widerruf schuldig, als über das bey der Beschreibung von Byzanz (in der Geschichte der Kreuzzüge) Gesagte: »daß die Gräben der Stadt sich in einen weiten Wassergraben verwandelten, und daß diese künstliche Stadt wechselweise von Wasser oder Land umgeben war.« Hr. M. tadelt sich und Gibbon, einer Versicherung des Emanuel Chrysoloras geglaubt zu haben, daß der Graben der Stadt unter Wasser gesetzt werden konnte, was (meint Hr. M.) unmöglich, weil die Gräben ober der Meeresfläche und ober dem Niveau der Flüßchen, welche in den Hafen fallen; aber dieser Widerruf scheint überflüssig, weil Hr. M., wie Graf Andreossy in seiner Beschreibung Constantinopels, das Flüßchen Lykos übersehen, welches zwischen dem Thore des heiligen Romanos und dem Thore Charsia in die Stadt fällt, und welches also geschwellt wohl den Graben mit Wasser füllen konnte [6]). Doch hören wir nun lieber, wie Hr. v. Lamartine die heutige Ansicht Constantinopels beschreibt.

---

[1]) Gesch. d. osm. Reichs II. 148 i. J. 1477. [2]) Ebenda II. 350. [3]) Ebenda V. 211 i. J. 1635. [4]) Ebenda S. 654 i. J. 1655. [5]) Chan Niwadschi. Gesch. des osm. Reichs VII. 371. [6]) Gibbon II. Cap. 17 citirt über den Lykus Ducange Lib. I. part. I. chap. 16. Canano's Belagerungsgeschichte erwähnt desselben ausführlich (Const. und der Bosporos I. 16).

Digitized by Google

»Die Mauern Constantinopels beginnen vom Schlosse der sieben Thürme am Meere von Marmora, und erstrecken sich bis an die äußersten Höhen der Hügel, welche die Vorstadt von Ejub decken, gegen das Ende des Hafens an den süßen Wassern Europas, indem sie auf diese Art die ganze alte Stadt der griechischen Kaiser und die Stadt Stambul der türkischen, auf der einzigen vom Meere unbeschützten Seite des Dreyecks umfangen. Von dieser Seite würde Constantinopel durch nichts vertheidigt werden, als durch die unmittelbaren Abhänge dieser Hügel, welche in eine schöne bebaute Ebene auslaufen; hier wurde die dreyfache Reihe der Mauern gebaut, an denen so viele Stürme scheiterten, und hinter welchen sich das elende griechische Reich so lange unvergänglich glaubte. Diese bewunderungswürdigen Mauern bestehen noch immer, und sind nach dem Parthenon und nach Baalbek die majestätischsten Ruinen, welche die Stätte eines Reiches beurkunden.— Es sind steinerne Terrassen, funfzig bis sechzig Fuß hoch, manchmal funfzehn bis zwanzig Fuß breit, mit gehauenen Steinen von schönem weißen Grau bekleidet; oft sind dieselben ganz weiß, als ob sie erst vom Meißel des Steinmetzes kämen. Man ist von denselben durch alte, mit Trümmern und wuchernder Pflanzenerde gefüllte Gräben getrennt, wo Bäume und Mauerpflanzen seit Jahrhunderten wurzeln, und ein undurchdringliches Glacis bilden. Dieß ist ein dreyßig oder vierzig Schritte breiter, mit Vögelnestern gefüllter, von kriechenden Thieren bevölkerter Urwald (forêt vierge)!! Manchmal versteckt dieser Wald ganz und gar die Seiten der Mauern und der viereckigen Thürme, welche dieselben flankiren, oder läßt davon nur die erhabenen Zinnen erblicken. Oft erscheint die Mauer in ihrer ganzen Höhe, und wirft mit vergoldetem Scheine die Strahlen der Sonne zurück; in der Höhe ist dieselbe von Wallbrüchen aller Art ausgezackt, durch welche das Grün wie in Bergschluchten herunterſteigt, und sich mit dem der Gräben vermengt; fast überall ist der Giebel der Mauer mit überströmendem Pflanzenwuchse gekrönt, welcher einen Kopfbund oder Fallschirm von Pflanzen, von Kapitälern, von Voluten aus Lianen und Schlinggewächsen bildet. Hie und da schießt aus dem Grunde der von Stein und Staub verschütteten Thürme eine Platane oder Cypresse auf, welche ihre Wurzel durch die Spalten dieses Fußgestelles verflicht. Das Gewicht der Zweige und Blätter und die Windstöße, von denen diese luftigen Bäume unaufhörlich erschüttert werden, geben ihren Stämmen die Richtung nach Mittag, und sie hängen wie entwurzelte Bäume mit ihrem weiten, mit einer Menge von Vogelnestern belasteten Gezweige. Alle drey- oder vierhundert Schritte stößt man auf einen herrlich gebauten Thurm, welcher mit dem ungeheuren Gewölbe eines Thores oder an einen alten Altar gepaart ist. Die meisten dieser Thore sind heute vermauert, und der Pflanzenwuchs, der alles verschlungen hat, Mauern, Thore, Zinnen, Thürmchen, paart sich an diesen Stellen am bizarrsten und am schönsten mit den Ruinen und den Werken des Menschen.' Massen von Schlingpflanzen steigen von den Gipfeln der Thürme wie Falten weiter Mäntel herunter; Lianen bilden grüne Brücken mit funfzig Fuß breiten Bogen von einem Wallbruch zum andern; da sind ganze Veilchenbeete auf den senkrechten Mauern ausgesäet, welche der Wind unaufhörlich wie die Blumenwogen wiegt, Tausende von Gesträuchen bilden gezahnte Zinnen von Blättern verschiedener Farbe. Wolken von Vögeln fliegen daraus auf, wenn man einen Stein wider die Flanken der beteppichten Mauern oder in den Abgrund des Dornengebüsches, der zu den Füßen, hinabwirft. Wir sahen besonders eine

Digitized by Google

große Zahl von Adlern, welche diese Thürme bewohnen, und die den ganzen Tag in der Sonne oder den Nestern schweben, wo sie ihre Jungen nähren« u. s. w.

Was seit Tavernier kein anderer Reisender beschrieben, ist der Pallast der Pagen im dritten Hofe des Serai, wohin in der Regel Franken der Eingang nicht gestattet wird. Die Beschreibung desselben ist ein Seitenstück zu der in Constantinopolis und der Bosporos zuerst gegebenen des Uferpallastes und Cypressengartens Sultan Selims III. am Kanonenthor; nur wäre zu wünschen, daß auch hier wie dort ein Umriß beygegeben worden wäre, damit sich der Leser nur einigermaßen orientiren könnte.

»Der Hof der Pagen, kleiner als die beyden ersten, ist von mehreren Köschken mit niedrigen Dächern, welche sieben oder acht Fuß über die Mauern vorspringen, und welche von dünnen Säulen oder kleinen maurischen Pfeilern aus vergoldetem Holze getragen werden, zusammengesetzt. — Der rechte Flügel dieser Gebäude ist das weitläufige der Küchen (die also auf dieser Seite die Scheidewand bilden, indem dieselben im zweyten Hofe rechts). In einer kleinen Entfernung vor dem Küchengebäude ist ein bezaubernder kleiner, von einer Gallerie oder Säulenhalle zu ebener Erde umgebener Pallast, welcher der der Itschoghlan oder Pagen des Serai (die innere Einrichtung desselben wird beschrieben). Im Grunde des Hofes, ein wenig weiter als der Pallast der Pagen, schließt ein großer Pallast die Aussicht und den Weg; dieses ist der von den Sultanen bewohnte Pallast, der, wie die eben beschriebenen Köschke, von einer durch die Verlängerung des Dachs gebildeten Gallerie (in Indien Wiranda) umgeben. (Das Aeußere und Innere desselben wird beschrieben). Indem man die Plattformen des Pallastes links verfolgt, gelangt man durch einen, von hohen Terrassen getragenen Balcon zum Hafen oder Pallaste der Sultaninnen. — Wir nahten uns nicht weiter diesem dem Auge verbotenen Aufenthalte; wir waren an den Abhang des Serai gelangt, das sich von hier gegen den Hafen und gegen das Meer von Marmora senkt; dieß ist die größte Erhöhung dieser einzigen Stelle der Welt, wo der Blick alle Hügel und Meere Constantinopels beherrscht. — Nicht weit vom Hafen ist der alte und herrliche Pallast Bajesid's, den Schlingpflanzen und Nachtvögeln überlassen; er ist von Stein und von einer bewunderungswürdigen arabischen Architektur, man würde denselben mit leichter Mühe wieder herstellen können, und er wäre allein das ganze Serai werth; aber nach der Sage ist derselbe mit bösen Geistern bevölkert, und nie dringt ein Osman in denselben ein.«

Die Farben der Correspondance d'Orient sind minder glühend, und an der Beschreibung Constantinopels ist Weniges neu, das wenige Neue nicht ganz richtig. Wer, der die Beschreibungen von Reisen in die Türkey gelesen, kennt nicht die Spaziergänge von Pera, die Friedhöfe von Skutari, die Kaike, die Arabas, die Kaffeehäuser, die Opiumesser, die Tschubuke (Pfeifen) und die Basare? Alles das findet sich in der Corre-

spondance d'Orient beschrieben, nur nicht immer richtig; so heißt z. B. der Kaffeh nie anders als Kahwe und nie Cavi (II. 200); eine Verstümmlung, welche an die der spanischen Geschichtschreiber erinnert, welche das arabische Kahbe (die Hure) zur Cava, und diese zur Tochter von Rodriguez gemacht. Unter den Inschriften der Grabstätten ist die Alipascha's von Janina nicht ganz richtig: Ci-git la tête du très-célèbre Tépédélenli-Ali, pacha du Sandjiac de Janina, qui, pendant plus de cinquante ans travailla à l'indépendance de la Morée; sie lautet: Er (Gott) ist der Allerschaffende, Immerwährende. Dieses ist der abgeschnittene Kopf des vormaligen Besitzers des Sandschaks von Janina, des berühmten Depedelenli Alipascha, welcher mehr als dreyßig Jahre lang sich in Albanien vereinzelte*). Am 5. Dschemasiul-achir 1237 (27. Februar 1822) Fatiha (die erste Sure des Korans). Das Belehrendste und Gehaltreichste der Correspondance d'Orient ist, was über die neuen Reformen gesagt wird, und die Schilderung Sultan Mahmuds und seiner Günstlinge. Terapia, Bujukdere, Belgrad, Pera sind zur Genüge bekannt; neu ist die schöne Fabel der Mücke, die vor dem Richterstuhle Salomons erschien, um den Nordwind zu verklagen: »Ich werde ihn sogleich kommen lassen,« sagte Salomon. Da sey Gott davor! rief die Mücke, denn wenn er erschiene, könnte meine Stimme vor deinem Richterstuhle nimmer gehört werden. »Wir andern Richter,« sagte der Molla, der diesen Apolog Hrn. Michaud erzählte, »wir sind die Mücke, der Nordwind ist die Menge, durch welche unsere Stimme in politischen Geschäften so oft übertäubt wird.« Ueber die Bibliotheken Constantinopels wird nur das Bekannte aus Toderini und Mouradjea d'Ohsson wiederholt; eben so wenig enthält der Ar-

*) Teferrud (secregatio a caeteris, Meninski) a communitate ist nicht mit indépendance, welches istiklal heißt, zu übersetzen. Hier folgt der türkische Text, welchen Recensent in der Vermuthung, daß die Uebersetzung der Inschrift bey Michaud und Walsh irrig seyn müsse, durch einen Kalligraphen zu Constantinopel abschreiben ließ, und wodurch seine Vermuthung vollkommen bestätigt ward.

هو الخلاق الباقی

اوتوز سنه دن متجاوز آرنود لقده تفرد ایدن یانیه صنجاغی

متصرفی سابق مشهور تپه دلنلی علی پاشانک سر مقطوعیدر

سنه ۱۲۳۷ ج الفاتحه

tikel über die Studien und Schulen etwas Neues; der neuen militärischen Schule (Mektebi harbije) zu Beschiktasch an den neuen Kasernen Matschka kischla wird eben so wenig als dieser erwähnt; dieselben nehmen die Stelle des vorigen sultanischen Pallastes Matschkaserai ein, und nahe daran, unmittelbar bey Dolmabaghdsche, ist die große schöne Gewehrfabrik. In dem sieben und funfzigsten Briefe der Correspondance, welcher einzig von den Schulen handelt, wird dieser neuen militärischen, an welcher der Dichter Urfi (Orpheus) als Chodscha, Lehrer steht, nicht einmal erwähnt; eben so wenig geschieht der von Sultan Mahmud an den Kanzleyen des Inneren und Aeußeren gestifteten Lehranstalt Erwähnung, über welche die osmanische Staatszeitung vom letzten Dezember 1831 einen officiellen Artikel enthält; es wird darin gesagt, daß auf Befehl des Sultans Es-Seid Hasan Aini Efendi (Verfasser eines zu Constantinopel bereits zweymal aufgelegten türkisch, arabisch, persisch gereimten Glossars) an der hohen Pforte einen Lehrkurs über Grammatik und Literatur eröffnet habe, welchem alle zwanzig Sekretäre von Amtswegen beywohnen müssen; denselben wird der schon von Sultan Mahmud I. in einem i. J. 1749 an den Mufti erlassenen Handschreiben [1]) angeführte Koransvers: Sind denn die, so Etwas wissen, gleich denen, die Nichts wissen [2])? zu Gemüthe geführt wird. Die vierzehn Humanitätswissenschaften, in welchen die Sekretäre der osmanischen Staatskanzley unterrichtet werden, sind: 1) die Lexicographie, 2) die Grammatik, 3) die Wortforschung, 4) die Syntax, 5) die Lehre von der Anordnung der Rede, 6) die Lehre von der Einkleidung der Rede, 7) die Tropik, 8) die Prosodie, 9) die Reimlehre, 10) die Lehre vom poetischen Ausdrucke, 11) die Briefschreibekunst, 12) die Schönschreibekunst, 13) die Kunde schlagfertiger Antworten und Erzählungen, 14) die Geschichte. Den Inbegriff dieser vierzehn Wissenschaften bilden die Humanitätswissenschaften (Ulumi edebije) oder die Philologie (Ilmi edeb), welche bisher so häufig von Orientalisten mit Ilmi adab, d. i. der Lehre von den Sitten und Manieren, so wie diese mit der Ilmi achlak, d. i. mit der Ethik, vermengt worden ist. Um die Sekretäre und Kanzellisten in den obigen zweymal sieben Humanitätswissenschaften zu unterrichten, war schon einige Jahre früher an der Pforte des Defterdars, d. i. beym Ministerium der Finanzen, der Chodscha Pertew Efendi (nicht zu verwechseln mit Portew Efendi, dem Chronogrammen-

[1]) Gesch. des osm. Reichs VIII. S. 135 u. 136.

[2]) Der eilfte Vers der XXIX. Sura.

Digitized by Google

schmiede Minister des Inneren) angestellt worden. Außer diesen drey Chodscha, d. i. Professoren an der Staatskanzley, an der Kammer und Militärschule, sind noch zwölf andere in den beyden kaiserlichen Palästen, vier an dem Serai von Galata und acht an dem zu Constantinopel für die Pagen und andere Hofbeamte angestellt [1]). Diese Chodscha Lehrer des Serai haben zugleich den Rang von Muderris, d. i. Rectoren, Vorstehern von Collegien, so wie an christlichen Höfen Professoren der Universitäten zugleich Prinzenlehrer sind. Außer den obgenannten drey Lehranstalten und den zahlreichen Medresseen an allen Moscheen bestehen noch die von Sultan Mahmud neu gestifteten folgenden vier Schulen: eine geometrische, nautische, architectonische und die von der Suleimanije neben der medizinischen neu gestiftete chirurgische. Von allen diesen Lehranstalten, über deren Einrichtungen die osmanische Staatszeitung umständliche Kunde gibt, weiß Hr. Michaud nicht das Geringste, und hätte also viel besser gethan, seine Briefe über die Studien und Schulen, welche nicht einmal von dem Inhalte der osmanischen Staatszeitung Kenntniß haben, ungeschrieben zu lassen [2]).

Höchst dürftig ist der zwey und funfzigste Brief, welcher die Literatur der Türken behandelt, und welcher von derselben nichts weiter weiß, als was Sevin, Toderini und Sir W. Jones darüber gesagt; dem letzten (dem unterrichtetsten aus diesen dreyen) war von den zweyhundert namhaften Werken, welche die historische Literatur aufzuweisen hat, nur ein Dutzend, von den Paar Dutzend osmanischer Blüthenlesen nur die einzige Kassades bekannt. Hr. Michaud kennt gar keinen Geschichtschreiber, als den Chodscha Seadeddin, aus dessen französischer Uebersetzung er Auszüge in den Supplementbänden seiner Geschichte der Kreuzzüge gegeben, und von Dichtern kennt er nur zwey, welche ihm

[1]) Die Einrichtung der chirurgischen Schule in der Staatszeitung Nr. 11.

[2]) Die in der osmanischen Staatszeitung genannten Chodscha sind: 1) Tscheharschenbeli Mustafa Efendi ist Chodscha der großen Kammer; 2) Achiskali Ahmed Efendi Chodscha der kleinen; 3) Babakalaali, Chodscha der Speisekammer; 4) Imamsade Hafif Mohammed Esaad Efendi, Chodscha der Bibliothek; 5) Akschehri Efendi, Chodscha an der Bibliothek des Serai; 6) Denifli Jahja Efendi, Chodscha an der Speisekammer; 7) Hasan El-Konewi; 8) Ibrahim El-Lapsaki; 9) Amasiali Omer Efendi, Chodscha des Chasnedar; 10) Esseid Abdes-Seiam, Chodscha des Stellvertreters des Chasnedar; 11) Mohammed Emin Monastirli; den Namen des zwölften meldet die Staatszeitung nicht.

Digitized by Google

sein Geleitsmann, der französische Dolmetsch Hr. Desgranges, genannt; der eine Ifet Molla und der zweyte der Sohn Omer Tahirpascha's, des in der zweyten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts so berühmten rebellischen Pascha von Akka. Hr. Michaud kennt aber nicht einmal die eigentlichen Namen dieser beyden Dichter, von denen er Proben gibt, der erste ist Ketschedschifade, d. i. des Kotzenmachers Sohn, Verfasser eines großen (auf der kais. Hofbibliothek befindlichen) Diwans, in welchem sich jedoch das Klagegedicht, welches Hr. M. mit dem Liber tristium Ovid's vergleicht, nicht befindet, so daß an der Aechtheit desselben billig zu zweifeln ist. Die zweyte von Hrn. M. mitgetheilte Probe ist, wie er sagt, aus einem arabischen Gedichte genommen, dessen Titel: Beschreibung eines Frauenbades, und dessen Verfasser der Hrn. M. nach seinem Namen gar nicht bekannte Sohn des Rebellen Pascha von Akka; dieser ist Fasilbeg, ein naher Verwandter des dermalen als Botschaftssekretär an der Botschaft zu Paris stehenden Nuribeg. Das angebliche erotische Gedicht aber, welches den Titel: Beschreibung eines Frauenbades, führen soll, ist nur ein Abschnitt des unter dem Titel: Senanname, d. i. das Buch der Weiber, sehr berühmten Werkes des i. J. d. H. 1225 (1810) verstorbenen Fasilbeg; dieser Bildersaal von Frauengemälden ist eine Nachahmung bekannter schönheitsbeschreibender Werke, wie das der Tausend und Einen Knaben und der Tausend und Einen Mädchen (deren letztes vom Scherif Ali Ben Mohammed Ben Er-Risa, dem Defterdar eines ägyptischen Sultans, verfaßt, sich auf der kais. Hofbibliothek Nr. 508 befindet). Das Buch der Weiber besteht aus einer Einleitung *), dann aus der Charakteristik der Weiber fünf und dreyßig verschiedener Nationen, nämlich: 1) die Inderin, 2) die Perserin, 3) die Weiber von Bagdad, 4) die von Kairo, 5) die Negerinnen, 6) die Aethiopierinnen, 7) die Weiber aus Jemen, 8) aus Maghrib, 9) aus Tunis, 10) aus Hedschaf, 11) von Damaskus, 12) von Haleb, 13) von Anatoli, 14) die Weiber des Archipels, 15) die Spanierinnen, 16) die Weiber von Constantinopel, 17) die Fränkinnen von Constantinopel, 18) die Griechinnen, 19) die Armenierinnen, 20) die Jüdinnen, 21) die Zigeunerinnen, 22) die Weiber Rumili's, 23) die Albaneserinnen, 24) die Bosnierinnen, 25) die Tatarinnen, 26) die Georgierinnen, 27) die Tscherkessinnen, 28) die Christinnen aus Rumili, 29) die Polinnen, 30) die deutschen Weiber, 31) die

*) Der Anfang derselben in der Wiener Zeitschrift 1817, Nr. 93 übersetzt.

Digitized by Google

Ruſſinnen, 32) die Franzöſinnen, 33) die Engländerinnen, 34) die Holländerinnen, 35) die Amerikanerinnen. Nach dieſer Gemäldegallerie (welche in der Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt zur Ausſtellung gebracht werden wird) macht erſt die Beſchreibung des Frauenbades den Beſchluß des Ganzen. Hr. M. gibt daraus das folgende Stück als Probe:

»Ecoutéz, amateur du sexe féminin, la joyeuse description d'un bain de femmes; que ne sont-elles point, sitôt qu'elles se trouvent dans l'enceinte intérieure! et les murs de cette enceinte, quel n'est pas leur empire sur eux-mêmes pour résister du matin au soir à la vue du tableau qu'ils renferment! D'une part, ces baigneuses remplies de grâce, de l'autre, ces *tellag* (filles de bain) au pantalon d'écarlate, aux corps transparens, vrais cristaux à pieds humains! elles portent sous les bras des paquets enveloppés sous des draperies d'or; le coeur des amans n'est-il pas enfermé dans ces brocards? .... Ici une jeune beauté laisse tomber négligemment le vêtement qui la couvre, et son corps répand autour d'elle la lumière. Son visage se réfléchit dans les eaux du bassin; tel on voit dans la mer le disque du soleil. De ses deux doigts teints en *henné*, elle dénoue avec grâce la tresse de ses longs cheveux, et ses doigts rouges dans sa belle chevelure, ressemblent à une branche de corail sur de l'ébène. Elle a cherché à disparaître sous sa chevelure brunie; mais comme l'astre des nuits dans l'épaisseur des ténèbres, sa taille élégante brille d'une douce clarté.. Cependant les dames s'asseoient à l'écart, des femmes cherchent à les divertir; les *tuecha* (cornichons), les fruits, les sorbets sont apportés; quelques-unes mettent les plateaux au pillage; d'autres font voler des boules de savon; chacune d'elles s'efforce d'inventer un nouveau tour; l'une se fabrique une fausse barbe avec le *siffe*; celle-ci jette à ses compagnes de l'eau froide avec une tasse; celle-là se frotte le visage avec l'herbe qui en fait tomber le duvet... Ce désordre ressemble à une noce; il n'y manque que les musiciens. Parmi ces jeux, une dispute éclato enfin; toutes les assistantes se précipitent au milieu de la salle; l'une comme un homme, saisit d'une main vigoureuse un *nalin*; l'autre, la boite *du siffe* (!), une troisième, la tasse; le diable arrive au milieu d'elles; qu'on se figure le tapage; toutes se prennent aux cheveux; les fronts se heurtent; elles s'adressent des injures;... chacune fait honte à l'autre,.. les dames sortent des chambres intérieures; la sueur et le sang coulent de leur visage; cependant leur figure apparait comme un astre aux gardiennes qui les attendent en dehors, et qui les reçoivent aux cris de *Maschalla*! Notre jeune bouton de rose s'est étendu sur un lit délicat; ses esclaves se rangent en cercle, les mains croisées; puis vient la cérémonie des parfums, de l'ambre, du bois d'aloës brûlé dans des cassolithes... Quelle exclamation! quelle voix délicieuse! ah! je vais me trouver mal, s'écrie l'une avec un accent plein de charme; entourée de ses esclaves, elle revêt ses habits en faisant mille minauderies. Que de bruit, que de gentillesses, que de grimaces! que de bijoux et de diamans!! quels beaux pendans d'oreilles! La société reste jusqu'au soir dans l'appartement exté-

Digitized by Google

rieur, elle resto, jusqu'à ce qu'un intarissable flux de paroles se soit écoulé. Alors, les femmes sortent du bain, comme des malades, l'oeil languissant, l'air délicat, la démarche lente; tous leurs pas sont étudiés; elles veulent paraître faibles et abatues.«

Um die Leser und besonders die Orientalisten in Stand zu setzen, die Treue dieser französischen Uebersetzung zu beurtheilen, folgt hier die wort- und reimgetreue deutsche (aus dem letzten Theile der Geschichte der osmanischen Dichtkunst, deren erster bereits erschienen und deren zweyter im Druck begriffen ist) mit ein paar nothwendigen Bemerkungen über die drey in der französischen Uebersetzung aufgenommenen türkischen Wörter *tellag* (fülles de bain), *tuecha* (cornichons), soll Turschu seyn, welches der Name aller sauer eingemachten Früchte, und das unerklärte *siffe*; jenes soll Dellak heißen, d. i. die Badereiberinnen, dieses kömmt im Texte gar nicht vor, und ist ein grelles Beyspiel von französischer Uebersetzungslicenz; das erste Mal steht im Texte Lif, d. i. Palmenfasern, und wo es im Französischen zum zweyten Male vorkömmt, steht im Originale Gil Kutusi, d. i. Lehmenschachtel; beyde Wörter stehen im Meninski. Hr. Desgranges setzt aber dafür ohne einen Commentar le *siffe*, et la *boite de siffe!!* Die Stellen, welche in der französischen Uebersetzung als unanständig übergangen worden sind, bleiben auch hier aus, nur eine derselben, welche nicht das geringste Unanständige enthält, schalten wir unbedenklich ein, eben um zu zeigen, daß keine gute Ursache, dieselbe auszulassen, vorhanden gewesen.

Beschreibung des Frauenbades.

O du, der frägt um schöne Frauenleiber,
Hör' an die Reize von dem Bad der Weiber.
Sobald gekommen ist die Badestunde,
Entströmt beredt die Rede ihrem Munde.
Das Bad hat Wunderkraft so stark als labend,
Die Weiber sitzen drin von Früh bis Abend.
Da sind die Kräuslerinnen frisch wie Rosen,
Die Badezofen mit den Scharlachhosen.
Ach! welcher Sammelplatz von schönen Leibern,
Das weiß, wer je gelebt hat unter Weibern.
Wie würde ein Verliebter nicht verrücket,
Wenn er die Bündel sieht mit Gold gesticket!
Die hohen Stelzenschuh von ein Paar Ellen
Der kleinen Schönen Hoheit beygesellen.
Ein altes Weib, das Männern sonst gefiel,
Wird Badewärterin am Lebensziel;
Sie ist erfahren in Gespräch und Mienen,
Versteht die Weiberfreunde zu bedienen;
Sie zieht das Hemde aus mit süßem Kosen,
Es glänzt das Bad vom Scheine weißer Rosen.

Digitized by Google

Es spiegeln sich die Wangen in den Fluthen,
Wie in dem Meer der Abendsonne Gluthen.
Sie löst das Diadem von ihren Haaren,
Mit Fingern wohlgefärbt und wohlerfahren.
Der rothe Finger von dem Haar umhäget,
Scheint wie in Ebenholz Korallen eingeleget.
Der weiße Leib vom schwarzen Haar umflossen,
Ist Mondenlicht in Nächten ausgegossen.
Ihr Körper lauter Licht vom Haar verstecket,
Ist Sonne von der Finsterniß bedecket.

دکله اي مايل پيغام نسا * شيوهء قصهء حمام نسا
نه فضاحتلر ايلر اول زمره * داخل خلوت حمام ايچره
نه عجب طاقتي وار حمامه * تا سحردن اوتورور اخشامه
باخصوص شيوهء مشاطه‌لري * آل چقشورلي او دلاکه‌لري
آه او پاکيزه بدن ناطورلر * او اياق او بدن کزن بللورلر
صرمه‌لي بو غجه‌لري قولتقده * عقده اولمزمي دل عاشقده
ايکي اندازه بويي نعلينلر * او ادالر اوکوزل آيينلر
اوّلا پرده ايلر صد چاک * صکره حمامه اولور بر دلاک
هر بري فنّ اداده اوسته * صبر و طاقت ويره حقّ زندوسته
جيقاره شيوه ايله پيرهني * ويره حمامه ضيالر بدني
کورينور عکس دخي قورناده * قرص خورشيد کبيدر درياده
چون کيسوه‌يي ستغناسي ايله * ايکي انکشت محنّاسي ايله
قنه‌لي پارمغي کيسولرده * شاخ مرجان کبيدر عنبرده
قپلامش جسمني اول صاچ سياه * شب ديجورده قالمش اول ماه
جسم عرياني چو بر قطعه نور * صانکه بر پاره‌ي اولمش مستور

Hier sind sieben Distichen ausgelassen, vor dem cependant les dames s'asseoient; dann heißt es im Texte weiter:

Digitized by Google

So sitzen sie die Zeit sich zu vertreiben
Im Bad, und lassen sich von And'ren reiben.
Es werden ihnen dargebracht in Wette
Die eingemachten Früchte und Sorbette.
Die eine macht aus Wachs und Seife Kerzen,
Die andre unterhaltet sich mit Scherzen;
Diese macht aus Fasern falschen Bart am Munde,
Die andre reißet ihr ihn aus zur Stunde.
Die übergießt die anderen mit Wasser,
Und die macht sie mit nassem Kraut noch nasser.
Die sieht man ihren Kopf als Sack gestalten,
Die eine Tasse sich zur Haube halten.
Die einen reißen weg die Badeschürzen,
Indeß die anderen darauf sich stürzen.
Von allen Seiten sind sie alle jede offen,
Wo bist du Freund? hier wäre was zu hoffen.
Du meinst, du seyst allhier in Hochzeitssälen,
Nur schade, daß dabey die Pfeifen fehlen.

اوتوره کوشه لره حانملر * انلره ساري قشمرلك ايدر
ترشيلر فالهرهلر ترتبلر * قايشور آني اودم نكبتلر
كمي قنديل اوچورر صابوندن * كوسترور هربري بر درلو فنّ
ليفدن كمي يپا سخته صقل * قوپاريرا و بري آني تل تل
طاس ايله كيمي صوغو صو سرپر * او دخي چهره سنه اوت چاربر
باشنه كيمي كيير بر كيسه * طاس ايله كيمي دونر ابليسه
پشتمالني بلندن او قپار * او بر ليسيده اڭا بويله يپار
هر برينك اچلور هر يانى * قنده سين قنده آكير زانى
بر دوكون صانكه او حال ضحك * انجق اول اورطه ده سورنا اكسك

Hier sind abermal vier Distichen ausgelassen, dann heißt es;

Indeß auf diese Art sie spielend schwärmen,
Entstehet auf einmal ein großer Lärmen,
Und keine ist, die nun gemächlich ruhe;
Die Eine nimmt die hohen Stelzenschuhe,
Mit Schachteln und mit Tassen wird gestritten,
Der Teufel mischet sich in ihre Mitten;
Alsdann beginnt das Ungethüm, das wahre,
Sie schlagen Kopf an Kopf und Haar an Haare.

Digitized by Google

Die Eine schreit: Hinweg mit dieser Metze,
Die And're: daß man ihn von dannen hetze.

بویله بازیجه ایدر ایکن اخر * برده برعربن اولور ظاهر
هر بریسی آتیلور میدنه * کمی نعلینی قپار مردانه
کمیسی کیل قطوسی کمیسی طاس * کره ما بسینهمایه خناس
او زمان سیر این سین غوغانی * صاچ صاچه باشباشه رسوانی
کمیسی دیر برکدی کلخانی * کمیسی دیر بره عارمز زانی

Hier fehlen in der französischen Uebersetzung die hier deutsch und unten türkisch folgenden Distichen:

Die Eine sagt: Es soll dein Maal sich schwärzen,
Aus Eifersucht beneidend mich um Herzen;
Die mich anbeten sind vom ersten Stande,
Die Pascha und die Bege in dem Lande,
Die Großen mit den golddurchflocht'nen Krägen,
Die bey der Amme schon als groß sich regen.
Die And're spricht: O schnuppenvolles Leiden!
Willst du vielleicht den Milchbart mir verleiden?
O zeig mir nicht den Mann von funfzig Jahren,
Wie hoch in Staatsgeschäften auch erfahren;
Du warfest den Babudsch hinauf aufs Dach,
Zwey Nackte schicken sich fürs Badgemach.
So suchen sie einander zu beschämen,
Indem sie Schimpf und Spott zu Hülfe nehmen.

سنک مسرت ایله بکزک صولسون * بنم امّا که ینه حمد اولسون
دوستلرم جمله سی مستثنا در * کمی بکدر کمی پاشا در
جمله سی صرمه بیقلی ه شهلر * هب طوسون دای کلمش اشبهلر
او دخی دیرکه نه وارسی زکّام * نبره می سود بجکم بویور دام
بزه کوسترمه یشلو السلی * بره واللـه هپز بر حالی
سنک پابوجک اتلدی طامه * ایکی چپلاق یاقشور حمّامه
بویله جه هربری بیعار ایلر * دخی فاحش نیجه سوزلر سویلر

Digitized by Google

Nun geht es wieder weiter von: les dames sortent des chambres intérieures, bis ans Ende:

Wenn sie zuletzt dann aus dem Bade gehen,
Wirst du voll frischen Bluts die Wangen sehen,
Denn jede ist dem Mond an Schönheit nah,
Die Dienerinnen rufen: Maschallah!
Auf Polstern liegen sie wie frisch entknospte Rosen,
Indeß die Sclavinnen, verschränkt die Hände, kosen.
Sie schminken sich vom Scheitel zu der Hüfte,
Die Aloe, die Ambra füllt die Lüfte.
Doch während man sie schmückt mit Sorg' und Eile,
Seufzt eine Huldin: Ach! welch lange Weile.
Sieh! funfzig Sclavinnen das Hemde halten,
Besorgt das Kleid zu legen in die Falten.
Welch Anmuth, Reiz, welch Aufruhr, welch Verlangen!
Welch ein Geklirr von diamant'nen Spangen!
Bis Abends sitzen sie im Ankleidzimmer,
Um ganz zu zeigen sich in ihrem Schimmer.
Dann gehn sie aus dem Bad wie erst genesen,
Bedächt'gen Schritts mit anmuthsvollem Wesen,
Sie gehen nicht, sie schwanken hin und wieder,
Als wären ganz gebrochen ihre Glieder.
Was hat dieß kranke Wesen zu bedeuten?
Weiß dieß der Herzgefangene zu deuten?
Was sollen Ziererey und künstlich Sinnen?
Sind wohl damit die Reinen zu gewinnen?
Als leer erscheint es Einsichtsvollen allen,
Nur denen, die geschmacklos, kann's gefallen.

چیقه جاقدن اودم حاتملر * رخلرندن تر ایله قان طملر
کوستردرهر برسیمي طلعت ماه * دیه ناطورلري ماشا الله
پستر تازه یاتور اول غنجه * طوره جاریلري ال بنجه
یاغلر غالیه لر عنبرلر * عود اغاجی ایله اول مجمرلر
او فغانلر او اداي ممتاز * آه بایلدم دیو او شیوه ناز
الی جاري یه طوتر پرهني * کیه بیک منت ایله جامه سی
نازلر عربن دبدبه لر * او مجوهرلر او الماس کوپه لر
جاملرن اوتورور تا اخشام * تاکه تکمیل اوله آلات نظام
چیقه جاقدن آتا نصته * طوري نازک روشی آهسته

این بیک شیوه نازیله خرام * خسته رفتار شکسته اندام

او نولسون او ادای سخته * بوکا عارف اولدی دلبسته

نه بو تزویر و تکلف بو ادا * قاپیلوری بوکا ارباب صفا

اهل ادراکه بتون بوش کورینور * بی مذاقانه بلی خوش کورینور

Eben so ungenau, als Hr. Desgranges, Hrn. Michaud's Gewährsmann, das Buch der Weiber übersetzt hat, eben so unrichtig ist die Uebersetzung der Inschrift der Mittelthür des Diwans, durch welche der Großwesir sich in denselben begibt: l'homme protégé de Dieu ne s'écarte point de l'équité dans les affaires; die dortige Inschrift sind die Worte des 57. Verses der V. Sure:

O ihr, die ihr glaubt, gehorchet Gott, gehorcht dem Propheten und Euern Befehlshabern.

Aber noch unverzeihlicher, als diese irrigen Angaben, ist die Hrn. M.'s (III. 254) über die Namen der Dardanellenschlösser, wo er Kilidul bahr, welches das große Schloß auf der europäischen Seite nach Asien, und Kumkalaa, welches, wie aus allen Reisebeschreibungen bekannt, der Ebene von Troja vorliegt, nach Europa verpflanzt! während er doch nur den Atlas La Pie's hätte ansehen dürfen, um sich seines Irrthums zu überzeugen. Wenn dieses an den Dardanellen geschieht, deren Schlössernamen doch allbekannt, was kann man sich wohl von der Ausmittlung der Straße der Kreuzfahrer durch Kleinasien versprechen, welche Hr. P. in dem drey und sechzigsten, sieben und sechzigsten und acht und siebzigsten Briefe von Kallipolis bis an den Salef verfolgt, ohne die Länder, wodurch sie führt, selbst ganz durchwandert zu haben. Diese Arbeit hätte er fast eben so gut in seinem Kabinette unternehmen können; auch läßt dieselbe die meisten der von den Kreuzfahrern genannten und nach ihren jetzigen Namen noch unbekannten Orte, wie Ypomenon, Archangelos, Sycheron, Calamor, Meleos, Ajos, unbestimmt; das letzte hält Hr. P. für Pergamos, und das Alos Ansberts für Philadelphia. Das erste sehr wahrscheinlich, das zweyte gewiß richtig, indem Alos nichts als die Verstümmlung des türkischen Namens, welchen die Stadt noch heute trägt, nämlich Alaschehr. Hr. P. hat jedoch das Verdienst, im Silberthale (Gümisch Owasi) die Ruinen von Magnesia am Mäander entdeckt zu haben, wofür man bisher irrig Güsel-

Digitized by Google

hißar gehalten, das sich an der Stelle des alten Tralles erhebt. Wie die Kreuzfahrer den Namen von Alaschehr als Alos verhörten, so den von Philomelium als Vinimil. Karaman ist dieselbe Stadt mit Larenda, und der Salef, d. i. der Fluß von Seleucia oder der Calycadnus, heißt heute Gökßu, d. i. das blaue oder himmlische Wasser. Ueber Chios, Samos, Nicaria, Pathmos und Kos nichts Neues, und über Rhodos, wo von dem Geschichtschreiber der Kreuzzüge doch eine genaue Topographie der berühmten letzten Belagerung zu erwarten gewesen wäre, mehr als Ein Irrthum, nämlich ein philologischer und topographischer; von der schönen, unmittelbar vor der Stadt sich erhebenden Anhöhe Sünbüllü, d. i. das Hyacinthenreiche, welche in den topographischen Ansichten [1]) umständlich beschrieben worden, heißt es hier: les Grecs l'ont appelé *Zimboli* du mot arabe *zambulu*, qui signifie *jacinthe*; das arabische Wort für Hyacinth ist Sünbül und nicht Zambulu, und die Anhöhe heißt Sünbüllü und nicht Zimboli; so weit für den philologischen Irrthum, aber schlimmer sieht es mit dem topographischen aus, indem Hr. M. ohne zu ahnen, daß Sünbüllü und Phileremus eine und dieselbe Anhöhe, die letzte nach dem eine Stunde von der Stadt entlegenen Berge versetzt. Fontanus und Breidenbach stimmen überein, daß Suleiman sein Hauptquartier am Phileremus gehabt, und die Ruinen des von demselben zu Sünbüllü gebauten Bades waren noch vor dreyßig Jahren zum Theil erhalten; von der (nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernten) Anhöhe von Sünbüllü aus beherrschte Suleiman die ganze Stadt, von welcher der Berg Phileremus eine ganze Stunde weit entfernt liegt. In den vierzehn folgenden Briefen werden die Küsten Kleinasiens von Miletos bis Patara und die Insel Cypern überblickt; auf der letzten Insel wird nicht einmal Neupaphos von Altpaphos gehörig unterschieden, denn Altbaffa ist ein anderes als Altpaphos, dessen Tempelruinen zu Kukla von Pockocke nicht besehen, vom Schreiber dieser Zeilen im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts zuerst entdeckt und beschrieben worden sind [2]). Mit dem ein und neunzigsten Briefe betreten die Herren M. und P. erst Syrien in der Rhede von Kaife am Fuße des Karmel; nach dem Besuche Jerusalems trennen sich dieselben, indem Hr. P. in Syrien bleibt, Hr. M. aber nach Aegypten reiset. In dem fünften und sechsten Bande wechseln in ihren beyderseitigen Briefen die Nachrichten aus Syrien und Aegypten

[1]) S 80 und folg.

[2]) Topographische Ansichten auf einer Reise in die Levante S. 134 u. f.

Digitized by Google

ab. Da Hr. M. aus Aegypten gar nichts meldet, was nicht aus anderen Reisebeschreibungen schon längst bekannt, so halten wir uns einzig an Hrn. P., dessen Briefwechsel hier in die Reihe der Eingangs genannten Werke, welche Syrien und insbesondere Palästina beschreiben, eintritt. Das Interesse, womit wir bisher den Fußstapfen der Herren Michaud, Poujoulat und Lamartine gefolgt sind, hätte uns bald auf ihren Landsmann, den verstorbenen Cavallerie-Offizier Damoiseau (Nr. 6), vergessen lassen, wenn uns denselben nicht neuerdings der dritte Theil von Semilasso's Weltgang in Erinnerung gebracht hätte. Der fürstliche Halbmüde, welchem, so lange er seine Leser nicht zu ermüden fortfährt, keiner derselben das Horazische: **sit modus *lasso* maris, et viarum, militiaeque**, zurufen wird, gibt in diesem dritten Theile die Uebersetzung einer arabischen Abhandlung über die Pferde, welche in unmittelbarer Verbindung mit der Reise Damoiseau's, indem alle edlen Hengste, die man dort kennen gelernt, hier als alte Bekannte wieder auftreten; nur Schade, daß alle arabischen Namen ganz gräulich verstümmelt sind, so daß statt Kohlan oder Koheilan, dem bekannten Namen der edlen Rasse arabischer Hengste, bald **Kochel**, bald **Koenhail**, bald **Kenheylan** steht, und dergl. mehr [1]). Trotz dieser Verstümmlungen enthält diese Abhandlung die vorzüglichsten Ueberlieferungen des Propheten über die beliebten und nicht beliebten Merkmale der Pferde, und umfaßt eben so viel Interessantes, als Damoiseau's Reise, welche rein die eines Stallmeisters, und aus dessen hippischen Besuchen für die Länderkunde nichts zu lernen [2]). D. befand sich zugleich mit dem seligen Grafen Wenzeslaus Rzewuski, dem Nebenbuhler Hrn. de Porte's im Kaufe arabischer Pferde, in Syrien, und erwähnt dessen zu wiederholten Malen. Was dieser und Rousseau in den Fundgruben des Orients über die Rassen arabischer Pferde gesagt, ist bisher das Richtigste und Beste. Hrn. D.'s Wegweiser, Hr. Aubin, erscheint auch als der des Hrn. Madox (Nr. 12), von dessen Reisebeschreibung eine kritische Zeitschrift gesagt, daß dieselbe

---

[1]) So die Namen der Stämme: Nedgid statt Redschd, Beni-Saker statt Beni Asakir, Onald-ali statt Weled Ali, El-Ronda statt El-Raudha, El-Montifeeth statt Montefik, El-sonalmi statt Es-sewali, und so auch alle Stämme auf der S. 220.

[2]) Die Neologie der visites hippiques ist ein Seitenstück zu der épopée humanitaire, unter welcher Benennung die französischen feuilletons das, Vossen's Louisen und Goethe's Herman und Dorotheen nachgeahmte bürgerliche Epos des Hrn. von Lamartine als eine neue Erscheinung im Reiche der Poesie verkünden.

Digitized by Google

die eines gewöhnlichen Touriſten, aus welcher nicht viel Neues zu lernen; dieß iſt auch wirklich der Fall, in ſoweit er ſeine Reiſe über Sizilien, Malta, Corfu, durch den Archipel nach Conſtantinopel und Aegypten erzählt, aber keineswegs in Syrien, wo er Namen von Flüſſen, Quellen, Bergen und beſonders von Dörfern angibt, die ſich bey keinem anderen Reiſenden finden. Die beygegebenen lithographiſchen Abbildungen verderben nichts, und die des am Meere in der Nähe von Beirut gelegenen Dorfes Buckfaya (Bekfeije) verdient in den Landscape illustrations (Nr. 10) aufgenommen zu werden; von Beirut aus beſuchte M. die maronitiſchen Dörfer Cornichevan (?) hoch im Gebirge, Baitchibbab (Beit ſchibab), d. i. das Haus der Jugend, das Kloſter St. Peters und das romantiſch gelegene Salyma (Selime), von welchem das eben ſo maleriſche, von Maroniten und Druſen bewohnte Bekfeije nur wenige Stunden entfernt iſt. Auf dem Wege von Paneas nach dem Thale von Bekaa über Haßbeja erwähnt er (II. S. 271) der von keinem anderen Reiſenden genannten Flüſſe Nahr Strade (?), Nahr Shibbaha (?) und Nebba Hasbega, und des Dorfes Aboharmnie (?), deſſen Namen er als first of the corn (?) überſetzt; er ſagt, daß die Berge hier herum Tellarsee (?) heißen, ſo wie er den Berg bey dem oberwähnten maleriſchen Dorfe den Sarnin nennt; die auf dem Abhange eines Berges gelegene Stadt Haßbeja iſt von vier- bis fünftauſend unirten Griechen, Maroniten, Türken, Juden und Druſen bewohnt. Auf dem Wege von Haßbeja nach dem Thale von Bekaa kam er nach Nabi Sarfa? wo Tempelruinen und das Grab eines Sohnes Jakobs, zu der Brücke Delbekar? (vermuthlich Silbekr oder Silbakar), nach der Jungfrau (Bekr) oder der Kuh (Bakar) benannt, nach dem Dorfe Marharser-il-focar (?), und bey dem Dorfe von Fânâbrâ? vorbey nach Deirel-kamr, der Reſidenz des Druſenfürſten Emir Beſchir. Die Gränzen dieſer Ueberſicht erlauben nicht, die Schritte jedes Reiſenden im Einzelnen zu verfolgen, oder nach denſelben eine Geſammtüberſicht ganz Syriens oder auch nur Paläſtinas zu geben; hier können nur die merkwürdigſten Punkte berührt werden; um jedoch durch eine Probe zu zeigen, wie viel noch für eine wohlgeordnete Geographie Syriens und Paläſtinas zu thun, wollen wir nur die Flüſſe und Gebirge dieſer beyden Länder überblicken, welche in keinem der vorliegenden Werke vollſtändig mit allen ihren Namen aufgeführt ſind, indem in keinem derſelben die Nachrichten der Reiſenden mit den Quellen der morgenländiſchen Erdbeſchreibungen, nämlich mit Idrisi (Geographus Nubiensis), Abulfeda's Tafeln und dem Dſchihannuma, gehörig verglichen, und durch dieſe

Digitized by Google

berichtigt oder vervollständigt worden sind. Wir verfolgen unsern Weg auch hier in der Richtung der Züge der Kreuzfahrer, nämlich von Norden nach Süden, d. i. von dem antiochischen See und den dort in den Orontes einströmenden Flüssen angefangen, bis an den Fluß von Ghasa, erwähnen dann der Seen und Quellen, durchwandern die Berge von dem Taurus und Amanus bis an die sieben Berge Jerusalems, und den denselben auf der Ostseite des todten Meeres gegenüber gelegenen Berg Nebo (heute Attrus), von welchem Moses das gelobte Land überblickte, und wo er auch starb, und schließen unsere Wanderung mit der Erwähnung der berühmtesten Ebenen, Thäler und Wälder.

I. Die Flüsse.

Vom Taurus herunter strömen in den antiochischen See drey Flüsse, deren Lauf sowohl auf der Karte Paultre's, als auf der, der Reisebeschreibung Berggren's von Hällström beygefügten ganz irrig angegeben ist, indem alle drey jeder für sich in die See strömt, während es sich nach der Angabe des Dschihannuma (S. 558 und 594) ganz anders verhält. 1) Der Esweд, d. i. der schwarze [1]), nimmt 2) den zweyten, nämlich den Afrin, auf, welcher bey Rawendan und Dschuma vorbey ins tiefe Thal geht, und sich mit dem Esweд vermischt, welcher unter Derbesak vorbeygeht, und nicht nur den Afrin, sondern auch 3) den Jaghar aufnimmt, welcher in der Nähe des gleichnamigen Ortes entspringt, und nicht für sich, sondern mit dem Esweд vereint in den See von Antiochien fällt. Oestlich von den drey Flüssen strömt 4) der Kowaik, d. i. der Fluß von Haleb, welcher sieben Miglien nördlich von Haleb beym Dorfe Sinab entspringt, einige Zuflüsse aufnimmt, und dann Kinisrin vorbey in den rothen See (Merdschi ahmer) fällt. Zu Suweidije (das alte (Seleucia) mündet der nördliche der beyden größten Flüsse Syriens, nämlich 5) der Orontes, welcher, wie der zweyte größte (der unten vorkommende Jordan), mehrere Namen hat, die mit jenen des Jordans vollkommen antagonistisch; wie der Jordan der Fluß des Gesetzes heißt, so dieser der Empörer (Aasi), der umgekehrte (Makluб), weil er sich in seinem Laufe umwendet, und Oront, was bloß die Abkürzung des griechischen Namens [2]). Von der Mündung des Orontes bey Suweidije verfolgen wir nun die verschiedenen Flüsse in der Ordnung ihrer Mündungen von Norden nach Süden, 6) Nehrol-

[1]) Dschihannuma S. 556.

[2]) Ebenda S. 557 l. 3.

Kandil [1]), 7) Nehrol-Arab [2]), 8) Nehrol Kirsane [3]); unter Laodicäa mündet der Fluß 9) Mehameni, über welchen die Straße mittels einer Brücke führt, in den 10) Nehrol-Kebir, d. i. den großen Fluß, den Fluß Laodicea's [4]); eine halbe Stunde südlich von der Mündung des Nehrol-Kebir und eine Stunde von Dschebeli mündet ein Fluß, welchen B.'s Karte 11) Soba, Poujoulat [5]) aber Snobar nennt, zwischen denselben und Dschebeli münden noch 12) Nehr-Melik, d. i. der königliche Fluß [6]), und 13) Nehr Dschebeli oder Dschebali, d. i. der Fluß Gabala's, das im Mittelalter Gibelet hieß; unmittelbar unter Dschebeli 14) das Flüßchen Besatin, d. i. das der Gärten, und dann 15) Nehrol-Sin oder Melek, d. i. der Engelsfluß, hierauf 16) Nehrol-Chan [7]), d. i. der Fluß des Chans, 17) Nehrol-Burdsch, d. i. der Fluß des Bollwerks, derselbe, welchen Poujoulat Nahr-et-Jobar nennt; 18) Nehrol Banias, der Fluß von Banias (das alte Valenia); 19) der Fluß von Merkab (das Margat der Kreuzfahrer); 20) Nehrol-Merkia, welcher nach dem Dorfe Marakia (dem alten Meraclea) genannt, bey Poujoulat [8]) Nahr-Alaria heißt; 21) Nehrol-Haßin [9]), nach dem gleichnamigen Dorfe genannt; 22) Nehrol-umka (Nehrol-rumtra) [10]), welcher bey Tortosa (Orthosia), gegenüber dem Eilande Arwad (Antaradus) mündet; drey Stunden südlich von Tortosa mündet der 23) Nehrol-Kebir [11]), d. i. der große Fluß, wel-

[1]) Auf der Karte Buckingham's in desselben Travels among the arab Tribes. London 1825, Nahr el Condeel. S. Dschih. S. 590.

[2]) Dieses Flusses erwähnt das Dschih. S. 590 Z. 18 nach dem Nehrol Kandil, ohne denselben zu nennen.

[3]) Dschih. S. 539 und 590.

[4]) Ebenda S. 542.

[5]) Correspodance d'Orient III. 436.

[6]) Ebenda S. 434 Nahr-el-Malik.

[7]) Wird von Poujoulat VI. S. 436 Nahr-el-Huchoum genannt, bey Berggren II. 186 Naher-Hareroun.

[8]) VI. 430 auf Paultre's Karte Marquié.

[9]) حصين nicht حسين, Dschihannuma S. 590.

[10]) Ohne die ausdrückliche Angabe des Dschihannuma S. 590, Z. 3 daß der bey Tortosa mündende Fluß Maol-umka, d. i. das Wasser der Tiefe, heißt, wäre der Name aus dieser Verstümmlung unmöglich zu errathen.

[11]) Dschihannuma S. 590, zum Unterschiede vom vorigen Nehrol-Ekber, d. i. der größte Fluß.

Digitized by Google

cher mit dem oben unter Nr. 10 vorgekommenen gleichnamigen Flusse Laodicea's nicht zu vermengen, der drey Stunden unter Tortosa mündende ist der Eleutherus, vormals die nördlichste Gränze Phöniziens; dann folgt 24) der Nehrol-Ebresch, d. i. der gesprenkelte oder aussätzige, dessen Namen Poujoulat in Nahr-el-Habrak verstümmelt [1]), Madox (II. 84) richtiger Abrosh schreibt; 25) Nehrol-Akkar, d. i. der Fluß von Akkar, in dessen Nähe 26) der Fluß von Arka mündet, welcher auf der Karte Hällströms angegeben, im Dschihannuma (S. 581) als Fluß von Aarfa erscheint, was ein Druckfehler [2]); ebenda 27) Nehrol-Kanitra, welcher auf den Karten Buckingham's, Paultre's und Hällström's nicht angegeben, und dessen Quelle im Gebirge von Akka; 28) Nehrol-Barid, d. i. der kalte Fluß, welchen Poujoulat Nahr-el-Baarid, Buckingham Nahr-el-Bered, Hällström Nehr-el-Baret und Berggren Naher-el-Baered (alle vier unrichtig) schreiben [3]); der letzte hält denselben eben so unrichtig für den Eleutherus der Alten, auch er verhört den Haßin in Husein, nennt den Umka Mrit, und setzt zwischen denselben und den Nehrol-Kebir noch ein anderes Flüßchen, 29) Noher el-Göble (Nehrol Kible [4]), wovon alle übrigen Quellen nichts melden; 30) der Nehrol-Kadischa, d. i. der Fluß von Tripolis, welcher auf allen Karten so geschrieben wird, heißt bey den morgenländischen Geographen Nehr-Ghadhban, d. i. der zornige, er strömt aus dem schönen Thale Beschari, wo die Cedern des Libanons, und Berggren hält die Quelle desselben, die er Nöbbe Embaet [5]) nennt, für den Born lebendiger Wasser, die vom Libanon fließen, wovon im hohen Liede (IV. 15) die Rede. Das Dschihannuma nennt den Ghadhban oder Kadischa auch Nehres-sawijet, d. i. den Fluß des Winkels, und sagt, daß er aus dem Gebirge Maskije entspringe [6]). Berggren [7]) irrt sich, wenn er denselben auch Abu Ali nennt, dieser ist 31) nach der Angabe des Dschihannuma [8]) ein besonderer Fluß, welcher im Gebirge

[1]) VI. 426. Er hätte schon aus La Roques Voyage de Syrie et de Mont Libanon I. p. 265 sehen können, daß dasselbe *Nahr abrach* ou rivière des lépreux heißt.

[2]) Abulfeda tab. Syrie p. 113.

[3]) Richtig in Laroques Voyage de Syrie I. 275. Alma Albarida ou l'eau froide.

[4]) Berggren II. 172.

[5]) Richter S. 101 nennt dieselbe Nahr Baheita.

[6]) Dschihannuma S. 589. [7]) II. 176. [8]) 589 Z. 3.

Scheich Surchan (der Druſen) entſpringend, in den Nehreſſawijet fällt, worauf dann die beyden vereinigten den Namen Ghadban führen. Berggren erwähnt auf dem Ritte von Tripolis nach den Cedern noch 32) des Baches Nöbbe Mar Semaân [1]); das vom Kadiſcha oder richtiger Ghadhban durchſtrömte ſchöne Thal Melawi, d. i. der Derwiſche Mewlewi, deſſen Poujoulat [2]) erwähnt, ſcheint daſſelbe mit dem im Dſchihannuma aufgeführten Wadii Reſchfin zu ſeyn, welches ganz mit Maulbeerbäumen, Oliven und Granatenbäumen bepflanzt iſt [3]). 33) Zunächſt Tripolis, zwiſchen dem Liban und dem Hügel Pſisa und in der Nähe des Fluſſes Abu Ali, erwähnt Poujoulat [4]) eines kleinen Flüßchens, welches er Nahr-el-Assour (la rivière de l'Oiseau) nennt; dieſes ſoll Nehrol-Aaßfur, d. i. der Sperlingsfluß, heißen. Auf den Karten Paultre's, Hällſtröm's, Burckhardt's, Buckingham's, Volney's und Irby's iſt keine Spur von dieſem Nehrol-Aaßfur, dafür hat Buckingham's Karte, gerade die beſte, welche Hällſtröm leider nicht benützt hat, den Fluß 34) Muſſeleh, zwiſchen Tripolis und Batron; 35) der Fluß von Batron (das alte Botrys); 36) Nehrol-Fidſchar, der Fluß von Dſchibail (das alte Byblus), nicht zu verwechſeln mit dem oben vorgekommenen Dſchebele oder Gabala; von dieſen drey Flüſſen iſt auf den Karten Paultre's und Hällſtröm's keine Spur; 37) Nehr-Ibrahim, d. i. der Fluß Abraham's [5]) (der Adonis), Madox ritt denſelben entlang (II. 91); 38) Nehrol-Mehamulean(?) fehlt bey Paultre und Hällſtröm; 39) Nehrol-Kelb (der Lykos), deſſen Quelle P. beſuchte, und dabey die Beſchreibung eines nach ſeiner Meinung phöniziſchen oder altperſiſchen Basreliefs gibt, welches er als von früheren Reiſenden nicht bekannt gemacht vorausſetzt, worin er ſich aber irrt, indem der den Wiſſenſchaften in der Blüthe ſeines Alters entriſſene Otto von Richter die Quelle des Lykos beſucht, und dieſes ägyptiſche Basrelief ſogar beſſer beſchrieben als Hr. P. [6]). Dieſer bemerkt, daß die Araber den Wolf, von dem heute nur noch das Fußgeſtell, auf dem er ſtand, übrig, für einen Hund angeſehen, und dem-

[1]) Auf Buckingham's Karte iſt Nubbeh Ain Eatiſ als die Quelle des das Thal von Baalbek durchſtrömenden Fluſſes angegeben.

[2]) Corresp. d'Orient VI. 398. Auf Buckingham's Karte heißt der Kadiſcha N. el-Melawiah, nach dem Thale.

[3]) Dſchih. S. 589.

[4]) Correspondance d'Orient VI. 420, 421.

[5]) Dſchih. S. 557, mit dem Druckfehler Kerwan ſtatt Kesrewan.

[6]) Wallfahrten im Morgenlande S. 94.

Digitized by Google

nach den Lykos Hundsfluß benannten. Diese Voraussetzung ist nicht richtig, denn der Wolf heißt auf Arabisch auch Kelbolberr, d. i. der Hund der Wüste; Buckingham's Karte hat zwischen dem Nehrol-Kelb und dem Flusse von Beirut 40) das Flüßchen Ohja; dieses Flüßchen ist auf keiner anderen Karte zu finden, und auch auf der von Berggren nicht; 41) der Fluß Antalias, dessen das Dschihannuma zugleich mit dem Lykos und Adonis erwähnt [1]); 42) P. nennt eine halbe Stunde ober der Mündung des Flusses von Beirut, und eine Stunde von der Stadt den 43) Nehrol-Maut, d. i. der Fluß des Todes [2]); wenn dieses vielleicht derselbe mit dem Ohja (Jhja) der Karte Buckingham's wäre, so trüge er den doppelten Namen des Todes und der Auferstehung, denn Jhja heißt Erweckung zum Leben; 44) der Fluß von Beirut (der Magoras des Plinius) fließt auf Paultre's und Hällström's Karte aus den beyden Flüssen; 45) Nehreß-ßalib und 46) Nehrel-leben zusammen; Mador besuchte die Quelle des Milchflusses, und lithographirt den höchst malerischen Ausbruch desselben mitten unter einer Brücke von Schnee (II. 255); wahrscheinlich trägt er von diesem schneeigen Ursprung den Namen des Milchflusses; aber nach der jüngsten Entdeckung des Kapitän Camille Callier [3]) ist der Nehreß-ßalib, bey Mador (II. 60) Saleb, die wahre Quelle des Lykos, und nicht des Magoras. Richter, der die Quellen beyder Flüsse besucht hat, übersetzt den Nehrel-leben als Milchfluß und den Nehreß-ßalib als Honigfluß [4]); die erste Bedeutung ist richtig, wenn es aber auch die zweyte seyn sollte, so müßten die Reisenden Aasel, d. i. Honig, in ßalib, d. i. Kreuz, verhört haben, und ist das letzte die richtige Benennung, so bedeutet sein Name nicht Honigfluß, sondern Fluß des Kreuzes; 47) Nehr-Damur oder Tamur, bey Mador (II. 279) Nahr Damour, der vormals durch einen Tempel und Hain Aeskulaps berühmte Tamyras [5]); Callier besuchte die Quellen desselben; 48) Nehrol-Awali, d. i. der Fluß der Höhen [6]), bey Mador (II. 276) Aouly, auf Hällström's Karte Avla, auf der Buckingham's Ovely; 49) Berggren [7]) und nach demselben die Karte

[1]) Dschih. S. 557 Z. 8 v. u.

[2]) VI. 128 u. 129.

[3]) Bulletin de la société de Géographie. Janvier 1835. p. 17.

[4]) Wallfahrten im Morgenlande, S. 100.

[5]) Corresp. d'Orient VI. 120.

[6]) Bulletin de Géographie, p. 18.

[7]) II. 212.

Digitized by Google

Hällström's erwähnt des dicht bey Sßaida mündenden Nehrol-Barik (d. i. des segnenden Flusses), welchen Mador (II. 275) Barvok nennt, den vorhergehenden Fluß nennt er Naher-el-Nuali, bey Laroque Awle oder la Fumiere, der von Berggren bey Sidon erwähnte Fluß scheint derselbe zu seyn, welchen P. (V. 114) Nahr Nosey nennt; 50) bey Sßarfend (dem alten Sarepta) mündet der Nehrol-derb, dessen Name, so wie der des folgenden, 51) Nehrol-Zaharany (fehrani, d. i. der Blühende), nur bey Buckingham; den Namen des großen, bey Sßur (Tyrus) mündenden, das ganze Thal zwischen dem Libanon und Antilibanon durchströmenden Flusses 52) Letani (der alte Leontes) hat Buckingham als Nahr-el-Thany verhört; Mador (II. 117) schreibt denselben Letane, und erwähnt eines Armes desselben, der von Ain Naena? kömmt; das Dschihannuma läßt über dessen wahre Schreibweise keinen Zweifel übrig [1]), und im Idrisi ist der alte Name Leontes ganz erhalten. Paultre's und Hällström's Karten nennen diesen Fluß auch Kasimije, was aber ein Irrthum, indem der Leitani in den 53) Kasimije fällt, so sagt Laroque sehr richtig vom Kasimije: Ses eaux sont grossies par celles de la rivière *Litani*, ou *Letane*, qui après avoir coulé le long de la vallée de *Beka* ou *Bqaa* se va rendre dans le *Kasemieh*; 54) der Fluß von Baalbek, der oberste Zufluß des Leitani; bey Resol-ebjad, d. i. beym weißen Vorgebirge, und ober demselben, unter Tyrus, münden auf den Karten Paultre's und Hällström's 55) und 56) zwey Flüßchen, deren Namen aber nicht genannt sind; dann bey Akka 57) der Belus, von den Arabern Nehrol-hölw, d. i. der süße Fluß, und von den Einwohnern heute bald Nehrol-Ramin und bald Nehrol-Kartane genannt [2]); Berggren (II. 225) nennt den Fluß Namin statt Ramin, und sagt, man glaube, daß er identisch mit dem alten Belus oder des Plinius Pagida, der wahre Name ist aber Naaman [3]); am Fuße des Berges Karmel mündet 58) der Kischon, der heute Mokataa, d. i. der Abgeschnittene, heißt. Unmittelbar ober Kaißarije mündet auf Hällström's Karte der 59) Serka, welcher bey Paultre unter Kaißarije mündet; auf Hällström's Karte heißt der unter Kaißarije mündende 60) Nehrol-Akdera (Achdhar), d. i. der grüne; auf der Karte Palästina's von Röhr heißt dieser Kana und jener Chorsius, der

[1]) Dschih. S. 557 Z. 4 ليطانى und im Geographus Nubiensis لنط

[2]) Correspondance d'Orient V. 426.

[3]) Dschih. S. 557 Z. 3.

Name des letzten ist in das heutige Chodscha übergegangen, unter welchem Namen der ober Kaißarije mündende Fluß in Paultre's Karte und in der bey Cromes Beschreibung von Hoffmann entworfenen Karte Palästina's eingetragen ist [1]); 61) Nehrol-Falik oder Nehrol Kaßab [2]), d. i. der Fluß des Schilfrohrs, dessen Mündung Mojet-Timsah, d. i. der Krokodilensumpf, heißt; ein Arm dieses bildet den Fluß, den die Fremden Rochetalie, die Araber Leddar nennen [3]); 62) der Fluß von Arßuf, dessen Name im Dschihannuma durch Druckfehler als Ghardscha aufgeführt ist [4]), welchen Bohaeddin Audscha nennt, jetzt Nehrol-Haddar [5])? 63) der unmittelbar ober Jaffa mündende, von Lydda kommende Nehrol-Petras; 64) der unter Jaffa mündende Nehrol-Rubin [6]); 65) der Fluß von Ibna (das Ibilim der Kreuzfahrer), nur von Poujoulat unter dem Namen von Sorrek oder Sukrek erwähnt [7]); 66) der Fluß von Askalon (der Eschkol oder Traubenbach; und 67) der unter Ghasa mündende Fluß von Ghasa.

Wir wenden uns nun zu dem südlichen inneren Flußsysteme, dem eigentlichen Palästina's, dessen größter Fluß 68) der Jordan, vielnamig wie der Orontes, doch sonst in jeder Rücksicht sein Antipode; jener fließt von Süden gegen Norden, dieser von Norden gegen Süden; jener fließt durch den nördlichen See Kades [8]) bey Famia (Apamea), dieser durch die Seen Banias, Tiberias ins todte Meer; jener entspringt eine Tagereise von Baalbek, dieser aus dem Schneeberge (Hermon); jener ist der Störige (Aßi), der Verkehrte (Maklub), dieser der Fluß des Gesetzes (Nehr-scheriaat), was nur die Uebersetzung vom Jordan, und heißt noch Nehr-Ghur, d. i. der Fluß des tiefen Thales, oder Erden; die Quellenströme desselben sind: 69) der Fluß von Banias, 70) der Dan, 71) der Fluß von Haßbeije, 72) der Charchar [9]). Von der Westseite ergießen sich

[1]) Paultre's Irrthum wird durch Berggren III. 168 berichtigt.

[2]) Pouj. IV. p. 164 sagt, daß von den Kreuzheeren dieser Fluß der gesalzene heiße, wäre dieß die Uebersetzung des Namens, so wäre Falik verhört für Malik, so wie der Krokodilenfluß in Kerkadin verderbt worden.

[3]) Correspondance d'Orient IV. p. 170.

[4]) S. 556 l. Z. v. u.

[5]) Wilken's Geschichte der Kreuzzüge IV. 425 nach Behaeddin, Ebu Schame und Paultre.

[6]) Correspondance d'Orient V. 420. [7]) Ebenda S. 375.

[8]) Bahirei Kadese munssab olur. Dschih. S. 558, Z. 4.

[9]) In Cromes Palästina nach Buckingham.

Digitized by Google

in denselben acht Ströme: 73) Wadii Fedschaß, 74) Ainol Ssamera, 75) Wadii Dschellad, 76) Wadiol Beire, 77) W. ol-Oesche, 78) Moijet Bisan, 79) W. ol-Malih, 80) W. Medschedda; und von der Ostseite abermals acht, nämlich: 81) der Dscheriat Mandhur, 82) der Jarmuk (der Hieromax), 83) der Wadiol Arab, 84) der W. ol-Koßair, 85) der W. ot-Taibe, 86) der W. os-Selkab, 87) der W. Mus, und 88) der W. Jabis [1]). 89) Der Bach Kidron von Jerusalem, welcher von der Westseite des schwarzen Meeres in dasselbe fällt; 90) der Medschib, welcher Hawran und Adschelun von der Landschaft Belka trennt [2]), fällt von der Ostseite zwischen dem See von Tiberias und dem todten Meere in den Jordan. In der Nähe von Damaskus entspringt aus dem Dschebleschscheich 91) der Nehrol-Audsch, d. i. der krumme Fluß, welcher durch Ssasaa, Kiswe, Dschurdschulie, Aadilije und Ghaslanije nach dem See von Damaskus geht; 92) der Fluß von Ainfidsche, welcher sich mit dem Berda oder Baradi, d. i. mit dem sich hernach in sieben Arme theilenden Flusse von Damaskus vereint. Die Namen dieser sieben Arme, welche Richter [3]), Berggren [4]) und Poujoulat [5]) theils unvollständig, theils unrichtig geben, sind nach dem Dschihannuma (S. 557) folgendermaßen zu berichtigen und zu vervollständigen: 93) Nehr-Jesid, sogenannt weil denselben Jesid, der Sohn Moawia's, erweiterte und vertiefte; 94) der Thora; 95) der Mese; 96) der Darani [6]); 97) der Akreba, d. i. der Scorpionenfluß; 98) der Kanewat [7]) und endlich 99) der Hauptstrom des Beradi selbst, welcher sich dann wieder in zwey Arme theilt, deren einer Daali und 100) der andere Dschermani heißt [8]). Von dieser Centurie syrischer Flüsse ist kaum die Hälfte in den vorliegenden Werken gehörig angegeben, und die bloße Aufzählung derselben zeigt schon, was für die Hydrographie Syriens von künftigen syrischen Reisenden und Geographen noch zu leisten ist.

---

[1]) In Cromes Palästina nach Buckingham S. 145.

[2]) Ebenda S. 207 und 225.

[3]) Wallfahrten im Morgenlande S. 153.

[4]) II. S. 44.

[5]) Corresp. d'Orient VI. 294.

[6]) Bey Poujoulat irrig Derary ou Deramy.

[7]) Bey P. Carnavat ou Kenovat.

[8]) Dschih. S. 557, Z. 6 v. u.

Digitized by Google

II. Die Seen Syriens.

Das Dſchihannuma (S. 554) behandelt dieſelben auf drey Seiten ſehr ausführlich: 1) Das todte Meer, welches der ſtinkende See (Bahirei Montine), der See von Sagar oder der Loth's heißt; 2) der See von Taberije oder Geneſareth; 3) der See Merom [1]), d. i. obere See, dann Samochonitis, Bahrol-huli, d. i. der See der Thalebene oder auch der See von Banias genannt, der erſte, welchen der Jordan durchſtrömt. Nach dieſen drey vom Jordan durchſtrömten Seen wenden wir uns zu denen, welche der Orontes berührt, und von denen den oberen Burckhardt's Karte des Orontesthales [2]) am deutlichſten aus einander ſetzt; dieſe ſind der außer dem Bereiche der Karte Burckhardt's liegende 4) See von Kades bey Himß (Emeſſa); 5) der See von Afamia (Apamea), welcher, wie der vorige, auf der Karte Hällſtröm's fehlt, auf der Paultre's als ein einziger angegeben iſt, während derſelbe aus mehreren, von dem Orontes gebildeten Sümpfen beſteht, deren beyde vorzüglichſte der nördliche und ſüdliche heißen, jener auch 6) der See der Chriſten genannt. Auf Burckhardt's Karte iſt die Verbindung dieſer Sümpfe mit dem Orontes nicht angegeben, auch iſt aus deſſen Reiſebeſchreibung der Irrthum, daß Apamea daſſelbe mit Kalaatol Medik ſey, in die Karte Hällſtröm's übergegangen. Famia (Apamea) und Medik ſind zwey ganz verſchiedene, vom Dſchihannuma (S. 596) beſonders aufgeführte Städte; 7) der See von Bekaa, eine Tagreiſe weſtlich von Baalbek, fehlt auf allen Karten, wiewohl derſelbe unter mehreren andern Strömen des oberen Bekäthales, die beyden bisher noch von keinem Reiſenden genannten Flüſſe Ghurbil und Dſchelſun [3]) aufnimmt. 8) Der See von Antiochien; 9) der von Kinisrin, in welchen der Fluß Haleb's fällt; 10) der See von Damaskus, welcher alle Ströme der Ebene aufnimmt; 11) der See von Serka, ein geſalzener, öſtlich von Maarret, und 12) der See von Dſchabul, ebenfalls ein Salzſee öſtlich von Kinisrin. Hierher gehören auch die Teiche von Jeruſalem 13, 14, 15, der obere und untere Gihonsteich und der des Ezechias, 16) der

[1]) Dieß ſcheint derſelbe zu ſeyn, welchen Mador (II. 200) El Ram nennt; was aber der Fluß Màarsâ (II 258) für einer ſey, deſſen Quelle er beſuchte, bleibt zu erörtern; eben ſo (II. 263) Nahr Bisry und (II. 277) der Quell Ain el Mazzer und (II. 279 und 281) Ayn Aanoub.

[2]) Travels in Syria, p. 146.

[3]) Dſchih. S. 555, Z. 5 v. u.

Teich Betsaida, 17) der Teichbehälter Salomons bey Tyrus [1]), wo 18) die Salomonstaufe (El-borak) bey Bethlehem [2]).

III. Quellen Syriens.

Das Dschihannuma (S. 586) nennt bey Damaskus die neun Quellen: 1) Ainol-Ewlia, 2) A. Ali, 3) A. Sochne (die warme), 4) A. Seheb (die Goldquelle), 5) A. Lulu (die Perlenquelle), 6) A. Dschalut (Goliaths), 7) A. Sobeibe, 8) A. Wera, 9) A. Fidsche; dann (S. 587) im Thale von Baalbek 10) A. Dscherd bey Baalbek, von Abulfeda Ainol Dscherr genannt [3]), 11) A. Dara (S. 589), 12) A. Ghasal, d. i. der Gaselenquell, dann (S. 596) 13 — 19) die sieben Quellen Antiochiens, 20) A. Beid, die Quelle des Ghadban oder Kadischa [4]), 21) die Quelle Siloe zu Jerusalem, 22) die Quelle A. Schak-Heb [5]), 23) Resol-Bedr, d. i. des Vollmonds Haupt [6]), 24) A. Chaireddin, 25) A. Arab, 26) A. Kaschkale, alle drey zu Hebron [7]), 27) A. Aßghar, d. i. der Jakobsbrunnen, oder der der Samariterin, am Fuße des Garizim [8]), 28) A. Leben [9]), 29) A. Haramije, 30) der Sternbrunnen, 31) der Magierbrunnen zu Bethlehem [10]), 32) der Davidsbrunnen bey Tripolis, 33) die Quelle von Sarfand el-Ammar [11]), 34) A. Behansif, im Gebirge Akraa [12]), 35) A. Derka, 36) Resol-ain, d. i. das Quellenhaupt, der Brunn Salomons am Libanon [13]), 37) A. es-Sultan, der Sultansquell bey Jericho, Elisäsquell [14]), 38) Bir Ejub, d. i. der Brunnen Jobs bey Kafernaum, auch Jakobsbrunnen genannt [15]), 39) die durch Saladins Lager berühmte Quelle von

---

1) La Roque's Voyage de Syrie. II. 289.
2) Berggren III. 122.
3) Tab. Syriae p. 20 und 93.
4) Berggren II. 181.
5) Bey Crome S. 182 nach Burckhardt.
6) Ebenda S. 191 Ras el Bader.
7) Berggren III. 176.
8) Derselbe II. 267.
9) Ebenda S. 268 u. f. 269.
10) Derselbe III. 130 und 149.
11) Ebenda 163 bey P. V. 514 El-Borok.
12) II. 261 u. 262. 177.
13) Fons signatur in La Roque II. 267. Restin.
14) Ebenda III. 107.
15) Derselbe II. 250. in Nr. 10 in part. XVIII.

Digitized by Google

Resol Ain [1]), und endlich 40) Ain kerm, d. i. die Weingartenquelle in der Johanniswüste [2]), der Brunnen Josephs, in welchen Joseph von seinen Brüdern geworfen worden ist, keine lebende sondern eine vertrocknete Zisterne.

Auf die Hydrographie Syriens folge nun die Orographie desselben, das ist, auf die Uebersicht des Flußsystems die des Bergsystems, von den Alpen des Taurus bis hinunter zu den Gebirgen von Gilead und denen des steinigen Arabiens: vom 1) Taurus (Kurun) und 2) Amanus (Beilan), über deren cilizische und syrische Pässe Callier die neuesten Aufschlüsse gegeben [3]); der Beginn der syrischen Bergkette ist durch die Ebene und den See von Antiochien und den hier mündenden Orontes getrennt; auf dem linken Ufer desselben erhebt sich die syrische Bergkette, welche von hier an ununterbrochen bis nach dem Libanon und Antilibanon (dessen äußersten Ende der Hermon bey Damaskus) fortläuft, mit dem 3) Berg Akraa, d. i. dem kahlen Berge, dem Cassius der Alten. Da sich ein anderer Berg Cassius (heute Kasiun) genannt bey Damaskus befindet, so sind diese beyden Berge Cassius die beyden äußersten Glieder dieser Bergkette, deren verschiedene Namen wohl zum Theile, aber wie wir sogleich sehen werden, bisher nichts weniger als vollständig in den europäischen Geographien aufgeführt sind; unmittelbar an den Akraa stoßen 4) die Gebirge der Roßairi, 5) die der Ismaili mit ihren Schlössern Ssahiun, Kehef, Menife, Aalika, Merkab, Roßafa, Palatinus, Kadmus, Helulije, Dschobetol Manitra, Chuabi, Erfasfedsch, Ssafita und Hoßnolekrad [4]). Dieser ganze Bergrücken trägt von den Assassinen, welche denselben bewohnten, den höchst bedeutungsvollen und sprechenden Namen 6) Sikin, das ist, des Messers [5]). Einzelne hervorragende Berge dieser Kette sind 7) der Berg Scherin, welcher den Distrikt Dschobetol Manitra in sich begreift [6]); 8) Dschebel Fita, aus welchem der bey Tortosa mündende Nehrol-Umka entspringt [7]); 9) Dschebel-Tartus, d. i. der Berg von Tortosa [8]); 10) beym Schlosse Dschebele (Ga-

1) Berggren II. 249.

2) Ebenda IV. 89.

3) Bulletin de la société de Géographie. Avril 1835. p. 248.

4) Dschihannuma S. 588 und 590.

5) Sekkin vocatur quod *cultrum* significat. Abulfedae tabula Syriae E. D. Köhler p. 19.

6) Dschih. S. 588, Z. 10 v. u.

7) Ebenda S. 590, Z. 5, und oben unter den Flüssen Nr. 22.

8) Ebenda S. 588, Z. 6 v. n.

Digitized by Google

bala) erhebt sich ein vereinzelter Berg, auf welchem das Goldkraut (Serin) wächst, und wo Steine gefunden werden, welche gebrochen ein Ebenbild weiblicher Scham [1]); beym alten Assassinnenschlosse Maßiat (richtiger Maßiaf) nimmt die Bergkette den Namen 11) Lokam an [2]); ober Tripolis strömt der Fluß von Akkar aus dem gleichnamigen Gebirge 12) Dschebel Akkar. Der Arm des Lokams, welcher sich von Laodicea nach Himß erstreckt, heißt 13) Dschebelon-Nehr, d. i. der Flußberg [3]); die Bergkette, welche westlich von Maarra, Sermin und Haleb läuft, und sich an den Taurus anschließt, heißt 14) Schahsabu [4]); der vereinzelte westlich von Haleb gelegene Berg ist 15) Dschebel-Simaan, d. i. Sanct Simonsberg [5]). 16) Dschebel-Koschen, auch westlich von Haleb: hier kam die Gemahlin Huseins, des Sohnes Alis, zu frühzeitig nieder, und die Grabstätte der unzeitigen Frucht heißt Meschhedettarh, d. i. die Grabstätte des Abfalls (Avorton) [6]). Zum Gebiete von Haleb gehört auch 17) Dschebel es-Sumak, so genannt von dem Harze Sumach, dessen Bäume hier häufig wachsen [7]); diesen Sumachberg verlegt Hällströms Karte als Dschebel-Semak nach Maßiat; 18) der Libanon erhebt sich unmittelbar ober Tripolis, wo die Cedern im Distrikte von Kanobin beym Dorfe Beschari; der höchste Gipfel desselben heißt 19) Ssanin; der von den Drusen bewohnte Theil 20) das Drusengebirge [8]) oder Kesrewan; der Theil desselben, wo das Schloß Schakif, heißt 21) Dschebleschschuf, und der von den Drusen, Anbetern des Hundes (Kalbs), bewohnte Theil heißt 22) Dschebel el-Kelbin [9]); gegenüber dem Gebirge von Schuf erhebt sich 23) das Gebirge der Söhne Moin's, d. i. der Drusenfürsten [10]), von dem ein Theil auch 24) das Gebirge Scheich Surchan's heißt [11]); aus dem letzten entspringt der Ghadban oder Kadischa. In der Gegend des Gebirges Akkar, welchem die Flüsse Akkar und Arka entströmen, sind 25) die Gebirge Maskije, und 26) der Berg Terbel [12]). Aus dem Dschihannuma (S. 584) erhellt,

[1]) Dschih. S. 590.
[2]) Tabulae Abulfedae p. 20.
[3]) Dschih. S. 560. [4]) Ebenda.
[5]) Ebenda S. 592, Z. 4 v. u. [6]) Ebenda. [7]) Ebenda.
[8]) Tabulae Abulfedae S. 19.
[9]) Dschih. S. 559, Z. 13.
[10]) Ebenda S. 587, Z. 12 v. u.
[11]) Ebenda S. 588, Z. 6 v. u. und 589, Z. 4.
[12]) Ebenda S. 589, Z. 15 u. 16. 17.

Digitized by Google

daß der Stamm Moinoghli einer und derselbe mit dem der Rothen (auf Persisch Surch, auf Türkisch Kisilli), im Gegensatze der Weißen (Akli). Gegenüber dem Libanon erhebt sich der 27) Antilibanon, und das zwischen beyden gelegene, vom Flusse von Balbek und dem Leontes bewässerte, fruchtbare, schöne Thal ist das von Bekaa oder Coelosyrien. Das Ende des Antilibanon gegen Damaskus bildet 28) der Hermon Dschebeles-Seldsch, d. i. der Schneeberg, auch Dschebelesch-Scheich, d. i. der Berg des Scheichs genannt. Der große Hermon von Crome (S. 26), nach Light ganz unrichtig al Tschalgi genannt, 29) von dem kleinen Hermon, in der Provinz Galiläa, nicht weit vom Berge Tabor, wohl zu unterscheiden. 30) Der Dschebel-Heisch läuft von dem Dschebel-Scheich aus, und senkt sich auf die Ebene von Dschaulan (Gaulonitis), welche durch das tiefe Felsenbett des Scheriatol-Mandhur zerrissen ist; südlich desselben erheben sich 31) die Berge von Bilad Erbed [1]), 32) Dschebel-Aadschlun, 33) Dschebel Beni Obeid, welcher mit dem 34) Dschebel-Ledsche [2]) und dem 35) Dschebel-Hauran die ungemein fruchtbare Ebene von Hauran (Avranitis) umschließt [3]); 36) Dschebel Dschaulan erhebt sich gegenüber von Damaskus [4]); ebenda eine Farasange von Damaskus 37) Dschebel-Rubuwe, auf dessen Höhe eine Moschee auf dem Punkte der schönsten Aussicht; dieser Berg ward durchschnitten, um dem Flusse Thora (einem der sieben Arme des Baradi) Durchgang zu gewähren; ein zweyter desselben, der Jesid, strömt von der Höhe des Rubuwe ins Thal; in diesem Berge befindet sich die Grotte, welche die Wiege Jesus heißt [5]). Den Berg Rubuwe trennt das Dorf Demür vom 38) Berge Kasiunúm, dem südlichen Kassius [6]); der Dom, von welchem hier die schönste Aussicht, heißt Kubleton-naßr, d. i. die Kuppel des Siegs [7]); nicht zu vermengen mit der Kubleton-nesr, d. i. der Kuppel des Adlers, in der großen Moschee des Beni Ommeje [8]); nebst dem Dschebelesch-Scheich,

[1]) Erbed. Dschih. S. 584, Z. 4.

[2]) Dschih. S. 585, Z. 4.

[3]) Crome S. 35 nach Buckingham.

[4]) Dschih. S. 559, Z. 6 v. u.

[5]) Ebenda S. 559 und 579.

[6]) Ebenda S. 579.

[7]) Ebenda S. 578, Z. 6 v. u.

[8]) Ebenda S. 573, Z. 4 v. u.; man sieht aus diesem Beyspiele, wie wenig es gleichgültig, das Teth vor diesem Buchstaben wie das Erstere als a statt e auszusprechen.

Digitized by Google

D. Heisch, D. Rubuwe und Kasiun, nennt Poujoulat [1]) noch 39) den Berg Salahije, und 40) den von Kiswe, zweyer Vorstädte von Damaskus; der siebente, in der Nähe von Damaskus gelegene Berg ist 41) der Dschebelol-Kiara, welcher mit dem vorigen Ghuta's Ebene von der Haurans trennt [2]). Verfolgen wir unseren Lauf weiter südlich von Damaskus nach Galiläa, so erhebt sich vor Allem der berühmteste, auf der östlichen Seite des Sees Tiberias oder Genezaret 42) der Berg Tabor, d. i. Berggipfel (Lager), auf griechisch Ἰταβύριον, ein dreytausend Fuß hoher, vereinzelter, abgestumpfter Kalksteinkegel [3]); 43) Dschebel-Ssafed, von den Arabern Dschebel-Isa, das ist der Berg des Herrn Jesus, genannt, weil er auf demselben mehrere Wunder gewirkt [4]), oder das Gebirge Naphtali; zwischen Ssafed und dem Tabor, drittehalb Stund von Tiberias, erhebt sich auf der hohen Ebene 44) der Berg der Seligkeiten (heute Korun el-Hottein, das ist, die Hörner von Hottein), berühmt durch die große, von den Kreuzfahrern hier am 4. July 1187 von Ssalaheddin erlittene Niederlage; des kleinen Hermon oder Dschebel ed-Dahi, bey Bisan, ist schon oben beym großen erwähnet worden. Das ehemalige Gebirge 45) Ephraims begreift die Berge der Samaritaner, 46) Ebal und 47) Garizim in sich; der letzte heißt heute Dschebelol-Berik, und wird vom Dschihannuma [5]) als die Kibla der Samaritaner aufgeführt, die sich beym Gebete gegen Garizim wenden, wie die Moslimen gegen die Kaaba, die Juden gegen Jerusalem, die Magier gegen die Sonne, die Christen gegen den Osten, die Sternanbeter von Harran gegen den Südpol und die Sabbäer gegen den Nordpol; dieses sind die vom Dschihannuma angegebenen sieben Kiblen der Welt. 48) Dschebel-Kelbudi, auf der Westseite von Nablus sich längs des Jordans erstreckend, berühmt durch den Kampf Sauls mit Goliath [6]); dieses ist die nach Jerusalem hinunterlaufende Bergkette, dessen sieben Berge, 49) — 55) der Golgatha, Oelberg, Sion, Moria, Berg des Aergernisses, Berg des bösen Rathschlages und Gihon in allen Topographien Jerusalems zur Genüge beschrieben sind. Je-

[1]) VI. 201.

[2]) Crome S. 179 und Hällströms Karte.

[3]) Raumers Palästina S. 32, und Röhr S. 37; der erste bey weitem dem letzten vorzuziehen, und Dschih. S. 559.

[4]) Dschih. S. 559.

[5]) S. 561, Z. 5 v. u.

[6]) Ebenda S. 558.

Digitized by Google

rusalem theilt den Ruhm von sieben Bergen nicht nur mit dem alten und neuen Rom, Mekka und Ceuta, sondern auch, wie wir oben gesehen, mit Damaskus. Wo die Hochebene von Jerusalem gegen Jericho hinuntersteigt, liegt 56) der steile Berg Quarantania, oder der der Versuchung Christi, von der vierzigtägigen Faste so genannt [1]). Zwey Stunden westwärts von Bethlehem erhebt sich der 57) Dschebelol-Ferdis, d. i. der Berg des Paradieses, von den Franken Franzosenberg genannt [2]). Die eben genannten Berge hießen vormals das Gebirge Juda, zum Unterschiede der nördlichen, welche das Gebirge von Nephtali und Ephraim; von diesem lief 58) das Gebirge Gilboa nordöstlich aus. Nordwestlich ist 59) das Gebirge Ephraim durch einen Hügelzug mit dem 60) Karmel verbunden, welcher gegenüber von Akka die Bucht desselben begränzt. Die aus der Belagerungsgeschichte Akkas durch die Chroniken der Kreuzfahrer und die Biographen Saladins so berühmten Anhöhen und Hügel um Akka hat Hr. Poujoulat mit den Quellen in der Hand beschritten und beschrieben; dieselben sind 61) der Hügel des alten Schlosses von Guérite-Blanche oder Blanche-Garde, auf arabisch Teleß-ßafi, d. i. der reine Hügel, welches Hr. Poujoulat (glänzender als treu) mit colline brillante übersetzt [3]). 62) Der Hügel von Turon, von den Arabern Telol-Moßallin, d. i. der Hügel der Betenden genannt; 63) der Hügel, welchen Behaeddin Ajadia und Gauthier Vinisauf Mahamerie nennt; 64) der Hügel von Kisan, d. i. die den Lauf des Kischon begleitende Hügelreihe; 65) die Bergkette Karuba, d. i. das die Ebene von Saron nördlich begränzende Gebirge, welches 66) vom weißen Vorgebirge (unter Tyrus), auf arabisch Reesol-Meschersi (Moschrifi?) genannt, von Westen gegen Osten an den Jordan läuft [4]). Zwischen Akka und dem Berge Tabor liegt Nazareth, und eine halbe Meile südöstlich davon der 67) Dschebelol-Kaf [5]); an der Ostseite des todten Meeres erhebt sich der Berg 68) Kirmel (nicht zu verwechseln mit dem Karmel), gegenüber von Akka, welcher Dschebel-Mar-Elias, d. i. des heiligen Elias heißt; 69) Dschebel-Ssadika, zwischen Tyrus, Jerusalem, Banias und Saida [6]); 70) Dschebel-Aamile läuft längs des

[1]) Raumer S. 40.

[2]) Berggren II. 253. und Correspondance d'Orient V. 201.

[3]) Corresp. d'Orient VI. 417.

[4]) Ebenda V. 528.

[5]) Berggren II. 236.

[6]) Dschih. S. 559.

Digitized by Google

Meergestades gegen Tyrus, westlich demselben liegt das Schloß Sakir [1]). Auf der Ostseite, im oberen Theile des todten Meeres, ist der Berg 71) Attarus oder Nebo, von wo Moses das gelobte Land sah, und auf welchem er starb. Das längs des Jordansthales Ghur laufende Gebirge heißt 72) Dschebelol-Auf; östlich von demselben, zwey Stationen von Karak, 73) Dschebelos-Ssalt, 74) Dschebeloſch-Scherah, südlich von Belka [2]), ist der auf Crome's Karte Dschebel-Belka genannte. 75) Dschebelol-Kerek, der Berg von Karak, und ebenda 76) Dschebelol-Wadii Musa oder Dschebel-Hor, d. i. der Berg des Thales Moses, wo Aarons Grab; südlich von Petra Dschebeleſch-Scherah, mit dem obigen bey Belka nicht zu verwechseln (der Mons Seir); 77) die nach Suez hinunter laufende Bergkette Akba, längs des Felsenthales Araba; 78) Thor Sinai, d. i. der Taurus des Sinai; den Namen Thor Taurus hat der Sinai mit dem Oelberge und mit dem Berge der Seligkeit gemein, indem jener Thor Seidun, und dieser Thor Taberije heißt. Unter dem Namen Thorat, d. i. die Taurn, werden alle Berge der steinigen Halbinsel zwischen Suez und Akaba verstanden, deren beyden vorzüglichste 79) der Choreb, und 80) der Berg der heiligen Katharina; endlich sind den Bergen noch die verschiedenen mit Schlössern besetzten Hügel zuzuzählen, welche sich schon durch ihren Namen Tell, d. i. Hügel, als solche ankünden; ein solches findet sich ohne weiteren Beysatz auf Hällströms Karte zwischen Ghasa und Hebron als 81) el-Tell, d. i. der Hügel, aus der Geschichte der Kreuzzüge schon bekannt; 82) Tell-Baſcher, 83) Tell-Chaled, 84) Tell-Ibn-Maaſcher, 85) Tell-Menes, 86) Tell-Odſchal [3]), aus dem Dschihannuma, 87) Tell-Kaßr-Dſchalut, die des Pallasts Goliath [4]), 88) Tell-Schaubek [5]), 89) Tell-Hoßnol-Ekrad, der Hügel des Kudenschlosses, 90) Tell-Titu [6]), 91) Tell-Ebun-neda, d. i. der Hügel des Thaues [7]), 92) Tell-Hamdun [8]), 93) Hoßn-Tell, d. i. Hügelschloß [9]), 94) Tell-Roßafa [10]), 95) Tell-Derbeſak [11]), 96) Tell-Schoghr, 97) Tell-Beghat [12]), 98) Tell-Kelis, 99) Tell-Oſer [13]), 100) der

[1]) Dschih. S. 559. [2]) Ebenda S. 558.
[3]) Wilken's Geschichte der Kreuzzüge.
[4]) Dschih. S. 570. [5]) Ebenda.
[6]) Ebenda 582. [7]) Ebenda 584.
[8]) Ebenda S. 542 vorl. Z.
[9]) Ebenda S. 594. [10]) Ebenda.
[11]) Ebenda. [12]) Ebenda S. 594. [13]) Ebenda 591.

Digitized by Google

Hügel von Medik [1]), Dschebel-Orimi genannt, und 10) der Berg Antiochiens [2]).

IV. Die Ebenen Syriens.

Die arabischen Geographen nennen die Ebenen insgemein Merdsch, d. i. Wiesen, und unterscheiden dieselben genau von den Thälern (Wadi), so wie diese von den Waldschluchten (Ghabe), von denen wir hier die berühmtesten mustern. Von den in der geographischen Homonyme Jakuts aufgeführten Merdsch sind bloß vier [3]) syrische, während wir hier vierzehn derselben kennen lernen, deren mehrere durch große entscheidende Schlachten berühmt, wie gleich die erste 1) Merdsch Dabik bey Haleb, wo am Bartholomäus-Tage 1516 das Loos Syriens und Aegyptens durch den Sieg Sultan Selims I. über Sultan Ghawri entschieden ward; 2) Merdsch Ahmer, d. i. die rothe Wiese, südlich von Haleb, wo der Fluß Kowaik in den See von Kinisrin fällt [4]); 3) Merdschol Kabail, d. i. die Wiese der Stämme, in der Nähe von Antiochien, gegen Maßißa [5]); 4) Merdsch-Ojun, d. i. die Wiese der Quellen, im Distrikte von Ssafed, an der Mündung des Bekaa-Thales. Mador nennt auch so den dieselbe durchfließenden Strom (II. 119) a fine stream called Merge Aieune. Die große Ebene von Damaskus zerfällt in zwey Merdsch, das eine 5) Merdsch-Ghuta, die mit Obstbäumen aller Art reich bepflanzte nächste Umgebung von Damaskus; 6) das andere Merdsch-Rahit, östlich von Ghuta, berühmt durch die große Schlacht, welche hier im J. d. H. 24 (644) zwischen den Jeminiten und Kaisiten Statt fand, und in welcher jene Sieger blieben [6]); 7) Merdsch Ussra, unmittelbar an die vorige anstoßend [7]); 8) Merschol Aßghar, d. i. die kleinste Wiese, auch Merdsch Schakahat genannt, in der Landschaft Haurau [8]); in Hauran nennt Jakut auch 9) Merdsch-Ssofar [9]), berühmt durch die große Schlacht, in

---

[1]) S. Burckhardt's Travels.

[2]) Dschih. S. 595 — 596, ein Dutzend Tell mehr in Wilkens Gesch. der Kreuzzüge.

[3]) Gesch. des osm. Reichs II. 653, die Nummern 6, 7, 9, 10.

[4]) Dschih. S. 558.

[5]) Dasselbe S. 559, 1. Z.

[6]) Dasselbe S. 585 und Hadschi Chalfas chronologische Tafeln.

[7]) Jakut Gesch. des osm. Reichs II. 653.

[8]) Dschih. 585, Z. 13.

[9]) Nicht Sofran, wie durch Druckfehler in der osm. Gesch. S. 653 und nicht Marg es-Safr, wie bey Abulfeda III. 427.

Digitized by Google

welcher hier i. J. d. H. 13 (634) die Griechen von den Arabern beſieget worden [1]); 10) Merdſch-Saubak, d. i. die Lilien-Wieſe, ebenfalls im Gebiete von Damaskus, an die vorige anſtoßend [2]); 11) Merdſchol-Sebal (Senabil?), d. i. Aehrenwieſe, die anderthalb Stunden vom Berge der Seligkeiten (Dſchebelet-Tuba) entlegene Ebene, wo die Jünger Jeſu die Aehren ausrauften [3]); 12) Merdſch Besri, die Ebene am Fuße des Libanons, oder Saida, welche vom Nehr-Baruk durchſtrömet wird [4]); 13) Merdſch Beni Aamir iſt die aus der Schrift berühmte Ebene von Eſdrelon, welche auch die Ebene Jesreel heißt [5]); hier war die Gränze zwiſchen Samaria und Galiläa; 14) Merdſch Schifa, d. i. die Ebene der Heilung (welche Hieronymus Saronas nennt [6]), und welche mit der folgenden Ebene von Saron nicht zu verwechſeln), iſt eine Fortſetzung der von Eſdrelon gegen Norden; noch nördlicher (über Nazareth hinaus) iſt 15) die Ebene von Zabulon, und 16) die Ebene vom Karmel bis Ghaſa iſt die von Saron; berühmt ſind die Reben und Lilien von Saron, wie die Roſen von Jericho, wie die Cedern vom Libanon, wie die Terebinthen von Mamra, wie die Sodomsäpfel des todten Meeres, wie die Oliven von Jeruſalem, die Feigen von Damaskus, die Piſtazien von Haleb, und die Balſamſtauden von Engaddi.

VI. Die Thäler Syriens.

Die ſchönſten des Libanons ſind 1) das große Thal zwiſchen dem Libanon und Antilibanon, Bekaa oder Coloſyrien; 2) Wadiiet-Teim, in der Nähe von Balbek [7]); 3) Wadii Reſchſin, welches der Ghadban oder Kadiſcha bey Tripolis durchſtrömt [8]); 4) Iklim Tefah, d. i. das Klima der Aepfel, ein Theil des von dem Leontes durchſtrömten Thales [9]); 5) Wadiol-Adſchem, d. i. das Perſerthal, ſüdöſtlich von Damaskus [10]);

---

[1]) Abulfeda und Hadſchi Chalfa's chronologiſche Tafeln.

[2]) Abulfeda III. 185.

[3]) Berggren II. 260.

[4]) Ebenda S. 212.

[5]) Crome's Paläſtina S. 33 u. f.

[6]) Berggren II. S. 241. Adler Geſch. der Druſen IV. 403. der Eichenwald Saron.

[7]) Dſchih. S. 587, Z. 8.

[8]) Ebenda S. 551 und 589.

[9]) Ebenda S. 557, Z. 6 und S. 559.

[10]) Ebenda S. 584.

Digitized by Google

6) Wadion-Naaman, das Thal des Kischons bey Akka [1]); 7) Wadii Nablus, das Thal von Sichem, welches der Patriarch Jakob dem liebsten seiner Söhne gab, eines der schönsten und fruchtbarsten [2]); 8) Wadios-Serka, ein kleines, an das vorige stoßende, mit Buschwerk bewachsenes, vom Jordan begränztes, in die Ebene von Esdrelon auslaufendes Thal [3]); 9) Wadii Tubas, 10) Wadii Feraa, 11) Wadiol-Delail, 12) Wadii Bidan, 13) Wadii Sajur, 14) Sehlol-Aßghar, d. i. die kleinste Fläche, sind die von Berggren auf seinem Wege von Nazareth nach Nablus durchzogenen Thäler [4]); 15) Wadii Isauwije, d. i. das Esaus-Thal, stößt an die oben erwähnte kleine Ebene; 16) Dschib (?) (Schoob?), Jusuf, das Josephsthal, in der Nähe von Rama [5]); 17) das Jordansthal oder Jordans Gefilde, oder Blachfeld oder Königsfeld, oder die große Ebene, von den Arabern Elghur genannt [6]); 18) das durch Rosen, Palmen und Myrobolanen berühmte Thal von Jericho [7]); 19) das fruchtbare Thal Siddim, in Gestalt eines Sees, gleich denen von Genezareth und Meron [8]); 20) Wadii Ainel-Hanna, d. i. das Terebinthenthal, und 21) Wadii Ain Kerm, d. i. das Thal der Rebenquelle, die sogenannte Joanneswüste in der Nähe von Jerusalem [9]); 22) das Thal von Engaddi, mit der Grotte, in welcher David den Saul schlafend fand, eine Stunde östlich von Bethlehem; 23) das Thal von Dschun, auch das Thal der Dschinnen genannt, in der Nähe von Tripolis, mit den drey Schlössern Kariat, Bania und Hoßnol-Himam (das Taubenschloß) [10]). Endlich von den von Lamartine so malerisch beschriebenen Thälern im Libanon 24) das von Teleb, 25) das des Flusses von Benias, 26) das von Hamana und 27) das der Heiligen zu Kanobin.

VII. Die Wälder Syriens.

Das Dschihannuma nennt als die berühmtesten 1) den von Askalon, der sich bis Ramla ausdehnt, das ist, der schon in der Geschichte der Kreuzzüge erwähnte Eichenwald Saron [11]); 2) den von Arsuf, der bis Akka reicht, heute Ghabol Kalensewa heißt, und sich auf der anderen Seite bis auf

[1]) Dschih. S. 569, Z. 8 v. u.
[2]) Berggren II. 266. [3]) Ebenda. [4]) Ebenda S. 267.
[5]) Ebenda S. 269. [6]) Ebenda S. 104.
[7]) Ebenda III. 105. [8]) Ebenda S. 115. [9]) Ebenda S. 89 u. 91.
[10]) Dschih. S. 589.
[11]) Wilken Geschichte der Kreuzzüge VI. 403.

Digitized by Google

Ojunet-Tudschar erstreckt; 3) der Wald von Koneitra; 4) der Wald von Ruf (Erf), d. i. der Cypressenwald in der Nähe von Tripolis, wo die Cedern beym Dorfe Beschari [1]); 5) der Pistazienwald in der Nähe von Dschebele (Gabala) [2]); 6) der Fruchtwald und Spaziergang bey Damaskus Ghaisetos-Sultan [3]), 7) Ghab-Schuara, d. i. der Dichterwald im Gebirge Akkar [4]), 8) Heischetol-Ebresch in der Nähe von Tortosa, wo sich der Fluß Ebresch ins Meer ergießt [5]); 9) der Wald von Cäsarea, welchen Michaud in seiner Geschichte der Kreuzzüge für den Wald des Tasso hielt, und diese Behauptung in seinem Briefwechsel zurücknimmt [6]), ein Eichenwald, während der von Tasso, in der Nähe von Jerusalem, beschriebene ein Pinien und Cypressenhain war; 10) der Wald Unfi zwischen Tripolis und Beirut [7]).

Um den Leser und uns für die Trockenheit der Nomenclatur von hundert Flüssen und hundert Bergen zu entschädigen, welche jedoch für den Geographen größeren Werth haben, als die malerischen und poetischen Beschreibungen Hrn. v. Lamartine's, so wie diese umgekehrt der größeren Anzahl von Lesern willkommener, führen wir diese in ein Paar der schönsten Thäler mit Hrn. v. Lamartines poetischer Beschreibung ein; zuerst in das vom Belus durchströmte Thal des Libanon, in welches er, nach dem schon aus allen Zeitungen hinlänglich bekannten Besuche bey Lady Esther Stanhope, hinabstieg.

» Wir durchwateten die durch die Gluthen des Sommers erschöpften Fluthen des Belus, und begannen die hohen Berge des Libanons zu erklimmen, welche das Thal Dschun [8]) von Deirol-Kamr (das ist dem Kloster des Mondes) trennen, wo der Pallast Emir Beschirs, des unabhängigen Fürsten der Druſen und aller Berge des Libanons. Nach zwey Stunden kamen wir zu einem Thale, tiefer, enger und malerischer als alle, die wir bisher durchzogen hatten. Rechts und links erhoben sich wie zwey senkrechte Mauern, drey- bis vierhundert Fuß hoch, zwey Bergketten, welche ganz jüngst durch einen Hammerschlag des großen Baumeisters der Wolken getrennt worden zu seyn schienen, oder vielleicht durch das Erdbeben, welches den Libanon bis in seine Grundfesten erschütterte, als der Sohn des Menschen, seine Seele Gott empfehlend, nicht weit von diesen Bergen (!) den letzten Seufzer ausstieß, welcher den Geist des Irrthums, der Unterdrückung und der Lüge zurückdrängte, und der Hauch der Wahrheit, der Freyheit und des Le-

[1]) Dschlh. S. 555. [2]) Ebenda S. 590. [3]) Ebenda S. 586.
[4]) Ebenda S. 589, Z. 11 v. u. [5]) Ebenda S. 590.
[6]) Correspondance d'Orient IV. S. 166.
[7]) Dschlh. S. 588, Z. 4.
[8]) Dieses Dschun ist nicht mit dem beym Gebirge von Akkar erwähnten gleichnamigen Thale der Dschinnen zu verwechseln.

Digitized by Google

bens in eine erneuernde Welt blies. Die von den zwey Seiten der Berge herabgerollten, wie Kieſel durch die Hand von Kindern in das Bett eines Baches geſäete Rieſenblöcke, bildeten den ſchrecklichen, tiefen, unendlichen, ſtarrenden Thalweg dieſes vertrockneten Bergſtromes. Die einen waren ſenkrecht aufgeſetzt, wie feſte, ewige Würfel, die anderen an ihren Ecken aufgehangen, und durch den Druck anderer unſichtbarer Felſen emporgehalten, ſchienen noch zu fallen, immerfort zu rollen, und ſtellten das Bild einer Ruine in voller Handlung eines unaufhörlichen Bergſturzes, eines Steinchaos, einer nie verſiegenden Felſenlavine dar: Felſen von Leichenfarbe, graue, ſchwarze, feuerroth und weißmarmelirte; undurchſichtige, verſteinerte Wellen eines granitenen Fluſſes; kein Tropfe Waſſers in den tiefen Zwiſchenräumen dieſes, durch die glühende Sonne Syriens verkalkten Bettes; nicht Ein Grashalm nicht Ein Blumenſtengel, nicht Eine Kriechpflanze, weder im Strome, noch auf den ausgezackten und ſteilen Abhängen der beyden Seiten des Abgrunds; ein Ocean von Steinen, ein Waſſerfall von Felſen, denen die Verſchiedenheit ihrer Formen, die Mannigfaltigkeit ihrer Stellungen, das Bizarre ihres Sturzes, das Spiel der Schatten und der Lichter, auf ihren Seiten und auf ihrer Oberfläche, Bewegung und Leben zu leihen ſchienen. Wenn Dante in einem der Kreiſe ſeiner Hölle die Hölle der Steine, die Hölle der Trockenheit und des Schuttes, des Sturzes der Dinge, der Entwürdigung der Welten und der Hinfälligkeit der Zeitalter hätte malen wollen, ſo hätte er in dieſer Scene ſein Vorbild gefunden: dieſes iſt ein Strom der letzten Stunden der Welt, wenn vom Feuer Alles verzehrt und die Erde mit Entblößung ihrer Eingeweide nur ein Block verkalkten Geſteines unter dem Tritte des ſchrecklichen Richters ſeyn wird, der ſie zu beſuchen kömmt. Wir folgten dieſem Thale der Wehklagen durch zwey Stunden, ohne daß ſich die Scene anders verändert hätte, als durch die verſchiedenen Umſchweife, welchen der Strom ſelbſt durch das Gebirge folgte, oder durch die mehr oder minder ſchreckliche Weiſe, auf welche ſich die Felſen, in ihrem von Steinen ſchäumenden Bette, gruppirten. Nie wird dieſes Thal aus meiner Einbildungskraft verwiſcht werden. Dieſes Land müßte das erſte das Land der Poeſie des Schreckens und der menſchlichen Lamentationen ſeyn. Der pathetiſche und grandioſe Accent der Prophezeyungen ſpricht ſich in der wilden pathetiſchen und grandioſen Natur aus. Alle Bilder der bibliſchen Poeſie ſind der durchfurchten Stirne des Libanons und ſeiner vergoldeten Gipfel und ſeiner rieſelnden Thäler, und ſeiner ſtummen und erſtorbenen Schluchten mit Frakturſchrift eingegraben. Der göttliche Geiſt und die übermenſchliche Begeiſterung, welche in den Seelen und den Harfen des poetiſchen Volkes hauchte, zu dem Gott durch Symbole und Bilder ſprach, trat auf dieſe Weiſe den Augen der geheiligten Barden ſchon in ihrer Kindheit ſtark entgegen, und nährte ſie mit einer ſtärkeren Milch, als uns der alten Harfe blaſſe Erben, uns, denen nur eine anmuthige, milde, gebildete und wie wir ſelbſt entfärbte Natur, vor Augen ſchwebt.«

Den Contraſt mit der Beſchreibung dieſes Felſenthales bildet dann die darauf folgende des phantaſtiſchen Pallaſtes von Nehrol-Kamr*). Der Name dieſes Pallaſtes iſt Depededdin, d. i. Glaubenshügel, welches Wort Hr. v. L. nach

*) Kamr und nicht Kammar, wie Hr. v. L. ſchreibt, heißt der Mond; Kammar heißt das Gewölbe.

dem Gehöre der harten drusischen Aussprache Dptédin schreibt, so wie er das türkische Mutesellim durchaus in Muetzlim verhärtet. Das Seitenstück zur obigen Beschreibung eines der unfruchtbarsten Steinthäler des Libanon ist das einer seiner fruchtbarsten Thäler, welches der aus dem Milch- und Honigflusse zusammenströmende Fluß von Beirut [1]) durchzieht. Der Fluß von Beirut der Nehrol-Kelb (der Lykos) [2]); der Fluß Arsuf [3]), der von Petras bey Jaffa der Serka [4]) und der Nehrol-Kebir [5]) sind die einzigen von Hrn. v. L. im zweyten Theile seiner syrischen Reisebeschreibung genannten Flüsse, wobey er sich noch irrt, indem er den Serka [6]) für den Krokodillenfluß des Plinius hält, während dieser der Nehrol-Falik [7]); doch hören wir lieber die Beschreibung des Thales des Flusses von Beirut [8]).

»Nichts kann den wunderbaren Pflanzenreichthum beschreiben, der das Bett und die Seiten dieses sich gegen das große, vom Flusse Beiruts durchströmte Thal hin sich öffnenden Bergthales beteppicht. Wiewohl die beyden Wände desselben Felsen, so sind dieselben doch mit Schlingpflanzen aller Art so bekleidet, von der Feuchtigkeit, die sich tropfenweise distillirt, so durchschweißet, so bekleidet mit Trauben von Heide- und Weidepflanzen, von wohlriechenden Kräutern, von Lianen, Lichen und anderen, in unsichtbare Spalten eingewurzelten Schmarotzerpflanzen, daß es unmöglich zu zweifeln, daß hier der Felsen selbst vegetire. Dieß ist ein dichter, ein oder zwey Schuh dicker Teppich, ein enggewirkter Pflanzensammt mit allen Farben und ihren Uebergängen schattirt; überall durchsäet mit Sträußen unbekannter Blumen von tausend Formen, tausend Düften, welche bald wie die auf den Tapeten unserer Gesellschaftssäle gemalten Blumen unbeweglich schlafen, und bald, wenn der Meereswind über sie hingleitet, sich mit den Kräutern und Zweigen erheben, aus denen sie, wie die Seidenhaare eines Thieres, das man gegen die Richtung der Haare sträuchelt, aus denselben hervorbrechen, sich in wogenden Uebergängen schattiren, und einem Flusse von Grün und Blumen gleichen, welcher mit Wohlduft hauchenden Wogen niederfluthet. Da brechen Windpuffe berauschender Wohlgerüche hervor, Schaaren von Insekten mit farbigen Flügeln, unzählige Vögel, welche auf den nächsten

---

[1]) S. oben unter den Flüssen Nr. 44. Hr. v. L. schreibt durchaus irrig Narh statt Nahr, oder richtiger Nehr Fluß.

[2]) II. 363. [3]) Ebenda S. 119. [4]) Ebenda S. 113.

[5]) Ebenda S. 372.

[6]) Den Irrthum der Benennung des Krokodillenflusses mit dem Serka oder Kukat bemerkt Poujoulat IV. p. 164, auch steht dort irrig statt Timsah, Harcadin, was keineswegs eau des crocodiles heißt. — S. Wilkens Gesch. der Kreuzzüge IV. p. 408, schon damals hieß derselbe Fluß Rohrfluß nicht Krokodillenfluß.

[7]) S. oben unter den Flüssen Nr. 61.

[8]) Ebenda S. 360.

Bäumen sich wiegend aufsitzen; die Luft ist erfüllt von ihren Stimmen, die sich einander antworten, vom Gesumme und Gehumme der Bienen- und Wespenschwärme, und von diesem stummen Gemurmel der Erde im Frühling, welches man vielleicht mit Recht für den vernehmlichen Laut der tausend Vegetationen ihrer Oberfläche hält. Die Tropfen des Nachtthaues fallen von jedem Blatte, glänzen auf jedem Grashalme und kühlen das Bett dieses kleinen Thales in dem Maße, als die Sonne sich hebt und ihre Strahlen über die hohen Felsengipfel und Baumwipfel, welche das Thal einwickeln, hingleiten läßt. Das ganze Thal war mit denselben beweglichen Vorhängen von Blätterwerk, Moos und Vegetation ausspalirt. Wir konnten uns eines Ausrufs bey jedem Schritte nicht enthalten; ich erinnere mich nicht irgendwo in der Natur so viel Leben aufgehäuft und in einem so kleinen Raume überfließend gesehen zu haben. Wir folgten diesem Thale in seiner ganzen Länge, indem wir uns von Zeit zu Zeit dort niedersetzten, wo der Schatten am frischesten, und schlugen hie und da mit der Hand in das Gras, um hervorspringen zu machen die Tropfen des Thaues, die Windpuffe der Wohlgerüche und die Wolken von Insecten, die sich aus dem Schooße des Grases wie Goldstaub hoben. Wie groß ist Gott! wie tief und unendlich muß der Quell seyn, dem alle diese Leben, Schönheiten und Güter entströmen! wenn schon in einem einzigen kleinen Winkel der Natur so viel zu sehen, zu bewundern und bestaunen, wie erst wenn der Vorhang der Welten für uns aufgezogen seyn wird, und wir das Ganze als Werk des ohne Ende betrachten werden. Es ist unmöglich zu sehen, und darüber Betrachtungen anzustellen, ohne sich in die augenscheinliche Klarheit zu versenken, worin sich die Idee Gottes zurückspiegelt! Die ganze Natur ist von funkelnden Stücken dieses Spiegels durchsäet, aus welchen Gott widerstrahlt! Gegen die westliche Mündung des Thales erweitert sich der Himmel, die Wände werden niedriger, der Abhang neigt sich unfühlbar unter den Füßen; die glänzenden Schneegipfel des Libanons richten sich in dem von brennenden Dämpfen fluthenden Himmel auf; der Blick steigt von diesen ewigen Schneewipfeln herunter zu den schwarzen Flecken der Pinien, Cypressen und Cedern, hernach zu diesen tiefen Schluchten, wo die Schatten wie in ihrem Neste rasten; endlich zu den goldenen Felsenspitzen, an deren Fuße sich die maronitischen Klöster *) und die Dörfer der Drusen ausdehnen; Alles endet in einem Saum von Olivenwäldern, welche am Rande der Fläche ersterben. Die Ebene selbst, welche sich zwischen den Hügeln, wo wir waren, und den Wurzeln des hohen Libanons ausdehnet, mag Eine Stunde breit seyn; sie krümmt sich in Buchten, und wir umfaßten mit dem Auge nur zwey Stunden ihrer Länge; der Rest war uns durch Felsenvorsprünge verborgen, die mit schwarzen Pinienwäldern bedeckt; der Fluß von Beirut, der einige Miglien weiter, aus einer der tiefsten und felsigsten Schluchten des Libanons hervorbricht, theilt die Ebene in zwey; er fließt anmuthig in vollem Bette, bald von seinen schilfbewachsenen, Zuckerrohrfeldern ähnlichen Ufern eingeengt, und bald in grüne Rasenplätze austretend, oder unter Mastixbäumen und hie und da glänzende kleine Teiche in die Ebene hineinstreuend. Alle seine Ufer sind mit wucherndem Pflanzenwuchse bedeckt, und wir unterschieden Esel, Pferde, Ziegen, schwarze Büffel und weiße Kühe in Herden längs des Flusses zerstreut, und arabische Hirten, die den Fluß auf dem Rücken

*) Hier steht im Text les hauts Màronites. was wohl ein Druckfehler für couvens Maronites.

Digitized by Google

ihrer Kamehle durchwateten. Weiterhin sah man auf den ersten Schichten der Berge maronitische Mönche in ihren schwarzen Kutten, mit Matrosenkaputzen, welche stillschweigend den Pflug unter den Olivenbäumen ihres Feldes leiteten; man vernahm die Glocken der Klöster, die sie von Zeit zu Zeit zum Gebete riefen; da hielten sie ihre Ochsen an, stemmten die Stange gegen die Deichsel des Pflugs, und einige Minuten lang niederkniend, ließen sie ihr Gespann ausschnaufen, während sie selbst einen Augenblick zum Himmel aufblickten. Weiterhin gegen den Fluß hinabsteigend, entdeckten wir auf einmal das Meer, das uns die Wände des Thales bis dahin verborgen hatten, und die Mündung des Flusses von Beirut, der sich darein verliert.«

Die Beschreibung der Ebene von Damaskus wird weiter unten, bey Erwähnung dieser Stadt, in dem Ueberblicke folgen, womit wir nun die von unseren Reisenden beschriebenen vorzüglichsten Städte und Oerter Syriens und des gelobten Landes durchwandern, indem wir auch hier, wie in der Uebersicht der Flüsse und Berge, von Norden nach Süden ziehen, und da keiner der erwähnten Reisenden Antiochien und Haleb, das Thal des Orontes, und das Land jenseits des Jordans berühret hat, uns bloß an die syrische Küste und das gelobte Land diesseits des Jordans halten, mit Laodicea beginnen und mit Jerusalem enden, das ohnedieß aller palästinischen Pilger Hauptendzweck und Ziel.

Von der allgemeinen Uebersicht, welche die vorliegenden Werke über Palästina enthalten, ist die Raumer'sche die kleinste und am besten geordnete, die Crome's, im Lande jenseits des Jordans, die weitläufigste, weil meistens nur Burckhardt abgeschrieben ist. Von den Reisenden hat Berggren allein im letzten Drittel seines ersten Bandes die allgemeine Uebersicht und Eintheilung gegeben, welche mit der Burckhardt'schen das Paschalik von Damaskus beginnt; diese ist nicht die osmanische des Dschihannuma (S. 562) in die sechs Sandschake: Damaskus, Jerusalem, Adschelnu, Ghasa, Nablus und Ledschun, außer welchen die Register der Gerichtsbarkeiten [1]) in der Statthalterschaft Damaskus (nach denen von Haleb, Ssaida, Tripolis, die vierte Syriens), noch die zehn Gerichtsbarkeiten: Ramla, Medschdul, Akka, Koneitra, Karalar, Balbek, Belka, Ssughur, Baard und Jafaa nennen. Mehrere der Burckhardt'schen Namen sind zu berichtigen, wie z. B. Djalan statt Dschewlan, El Gamejthra statt el Koneitra [2]); Berggren gibt nach der Angabe Professor Eneman's, eines schwedischen Reisenden, eine Uebersicht des sy-

[1]) Jahrbücher der Litteratur, Bd. 49. S. 67.

[2]) القنيطرة auch in den Jahrbüchern S. 68 irrig Kantara.

Digitized by Google

rischen Ausfuhrshandels, dann die der Bewohner Syriens, über welche auch Hr. v. Lamartine, und namentlich über die Druſen und ihren Fürſten Emir Beſchir [1]), über die Maroniten Motewali (die er Metuali), und über die Roßairi (die er Ansaries ſchreibt), intereſſante Nachrichten mittheilt [2]); umſtändlichere Nachrichten über die Bevölkerung Syriens ſind in dem, leider bisher noch nicht erſchienenen ſiebenten Bande der Correspondance d'Orient verſprochen. Nach Berggren, welcher hierin Burckhardt folgt, theilen ſich die Druſen Kiſilli (die rothen) in die drey Stämme: Dſchanbulad, welche die Provinz Schuf, Jeſbeki, welche im Diſtricte Baruk zwiſchen Deirol Kamr und Sahle und in die Neket, welche in Deirol-Omar wohnen, ein [3]). Nach dem Dſchihannuma (S. 583) ſind die Diſtricte des Libanons die folgenden: das Gebirge von Schuf, Kesrewan, Schakif, Akka, Beſchare (wo die Cedern), Szafed, Dſchobetol-Moneitra, Beirut, Szaida, Dſchobeil, Antalias, Betrun, Dſchurd, Gharb, Schehar, Bekaa, Baalbek, Szur (Tyrus), Maaſchuka, Dſchelal, Dſchire, Dſchebel, Makitaa, Meten und Koneitra. Berggren (I. 394) kennt nur Tefah (in Bekaa), Meten, Gharb, Dſchurd, Kesrewan und Schuf, ſo daß die übrigen achtzehn, wovon auch Lamartine und Poujoulat keine Kunde haben, ganz leer ausgehen; dafür hat Hällſtröms Karte, nach Burckhardt, Beſommar und Antura, welches nicht zu verwechſeln mit dem unter Akka gelegenen Tantura, ſo wie das oben erwähnte Schakif Arnun nicht zu verwechſeln mit Schakif Tirun [4]), welches die den Templern gehörige Burg Beaufort [5]); von dieſen zwey, in der Geſchichte der Kreuzzüge ſo merkwürdigen, Schakif iſt auch in der Correspondance d'Orient keine Sylbe zu finden, wiewohl Hr. Peujoulat und Hr. v. Lamartine das ſyriſche Geſtade bereiſet haben, und jener und Hr. Michaud vorzüglich die Erläuterung der Geſchichte der Kreuzzüge ſich zum Zwecke ihrer Reiſe geſteckt; daß dieſelben weder das Thal des Orontes, noch das Gebiet jenſeits des Jordans betreten haben, iſt ſchon oben bedauert worden, aber

---

[1]) Ende des I. Bandes.

[2]) Ende des II. Bandes.

[3]) Berggren S. 393 u. f. ſchreibt irrig Dejer el-Qamar, und gar Ptedin ſtatt Depededdin, Burckhardt (travels in Syria) gar Deir el Akhmar (Deirol Ahmer), was das rothe Kloſter hieße, während Deirol-Kamr das Kloſter des Mondes heißt.

[4]) Abulfedae tabulae p. 98.

[5]) Wilkens Geſch. der Kreuzzüge VII. 118.

Digitized by Google

wie nahm Hr. Poujoulat, welcher an der Küste längs der Gebirge der Ismaili hinaufreiste, nicht wenigstens von den Schlössern der Assassinen Kunde, von welchen das Dschihannuma die folgenden achtzehn nennt: Ssahiun, Kehef, Menife, Aalika, Roßafa, Chuabi, Ssafita, Arfasedsch oder Beschrin, Dschebela (Ghabala), Dschobbetol Kera, Dschebeil (Byblus), Merkab, Antaratus [1]), Kadmus, Belatinos (Banias), Behlulije [2]), Maßiat, Hoßnolkarnin [3]) und Hoßnol Ekrad, d. i. die Burg der Kurden, deren Namen die Geschichtschreiber der Kreuzzüge in Crac verhärten, weßhalb dieselbe öfters mit der arabischen Feste Karak (Petra) vermenget worden, sonst aber auch Sefah, d. i. die des Blutvergießers hieß. Burckhardt besuchte einige dieser Schlösser, namentlich Aalika, Banias und das Schloß der Kurden, welches er unter dem Namen Hoßn beschreibt, ohne dasselbe jedoch für das Schloß der Kurden zu erkennen [4]); derselbe gibt auch die räthselhafte, zuerst in den topographischen Ansichten mitgetheilte Inschrift desselben, welche, wiewohl augenscheinlich dem Mittelalter angehörig, bisher noch nicht entziffert worden ist. Von den berühmten Burgen der Kreuzfahrer erwähnt Hr. P. nur der Blanche garde [5]) und des Pilgerschlosses, heute Atlik genannt, was nichts anderes als das Atslits der Chroniken der Kreuzfahrer; eben so wenig als der Burg Belfort (Schakifaarnun) erwähnt P. der Burg Montferrant oder Barin, zwischen welcher und dem Kurdenschlosse ums J. 1230 Waffenthaten der Kreuzfahrer vorfielen [6]), und des Schlosses Mirabel in der Nähe von Ibelin, wiewohl Hr. P. das letzte, das heute Ibna heißt, besuchte [7]); da Hr. P. durch Kleinasien und Cilicien Straßen der Kreuzfahrer verfolgt hat, ohne dieselben betreten zu haben, so wäre es wohl werth gewesen, auch anderer berühmter syrischer Burgen zu erwähnen und die Lage derselben zu bestimmen, wie z. B. die Burg der Feigen und die Burg der Staare in der Nähe von Askalon [8]). Die Burgen Meregard und Duplicar, welche der Sultan von

[1]) Dschih. S. 588.

[2]) Ebenda S. 590, durch Druckfehler Helulije.

[3]) Ebenda S. 592.

[4]) Travels in Syria S. 159.

[5]) V. 417. 418 u. IV. 148.

[6]) Wilken Gesch. der Kreuzfahrer VI. 557.

[7]) Corresp. d'Orient V. 369.

[8]) Wilkens Gesch. der Kreuzzüge IV. B. S. 502.

Digitized by Google

Aegypten den Christen mit dem Kurdenschlosse entrissen [1]); endlich die berühmten, in der Nachbarschaft von Haleb und Antiochien gelegenen Schlösser Tellbaschr (Turbaysel), Rawendal (Ravendel), Derbesak [2]), Darrum, Kefrtab, Serudsch, Sermin, Serdana, Sarepta (heute Serfendkiar) und anderer Orte, welche sogar auf dem Wege Hrn. P.'s lagen, wie z. B. Nawakir und Assaib in der Ebene von Akka [3]), und alle die Tells, die in dem Register von Wilken's Geschichte der Kreuzzüge aufgeführt sind; doch ist es Zeit, mit unseren Reisenden den Periplus der Oerter der Küste und des Libanons zu beginnen.

1) Laodicea, von Oliven-, Feigen-, Orangen-, Aprikosen-, Mandel- und Palmenbäumen umgeben; die duftenden Myrten erreichen eine Höhe von zwölf bis fünfzehn Fuß, von beyläufig sechstausend Einwohnern, deren Hälfte Moslimen, 5 — 600 schismatische Griechen, ein halbes Hundert maronitischer und jüdischer Familien; heute nur noch durch seinen Tabak berühmt, welcher der beste der Levante. Die ehemals so berühmten Weine Laodicea's verdienen ihren Ruf nicht mehr; hier ist der Stapelplatz für das ägyptische Henna, das von hier nach Antiochien, Haleb und Persien verführet wird. Das Gebiet Laodicea's wird in dreyzehn Pachtbezirke (Mokataa) eingetheilt, deren jedem ein Mokaddem (Vorsteher) vorsteht. P. gibt die Namen dieser dreyzehn Distrikte [4]), wovon der zweyte Chuabi [5]) nicht Krouabi, der neunte Ssahiun [6]) nicht Sahioum, der zehnte in Einem el-Behlulije [7]) nicht El Bah Loulié geschrieben seyn sollte.

2) Dschebail, richtiger Dschebele (Gabala), i. J. 1206 vom Grafen St. Gilles eingenommen, und i. J. 1188 von Saladin wieder erobert. Die aus drey Schiffen bestehende Moschee, vormals eine christliche Kirche, heißt heute die Sultan

---

1) Wilken VII. 193.

2) Dschih. S. 594, Z. 10 v. u., durch Druckfehler Derback, bey Wilken Derbesak.

3) Wilkens Gesch. der Kreuzzüge IV. S. 255.

4) Correspondance d'Orient VI. 547, Berggren II. 164.

5) خوابي Dschihannuma S. 588, Z. 11 v. u., S. 589, Z. 8 v. u. und S. 591 l. Z.

6) سحيون Ebenda.

7) بحلولية Dasselbe.

Digitized by Google

Ibrahim Edhems [1]), aus welchem Berggren Ibrahim Ben Adam [2]) macht, und von welchem P. sagt: J'ignore quel est cet Ibrahim dont il s'agit ici, les auteurs s'accordent peu là-dessus. Hier ist mehr als ein Irrthum; zuerst handelt es sich von keinem Sultan, Herrscher, sondern von einem Sultan im Reiche der Heiligkeit, nämlich von Ibrahim Ben Edhem, einem der frühesten Scheiche des Islams, gest. i. J. d. H. 162 (778) [3]), welcher mit keinem anderen Ibrahim verwechselt werden kann, da derselbe der einzige seines Namens. Nach der vollständigsten, vor drey Jahren in Kairo im Druck erschienenen Lebensbeschreibung des Propheten (S. 325) soll Dschebele vom Kaiser Heraklius für Dschebele, den König der Beni Ghasan neu erbauet und nach demselben benennet worden seyn; selbst das Wörterbuch Lamartines vermischt dieses Dschebele mit Byblis, indem es die Grabstätte Ibrahims ins letzte verlegt.

3) Banias, bey Abulfeda Balanias, ist Strabo's Balania, und das Valenia der Geschichtschreiber des Mittelalters [4]); eine halbe Meile östlich davon erhebt sich auf einer, einem ungeheueren Grabhügel ähnlichen Anhöhe das feste Schloß

4) Merkab, das die Lateiner Margat nannten, eine der Hauptfestungen der Ritter des Spitals, denen es Sultan Kilawun i. J. 1283 entriß [5]); die Festung hat anderthalb Miglien im Umfange, hat eine doppelte Mauer und zwey große Thürme: »Das Ganze dieser halbzerfallenen Festungswerke (sagt P.) erfüllt den Geist mit Bewunderung und Schrecken; nie war eine Citadelle an einem zur Vertheidigung günstigeren Orte angelegt, nie hat der Krieg ein seltsameres und fürchterlicheres Denkmal hinterlassen.«

5) Merakije (Marakia), auf der Stelle des alten Merakle, am gleichnamigen Flusse gelegen. In der Geschichte der Kreuzzüge durch den Thurm berühmt, welchen Barthelemy nach dem Tode Sultans Bibars hier erbaute [6]); fehlt auf Hällströms Karte.

6) Das nächste Dorf, nach welchem der Fluß benennet wird, heißt Hoßein [7]), welches P. irrig Hussein schreibt.

---

[1]) Corresp. d'Orient VI. S. 590. [2]) II. 167.

[3]) Die Lebensbeschreibung desselben, in Dschemis Nefhatol-Ins die funfzehnte.

[4]) Berggren II. 168.

[5]) Derselbe S. 168 und Corresp. d'Orient VI. S. 433.

[6]) Corresp. d'Orient VI. S. 430, und Berggren II. 169.

[7]) حصين nicht حسين Dschih. S. 590.

Digitized by Google

7) Tortosa oder Antaradus, vielleicht das alte Orhosia, gegenüber dem Felsen von Aradus, noch heute durch seine Matrosen, wie ehemals durch seine kühnen Ruderer berühmt. Im J. 1188 von Saladin erobert, i. J. 1366 von den Soldaten Peter von Lusignan's verbrannt. Die zur Zeit der Kreuzzüge so berühmte Kirche unserer lieben Frau von Tortosa ist heute in einen Stall, Karawanserai, verwandelt; das Schloß heißt (wie P. sagt) heute der Pallast der Tochter des Königs; dieses ist aber nur eine Verschönerung des türkischen Namens von Awret Dschefiresi, d. i. der Weiberinsel, wie heute Aradus heißt [1]). Der Namen Awret ist nur eine Verstümmelung von Aradus, so wie zu Constantinopel in der Benennung Awret Basari, d. i. der Weibermarkt, der heutige Namen des ehemaligen arkadischen Forums Awret nicht Erwad, wie Berggren schreibt (wiewohl in diesem der alte Namen Arphad erkenntlicher als in Awret oder Aradus), bloß eine Verstümmelung von Arkadius; eine Stunde südlich von Tortosa sind am Schlangenquell (Ainol-haj) die von Maundrell und Pockocke beschriebenen seltsamen Ruinen, welche uralter Zeit angehören [2]); Berggren vermuthet, dieses seyen die Ruinen des alten Marathus. Die Angabe Berggrens, daß der in der Bibliothek Sultan Abdulhamid's aufbewahrte kostbare Koran von Osman's Hand von Tortosa gekommen, ist eine irrige, und selbst aus Toderini's Citat erhellt, daß derselbe von Taberije nach Damaskus gebracht worden [3]).

8) Tell Arka, fünf Stunden nördlich von Tripolis, drey vom Meere entfernt, mit zahlreichen Ruinen des alten, in der Geschichte der Kreuzzüge berühmten Schlosses [4]).

9) Akkar, wie P. richtig schreibt, und nicht Achar, wie B. unrichtig schreibt; der Hauptort des gleichnamigen Distriktes [5]). In der Nähe von Akkar ist der oben unter den Wäldern erwähnte Wald der Dichter (Ghabesch-Schuara), und in der Nähe von Arka (gleichnamig mit der Begräbnißstätte Petrarkas) ist das Thal der Dschinnen, von dessen drey Schlösser das eine das Taubenschloß heißt; Berggren glaubt, daß

[1]) Dschih. S. 589 i. J.

[2]) Corresp. d'Orient VI. 426.

[3]) Toderini II. 198 citirt Carlis Uebersetzung der Tafeln Hadschi Chalfas i. J. 490, bey Carli befindet sich diese Angabe aber i. J. 489, was ebenfalls ein Irrthum, wie aus den zu Constantinopel gedruckten chronologischen Tafeln Hadschi Chalfas zu ersehen, wo diese Uebertragung i. J. 492 angeführt ist.

[4]) Corresp. d'Orient VI. 423.

[5]) Ebenda S. 424. und Berggren II. 173.

Digitized by Google

Achar das Kir der Schrift seyn dürfte, dessen bey Amos (VII. 4) Erwähnung geschieht, was aber durchaus nicht stichhältig, da Kir, wie aus Raumers Belegen erhellet, Karak ist, und mit Caphtorim im Philisterlande erwähnet wird [1]).

10) Tripolis, zuerst zu Moawia's Zeiten von Sefin Ben Nedschib erobert, mit Juden bevölkert [2]), dann von den Kreuzfahrern eingenommen, und diesen vom Sultan Kilawun i. J. 1289 wieder entrissen; eine in der Geschichte der Kreuzzüge als der Sitz eines besonderen Markgrafenthums hoch berühmte Stadt. Die Thomaskirche, in welche sich die Christen bey Eroberung der Stadt geflüchtet hatten, und alle niedergemacht worden, stand auf dem Felsen, der heute die Dattel-Insel (Dschesiretol-nachlet) heißt. Die Zahl der Einwohner wird auf 10000 angegeben, worunter 2000 schismatische Griechen, nach Berggren [3]); nach Poujoulat [4]) aber 12000 Moslimen, 3 — 400 Griechen, 7 — 800 Maroniten, 100 Juden und einige europäische Familien. Die Namen der zwölf Thore gibt das Dschihannuma [5]), so wie den der berühmtesten Moschee Dschamiet-Tailan. P. weiset aus der Geschichte Wilhelms von Tyrus den Ursprung des Pilgerschlosses nach; er nennt als die Distrikte der Stadt: Deuijet Acca (was Akkar seyn soll), Sophita (Ssofita), Tortosa, el Kara, das Dschihannuma [6]) hingegen Ssafita, Akkar, Betrun, Arka, Aridh; das Dschihannuma rühmt das Zuckerrohr, die Jubeben, Bananen, die Kolokasia, die Maulbeeren, Oliven, das Honig, den Most, die Seide und Seife von Tripolis. Hr. P. gibt die Namen von sieben alten, aus den Zeiten der Kreuzzüge am Gestade stehen gebliebenen Thürmen; er beschreibt das Thal Melawi, d. i. der Mewlewi, mit der Wasserleitung des Prinzen (Kanatirol Brens), der Fischquell (drey Viertel Stunden nördlich von Tripolis), dessen Fische von den Moslimen für metamorphosirte Heilige gehalten werden, und den Schatz der Liebe, welcher in einer, eine halbe Stunde von Tripolis entfernten Grotte, noch von Niemanden gehoben worden. Was er vom Aberglauben an die Dschinnen erzählt, stimmt mit dem Dschinnenthale zusammen, dessen das Dschihannuma bey Akkar erwähnt. Er besuchte die in der Nähe von Tripolis gelegenen Dörfer Sgorta und Eden; des letzten erwähnt auch Berggren als Ehden, und des Thaldistriktes Tabaa Zauwie, nach

[1]) Raumers Palästina S. 180 und 275.

[2]) Dschih. S. 588. [3]) II. 176.

[4]) Corresp. d'Orient VI. 386.

[5]) S. 589. [6]) Ebenda i. J.

dem Ghadhban (Kadischa) so genannt, welcher bey seinem Ursprunge Nehres-sawijet heißt [1]). Poujoulat nennt noch die beyden Dörfer Moreu und Cir, und den zu Denijet gehörigen Thurm der Morgenröthe, und erwähnet dreyer, drey Stunden von Tripolis entfernter Tempel, zwey im griechischen Dorfe Kesba, der dritte im Dorfe Psisa, zwischen dessen Anhöhe und dem Libanon der Sperlingfluß (Nehrol-Aaßfur) strömt; weiters der sechs griechischen Klöster Mar Jakub, Nurije, Natur, Kaftin, Georgiu und Belmend oder Belmont, das von einem Fürsten der Kreuzfahrer gestiftet worden seyn soll; endlich der oben unter 8 und 9 erwähnten Flecken Arka und Akkar.

11) Beschare, in der Nähe von Eden, im Distrikte von Kanobin, wo die Cedern, welche sowohl Berggren als Lamartine besuchet haben; das berühmteste der maronitischen Klöster des Libanons ist

12) das von Kanobin, im Thale der Heiligen; das Cedernthal beschreibt Hr. v. L. wie folgt:

»Am Ende dieses immer bergaufsteigenden Thales, dort wo dasselbe an die Schneegefilde stößt, breitet sich ein herrliches Tischtuch von Wasser aus, das von einer Höhe von hundert Fuß, zwey- oder dreyhundert Klafter breit, herunterstürzt; das ganze Thal hallt von diesem Sturze und von dem Springgetose des Stromes, den dasselbe nährt, wider; von allen Seiten rieseln die Felsen der Seitenwände schäumend nieder; wir sehen, in die Ferne sich verlierend, zwey große Dörfer, deren Häuser sich kaum von den, durch den Strom heruntergewälzten Felsen unterscheiden; Gipfel von Pappel- und Maulbeerbäumen zeigen sich, weiterhin Schilf- und Kräutergeflechte; man steigt in das Thal von Beschierai [2]) durch in die Felsen gehauene und so steile Steige hinunter, daß man nicht begreifen kann, daß Menschen sich dahin wagen, auch gehen oft deren zu Grunde; ein von dem Felsenkamm, wo wir uns befinden, geworfener Stein würde auf das Dach dieser Häuser fallen, zu denen wir nicht gelangen würden, wenn wir eine Stunde lang hinabstiegen; oberhalb des Wasserfalles und des Schnees dehnen sich unendliche Eisfelder aus, die wie Dünste von bald grünen und bald blauen Tinten wogen; in der Entfernung einer Viertelstunde links, in einer Art kreisförmigen, durch die letzten Rücken des Libanons gebildeten Thale, sehen wir einen schwarzen Fleck auf dem Schnee; dieses sind die berühmten Cederngruppen, sie krönen wie ein Diadem die Stirne des Berges; sie sehen die Verzweigung der großen und zahlreichen Thäler, die sich in die Tiefe senken, das Meer und der Himmel sind ihr Gesichtskreis. Diese

[1]) Dschih S. 589, Z. 3.

[2]) Die wahre Aussprache ist weder Beschierai, wie P., noch Beschärri, wie B. schreibt, sondern Beschare بشعارة, d. i. die frohe Kunde, oder Beschrin بشرين. Dschih. S. 588.

Digitized by Google

Bäume nehmen mit jedem Jahrhunderte ab, die Reisenden zählten ehemals dreyßig bis vierzig, später siebzehn, dann ein Dutzend; nun stehen nur sieben, die man ihres Umfanges wegen mit dem Alter der Bibel für gleichzeitig halten kann; um diese alten Zeugen verflossener Zeitalter, welche die Geschichte der Erde besser kennen, als die Geschichte selbst, und die uns, wenn sie sprechen könnten, von so viel verschwundenen Reichen, Religionen und Menschenrassen erzählen würden, steht noch ein kleiner Wald von gelberen Cedern, die mir eine Gruppe von vier- bis fünfhundert Bäumen oder Sträuchen zu bilden schienen; alljährlich im Juny steigen die Bevölkerungen von Beschare, Eden und Kanobin, und die umliegenden Dörfer zu den Cedern herauf, und lassen an ihrem Fuße eine Messe feyern. Wie viele Gebete haben nicht in diesen Gezweigen widergehallt! wo wäre ein schönerer Tempel, ein dem Himmel näherer Altar! welcher Thronhimmel wäre majestätischer und heiliger, als die letzte Bergebene des Libanon, der Stamm der Cedern, und der Dom dieser geheiligten Zweige, welche so viele menschliche Geschlechter, die den Namen Gottes auf verschiedene Weise aussprechen, aber denselben in seinen Werken erkennen, und in seinen natürlichen Offenbarungen anbeten, beschattet haben und noch beschatten! Und auch ich betete in der Gegenwart dieser Bäume; der harmonische Wind, der in ihren tönenden Zweigen wiederhallte, spielte in meinen Haaren, und machte auf meine Augenlieder Thränen des Schmerzes und der Anbetung eiskalt stocken.«

Das Seitenstück zur Beschreibung des Cedernthales ist die folgende des Thales der Heiligen, wo die Klöster von Kanobin.

»Das Thal senkte sich Anfangs in breiten und sanften Abhängen am Fuße der Schneegefilde und der Cedern, die auf dem Schnee einen schwarzen Flecken bildeten; es entwickelte sich dann in Rasenstücken von gelblichem und zartem Grün, wie das der hohen Rücken des Jura oder der Alpen; eine Menge Silberfäden schäumenden Wassers, die hie und da vom Fuße des geschmolzenen Schnees hervorbrachen, durchfurchten diese rasigen Abhänge, und vereinigten sich am Fuße der ersten Felsenstufe in eine einzige Masse von Fluthen und Schaum; dort vertiefte sich das Thal auf einmal auf vier- bis fünfhundert Fuß, der Bergstrom stürzte mit demselben nieder, und sich über eine weite Oberfläche ausdehnend, bedeckte er bald die Felsen mit einem flüssigen und durchsichtigen Schleyer, trennte sich bald von denselben in hochaufspringenden Wölbungen, und endlich auf ungeheure spitzige, dem Gipfel des Berges entrissene Granitblöcke niederstürzend, brach er sich an denselben in flutenden Fetzen, und widerhallte als ein ewiger Donner; der Wind seines Falles kam bis zu uns, und indem er den tausendfarbigen Wasserrauch wie leichte Nebel davon führte, trieb er denselben durch das ganze Thal hieher und dorthin, oder hing denselben als Thau an den Zweigen der Sträuche, oder an den scharfen Felsenkanten auf. Sich gegen Norden verlängernd, breitete sich das Thal der Heiligen immer tiefer und weiter; dann beyläufig zwey Miglien von unserem Standpunkte näherten sich zwey nackte und schattenbedeckte Berge, sich einer gegen den anderen neigend, und kaum eine Oeffnung von einigen Klaftern lassend, wo das Thal mit seinen Rasen, seinen hohen Nebengeländern, seinen Pappeln, Cypressen und seinem Milchstrom endete und sich verlor. Ober diesen

Digitized by Google

zwey kleinen Bergen, die dasselbe so zusammenschnürten, sah man am Gesichtskreise einen See von tieferem Blau als der Himmel: dieses war ein Stück des syrischen Meeres, durch eine fantastische Bucht anderer Libanons Gebirge eingerahmt; dieser Golf war zwanzig Stunden von uns entfernt, aber die Durchsichtigkeit der Luft zeigte uns denselben wie zu unseren Füßen, und wir unterschieden sogar zwey segelnde Schiffe, welche zwischen dem blauen Himmel und dem blauen Meere aufgehangen, und durch die Entfernung verkleinert, zwey über unserem Gesichtskreise schwebenden Schwänen glichen. Dieses Schauspiel ergriff uns zuerst so sehr, daß wir unsere Blicke gar nicht auf das Thal hefteten; aber als die erste Verblendung vorbey, und als unser Aug den flutenden Dunst des Abends und der Wasser durchbrachen, wiederholte sich vor unseren Augen eine Scene anderer Natur. Fast mit jeder Wendung des Bergstromes, wo der Schaum ein wenig Platz für Erde ließ, zeichnete sich ein Maronitenkloster aus Steinen von blutigem Braun auf dem grauen Felsen, und sein Rauch erhob sich in die Lüfte zwischen den Wipfeln der Pappeln und Cypressen. Um diese Klöster schienen kleine, dem Felsen oder Bergstrom abgewonnene Felder, wie die mit der größten Sorgfalt gepflegten Blumenbeete unserer Landhäuser bebaut, und hie und da sah man Maroniten in ihren schwarzen Kapuzen, welche von der Feldarbeit zurückkamen, die einen mit dem Spaten auf den Schultern, die anderen kleine Heerden arabischer Füllen führend, einige das Pflugholz haltend und ihre Ochsen antreibend zwischen den Maulbeerbäumen. Mehrere dieser Wohnorte des Gebetes und der Arbeit waren mit ihren Kapellen und Einsiedeleyen auf den Vorgebirgen der zwey ungeheuren Bergketten aufgehängt; eine Anzahl derselben waren wie Grotten wilder Thiere, in den Felsen selbst gehöhlt, man sah nichts als das Thor, und oben demselben einen leeren Balken, an dem die Glocke niederhing, und einige kleine unter der Wölbung des Felsen in denselben gehauene Terrassen, wo alte und schwache Mönche erschienen, um Luft zu athmen, und ein wenig von Sonne zu schauen, wo nur immer ein Menschenfuß hingelangen konnte. An einigen Rändern der Abgründe konnte das Aug keinen Zugang entdecken, aber selbst da war ein Kloster, eine Einsamkeit, ein Gebethaus, eine Einsiedeley und einige Figuren von Einsiedlern, welche zwischen den Felsen und Gesträuchen herumgingen, arbeiteten, lasen oder beteten. Eines dieser Klöster war eine arabische Druckerey, für den Unterricht des maronitischen Volkes, und man sah auf der Terrasse eine Menge Mönche hin und hergehen, und auf Rohrgeflechten die Bogen von weißem Papier aufhängen. Nichts, wenn nicht der Pinsel, kann das Malerische dieser Abgeschiedenheiten schildern, jeder Stein schien seine Zelle, jede Grotte ihren Eremiten geboren zu haben; jede Quelle hatte ihre Bewegung und ihr Leben, jeder Baum seinen Einsiedler unter seinem Schatten. Wo immer das Auge sich hinwandte, sah es, wie das Thal, der Berg, die Abgründe sich wie durch seinen Blick mit einer Scene von Leben, Gebeten und Betrachtung beseelten, wie sie sich von diesen ewigen Massen hervorhoben, oder um sie zu heiligen, sich mit ihnen vermischten. Aber bald ging die Sonne unter, die Arbeiten des Tages hörten auf, und alle in dem Thale zerstreuten schwarzen Figuren kehrten in die Grotten oder Klöster zurück; die Glocken läuteten von allen Seiten die Stunde der Geistesversammlung und der Vesper ein; die einen mit der starken und schwingenden Stimme der großen Winde auf dem Meere, die anderen mit den zarten und silbernen Stimmen der Vögel im Kornfeld; diese klagend und entfernt wie die Seufzer in der Nacht

Digitized by Google

und in der Wüste; alle Glocken antworteten sich auf den zwey entgegengesetzten Seiten des Thales, und die tausend Echo der Grotten und Abgründe sandten sich das Getöne in verwirrtem widergehalltem Gemurmel zurück, vermischt mit dem Gebrülle des Beraströmes, dem Gesäusel der Cedern und den tausend hellklingenden Endfällen der Quellen und Wasserfälle, womit die beyden Seiten des Berges durchfurcht sind. Dann ein Augenblick von Stillschweigen, und ein neues sanfteres, schwermüthigeres, ernsteres Getön erfüllte das Thal; dies war der Gesang der Psalmen, der sich zugleich von jedem Kloster, jeder Kirche, jedem Bethaus, jeder Felsenzelle erhob, sich vermischte, bis zu uns heraufsteigend zu einem vasten Gemurmel ward, und einer einzigen melodischen Klage des ganzen Thales glich, welches Stimme und Seele erhalten hatte; dann durchduftete eine Wolke diese Luft, welche Engel hätten einathmen können; wir blieben stumm und bezaubert, wie die himmlischen Geister, als sie zum ersten Male über dem Erdball, den sie wüste wähnten, schwebend, von diesen Felsengründen das erste heraufsteigende Gebet [1]) der Menschen vernahmen; wir begriffen was die Stimme des Menschen vermag, um die erstorbenste Natur zu beseelen, und was die Poesie am Ende der Zeiten seyn wird, wann alle Gefühle des menschlichen Herzens erloschen, und von Einem verschlungen seyn werden, und die Poesie fürder hienieden nur Anbetung und Hymnus.«

Mit gleichem Malertalente wie die Thäler des Libanon beschreibt Hr. v. L. auch die Residenz Emir Beschirs.

13) Deirol Kamr, und seinen Sommerpallast Depededdin; die von ihm mitgetheilte geographische Nachricht über Emir Beschir, den greisen Fürsten des Libanon (mit dem der Verfasser dieser Anzeige vor sechs und dreyßig Jahren am Bord des Tigris mitsammen gekreuzt), ist der in geschichtlicher Hinsicht gehaltvollste Abschnitt der ganzen Reisebeschreibung. Berggren nennt das Dorf, wo sich der Sommerpallast Emir Beschirs befindet, Muchtara, und den Fluß, der dasselbe durchschneidet, Nehr-Awali [2]); er sagt, daß das von Nehr-el-Baruk durchströmte Thal Merdsch Besri an romantischer Schönheit dem oben beschriebenen Thale von Kanobin gleiche. Der Besuch Hrn. v. L.'s bey Lady Hester Stanhope, dieser Königin von Saba, auf Libanon, so wie seine malerische Beschreibung der

14) Ruinen von Baalbek, haben sogleich nach der Erscheinung seiner Reise in französischen und deutschen Zeitschriften verlautet; die Beschreibung der Ruinen von Baalbek ist so glänzend, daß zu zweifeln, ob dieselbe durch die Beschreibung der Ruinen von Palmyra, denen die von Baalbek an Umfang und Pracht sehr zurückstehen, hätte überboten werden können; wenigstens durch keinen anderen Reisebeschreiber als Hrn. v. L. selbst, wenn er Palmyra besucht hätte, wohin keiner unserer Reisenden

[1]) III. p. 173. Druckfehler, partie statt prière.

[2]) Berggren II. 213.

durch die Wüste vorgedrungen. Baalbek haben auch Pojoulat [1]) und Berggren besucht, und sich wie Hr. v. L. über die unter dem Namen Trilithon berühmten ungeheuren drey Steinblöcke erstaunt, nur weichen sie in der Angabe der Masse ab; nach Berggren soll der kleinste 60, der größte 62 Fuß und 9 Zoll in der Länge, so wie 12 Fuß in die Breite und Dicke messen; nach Hrn. v. L.: »un seul de ces moellons de Balbek avait soixante-deux pieds de long sur vingt-quatre pieds de largeur, et seize d'épaisseur;« überhaupt verhält sich B.'s Beschreibung zu der von Hrn. v. L.'s, wie die nüchternste Prose zur hochfliegensten Poesie, und ist mit der Beschreibung von Richter und Laroque zu vergleichen; der letzte las vor hundert Jahren die Inschrift am Gewölbe des Sonnentempels Divisio Mosei [2]), während Berggren Divisio Cho las, was nach ihm divisio chori geheißen haben soll. Richter hat auch Palmyra besucht, und überhaupt von Syrien mehr gesehen, als Poujoulat, Lamartine, Berggren, Prokesch und andere über ihre syrischen Reisen den Mund voll nehmende Beschreiber desselben, wie z. B. der Capitän Camille Callier, wenn er sagt: J'ai placé sur les flancs du Sannine les ruines de *Fakra*, et dans les montagnes du *Kesraouan*, celles du temple de Venus-*Astarté* et d'*Aphaca* [3]). Es ist sehr überflüssig, daß der Hr. C. C. C. Fakra und Aphaka auf die Gipfel des Sanin und Kesrewan versetzt und verlegt, da Richter schon vor zwanzig Jahren die Ruinen von Fakra im Schloß Kalaat Fakra, und die des Venustempels von Aphaka im Dorfe Afka besucht und beschrieben [4]), und auch Berggren (II. 193) dasselbe Afka neuerdings besucht hat. Eben so irrt sich Hr. v. L., wenn er

15) Zarklé (Sahle [5]) für eine erst vor wenigen Jahren gestiftete Stadt hält; doch war sie vormals nicht so bedeutend als heute, wo sie acht bis zehntausend Einwohner zählt, großen Handel mit Seide treibt, und täglich anwächst, so daß sie, wenn der Tod Emir Beschirs nicht die Einheit der Herrschaft, welche die Stärke des Libanons, zerstört, in zwanzig Jahren (nach Hrn. v. L.'s Prophezeyung) die erste Stadt in Syrien seyn wird; dieselbe fehlt auf den obigen Karten Syriens, eben so wie auf dem

---

1) VI. 244 u. f.

2) Voyage en Syrie I. 171.

3) Bulletin de la société de Géographie 1835. Janvier p. 17.

4) Wallfahrten im Morgenlande S. 100 und 107.

5) Berggren II. 195 nennt es Zachle, und erwähnt eine Viertelstunde davon des Grabes Noes.

Digitized by Google

östlichen Abhange des Libanon gegen Damaskus; das von Hrn. v. L. besuchte Dorf von

16) Hamana, dessen romantisches Thal mit denen des Libanons bey ihm alle Erinnerungen an die schönsten Alpenthäler verwischte [*]), und das er so malerisch beschreibt:

» Einer der schönsten Anblicke, die den Menschen auf Gottes Werke zu werfen gegeben, ist das Thal von Hamana, das uns zu Füßen liegt; dasselbe fängt mit einer schwarzen und tiefen, wie eine Grotte in den höchsten Felsen, und unter den Schneegefilden des erhabensten Libanons ausgehöhlten Schlucht an: man unterscheidet dieselbe erst nur durch einen Schaumstrom, der sich mit demselben vom Gebirge stürzt, und in dem Dunkel desselben eine bewegliche und lichte Furche zieht; das Thal erweitert sich unfühlbar von Stufe zu Stufe, wie sein Strom von Wasserfall zu Wasserfall; dann sich auf einmal gegen Westen wendend, und einen anmuthsvollen und biegsamen Rahmen bildend, wie ein Bach, der in einen Fluß fällt, oder der selbst zum Flusse wird, fällt diese Schlucht in ein anderes Thal, und wird selbst zum Thale; dasselbe dehnt sich mit seiner mittleren Breite zwischen zwey Bergketten auf eine halbe Stunde aus: es fällt gegen das Meer durch einen regelmäßigen und sanften Abhang ab; es vertieft sich oder erhebt sich in Hügel nach den Hindernissen der Felsen, die es in seinem Wege antrifft: auf diesen Hügeln trägt es durch Klüfte von einander getrennte Dörfer, ungeheure, von schwarzen Tannen umgebene Flächen, auf deren bebauten Platformen sich ein schönes Kloster erhebt: in diesen Schluchten gießt es alle Wasser seiner tausend Kaskaden aus, und rollt dieselben in funkelndem und tosendem Schaum. Die Seiten der beyden Wände des Libanons, wodurch es geschlossen wird, sind von schönen Tannengruppen, Klöstern und hohen Dörfern bedeckt, deren blauer Rauch längs den Abgründen dahin läuft. Zur Stunde, wo mir dieses Thal erschien, ging die Sonne im Meere unter; indem ihre Strahlen die Schluchten und Felsenklüfte in geheimnißvollem Dunkel ließen, glitten sie nur an den Klöstern, den Dächern der Dörfer, den Tannengipfeln, den höchsten über das Gebirge sich erhebenden Felsenspitzen dahin; die großen Wasser stürzten von allen Karnießen der beyden Berge, sprangen schäumend aus allen Felsenspalten, indem sie mit zwey breiten Silber- oder Schneearmen die Platforme, welche die Klöster, Dörfer und Tannenwälder trägt, umfingen. Ihr Getöse, dem der tiefen Orgelpfeifen in einer Cathedrale ähnlich, hallte von überall zurück und betäubte das Ohr. Selten habe ich so tief die spezielle Schönheit der Gebirgsansichten gefühlt; eine traurige, ernste, sanfte Schönheit, von ganz anderer Natur als die Schönheiten des Meeres und der Ebene, eine Schönheit, die das Herz in sich sammelt, statt es zu eröffnen, und die dem religiösen Gefühle im Unglücke verwandt zu seyn scheint; — melancholische Sammlung des Geistes, statt des religiösen Gefühles im Glück, welches Mittheilung, Liebe und Freude. «

Diesen Schluß gab Hrn. v. L. der Schmerz über den Tod

*) J'ai vu Naples et Siciles, les vallées des Apennins et celles des Alpes, de Savoie et de Suisse, mais la vallée de Hamana et quelques autres vallées du Liban effacent tous ces souvenirs. III. p. 146 — 147.

Digitized by Google

seiner Tochter Julia ein, sie starb zu Berytus (ehemals Julia Felix genannt), das für ihn infelicissima ward.

Zwischen Tripolis, von wo wir den Abstecher nach dem Libanon begonnen, und Beirut, erwähnt Berggrens Reisebeschreibung und Karte (Poujoulat ist dieses Weges nicht gekommen) nur zweyer Oerter, nämlich: 17) Batrun (Botrys) und 18) Dschebeil (Byblus); auf Le Paultres Karte findet sich noch das oben bey Tripolis erwähnte Belmont und Terbel, nach welchem das Dschihannuma den Berg [1]) gleichen Namens nennt. Um nur ein Beyspiel zu geben, wie viel künftige Reisende und Karten nachzutragen haben, wenn sie mit den morgenländischen Geographen in der Hand reisen und arbeiten wollen, führen wir hier die Namen auf, deren das Dschihannuma (S. 588) zwischen Tripolis und Beirut erwähnt; zuerst Burdschol-Behßaß, wobey ein schöner Quell, der oben im Verzeichnisse der Quellen vorgekommen; von hier bis nach Tripolis erstreckt sich der (oben bey den Wäldern genannte) Wald Unfi mit dem Kloster, das vormals nur blinde Mönche bewohnten; in der Nähe davon ist das Vorgebirge Widschhol-Hadschr [2]), d. i. das Steinangesicht, dessen Namen nur eine beyläufige Uebersetzung von Strabo's Theuprosopon; hiedurch wird Richters Vermuthung, welcher dieses Vorgebirg das von Karudsch oder Belmonte nennt [3]), zur Gewißheit. Hierauf folgt Burdschol Hawa, d. i. das Bollwerk der Luft, welches Richter die Burg der Winde nennt; dann Birolabd, d. i. der Brunn des Sklaven, und endlich Dschesedol-medfun, d. i. der vergrabene Leib in der Nähe von Betrun: also zwischen diesem und Tripolis, wo bisher auf den Karten gar nichts als Belmont steht, nicht weniger als ein halbes Dutzend durch eigene Namen bezeichneter Oertlichkeiten. 19) Die Stadt Beirut, das alte Berytus, beschreiben Hr. v. L. M., der sich hier länger als zu Tripolis aufgehalten, und P., der erste das Frauenbad aus dem Munde seiner Gemahlin, den ersten Anblick des Libanon, dann die Stadt selbst.

»Die Stadt nimmt einen anmuthigen Hügel ein, welcher sich gegen das Meer senkt, einige Erd- oder Felsenzungen laufen in die Fluten hinaus, und tragen türkische Befestigungen von malerischer Wirkung; die Rhede ist durch eine Landzunge geschlossen, welche die Ostwinde abwehrt; diese Landzunge, so wie die umliegenden Hügel, sind von dem reichsten Pflanzenwuchse bedeckt; überall sind Maulbeerbäume gepflanzt, und von Stockwerk zu Stockwerk auf künstlichen Terrassen erhöht; die

[1]) Siehe oben den Berg Nr. 26.

[2]) Im Idrisi heißt das Vorgebirg Unfol-Hadschr, d. i. Steinwase.

[3]) Wallfahrten im Morgenlande S. 116.

Digitized by Google

Carubenbäume von dunkelem Grün und majestätischem Dom, die Feigenbäme, die Platanen, Orangen, Granatenbäume und eine Menge anderer, unserem Himmelstriche fremder Bäume und Sträucher, dehnen über alle Theile des dem Meere nächsten Gestades den harmonischen Schleyer ihres verschiedenen Laubes aus; weiterhin auf den ersten Abhängen der Berge verlegen Olivenwälder mit ihrem grauen, aschfarbenen Grün dem Blicke den Durchgang; eine Stunde beyläufig von der Stadt fangen die hohen Ketten des Libanons an sich aufzurichten; sie öffnen ihre tiefen Schluchten, wo das Auge sich in den Finsternissen der Entfernung verliert; die Schluchten gießen ihre zu Flüssen angeschwollenen Ströme, sie selber laufen in verschiedenen Richtungen nach Tyrus, Sidon, Tripolis und Laodicea aus, und ihre ungleichen, entweder sich in den Wolken verlierenden, oder durch den Widerschein der Sonne gebleichten Gipfel gleichen unseren, mit ewigem Schnee bedeckten Alpen [1]). «

Hören wir nun Hrn. P. [2]) über Beiruts Lage und Bauart:

» Beiruts Erdreich stellte sich meinem, an die strengen Ansichten Palästinas gewohntem Auge mit einem unerwarteten Gesichte dar; ein ganz neues Land, und das in nichts dem, was ich in dem gelobten Lande gesehen, gleicht, entfaltete sich vor meinen Augen mit erstaunender Herrlichkeit; eine rothe und fette Erde dehnt sich auf eine lange Strecke zwischen dem Meere und dem Libanon aus, wie die, welche ich bey meiner Annäherung zu Ghasa und Athen gesehen; näher von Beirut große Pflanzungen von Maulbeerbäumen, eine große Anzahl von Palmen, ein Pinienwald, lange Alleen von Nopalen, mehr als dreyhundert Landhäuser zwischen Gärten zerstreut, fast wie die bastides bey Marseille; gegen Osten der grünende Abhang der Berge mit Dörfern und Klöstern bedeckt, gegen Westen das unermeßliche syrische Meer; dies sind die Andeutungen, mittels deren man sich einigen Begriff von der Schönheit dieser Perspective machen kann, welche durch den Anblick der Gebirge des Libanons groß und erhaben wird. Ich habe nichts so Bizarres, Unregelmäßiges und Außerordentliches, als den Bau des arabischen Viertels von Beirut gesehen; die aus Stein gebauten Häuser sind dort höher, als in irgend einer syrischen Stadt; Gewölbe, geheime Ausgänge, finstere Durchgänge, enge und gewundene Straßen flößen dem Reisenden, welcher versuchen will die Stadt zu durchwandern, zuerst eine Art von Furcht ein; jedes Haus gleicht einem großen unzugänglichen Kerker, und das moslimische Viertel besonders, scheint bloß von Gefangenen bewohnt zu seyn. Ich finde nichts schwerer, als in ein Haus zu Beirut einzudringen; der Despotismus muß manchmal verlegen seyn, seine Hausdurchsuchungen zu vollziehen; man kann auch sagen, daß jedes Haus einen Vertheidigungsplatz darbeut; man sieht, daß die letzten Erbauer der Stadt kriegerische Männer waren, welche aus Beirut eine Citadelle machen wollten. «

Westlich von der arabischen Stadt sind die Ruinen des alten Berytus, eine Cisterne, die Reste einer Wasserleitung und alte Bäder; die Ruinen gegen das Meer zu waren wahrscheinlich das Theater des Agrippa; drey, vier Stunden südöstlich von Beirut besuchte P. den Pinienwald, aus welchem Balduin und seine

[1]) I. p. 195.

[2]) Corresp. d'Orient VI. p. 120.

Digitized by Google

Waffengefährten das Holz zu ihren Kriegsmaschinen nahmen, und bemerkt, als einen Irrthum Volney's Angabe, daß dieser Wald erst von Fachreddin, die Luft zu reinigen, gepflanzt worden sey. P. besuchte von hieraus die schon bey den Flüssen erwähnte Quelle des Lykos und Reste der antoninischen Straße, und dann den in der Geschichte der Kreuzzüge berühmten Engpaß von Berytus. Hr. v. L. M., der sich hier länger aufhielt, miethete fünf Häuser, und equipirte vierzehn Pferde mit arabischem Sattel und Zeug, was er mehrmal sagt, und was eine der diesem Werke vorgeworfenen Nachläßigkeiten von Wiederholungen [1]).

Zwischen Beirut und Ssaida bemerkt Hr. P. bey dem Dorfe 20) Jonin Ruinen, welche er wahrscheinlich für die Ruinen von Strabo's Leontopolis, das eines mit Porphyleon, hält [2]); 21) zu Ssaida, dem ehemaligen Sidon, sah B. Tamarindenbäume von der Höhe der größten und ältesten Cypressen, und die herrlichsten Bananen [3]). P. setzt die Bevölkerung auf sechstausend Seelen an [4]), erinnert sich, daß Fachreddin den Hafen mit Erde verschüttete, um den Galeeren des Sultans den Zugang zu wehren, und der Industrie und Kunstfertigkeit der Sidonier, welche schon Homer, als in allen Dingen geschickt, preist. Zwischen Ssaida und Ssur (Sidon und Tyrus), drey Stunden nördlich der Mündung des Kasimije, ist das Schloß 22) Ssarfend, nicht Zarfa oder Sarphan, das alte Sarepta, dessen Thal der alte französische Reisende Roger mit dem Thale von Montmorency vergleicht [5]); drey Viertelstunden von Sarepta, rechts vom Wege, ist ein langer Berg von Grabhöhlen, welche die Araber, nach Hrn. P.'s Angabe, die Grotten von Adnun nennen, wahrscheinlich verhört für Adlun, welches Edrisi unmittelbar vor Ssarfend, als ein Schloß am Meere nennt; nur eine Stunde unter Ssaida ist eine Quelle, genannt El-Borok (nicht zu verwechseln mit dem bey Ssaida mündenden Flusse Barok). Unmittelbar vor Tyrus, drey Stunden vor der Stadt, erhob sich das in der Geschichte der Kreuzzüge berühmte Schloß von 23) Thoron, dessen P. aus der Geschichte Michauds

[1]) I. p. 215. Je fais faire des selles et des brides arabes pour quatorze chevaux, und gleich wieder S. 233: j'ai achète quatorze chevaux arabes — j'ai fait faire les selles et les brides à la mode du pays, sechs Zeilen weiter kommen die Carvas vor, als des Turcs qui remplacent les janissaires, soll Kawaß heißen, d. i. eine Art Schaarwache, deren Einrichtung in der türkischen Staatszeitung bekannt gemacht worden ist.

[2]) Corresp. d'Orient VI. p. 118.

[3]) Berggren II. 217.

[4]) V. 516. [5]) V. 514.

Digitized by Google

erinnert, ohne aber über die heutige Existenz oder den Namen desselben etwas Näheres zu wissen. 24) Sour (das alte Tyrus ist heute nur noch durch die Erinnerung an ihre alte Herrlichkeit und ihre Belagerungen, die sie durch Alexander und Salaheddin ausstand, merkwürdig: Hr. P. fand den Hügel wieder, auf welchem Salaheddins Zelt stand, welcher heute Samatschuk heißt, und wohin einige Reisenden die Ruinen von Alttyrus, und den Tempel des Herkules verlegen*). »Tyrus,« sagt Hr. v. L. M., »durch das spitzige äußerste Ende eines Vorgebirgs getragen, scheint »aus den Fluten zu steigen; von weiten scheint sie eine schöne »neue, weiße und lebende Stadt, die sich im Meere beschaut; aber »sie ist nur ein schöner Schatten, der, wie man näher kömmt, »verschwindet. Einige hundert zerfallender und fast verlassener »Häuser, wo die Araber Abends große Herden von Schafen und »schwarzen Ziegen mit langen herabhangenden Ohren versammeln, »welche vor uns in der Ebene vorbeyziehen; dies ist das heutige »Tyrus. Sie hat keinen Hafen mehr auf dem Meere, keine »Straßen mehr auf dem Lande, die Prophezeyungen sind längst »an ihr erfüllet worden.« Hr. v. L. M. fand eine Erfüllung derselben auch in fünf Adlern, die auf dem Wege auf den Felsen saßen, und nach Tyrus wie nach ihrer Beute hinschauten. Er hatte sich kurz vorher an die Verse aus seinem schönen, an der Spitze seiner Reisebeschreibungen stehenden, an die Akademie von Marseille als Abschied gerichteten Gedichte erinnert:

Je n'ai pas entendu sous les cèdres antiques
Les cris des nations monter et retentir,
Ni vu du noir Liban les aigles prophétiques,
Descendre au doigt de Dieu sur les palais de Tyr.

Als er die fünf Riesenadler sah, mußte er seine Vernunft zu Hülfe nehmen, um hinter denselben nicht »die große schreck»liche Figur des Dichters der Rache Ezechiels zu sehen, der über »dieselben sich erhebend, ihnen mit dem Auge und dem Finger die »Stadt zeigte, welche ihnen Gott zum Fressen vorwarf, während »der Wind des göttlichen Zorns die Fluten seines weißen Bartes »zerwühlte, und das Feuer des himmlischen Grimms in den Au»gen des Propheten strahlte.« Alles dieses ist recht schön gesagt, nur Schade, daß dieser poetischen Vision die ganze biblische Unterlage fehlt, denn im ganzen Ezechiel ist von Adlern, welche vom Libanon auf Tyrus niedersteigen, und denen der Herr die Stadt zum Fraß vorwirft, mit keiner Sylbe die Rede; nur im siebzehnten Kapitel wird zweyer Adler, aber keineswegs der

*) Corresp. d'Orient V. S. 507.

Digitized by Google

Stadt Tyrus erwähnt, und noch an zwey anderen Stellen [1]) der Adlergesichter und der Adlerflügel des Thieres mit vier Angesichtern, welches der Prophet am Wasser Chobar (Choaspes) sah, und das kein anderes, als der persische (hernach hebräische) Cherub, d. i. das bekannte, am Eingange der Ruinen des Pallastes von Persepolis abgebildete, symbolische Thier mit dem Menschenkopfe, Adlerflügeln und Stierhufen, aus welchem Heeren so mal à propos eine menschenfressende Bestie (dem Martichoras des Ktesias) gemacht, während dieses Thier von Persepolis nur eines und dasselbe mit dem Thiere von Chobar. In der Nähe von Tyrus sind die unter dem Namen von Salomons Brunnen bekannten drey Wasserbecken, deren arabischer Namen 25) Resal-ain, d. i. Quellenhaupt, welche Salomon gegraben haben soll, um Tyrus und seinen König Hiram für die zu dem Tempelbau geleisteten Dienste zu belohnen. »Hiram hatte den Marmor »und die Cedern des Libanons herbeygeführt. Diese unermeßlichen Brunnen haben jeder wenigstens sechzig bis achtzig Schuh »im Umfange; man kennt ihre Tiefe nicht, und einer derselben ist »grundlos. Niemand hat noch erforscht, durch welchen geheimen »Zugang das Wasser des Gebirgs dahin gelangen kann; bey näherer Prüfung wird es wahrscheinlich, dieses seyen vor ihrer »Wiedererfindung längst erfundene artesische Brunnen [2]).« Die Griechen nannten sie Callirhoé; P. widerlegt die Meinung der Gelehrten, welche sie für den Born lebendiger Wasser hielten, und wovon im hohen Liede die Rede, und dessen oben bey den Flüssen unter Nr. 30 erwähnt worden, indem die Wasser dieser Brunnen nicht vom Libanon kommen.

26) Akka, das alte Ptolemais, so berühmt durch die Belagerungen von Richard Löwenherz und Bonaparte, und durch die Vertheidung Saladins und Sir Sidney Smiths, hat mit vollem Rechte die Aufmerksamkeit Hrn. P.'s in Anspruch genommen, welcher sich aber als guter Franzose nur mit der Lokalität der ersten Belagerung beschäftigt, und die verschiedenen in der Geschichte der Kreuzzüge erwähnten, umherliegenden Hügel ausmittelt [3]). Gegenüber von Akka, am Fuße des Karmel, liegt 27) Haifa (so und weder Chaifa noch Kaifa schreibt der von Hrn. v. Prokesch citirte Scherif Idris den Namen dieser Stadt) ist heute nur eine versandete Rhede [4]). B. und P. geben die Namen der Flüsse Akka's, die schon oben vorgekommen; 28) At-

[1]) Kap. I. Vers 10., Kap. X. Vers 14.

[2]) Souvenir II. p. 13.

[3]) Corresp. d'Orient V. 522.

[4]) Reisen ins heilige Land S. 90.

Digitized by Google

lit ist der arabische Namen des am Meeresufer gelegenen, in der Geschichte der Kreuzzüge so berühmten Schlosses der Pilger [1]). Hierauf folgt 29) Tantura, das ehemalige Dora, von Pompejus dem Großen erobert, nebst Ghaza Joppe und Cäsarea zu Syrien geschlagen [2]); zwischen Atlit und Tantura liegt 30) das Dorf Ssarfend, welches zum Unterschiede von dem obigen (Sarepta) Ssarfend [3]) in der Ebene genannt wird. Außer diesen beyden Ssarfend gibt es noch zwey andere, deren B. erwähnt, nämlich 31) Ssarfend el-Ammar bey Ramla [4]), und 32) Ssarfend el-Charab, d. i. das wüste [5]); von 33) Cäsarea, dieser ehemals so berühmten Stadt, sind nur täglich sich mehr versandende Ruinen [6]), deren nur Berggren mit der Erinnerung an die alte Herrlichkeit der Stadt erwähnt; 34) Arsur oder Arsuf, zwey Stunden nördlich von Jaffa, berühmt durch die Schlacht mit Saladin, und den schon oben erwähnten Wald [7]); bey 35) Jafa, dem Hafen der Jerusalemsfahrer, erwähnt Hr. P. des (auch vom Schreiber dieser Zeilen ein Jahr nach der That betretenen) Blutfeldes, wo eine Legion türkischer Gefangener (3—4000) unter den Kugeln der Soldaten Bonapartes blutete [8]). Von Jafa reiste Hr. P. nach Süden, in der von uns bey dieser Uebersicht verfolgten Richtung, nach Ghasa; der erste Ort ist 36) Jbne, das in der Geschichte der Kreuzzüge durch seine Herren so berühmte Schloß Jbelim [9]), und 37) das Dorf Nebe (das Nebo in Ruben), eine Stunde nördlich von Jbelim; 38) das Dorf Esdul steht auf der Höhe, wo sich ehemals Azot erhob, eine halbe Stunde jenseits des Stromes von Sukrek; eine Stunde weiter 39) Hamami, qui veut dire colombe, wenn so, muß es Himami heißen, denn Hamami heißt das Badedorf; wenn es das Taubendorf heißt, so ist Hrn. P.'s Bemerkung [10]), daß Askalon der Geburtsort von Semiramis gewesen, deren Namen auf assyrisch Taube hieß, eine sehr lichtvolle; eine halbe Stunde weiter das Dorf 40) Machdal (Medschdil) und dann die Ruinen des von der ältesten bis in die neueste Zeit so berühmten 41) Askalon, von welchem die Zwiebelart der

[1]) Berggren III. 174.
[2]) Derselbe III. 172.
[3]) Correspondance d'Orient p. 172 Sarphanto wie Mescdil, statt Medschdil.
[4]) Berggren III. 163.
[5]) Ebenda S. 162.
[6]) Corresp. d'Orient IV. 160.
[7]) Ebenda V. 422.
[8]) Ebenda V. 365. [9]) Ebenda V. 372. [10]) S. 389.

Digitized by Google

Schallotte ihren Namen hat, und deren Einwohner schon zu Herodots Zeit durch eine Art venerischer Krankheit übel berüchtigt. Lady Stanhope ließ hier vierzehn Tage lang durch dreyhundert Araber nachgraben, wobey vierzig Säulen, darunter drey porphyrene, in Vorschein kamen. Hr. P. bestätigt Volneys Bemerkung, daß sich das Meer hier täglich zurückziehe; eine Viertel Stunde nördlich vom Schlosse Askalons ist das kleine arabische Dorf 42) Dschora, neben einem Thale voll Feigen, Palmen, Granaten und Orangenbäumen, welche in der Nähe einer so tief verwüsteten Stadt der malerischen Ansicht dieses Thales eine melancholische Tinte geben [1]). Gauthier Vinisauf nennt von den alten Ruinen Askalons den Thurm der Mädchen, der Schilde, des Blutes, der Emire, der Beduinen, von denen noch die Trümmer längs den Mauern zu sehen. Auf dem Wege von Askalon nach Ghasa kam Hr. P. durch die Dörfer 43) Erbaa, 44) Barbara, 45) Deresner? (vermuthlich Deir esmer, d. i. das braune Kloster). 46) Beit Anun; Hr. P. bemerkt, daß er diese Oerter nenne, weil wenig Reisende vor ihm hier durchgekommen, und wir nennen sie nach ihm zur Bereicherung künftiger Karten, indem dieselben selbst auf der bisherigen besten, nämlich den obigen, nicht zu finden. 47) Jasur, drittehalb Stunden von Askalon, auf einem Hügel gelegen, hält P. für Guérite-Blanche oder Blanche Garde, das Tell Moßafa der arabischen Geschichtschreiber, und erwähnt zwischen demselben und Jafa der beyden Dörfer 48) Dscheije und 49) Ghuli [2]); auch bestimmt er die Lage des i. J. 1163 erbauten Schlosses 50) Bersabee. 51) Ghasa, dessen heutige arabische Aussprache Hr. P. Razzé schreibt, ist der äußerste Punkt, welchen unsere Reisenden an der Küste berührt haben, und daher auch an derselben das Ende unseres Küstenperiplus; indem wir uns nun nach dem Binnenlande wenden, und zwar von Akka aus, welches auf derselben Höhe, mit dem nördlichen Ende des Sees von Tiberias, während Ghasa auf derselben Linie mit Hebron am todten Meere, welches die südlichste, nur von P. und B. besuchte Stadt Palästinas. Ghasa bietet dem Reisenden nichts Merkwürdiges dar. Die Christen zeigen dem Reisenden die Stätte des Tempels, unter dessen Schutt sich Simson mit dreytausend Philistern begrub, und den Ort, wo das Schloß stand, das Bonaparte von Grund aus zerstörte. Das Serai ist ein großes Gebäude mit zahlreichen Höfen, Sälen und Terrassen, die weite Aussicht in die Ferne gewähren, aber Alles zerfällt aus Mangel an Erhaltung.

[1]) Corresp. d'Orient V. 385.

[2]) Ebenda V. 416.

Digitized by Google

Weder zu Smyrna, noch zu Constantinopel, gibt es einen größeren Chan als zu Ghasa, und nirgends in Syrien eine größere Verschiedenheit von Trachten; Christen, Türken, Araber, Fellahe, Aegypter, Barbaresken, Alle unterscheiden sich durch die Gestalt oder Schattirungen ihrer Kleider, durch eine eigene Art den Turban zu tragen, oder ein Tuch um den Kopf zu winden. Die Moslimen gehören theils dem Ritus Hanefi, theils dem Ritus Schafii an, und jeder dieser beyden Ritus hat einen eigenen Mufti; die Stadt wird in fünf Quartiere abgetheilt, welche Hr. P. Aret (soll heißen Haret) schreibt; nämlich 1) Seitun, d. i. der Olive, 2) das des Serai, 3) das der Fellahin, d. i. Feldbebauer, 4) Derasi, d. i. der Druſen, und 5) Tufan, d. i. der Waſſerflut oder des Orkans; faſt alle Häuſer Ghasa's haben einen mit Nopalen, wie mit einer grünen Mauer umgebenen Garten und viele Grabmale, die nicht minder ſchön als die von Skutari. Zwiſchen Akka und dem See von Taberije liegt 52) Ssafurije (Sephoris oder Saphora), ehemals unter dem Namen Diocäſarea bekannt, die Hauptſtadt Galileas, das Hauptquartier der Kreuzfahrer in ihrer i. J. 1187 53) zu Hittin am 5. July erlittenen fürchterlichen Niederlage [1]); das Thal von Ssafurije iſt ein Theil der berühmten Ebene von Sebulon, nach dem Stamme genannt, der hier ſeinen Sitz hatte. Ssafurije iſt durch eine Hügelreihe 54) von Kana getrennt, welches das, wo das Wunder der Verwandlung des Waſſers in Wein Statt fand; nicht zu verwechſeln mit einem zweyten, etwas weiter gelegenen 55) Kana [2]). Zwiſchen Haifa und dem erſten Kana liegt, am Ausgange der Waldhügel, das große, mit einem Schloſſe verſehene chriſtliche 56) Dorf Schufaamir [3]). Das Schlachtfeld, das Feld der berühmten Schlacht von Tiberias, fand Hr. G. de Ker am Fuße des Hügels, welcher 57) das Dorf El-Maid krönt, wo ehemals die Stadt Geth Epher ſtand, und wohin einige Geographen das durch ſeine von den Römern ausgeſtandene Belagerung berühmte Jotapat ſetzen [4]); die Templerſchlacht von Nazareth hatte am 1. May 1187 Statt, und die Niederlage der Templer, die von ihrem, gegenüber des Tabors, gelegenen Schloſſe Belvoir auszogen, ward (nach Hrn. v. Ker) durch Bonapartes Sieg am 11. April 1799 vergolten; beyde Schlachten heißen die von Nazareth, das in

[1]) Berggren II. 232.

[2]) Corresp. d'Orient V. 458, und Prokeſch S. 137.

[3]) Auf Paultres Karte Chefamer, und bey Prokeſch Schfamer, Reiſe ins heilige Land S. 141.

[4]) Corresp. d'Orient V. 461.

Digitized by Google

der Nähe. 58) Nazareth, das von allen Reisebeschreibern des gelobten Landes zur Genüge beschriebene, beschreiben auch wieder Berggren und Prokesch [1]); der arabische Namen ist El-Naßiret, was nicht das blühende, sondern das hülf- oder siegreiche heißt; es hat dermalen 12000 Einwohner, worunter 500 Christen; gleich außer dem Städtchen ist der schöne, nach der heiligen Jungfrau genannte Brunnen. Nach dem Jordan zureitend, ließ Hr. v. Prokesch links das Dörfchen 59) Eyn-Mechel (Ain Mahall?), und in der Ebene zur Rechten 60) den Ort Dabura, welcher entweder das Debora zwischen Rama und Bethel, auf dem Gebirge Ephraim, oder das Dabrath des Josue. 61) Taberije ist das alte Tiberias, nach welchem der See den Namen hat, das Feld der Schlacht von Hittin oder Hottein, hat Hr. v. Ker abgeschritten; er besuchte auch 62) Nablus (verstümmelt aus Neapolis), das alte Sichem, zwischen den Bergen Garizim und Hebal gelegen. Die Bewohner von Nablus sind das unruhigste Volk von ganz Syrien, und haben sich zu jeder Zeit wider die syrischen Paschen empört [2]). Von den Ruinen von 63) Sebaste sind sechs Stunden nach 64) Dschenin, das in einer Ebene gelegen, zweytausend Einwohner zählt [3]). Der Tabor wird von den Arabern Dschebelen-Nur, d. i. der Lichtberg genannt. Am Garizim liegt sehr malerisch das Dorf 65) Seita [4]); zwischen dem Tabor und dem See das Dorf 66) Lubi, das wie das am Fuße des Tabors gelegene Dorf 67) Fulé in der jüngsten Kriegsgeschichte der französischen Feldzüge in Syrien durch Waffenthaten nicht minder berühmt, als in der der Kreuzzüge Nazareth und Hittin. Am Fuße des Tabors ist die Ebene Schifa, welche Hieronymus Saronas nennt, und längs des Kischon dehnt sich die Ebene von Esdrelon aus, heute Merdsch-Ben Aamir. Taberije zählt 4 — 5000 Einwohner, unter denen 2 — 300 Israeliten, größtentheils europäischer Abkunft, welche hieher kommen, um hier in heiliger Erde begraben zu werden [5]); dicht vor der Stadt sind die warmen Bäder Hamam, das Ammaus des Josephus, nicht zu vermengen mit 68) Emmaus, wohin der Herr Jesus ging. Nördlich am See von Tiberias ist das nur von Berggren besuchte Dorf 69) Kefrnaim (Capharnaum), von den Arabern heute Kefr Telhum genannt, wel-

[1]) Berggren II. 232, und Reisen ins heilige Land S. 131.
[2]) Corresp. d'Orient V. p. 476.
[3]) Ebenda S. 477.
[4]) Ebenda S. 471.
[5]) Berggren II. 244.

Digitized by Google

chen Namen Berggren nicht unwahrscheinlich von Telonium ableitet [1]). Am südlichen Gestade des Sees nennt Prokesch 70) das Dörfchen Schannag; er hält irrig Scythopolis, das Betschæan oder Betsan der Schrift für das heutige 71) Koheb, indem jenes die heutige Stadt 72) Beisan, eine halbe Stunde von Ledschun, berühmt durch ihre Datteln, Reis, Colokasia und Zuckerrohr [2]). Am nördlichen Ende des Sees von Tiberias ist das Thal Josephs (Dschib Jusuf), wo der Brunnen gezeigt wird, in welchen Joseph von seinen Brüdern geworfen worden; östlich davon das von Berggren allein besuchte 73) Szafed, von den Juden Swas genannt, und von ihnen nicht weniger heilig gehalten, als wie Tiberias, weil hier und dort mehrere ihrer größten Lehrer lebten und starben [3]). Vier Stunden von Nablus ist auf einem hohen Berge das Schloß 74) Sanur, dessen Namen aus Senior oder Seignor verstümmelt worden seyn soll, und in welchem 2000 Fellahe die Belagerung Abdollahpaschas aushielten [4]). Zwischen Jafa und Jerusalem liegt das schon aus der Apostelgeschichte bekannte Städtchen 75) Lidda, dessen Prokesch erwähnt [5]); allein nach der ausdrücklichen Angabe des Dschihannuma ward das alte Lidda vom Chalifen Suleiman, dem Sohne Abdol Meliks zerstört, der aus den Ruinen Ramla erbaute; in der Nähe ist der Queckfilberbrunn, wo nach moslimischer Sage am jüngsten Tage Jesus den Antichrist erschlagen soll [6]). Das eine Stunde davon gelegene 76) Ramla ward bisher von Einigen für Rama in Ephraim, von Anderen für Arimathäa oder Ramathain, das Ramatha des Josephus gehalten; aber Berggren bemerkt mit Recht, daß dieses (Samuels Geburts- und Begräbnißort), eine Meile nördlich von Jerusalem lag [7]). Prokesch nennt auf dem Wege von Ramla nach Nazareth die Dörfer 77) Hudije, 78) Mir, 79) Dör-Adeß (?), 80) Kaffr-Suba, 81) Karentsanüh (?), welches eine zerstörte Feste mit den Ruinen einer Kirche, von wo aus er 16 Orte am Gebirge, jedes ummauert, einer Feste gleich, zählte [8]). Indem wir es den Lesern überlassen müssen, die Be-

[1]) Berggren II. 250.

[2]) Dschih. S. 561.

[3]) Berggren II. 254. im Dschih. S. 569.

[4]) Corresp. d'Orient V. p. 123 und 424.

[5]) Reisen ins heil. Land S 126.

[6]) Dschih. S. 563.

[7]) Prokesch S. 37 und 125. Corresp. d'Orient IV. 173. Berggren III. 161.

[8]) Reisen ins heil. Land S. 125 — 127.

Digitized by Google

schreibungen von Jerusalem, in den hier angezeigten Werken, selbst zu lesen, und wir sie auf seinen Wanderungen durch die Stadt und um die Stadt unmöglich begleiten können, müssen wir einer von uns ganz zufällig gemachten topographischen Entdeckung erwähnen, welche die sogenannten Gräber der Könige betrifft, worüber alle Reisende bisher so viel gesprochen, ohne zu einem genügenden Resultate zu kommen. Hr. v. Chateaubriand hat dieselben, mit aller Pracht seines Styles, beschrieben; Hr. Poujoulat, welcher dieser Beschreibung erwähnt, hält sie für das Grab Helenens, der Königin von Adiabene [1]); Berggren zeigt, wie so viele andere Reisende vor ihm, daß es die Gräber der Könige Juda's, welche theils in der Stadt, theils im Garten Usa begraben lagen, nicht seyn können [2]). Prokesch meint mit anderen, daß es die Gräber der Familie Herodes seyen [3]), welche Josephus, als im Norden der Stadt gelegen, erwähnt. Daß die Gräber der Familie Herodes und das Grab Helenen's von Adiabene im Norden der Stadt erwähnt werden, ist kein Zweifel; aber einen ganz neuen Aufschluß über diese, auf der Nordseite der Stadt, nicht ferne von Gethsemane gelegenen Königsgräber, gibt ein bisher ganz unbekanntes Lobgedicht Hasan Ben Sabits, des Dichters, Lobredners des Propheten, auf Dschebele, den Sohn Eihems, den letzten der Könige von Ghasan, aus welchem hervorgeht, daß die Gräber dieser Könige, zu Jerusalem in der Nähe des Grabes Marias.

Gesegnet sey von Gott des Hauptes Königsbinde,
Die von Urzeit an schon mit ihm erschaffen ist;
Sie wird getränket nun von Rosenwasser linde,
Indeß der Moschuswein in Ketten niederfließt.
Heil Dschofne's Söhnen! die beschenkt mit hohen Gaben,
Den Grabort in der Näh' vom Grab Marias haben.
Von Angesichte weiß, großmüthig von Natur,
Ihr Saum durchduftet mit des Urgeruches Spur.
Sie sollen leben bis die Hunde nicht mehr klaffen,
Und nach Ankommenden nicht mehr die Städter gaffen [4]).

Anderthalb Stunden weiter 82) Kahun; auf dem Wege von Ramla nach Jerusalem, nennt Prokesch nur den ersten Ort nach Ramla 83) Colonia, und den letzten vor Jerusalem 84) Errit el-Enneb [5]) (Erdhol Aneb? d. i. Jubebenerde). Pou-

[1]) Corresp. d'Orient IV. 360.

[2]) III. S. 83—84.

[3]) Reisen ins heil. Land S. 99.

[4]) Abenteuer Dschebele's des Sohnes Eihem's in der österreich. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde, Nr. 19. 1836.

[5]) Ebenda S. 41 und 123.

joulat beschreibt genauer die gewöhnliche Straße der Pilger von Ramla nach Jerusalem und nennt auf derselben 85) Kafr-Amoas (auch ein Emmaus); 86) Atrum oder Latrum, dessen Herr zur Zeit Christi der gute Schächer gewesen seyn soll; 87) das Dorf Deriu, links am Wege, welcher durch die Thäler Wadi Ali und Haßije nach dem Dorf 88) Anathot geht; 89) das Dorf von S. Eremias, welches die Kreuzfahrer für Emmaus hielten, und von wo Tancred zur Befreiung Jerusalems auszog, dann durch das Terebinthen-Thal, welches die Siebzig das Eichenthal nennen, über den Strom, in welchem David die fünf Kiesel zur Bekämpfung Goliaths auflas, nach dem obenerwähnten Colonia [1]). Ehe wir nach Jerusalem einziehen, sey noch der beyden oben bey Aufzählung der Dörfer an der Küste übersehenen 90) Ali Ibn Harami und 91) Dschalib erwähnt, von welchen Poujoulat seinen Weg nach Ramla nahm, und wo er des Flusses gedenkt, welchen die Chroniken Rochetalie, die Araber Leddar nennen, und welcher auf den Karten ungenannt, der linke Zufluß des Flusses von Arsuf zu seyn scheint [2]). P. ist nicht der Meinung des Pater Nau, daß das Dorf Ali Ibn Harami, das alte Antipatris, sondern glaubt, daß dieses anderswo zu suchen sey; 92) Jerusalem ist als das Hauptziel der Reise aller Jerusalemsfahrer, auch von unseren Reisenden so umständlich beschrieben worden, daß wir, wie gesagt, ihnen hier nicht folgen können, und nur bemerken müssen, daß es keinem derselben, wie früheren Reisenden (Alibeg und Dr. Richardson [3]) gelungen, in das Heiligthum der Moschee El-Akßa, d. i. des Opferfelsens, zu dringen; Hr. v. Prokesch begnügte sich, dieselbe von Weitem mit dem Glase zu besehen [4]); die heutigen Mauern sind nicht, wie er angibt, i. J. 1543, sondern nach der von Berggren [5]) umständlich mitgetheilten Inschrift im 944sten Jahre d. H., d. i. i. J. 1537 erbauet worden. Berggren, in dessen Reisebeschreibung die Topographie Jerusalems ein Drittel des zweyten Bandes, und die Hälfte des dritten füllt, ist überhaupt der genaueste und umständlichste in der Ortsbeschreibung der heiligen Stadt. Der Namen Jerusalem ist wohl nicht wie Hr. v. Pr. meint aus Jebusalem, sondern aus Hieroschlaim entstanden; er gibt sieben Thore Jerusalems an, nennt aber nur vier derselben, vierzig Thürme und sechs und zwanzig Halb-

[1]) Corresp. d'Orient IV. 178 — 187.

[2]) Ebenda IV. 170.

[3]) S. Jahrbücher der Litteratur I. Bd. S. 74.

[4]) Reisen ins heil. Land S. 77.

[5]) II. S. 320.

Digitized by Google

thürme [1]); Berggren nennt sechs Thore: a) das Schloßthor, welches auch das von Hebron, Bethlehem oder Jaffa heißt; b) das Thor von Damaskus, auch das Säulenthor genannt, Babol Amud (richtig so bey B. und unrichtig Bab-el-Hamond bey Pr.); c) das Blumenthor, von den Christen das des Herodes genannt; d) das Thor Babol Mihrab, d. i. des Hochaltars oder Asbath, d. i. der Zünfte, von den Christen das Thor des heil. Stephans oder der heil. Jungfrau genannt; e) das Thor der Maghrebin: f) das Thor Davids, von den Christen das Sionsthor genannt; g) das goldene Thor, das zum Tempel führte, von den Moslimen das Thor der Barmherzigkeit (Baber-Rahmet) genannt. Das Dschihannuma [2]) gibt acht Thore an, nennt aber nur sieben, nämlich a) das Sionsthor, wo David begraben und wo die Gräber der Juden und Christen; b) das Thor der Wüste (Babet-Tih); c) das Thor des Pallastes (Balat); d) das Thor des Jeremias; e) das von Jericho; f) das der Säulen, und g) das des Hochaltars. Die Identität dieser Thore mit dem Dutzend des alten Jerusalems ist noch immer nicht gehörig ins Klare gesetzt; über die unendliche Traurigkeit, welche der Aufenthalt in den menschenleeren Gassen Jerusalems einflößt, sind die beyden französischen Reisenden einstimmig, und Hr. v. L. M. flößt sie seinem Leser ein; er malt mit Rembrandschen Pinsel die Verödung der vasten Gassen und des vom Quelle Siloe durchströmten Thales; nach diesem wird das kleine Dorf 93) Siloe, von den Einwohnern Siluam, am südlichen Abhange des Aergernißberges gelegen, genannt [3]). Das von Hrn. Poujoulat besuchte Dorf 94) Bethanien heißt heute El-Asarije, d. i. das des Lazarus [4]), nicht zu verwechseln mit Bethulien, welches am Fuße des Franzosen- oder Paradiesesberges, zwey Stunden westlich von Bethlehem gelegen, heute 95) Beit Taamar [5]) heißt. Bey Raumer fehlt der heutige Namen von Bethulien, so wie der von Hadad Rimmon, welches vermuthlich auf der Stelle des heutigen 96) Hom-kaded [6]). Nordöstlich von Bethanien liegt 97) Jericho, berühmt durch den Verfall seiner Mauern, und durch die Rosen-, Palmen- und Balsamstauden seiner herrlichen Ebene; die letzte ist nicht die des Opopobalsams, welche weder hier noch bey Engaddi anzutreffen, sondern der

[1]) S. 87. [2]) S. 565.

[3]) Berggren III. 60.

[4]) Corresp. d'Orient IV. 221.

[5]) Berggren II. 253.

[6]) Corresp. d'Orient IV. 167.

Digitized by Google

Balsam von Jericho wird aus dem schönen Elaeagnus angustifolia, auf arabisch Sakum, gepreßt [1]). Die Sage will, daß aus den Blättern Sakum die Dornenkrone Christus geflochten worden; ein zweyter, in der Gegend von Jericho heute wachsender dornichter Baum heißt Dum; der dritte, der Hadadsch genannt, trägt eine kleine nußfärbige gelbe Frucht, deren Inneres mit Samen gefüllt ist, der sich in schwarzen Staub verwandelt; Hr. Pouj. hält diese, auch von Hrn. v. Chateaubriand beschriebene, aber nicht genannte Frucht für den berühmten Sodomsapfel. 98) Bethlehem mit allen seinen Grotten und Merkwürdigkeiten ist von unseren Reisenden eben so umständlich als Jerusalem beschrieben; nördlicher davon ist das Grab Rachels und 99) Bethsafafa, welches vermuthlich Beit ßafa, d. i. das Haus der Reinigkeit, heißen soll; die sogenannte Wüste des heil. Joannes hat Hrn. v. Lamartine's Pinsel mit dem ganzen Grauen der Einöde ausgemalt; die südlichste von unseren Reisenden berührte Stadt ist 100) Hebron, heute Chalil genannt, dessen Heiligthum aber eben so unzugänglich, als das von Sion und Moria; doch beschreibt Berggren Salomons versiegelten Brunnen und die Wasserbehälter (Borak) desselben [2]). Weniger als Jerusalem ist 101) Damaskus bekannt, welches seiner herrlichen Lage willen eines der vier Paradiese des Ostens (Obolla bey Baßra, das Thal Bewwan in Fars und die Ebene von Soghd sind die drey anderen), welches Hr. v. L. mit der gewöhnlichen Zauberkraft seines Pinsels beschreibt, und zwar den ersten Anblick auf dem Wege von dem Dorfe Sebdani aus, wie folgt:

»Damaskus und seine gränzenlosen Wüsten waren einige hundert Schritte weit zu meinen Füßen; der Blick fiel zuerst auf die Stadt, die umgeben von ihren Mauern gelben und schwarzen Marmors, flankirt von ihren unzähligen Thürmen, von Zwischenraum zu Zwischenraum von ihren ausgehauenen Zinnen gekrönt, von dem Walde ihrer Minareten aller Formen beherrscht, von den sieben Armen ihres Flusses und seinen unzähligen Bächen durchfurcht, sich unabsehbar in ein Labyrinth von blühenden Gärten ausdehnte, ihre unermeßlichen Arme hie und da hinwarf, in der vasten, überall beschatteten Ebene, überall durch den zehn Stunden umkreisenden Wald ihrer Aprikosenbäume, ihrer Sykomoren und anderer Bäume von allen Gestalten und allem Grün eingeengt, sich von Zeit zu Zeit unter dem Gewölbe dieser Bäume zu verlieren schien, dann aber wieder auf einmal in weiten Seen von Häusern, Vorstädten, Dörfern hervortrat; ein Labyrinth von Gärten, Pflanzungen, Pallästen, Bächen, wo das Auge sich verlor, und nur einer Bezauberung entsagte, um eine andere wieder zu finden; wir zogen nicht weiter fort; Alle um

[1]) Berggren III. 106.

[2]) Berggren III. 122.

Digitized by Google

die enge, wie ein Fenster ausgebrochene Oeffnung des Felsens gedrängt, betrachteten wir bald mit Ausrufungen, bald stillschweigend das zauberische Schauspiel, welches sich so gäh und ganz vor unseren Augen entwickelte, am Ende eines Weges, der durch so viele Felsen und wüste Einöden führt, am Anfang einer anderen Wüste, die nur zu Bagdad und Baßra endet, und die man nur in vierzig Tagen durchmißt; endlich traten wir unseren Marsch wieder an, die Brustwehr von Felsen, welche uns die Ebene und die Stadt verbarg, senkte sich unmerklich, und ließ uns bald des vollen Gesichtskreises genießen. Wir waren nur mehr fünfhundert Schritte von den Mauern der Vorstädte; diese Mauern, umgeben von zauberischen Köschken, von Landhäusern, in den morgenländischsten Formen und Architekturen, strahlen wie ein goldener Gürtel um Damaskus; die viereckigen, dieselben flankirenden und aus der Linie hervortretenden Thürme sind mit Arabesken eingelegt, mit dem gothischen Gerippe dünner wie Schilfröhre mit einander verbundener Säulchen durchbrochen, und mit turbanförmigen Zinnen gekrönt; die Mauern sind mit gelben und schwarzen, in zierlichem Ebenmaße abwechselnden Marmelsteinen bekleidet; die Wipfel der Cypressen und der anderen großen Bäume, welche sich aus den Gärten und aus dem Inneren der Stadt erheben, schießen über die Mauern und Thürme empor, und krönen sie mit dunklem Grün; die unzähligen Kuppeln der Moscheen und der Palläste einer Stadt von 400,000 Seelen warfen die Strahlen der untergehenden Sonne zurück, und die blauen und glänzenden Wasser der sieben Flüsse funkelten und verschwanden wechselweise zwischen den Gassen und Gärten; der Gesichtskreis hinter der Stadt war ohne Gränzen wie das Meer, er floß mit dem Purpurrande des Feuerhimmels zusammen, welchen noch die Widerstrahlung des Sandmeeres der großen Wüste entflammte; auf der rechten Seite flohen die großen und hohen Rücken des Antilibanons wie unermeßliche Schattenwogen, die einen hinter den anderen, bald wie Vorgebirge in die Ebene hervortretend, bald sich öffnend wie tiefe Buchten, wo die Ebene sich hineinstürzte mit ihren Wäldern und ihren Dörfern, deren einige bis dreyßigtausend Einwohner zählen (?); Arme des Flusses und zwey große Seen blitzten auf in dem Dunkel des allgemeinen Grüns, in welches Damaskus wie versenkt ist; auf unserer Linken war die Ebene mehr ausgeschnitten, und nur in einer Entfernung von zwölf oder funfzehn Stunden fand man die beschneiten Gipfel der Berge wieder, die in dem Blau des Himmels wie Wolken über dem Ocean glänzten; die Stadt ist ganz von einem Walde von Fruchtbäumen umgeben, wo sich, wie zu Neapel, die Reben verschränken, und zwischen den Feigen-, Aprikosen-, Birnen- und Kirschenbäumen in Guirlanden hinlaufen; unter diesen Bäumen ist die fette, fruchtbare und immer feuchte Erde mit Gerste, Korn, Mais und allen Pflanzen der Zugemüse, welche dieser Boden hervorbringt, beteppicht; kleine weiße Häuschen durchstechen hie und da das Grün der Wälder, und dienen dem Gärtner zum Wohnort oder der Familie des Eigenthümers zum Unterhaltungsort; diese Gärten sind bevölkert mit Pferden, Schafen, Kamehlen, Turteltauben und mit Allem, was Naturscenen beseelt; sie sind insgemein von der Größe eines oder zweyer Joche, von einander durch Mauern von sonnengetrockneter Erde oder durch schöne lebendige Hecken getrennt; eine Menge schattiger und von fließendem Wasser eingefaßter Pfade durchkreisen diese Gärten, gehen von einer Vorstadt zur anderen, oder führen zu einem Thore der Stadt; sie bilden einen Umkreis von zwanzig bis dreyßig Stunden um Damaskus.«

Digitized by Google

Mit gleichem Interesse hat Hr. v. Lamartine das Innere der Häuser von Damaskus und die Lebensweise ihrer christlichen Bewohner ausgemalt, und Hr. Poujoulat gibt interessante Kunde von den politischen Umtrieben zur Zeit seines Aufenthalts; aber sowohl von dem einen als von dem andern erfährt man nichts Neues weder über die Topographie der Stadt selbst, über die Grabmale der beyden größten moslimischen Fürsten der Kreuzzüge, Nureddin's und Salaheddin's, welche beyde zu Damaskus ruhen; nichts über die von ihnen gestifteten Spitäler und Schulen, und nichts endlich über das größte, älteste und merkwürdigste Denkmal der arabischen Baukunst, nämlich über die große Moschee der Beni Ommeije, die ehemalige Kirche Joannis des Täufers, in welche den Christen der Eingang, und zwar bey Todesstrafe, untersagt ist, welche aber dennoch Alibeg und Buckingham als Moslimen verkleidet besucht haben.

Da die Reisenden, welche bisher Damaskus besucht, doch die verschiedenen Flüsse, Kanäle, Auen und Spaziergänge, welche diesen großen Garten der Natur für den Morgenländer zum ersten seiner vier irdischen Paradiese erheben, nicht einmal dem Namen nach gehörig kennen, und noch weniger dieselben ordentlich beschrieben haben, so geben wir hier zum Besten künftiger Reisenden, welche sich mehr mit der Umgegend von Damaskus befreunden wollen, die Namen der Flüsse und Spaziergänge nach dem Berk el-moteelik, d. i. dem strahlenden Blitze, des Ibner-Reis von Damaskus [1]); noch hat kein Reisender bemerkt, daß die ganze Gegend von Damaskus Dscheli[2]) heißt;

[1]) Das Umständlichere des Titels im IX. Bde. der osm. Gesch. S. 253.

[2]) Kamus, constant. Ausgabe S. 878 fehlt wie die wichtigsten geographischen Namen in Freytags Wörterbuch:

١ الجامعي ٢ نهر البيره ٣ جدول المزار ٤ جدول السلطاني ٥ نهر الوزق
٦ نهر آلتشعبا ٧ كليبا ٨ نهر جسرين ٩ جدول حموريا ١٠ جدول آلخطاق
١١ نهر آلعرا ٢١ نهر الذيب ١٣ نهر الشراك ١٤ نهر المليقون
١٥ نهر الكريمي ١٦ نهر آلغربي ٧١ نهرطامي ١٨ نهر القصير ١٩ نهر ثورا
٢٠ نهر بشر ٢١ نهر طانخ ٢٢ نهر سليم ٢٣ نهر آلمحلات ٢٤ مرداب
٢٥ نهر قلين ٢٦ نهر زينبي ٢٧ باب آلثلث ٢٨ جدول آلشجريه
٢٩ نهر مهدي

der gewöhnliche Name dieses Zauberthales ist Gutha. Die vom Verfasser genannten Flüsse und Zweige des Berda sind: 1) der Darani, 2) Kanatol-mese, 3) Akreba, 4) Minihi, 5) Sebeideni, 6) Dajani, 7) Wustani, 8) Nehrol-Melik, 9) Scheidani, 10) der Fluß des Goldhügels (Tel-Seheb) Samani; die Arme des Minihi und Dajani sind: 1) El-Dschamii, 2) Nehrol-Bire, 3) Dschidwelol-mesar, 4) Dschidweles-Sultani, 5) Nehresselef, 6) Nehresch-Schooba, 7) Koleiba, 8) Nehr-Dschisrein, 9) Dschidwelel-Hamurija, 10) Dschidwelel-Chataf, 11) Nehrel-Aara, 12) Nehres-sib, 13) Nehresch-scherak, 14) Nehrel-Melikun, 15) Nehrel-Kerimi, 16) Nehrel-Gharbi, 17) Nehr-Tami, 18) Nehrol-Kaßir, 19) Nehr-Thora, 20) Nehr-Beschr, 21) Nehr-Tasich, 22) N. Selim, 23) N. el-Mahallat, 24) Serdab, 25) N. Kalbein, 26) N. Seinebi, 27) N. Babes-suls, 28) Dschidwelesch-Dschedscherijet, 29) N. Mehdi. Die schönsten Thäler sind: 1) Das des Berda; 2) Wadii Hajaton-Nefs, d. i. das Thal des Lebens der Seele; 3) W. el-Dschenadile, d. i. das Thal der mächtigen Steingerölle; 4) W. es-seferdschil, d. i. das Quittenthal; 5) W. el-Himß (das von Emessa), 6) W. esch-Schakra; 7) W. eß-ßoghaira (das kleine); 8) W. et-tel (des Hügels); 9) W. Menin; 10) W. ed-deridsch, 11) W. Halbun; 12) W. el-Chadhra, d. i. das grüne; 13) W. et-teßabi; 14) W. el-fidscha; 15) W. ßah bil Aarad; 16) W. esch-scherki. Die berühmtesten Quellen: 1) Aineß-ßahib, d. i. die Quelle des Genossen; 2) A. el-chadhra, d. i. die grüne; 3) A. es-sejaf; 4) A. menin; 5) A. merdschanet, d. i. der Korallenquell; 6) A. el-kereseh; 7) A. seinebijet (der zenobische); 8) A. scheresch; 9) A. Dakijet; 10) A. kirkos (vermuthlich kirk-göß, d. i. die vierzig Quellen, wie die des Scamanders heißen); 11) A. Aklaja; 12) A. Harusch. Die zwey Hauptströme kommen aus dem Dorfe Sebdani und aus dem von Fidscha. welche zusammen den Berda bilden, der sich dann in sieben Arme theilt, wovon er vier nach Westen, zwey nach Osten aussendet, und inmitten derselben seinen Namen behält; die vier westlichen sind: Nehr-Darie, N. el-mese, N. el-kanewat, N. Banias; die zwey östlichen: N. Jesid und N. Thora; der N. Kanewat und Banias fließen durch das Innere der Stadt; der letzte theilt sich darin in zwey Arme, wovon der eine der Fluß des Schlosses und der andere der der Moschee heißt. Auf alle

Digitized by Google

diese Quellen, Thäler und Flüsse enthält der strahlende Blitz Gedichte.

Auch Damoiseau und Mador sind zu Damaskus gewesen; aus dem ersten lernen wir nichts, aber der zweyte gibt wenigstens die Namen der Stadtthore und die herumliegender Dörfer; künftige Reisende mögen ausmitteln, ob die heutigen Stadtthore in derselben Ordnung den im Dschihannuma [1]) angegebenen entsprechen; dieselben mögen auch den Namen des großen, aus schwarzen und weißen Quadersteinen gebauten, mit zehn oder zwölf Kuppeln versehenen Chanes berichtigen, welcher der Huffard Pascha's heißen soll (S. 124). Die Beschreibung der herrlichen Lage von Damaskus und seines Zauberthales, welche Hrn. v. Lamartine zu so poetischer Beschreibung begeisterte, wird von diesen beyden Reisenden ganz prosaisch mit ein Paar Zeilen abgefertigt. Der französische Kavallerie-Offizier denkt auch hier an nichts als an Pferde, aber der englische Touriste belehrt auch hier durch topographische Angaben, die sich in anderen Reisebeschreibungen nicht finden; er besucht das Grab der Vierzigschläfer (S. 132), welche weder mit den Siebenschläfern (deren Grotte zu Ephesus), noch mit den Höhlenbewohnern, welche im Koran als Aßhaber-Rakim, d. i. die Genossen von Rakim, erwähnt werden, vermengt werden dürfen; die Höhle der letzten ist beym Dorfe Rakim, in der Nähe von Belka; denselben war während des Regens, vor dem sie sich in die Höhle geflüchtet, durch einen herabrollenden Felsen der Ausgang versperrt worden, durch ihr Gebet brachten sie das Weiterrollen des Felsens zuwege [2]). Künftige Reisende mögen ermitteln, wer denn die Kroaten seyen, von denen das Dorf Ssalihije bewohnt seyn soll (the village of Salhaié, inhabited by Turcs and Croats). M. besuchte das griechische, fünf Stunden nordöstlich von Damaskus gelegene Kloster von Sidonaia, und die dortigen, durch die Legende geheiligten Grotten und Kirchen zunächst dem Berge Scherbele (?); er passirte die Dörfer Rencouse (?) und Menein [3]), und eine Felsengrotte,

[1]) Bey Mador I: 1) »La porta di Dio, 2) St. Thomas, 3) Lorian, 4) Jarbi (Gharbi), 5) Chargour, 6) Serregie (Scherkije), 7) Mesella (Moßella, Dschih. S. 578). Im Dschih. S. 571: 1) Das östliche, bey den weißen Minaret der großen Moschee; 2) Thomas; 3) Dschenbik; 4) Feradis, d. i. das der Gärten; 5) Dschabije; 6) das kleine Thor; 7) Kesun.

[2]) Dschih. S. 571.

[3]) Findet sich im Dschih. als Minin S. 582 als die Grabstätte zweyer berühmter Scheiche.

deren Eingang von der schönsten Sculptur, ganz derselbe, wie der Eingang des Sonnentempels zu Baalbek; daneben mehrere andere in den Felsen gehauene schöne Grotten, welche das Kloster von Mertaclere (?) heißen; von der Stelle, wo Saul von dem himmlischen Lichte getroffen zur Erde fiel, kam er durch die Dörfer Abaabut? Dirrayo? längs des Berda nach Dschedeide wieder nach Damaskus. M. machte auch einen Ausflug nach dem Gebiete von Hauran; er passirte den Arawadj (Aaredsch) durch die Dörfer Hoobargib (?), Meuthene (?), die Berge Subbet-Firaun (penis Pharaonis) vorbey nach Ghabarib? und Cuabbub (?), wo Alles rings herum Lava, so daß er sich auf den Aetna versetzt glaubte, das wir hiemit künftigen reisenden Geologen vorzüglich als besuchenswerth bezeichnen; hierauf die Dörfer Tebne, Mehadge, Keratha, Neghia, Shockrah, Wulgara, Remee, Rouchar, Herbran, Sarharway, Greiah, Grist, Bourt und Buserar, deren Namen von deutschen Reisenden natürlich anders geschrieben werden müßten, als vom Engländer, was auch bey den folgenden Namen der Fall. Von Buserar kam er in zwey Stunden nach Aaere (Air?), Soueida (Soweide), nach dem Drusendorfe Garnavate? wo Ruinen herrlicher Tempel und Palläste, in das drusische Dorf Eselaim, das drusische Dorf Shackaba mitten unter Lavaruinen erloschener Vulkane, dann nach Djenein und El Hait; in allen diesen Dörfern von Hauran trinkt man aus hölzernen Geschirren, welche dem englischen Kornmaße gleichen, aber hölzerne Handhabe haben (S. 181); die Bewohner sind zum Theil Drusen, deren Kleidung sowohl die der Akals (Eingeweihten), als die der Dschahils (der Unwissenden), ein lithographirtes Blatt versinnlicht. Das Merkwürdigste der weiblichen Toilette im Libanon ist das goldene oder silberne hohle Horn (Tantura), über welche sie den Schleyer hängen, und denselben noch durch ein anderes Horn seitwärts spreitzen; so setzen die Drusinnen am Libanon nicht nur ihren Männern, sondern auch sich selbst Hörner auf. Seit Richter hat kein Reisender über die Klöster des Libanon umständlichere Kunde gegeben, als M.; Richter besuchte das Kloster Mar Hanna (St. Joannes), wo die maronitische Druckerey, und das des heiligen Georg bey Beirut, das von Mar Seman (St. Simon) bey Kalaat Fakra, das von Seid Enniah ebenda, das von Kascheia zu Tripolis, wo ebenfalls eine maronitische Druckerey; das Carmeliterkloster Mar Sirkis (St. Sergius), das Kloster Harisa und Kurket bey Beirut u. s. w. M. besuchte das vormalige Kloster der Jesuiten zu Antura, welche sich zwar auch am Libanon eingenistet, aber bald darauf wieder daraus vertrieben worden; das armenische Kloster

Digitized by Google

der Residenz des Patriarchen, das syrisch-katholische von Kurka, das Nonnenkloster der Melkiten, das des heiligen Michael, die Residenz des Patriarchen der unirten Griechen, das des heiligen Joseph, die Residenz des päpstlichen Vicars, das Nonnenkloster von Antura und das des heiligen Elias und das lateinische von Arisa (II. 58); in der Nähe des letzten ist Zoak Musbach (Suk Mesbah), wo die beste Art der Reben des Goldweins wächst, und Suk Mikail, wo die schönsten Abbas (Fürstenmäntel) für Emire und Scheiche gewirkt werden, deren einer funfzig bis hundert Piaster kostet (II. 58). M. ist auch der einzige der neuesten Reisenden, welcher auf dem östlichen Ufer des Orontes bis Hama und Sermin kam (S. 71); auch er besuchte die Ruinen von Baalbek, deren Beschreibung bey ihm aber nur eine halbe Seite füllt, und die Cedern vom Bscherai, das Grab des Noe zu Kerak (eine Stunde außer Sehle, wo er mit Doctor Honigberger, den durch seine Entdeckungen baktrisch indischer Grabhügel und Münzen bekannten siebenbürgischen Reisenden, zusammentraf). Auf dem Wege von Sehle durch das große Thal von Bekaa (das eigentliche Cölesyrien) kam M. durch Malaka beym Dorfe Parragleas (?), und der Ruinen des auf einem Hügel gelegenen Schlosses Maesdell (?) vorbey, erstieg die Höhen des Antilibanon, und auf der andern Seite herunter in die Ebene Ish Dedar (?), und von da nach Damaskus. M. besuchte Deirol-kamr, die jetzige, und Muchtara die vorige Residenz des Drusenfürsten Emir Beschirs und dessen Sommerpallast, dessen Namen er nicht wie die anderen Reisenden auf fast unaussprechliche Weise Dpteddin, sondern Beteddeen schreibt, was wahrscheinlich die richtigste Aussprache und Schreibweise, indem Beiteddin das Haus der Religion heißt; nicht ferne davon ist das Dorf Soumearnee (?), wo in den letzten bürgerlichen Kriegen zwischen Drusen, Moroniten und Türken die erste Schlacht Statt hatte; in einiger Entfernung davon das Dorf Keilwart? wo die zweyte Schlacht dieses Bürgerkrieges Statt fand; eine halbe Stunde weiter das Dorf Ishdaedee? von wo der Weg nach Muchtare (der ehemaligen Residenz des Fürsten der Drusen, Emir Beschir) führt; beym Kloster in der Nähe des Dorfes von Gezyn besuchte M. das Grab eines ungenannten Propheten und seiner Schwester Ize-Laykar (?), dann die von Maroniten und Motewelli bewohnten Dörfer Farhoona? Ballart? Debené? Ibbel? Mazaret-dejenere? Clayah? Lardreham? dann eine der Quellen des Jordans, und mündete in die Ebene von Banias (S. 267). Doch um wieder auf Damaskus zurückzukommen, so hält es Recensent für seine Pflicht, das Stillschweigen, welches bisher alle Reisende über die Ge-

Digitized by Google

schichte sowohl des Baues, als über die innere Topographie der Moschee beobachtet haben, hier zu brechen, wäre es auch nur, um künftige Reisende zu einer genaueren Beschreibung derselben aufzufordern. Die Quellen, aus denen er geschöpft, sind historische und geographische, von den letzten besonders das Dschihannuma; aus der in demselben gegebenen Beschreibung geht deutlich hervor, daß trotz des zehnjährigen Baues des Chalifen Welid die Grundfesten der alten Kirche des heil. Joannis doch unverändert dieselben blieben, und daß also mit zehn Jahren die ungeheuren Summen, welche auf diesen Bau verwendet worden, nur die Verschönerung der herrlichen Basilika mit den schönsten Säulen und mit dem üppigsten Schmucke der damals in ihrer schönsten Blüthe emporwuchernden arabischen Baukunst zum Zwecke hatten. Was die arabischen Geschichten von der Pracht der inneren Einrichtung und von den Kosten des Baues erzählen, gränzt ans Unglaubliche, aber über die Herrlichkeit des Baues erstaunt noch heute der Christ wie der Moslim. Die Moschee besteht aus drey Schiffen, die von Osten nach Westen laufen, und denen ein von drey Seiten mit rothen Granitsäulen umgebener Vorhof vorliegt, so daß die drey Schiffe der Moschee die vierte Seite bilden; jedes Schiff hat eine doppelte Säulenreihe, in welcher Säulen aus grünem und rothem Marmor abwechseln; in der Mitte des mittleren Schiffes ist die Kuppel des Adlers, welche wie ein Adler sich kühn in den Himmel emporschwingt. Zwey der hier befindlichen Säulen wurden von Chalid, dem Sohne Jesid's, um funfzehnhundert Dukaten, zwey andere pistazienfarben um hundert Dukaten von Alexandria gekauft [1]); die zwey prächtigsten granitenen aber vor dem Thore des Boten [2]), von derselben Größe und Farbe, wie die syenitenen der Suleimanije zu Constantinopel, sollen vom Thronpallaste Balkis, der Königin Saba's, herrühren [3]). Von der Kuppel des Adlers und an anderen Orten der Moschee hängen 600 Lampen nieder, die ehemals Silber, als silbernen vergoldeten Ketten hingen, heute nur an messingenen; in den Nächten des Ramasans wird ihre Zahl verdoppelt. Zwey Ellen ober dem Fußboden laufen an der Wand rings um die Moschee die Suren der Entscheidung und des Reichs [4]) in goldener Schrift auf lazurblauem Grunde herum. Die Emporkirche (Makßure) ist die herrlichste des Islams, in der Mitte derselben die Station für die Ausrufer

[1]) Dschihannuma S. 573.

[2]) Babolbürid. Dschih. S. 573.

[3]) Ebenda S. 574.

[4]) Die 25ste und 67ste des Korans.

Digitized by Google

des Gebetes, welche 75 an der Zahl, nachdem sie das Gebet von den drey Minareten ausgerufen, dasselbe hier wiederholen. Von diesen drey Minareten baute die, welche die Stadt der Braut heißt [1]), Welid; die zweyte heißt die wunderbare, die dritte die des Herrn Jesus, weil die allgemein beglaubigte Sage des Islams will, daß am jüngsten Tage der Herr Jesus auf diese Minaret vom Himmel steigen wird. Die Moschee hatte ursprünglich nur vier, nach den vier Weltgegenden gerichtete Hauptthore, das südliche das Ambrathor, das nördliche das von Samosate, das östliche das Thor der Kette, das westliche das des Boten genannt; später sind noch drey Seiteneingänge hinzugefügt worden. An der gegen die Kibla gewendeten Nische (Mihrab) werden als die größten Schätze die von Ali und Osman eigenhändig geschriebenen Korane aufbewahrt; übrigens haben alle vier orthodoxen Ritus, die Hanefi, Maleki, Hanbeli, Schafii, hier nicht nur ihre besonderen Mihrabe und Gebetörter, sondern auch besondere Schulen, so wie die Scheiche der verschiedenen Orden der Derwische, die Leser des Korans und der Ueberlieferung ihre besonderen Stätten und Stunden. Der heiligste Ort der Moschee ist eine kleine Kapelle zwischen der östlichen Wand der Moschee und der Emporkirche, welche als die Grabstätte des Hauptes des h. Joannes verehrt wird, welches auch von allen Reliquien gewiß die vielseitigste, dreymal aufgefundene, und schon unter den griechischen Kaisern an mehr als einem Orte verehrte, zum ersten Male im dritten Jahre der Regierung des Valens und Martianus [2]), dann im dreyzehnten Jahre der Regierung des Theodosius zu Cyzikus aufgefunden, von dort nach Chalcedon und dann in die Kirche des heiligen Joannes am Hebdomon zu Constantinopel übertragen; dann in die Stadt Comane und von da nach Amiens, der Hauptstadt der Picardie, versetzt; diese dreyfache Auffindung hinderte die Bewohner von Damaskus nicht, fest auf dem Vorzuge der wahren Grabstätte zu beharren, und die Moslimen theilten die Andacht der Christen, und theilen dieselbe bis auf den heutigen Tag, da Joannes der Täufer einer der vom Koran anerkannten Propheten. Nach der Angabe der arabischen Geschichtschreiber wurden auf den Bau vierzehn Kisten Goldes verwendet, deren jede 14,000 Goldstücke enthielt, so daß die ganzen Kosten gegen 200,000 Dukaten betrugen, was zu wenig, so wie eine andere Angabe, welche die Kosten des Baues auf 11,200,000 berechnet, zu viel [3]). Die Heiligkeit des Orts

[1]) Medinetol-arus. Dschih. S. 576.

[2]) Chronicon pascale.

[3]) Ibn Kesir B. 48 in meiner Handschrift.

Digitized by Google

erhebt dieſe Moſche als die der Feige zur vierten im Range nach dem Heiligthume der Kaaba, nach dem der Palme und Olive (zu Medina und Jeruſalem), wenn gleich durch die Herrlichkeit des Baues und den Reichthum ihrer Verzierungen von conſtantinopolitaniſchen und indiſchen Moſcheen übertroffen, ſo behauptet dieſelbe doch vor denſelben den Vorrang als das Muſterbild ſaraceniſcher Baukunſt. Die Moſchee der Beni Ommeije zu Damaskus iſt der Lebensquell, welcher den Namen Welid's mit fortdauerndem Ruhme ausſtrömt, und denſelben der ſpäten Nachwelt vernehmlich verkündet; dieſem Ruhme ſchadet nicht, daß Welid beſtändig aus der Naſe tropfelte, und ſeine Sprache ſchlecht grammatikaliſch ſprach *). Mit ſeinem Tode hatte die Dynaſtie der Ommeije den höchſten Giebel ihres Flores erreicht.

Noch wäre des vierten Theiles der Reiſebeſchreibung Hrn. v. Lamartine's zu erwähnen, welcher die Erzählung Fatalla (Fethallah) Fayeghirs? bey den Arabern der großen Wüſte enthält, wenn nicht ſchon franzöſiſche Zeitſchriften aus den Widerſprüchen der Daten dieſer Erzählung über bekannte Thatſachen zur Genüge bewieſen hätten, wie wenig dieſelbe Glauben verdient; jene Zeitſchriften ſind aber zu weit gegangen, wenn ſie die dem zweyten Bande angehängten Ueberſetzungen aus dem arabiſchen Ritterromane Antar ebenfalls für eine Myſtification gehalten. Wer wie Recenſent (welcher die erſte vollſtändige, dermalen auf der kaiſerl. Hofbibliothek in ſieben Foliobänden ſich befindende Handſchrift vor fünf und dreyßig Jahren nach Europa gebracht) mit dem Inhalte dieſes als arabiſches Sittengemälde höchſt wichtigen Werkes bekannt, muß auf den erſten Blick jene Auszüge als ächt anerkennen, wenn er ſich gleich an Unrichtigkeiten von Namen ſtößt, welche aber entweder dem Ueberſetzer, Abſchreiber oder Drucker zur Laſt fallen; ſo iſt z. B. der Name des alten arabiſchen Helden Molaibol-Esinne in Malaeb-El-Assené, der von Antar's berühmtem Schlachtpferde Ebhar, d. i. das wie das Meer wogende, in Abgea, der des Helden Maadikerb in Mehdi Karab, der des Stammes der Beni Abs in Beni Abess, und der des Stammes Beni Aamir in Beni-Hamer u. ſ. w. verſtümmelt. Doch läßt ſich das wahre Wort in dieſen Verſtümmlungen leicht erkennen, was nicht der Fall bey anderen, wie z. B. O Allan-El-Fandi! Da dem Recenſenten ſolch ein arabiſcher Name nie ins Auge geſprungen und nie ins Ohr geklungen, und es außerdem ſeine Pflicht als Kritiker den Text nachzuſehen, um die Treue der Ueberſetzung gehörig beurtheilen zu können, ſo ſuchte er dieſes Ghaſel in der Hand-

*) Abulfeda II. 433.

Digitized by Google

ſchrift der kaiſerl. Hofbibliothek (I. S. 165) auf, und gibt daſſelbe hier ſo im arabiſchen Texte, als in der deutſchen Ueberſetzung zur Vergleichung mit der folgenden franzöſiſchen, in welcher, wie man ſieht, nicht einmal die Abtheilung der Verſe beybehalten worden iſt:

»Je parcours les mauvais chemins pendant l'obscurité de la nuit. Je marche à travers le désert, plein de la plus vive ardeur, sans autre compagnon que mon sabre, ne comptant jamais les ennemis. Lions, suivez-moi! ... vous verrez la terre jonchée de cadavres servant de pâture aux oiseaux du ciel.«

»*Kaled* n'est plus bien nommé depuis que je le cherche. *Djida* n'a plus lieu de se glorifier.«

»Leur pays n'est plus en sûreté: bientôt les tigres seuls l'habiteront.«

»*Ablla*! recevez d'avance mes félicitations sur tout ce qui doit orner votre triomphe!«

»O vous! dont les regards, semblables aux flèches meurtrières, m'ont fait d'inguérissables blessures, votre présence est un paradis; votre absence un feu dévorant.«

»*O Allan-El-Fandi*! sois bénie par le Dieu tout-puissant.«

»J'ai bu d'un vin plus doux que le nectar; car il m'était versé par la main de la beauté. Tant que je verrai la lumière, je célébrerai son mérite; et si je meurs pour elle, mon nom ne périra pas.«

اقل فى ٱلدجا و اللـيل معتكر * واقطع البيد و ٱلرمضا تستعـر
و لا ارد مونساً غير الحسام * وان قلوا الاعادي عذاة الحرب او كثروا
فى ذري باسباع ٱلبيد من رجل * اذا انتضي سـفيه لا ينفع الحذر
و رانقيني تري القـلى مطرفة * و ٱلطير عاكفـة تمسي و تبتكر
أما خالد بعـد ما برت اطلبـه * بخـالد لا و لا الجيـدي انفتخر
لا ديارهم بالاهـل آنسة * الّا القليـل وباديـ ربعها النمر
ياعبل يهنيك ما يأتيك من نعم * اذا رماني على اعدايك القدر
يا من رمت مهجتي من نبل مقلتها * باسـهم قاتلات بروُها عسر
نعيم و لمسك جنات مزخرفة * و نار هجرك لا تبـقي و لا تذر
سقتك يا علم ٱلسعدي غادية * من ٱلسحاب و روّي ربعك المطر

كم من ليال قطعنا فيك آتية * مضية صفوها ما شابه كدر
مع فتية تنقل الاقداح بينهما * مدامة كلهيب النار لتسعر
يديرها من بنات العرب جارية * رفيعة القد في اجفانها حور
ان عشت فهي التي ما عشت * مالكتي وان مت فالليل كانت العمر

Ich wandle von der Finsterniß der Nacht umdunkelt
Und schneide Wüsten durch, wo Brand des Sandes funkelt.
Gefährten will ich nicht, als nur mein treues Schwert,
Wenn auch der Feinde Troß daher in Schlachten fährt.
Folgt meinen Spuren Wüstenlöwen! wisset itzt!
Daß nach gezog'nem Schwert dem Mann nicht Vorsicht nützt [1]).
Begleitet mich! da liegen auf der Erde sie,
Und das Gevögel schwebt herab so spät als früh.
Seit ich ihn suche dauert Chalid's Name nicht [2]),
Und nimmer mehr kann Dschida rühmen ihr Gesicht;
Aus ihrem Lande ist die Sicherheit entflohn,
In Kurzem dienet es den Tigern nur zur Wohn.
Freu', Abla, dich der Beute, so dir füllt den Schooß,
Sobald auf deinen Feind geworfen mich das Loos.
Du, deren schwarzes Augenpaar den Geist durchpfeilt,
Mit Pfeile tödtendem, dem schwer der Feind enteilt,
Die Stelle mir vertritt edenischer Gestalten,
Und deren Trennungsglut ein Brand nicht auszuhalten.
O Thal der Glückesfahn' [3]), es haben Morgenregen
Getränket deine Flur mit reichem Morgensegen
Wie viele Nächte hab' ich nicht in dir durchwacht,
In reiner Traulichkeit, die trübe nichts gemacht [4]),
Mit einem Mädchen, das herum die Gläser trug,
Aus dem der Wein empor in hellen Flammen schlug;
Ein Mädchen von arab'schem Stamme wohl gemacht,
Von hohem Wuchs, auf deren Wimpern Unruh' wacht.
So lang ich lebe, bleibet sie die Herrin mein,
Und wenn ich sterbe, wird die Nacht mein Leben seyn.

Auch in den folgenden, von Dschida improvisirten Versen sind in der Uebersetzung sieben Distichen in fünf Absätze zusammengezogen worden:

---

[1]) Dieses Hemistich fehlt in der französischen Uebersetzung, in welcher die vier ersten Distichen nur Einen Absatz bilden.

[2]) Chalid heißt der Währende, das Wortspiel ist in der französischen Uebersetzung verloren.

[3]) Aalem es-saadi, Fahne der Glückseligkeit, ist der Name des Thales, woraus in der französischen Uebersetzung O Allan-El-Fandi! gemacht ist! O Alfanzerey!

[4]) Dieses Distichon fehlt in der französischen Uebersetzung ganz und gar.

Digitized by Google

»La poussière des chevaux est bien épaisse, la guerre est mon état.«

»La chasse aux lions est une gloire et un triomphe pour les autres guerriers, mais rien pour moi.«

»Les astres savent que ma bravoure a effacé celle de mes pères.«

»Qui ose m'approcher quand je parcours de nuit les montagnes et la pleine?«

»Plus que personne j'ai acquis de la gloire en terrassant les plus redoutables guerriers.«

غبار الخيل في البيد اكحلي * و طعن صدورها في الحرب تشعلي

وصيد الاسد في الغابات * فخر و تعظيم لغيري

لا مثلي لاني كل يوم في فلاها * اروّع ليوة بغراق شبلي

وقد علمت جميع العرب اني * الاقي في اكريهة الف فحلي

وقد شهدت رماح الخطّ اني * اريد ثنا علي من كان قبلي

فمن يقدر علي اداراني * اخوض الليل في دعر و سهلي

حويت الفخار دون الناس * و مدي باقدامي و فعلي و بعلي

Der Staub der Roſſ' in Wüſten iſt mir Augenluſt,
In Schlachten iſt mein Thun, zu ſtoßen in die Bruſt;
Die Jagd der Löwen in der Schlucht gibt andern Ruhm,
Doch bin ich deßhalb mir des Ruhmes nicht bewußt.
Nicht einer meines Gleichen, der an jedem Tag
Der Mutter Löwin reißt die Jungen von der Bruſt.
Mich kennen alle Araber, daß ich allein
Mit Tauſenden es wag', iſt ihnen wohl bewußt *).
Die Lanzen können mir's bezeugen, daß mein Preis
Viel feſter als der Ruhm von vor'gen Helden fußt.
Wer kann ſich nahen mir, wenn ich in finſt'rer Nacht
Mich ſtürz' in's eb'ne Land und in der Schluchten Wuſt?
Umgangen hab' ich all' die Rühmlichſten der Menſchen
Durch meine Thaten und durch Heldenmuth der Bruſt.

Je regrette, ſagt Hr. v. Lamartine, qu'un orientaliste exercé ne traduise pas pour nous Antar tout entier; cela vaudrait mieux qu'un voyage, car rien ne réfléchit autant les moeurs qu'un poème. Dieſem Wunſche iſt Recenſent ſchon vor dreyßig

*) Dieſes Diſtichon iſt in der franzöſiſchen Ueberſetzung ausgelaſſen, und in dem folgenden ſind die Lanzen in Geſtirne verwandelt.

Jahren wenigstens zum Theil zuvorgekommen, indem er während der vier Jahre seines zweyten Aufenthaltes zu Constantinopel aus der ihm auf diese Zeit geliehenen Handschrift der kaiserl. Hofbibliothek aus dem ganzen Werke einen französischen Auszug (450 halbbrüchig geschriebene Bogen stark) verfaßte, welcher noch im Pulte ruht, und welcher mit Abkürzung aller Schlachtgemälde und Auslassung eines großen Theiles der Verse nur die schönsten derselben und das Merkwürdigste der Sittengemälde enthält. Vollkommen wahr sagt Hr. v. Lamartine: Antar est plus intéressant que les *Mille et une Nuits*, parcequ'il est moins merveilleux. Tout l'intérêt est puisé dans le coeur de l'homme et dans les avantures vraies ou vraisemblables du héros et de son amante. Bis hieher ganz wahr, aber was folgt: Les Anglais ont une traduction presque complète de ce délicieux poème, ist nicht richtig, denn das englische Werk ist nur eine Uebersetzung eines arabischen Auszuges, welcher von einem Morgenländer verfaßt, nur das nach seiner Ansicht Merkwürdigste aufgenommen, während der von einem Abendländer verfaßte Auszug den Geist des Abendlandes und die Unbekanntschaft desselben mit dem Morgenlande im Auge behalten muß.

Hammer-Purgstall.

Art. II. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben von Dr. Friedr. Riemer, großherzogl. sächs. Hofrathe und Bibliothekar. Berlin 1833—34. Sechs Theile. 8. Zusammen 2770 Seiten.

Es dürfte kaum einen im Druck erschienenen Briefwechsel geben, der anziehender wäre, als es der hier angezeigte durch Reichthum und Mannigfaltigkeit des Stoffes, durch die Art der Behandlung desselben und durch die so unverhüllte Darlegung der Individualität beyder Correspondenten ist. Zwey an Character, Erziehung und Lebensweise einander völlig unähnliche, in Ansichten und Gefühlen jedoch innig übereinstimmende Freunde besprechen sich hier auf das Offenste über alles, was in dem langen Zeitraume von sechs und dreyßig Jahren ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme erregte, was sie beschäftigte, was sie wirkten und was sie erlebten. Baukunst und Musik, Poesie und bildende Künste, dramatische Dichtung und Darstellung, politische Ereignisse und Familienzustände kommen wechselweise an die Reihe; und wenn schon die Gründlichkeit den Leser fesselt, womit alles dieses besprochen wird, so fügt die Verschiedenheit des Ausdrucks noch einen Reiz mehr hinzu, indem auf einer Seite die Urbanität

Digitized by Google

des feinen Welt- und Hofmannes, auf der andern die Geradheit, ja manchmal Derbheit des schlichten Bürgers in keiner ihrer Aeußerungen sich verläugnen. Manche, die von diesem Briefwechsel obenhin geredet, hätten Zelter'n gern als einen gemeinen Maurer, in der Tonkunst nur nothdürftig bewandert, ohne sonstige Kenntnisse und ohne Geschmack dargestellt. Dieser Maurer war aber ein gar seltsamer, und dürfte bey einer Vergleichung mit dem Schuster Sachs noch Vieles voraus haben. Andere machten sich darüber lustig, daß in diesen Briefen zuweilen von spanischem Tabak, den Goethe Zelter'n, und von den schmackhaften Teltower Rübchen die Rede sey, welche dieser jenem von Zeit zu Zeit zusendete; allein, abgesehen davon, daß von ausgezeichneten Männern auch die unbedeutendsten Gewohnheiten und Liebhabereyen interessiren, da sie ihre Persönlichkeit näher bezeichnen, sind diejenigen höchlich zu bedauern, welche aus dem reichen Schatze von Wissen und Empfindungen, der in diesen sechs Bänden niedergelegt ist, nur Schnupftabak und Rüben auszubeuten verstehen. Referent glaubt die Leser mit dieser werthvollen Sammlung am besten bekannt zu machen, wenn er nach Vorausschickung einer kurzen Nachricht über Zelter's Leben — denn das Leben Goethe's ist jedem Gebildeten hinlänglich bekannt — einige der vorzüglichsten Stellen ausbebt, in welchen die Freunde sich gegenseitig entweder Geist und Herz aufgeschlossen, oder merkwürdige Ereignisse mitgetheilt haben.

Carl Friedrich Zelter, »ein eben so tüchtiger Maurermeister als Musikmeister,« wie Rochlitz von ihm sagt, vollendete den ganzen Cursus auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium, und ward nebenbey zu Hause in der Mathematik, im Zeichnen und, zur Erholung, auch in der Musik unterrichtet. Sinn und Liebe für die höhere Tonkunst faßte er jedoch erst im Jünglingsalter, und während er sein Gewerbe, zu Ehre und Vortheil, fleißig betrieb, widmete er alle seine freyen Stunden dem Studium der Tonkunst unter der Anleitung des wackern Fasch, des Gründers und Vorstehers der Singakademie in Berlin, dessen Gehülfe er ward, und dessen Nachfolger zu werden er bestimmt war. Treffliche Lieder, sowohl für eine Singstimme mit Clavierbegleitung, als für mehrere ohne dieselbe, Choräle, Fugen u. dgl., beurkundeten seinen Beruf zum Tonsetzer. Einen Beweis hiervon für alle die zahlreichen, die man anführen könnte, gibt Goethe's Johanna Sebus, welche Composition Referenten vor Augen liegt, und die Zelter als eine kleine Cantate für mehrere abwechselnde einzelne Stimmen mit untermischtem Chor, unter Clavierbegleitung, in Musik gesetzt hat. Die eben so verständige als empfundene Behandlung des Gedichtes

Digitized by Google

und die Tüchtigkeit des musikalischen Satzes verrathen in gleichem Maße den vollendeten Meister. Vor allem aber gelangen ihm humoristische Gesänge, die er mit all dem Witz und der Laune ausstattete, die ihm eigen waren, und die er unter dem trockensten Ernste zu verbergen wußte. Diesem schönen Talente verdankte er die Bekanntschaft Goethe's, die in Kurzem zur vertrautesten Freundschaft erwuchs. Er hatte nämlich mehrere von dessen Liedern in Musik gesetzt, und ihm ein Exemplar derselben durch die Buchhändlerin Madame Unger in Berlin übersendet. »Ich wünschte,« schrieb er dieser, »daß ihm meine Lieder nicht so fremd seyn möchten, als ihm mein Name seyn muß. Ich habe seine Verse nicht obenhin componirt, und fürchte demnach, daß sie wenig Eingang finden werden. Sie sind nicht für den ersten Eindruck des großen Publicums gemacht, und wer wird sich in meine paar Noten so einstudieren wollen, als ich es mit den unvergleichlichen Versen gethan habe?« — Wie achtungswerth Zelter auch als Schriftsteller gewesen, beweiset seine Biographie des Fasch (Berlin bey Unger 1802), mehrere werthvolle Beyträge zur Leipz. allg. musikal. Zeitung, und unter diesen vorzüglich die Recensionen von Haydn's Schöpfung und Jahreszeiten, über welch ersteres Meisterwerk auch in seinen vorliegenden Briefen Vortreffliches enthalten ist. Wenn Goethe durch Zelter's Melodieen, die ihm Sinn und Empfindung seiner Gedichte so vollständig auszudrücken schienen, sich von dem Componisten angezogen fühlte; war dieser schon lange vorher ein aufrichtiger Bewunderer des großen Dichters gewesen. Im J. 1802 lernten sie sich bey einem Besuche Zelter's in Weimar persönlich kennen. Dieser schrieb nach seiner Rückkehr an Goethe: »Ich danke Gott stündlich auf den Knieen meines Herzens, daß ich endlich Ihr Antlitz gesehen habe. Die Erinnerung dieser Tage wird nur mit meinem Gedächtniß aufhören. Ein neuer Geist ist in mir durch die Berührung erweckt, und wenn ich je etwas hervorgebracht oder hervorbringe, das der Musen würdig ist, so weiß ich, daß es Gabe ist, und woher sie kömmt.« — Goethe kam fast in jedem seiner, damals noch selteneren Briefe auf jenen Besuch zurück, und wiederholte öfters die Einladung zu einem zweyten. »Ich begreife wohl,« heißt es in einem Schreiben vom 10. März 1803, »daß eine Entschließung dazu gehört, seinen Kreis zu verlassen, und in dieser Jahreszeit auswärtige Freunde aufzusuchen. Dießmal aber hat mich Ihr absagender Brief in gar vielfachem Sinne betrübt. Außer dem was wir für das Allgemeine und Höhere der Kunst durch Communication würden gewonnen haben, bin ich noch in dem besondern Falle, daß ich diesen Winter mit der Organisation der Oper und des Orchesters

Digitized by Google

mehr für die Zukunft als für den Augenblick beschäftigt bin, wobey ich Ihren Beystand mir als ganz unentbehrlich gedacht habe.«

Schon im Jahre 1805 waren seine Verdienste um die Singakademie so bedeutend, daß die Mitglieder derselben, zweyhundert funfzig an der Zahl, ihm an seinem Geburtstage ein freundliches Fest bereiteten, und die Königin dabey ihn mit einer herrlich gearbeiteten Tasse, seine Frau aber mit einem goldenen Halsschmucke beschenkte. Nicht lange aber sollte sich diese der ihrem Gatten erwiesenen Ehre und des huldvollen Geschenkes erfreuen. Ein plötzlicher Tod raffte sie im März des folgenden Jahres hinweg, wenige Tage vorher, als Zelter zum dreyzehnten Male Vater werden sollte. »Wenn ich sage,« schrieb er hierüber seinem Freunde, »daß in den zehn Jahren unserer Ehe nur Eine Meinung und Gesinnung über alles Aeußere und Innere unter uns gewesen ist, daß keine Faser an ihr war, von der ich nicht geliebt wurde, so sage ich, sie verdiente von Ihnen gekannt zu seyn, denn das gehörte zu ihren Wünschen.« — Sie war aber, seiner weiteren Schilderung nach, nicht nur eine liebende Gefährtin, eine kluge Hausfrau und sorgsame Mutter; sie war auch eine vielseitig gebildete verständige Frau, welche die Kenntnisse ihres Gatten und sein Talent zu würdigen wußte, an seinem Wirken und dessen Erfolg lebhaften Antheil nahm, und ihn bey dem musikalischen Theile seiner Bestrebungen selbst als ausgezeichnete Sängerin unterstützte. Ein späterer Brief Zelter's fängt also an: »Ich habe mir Arbeit vorgenommen, und kann nicht in Zug kommen, es will nicht gehen, überall nicht. Ich bin wie ein gespaltener Baum. Die schöne Hälfte, die Sonnenseite, ist mir abgetrennt, und gegen diese wirkt nun alles was schmerzhaft ist.« — Während er seine gerechten Klagen in so einfach rührender Weise aussprach, bot der wackere Mann zugleich alle Kräfte seines Geistes und Körpers auf, sich seiner zahlreichen Familie zu erhalten, die des thätigen Ernährers, des erfahrenen, mit Klugheit und Festigkeit leitenden Vaters so sehr bedurfte; wie er denn überhaupt in allen Drangsalen eine seltene Macht über sich selbst und eine eben so bewunderns- als achtungswürdige Geistesstärke bewies. So findet man, um nur den so eben erwähnten Unfall als Beyspiel für alle übrigen anzuführen, in seinen Briefen noch folgende Stellen, die, indem sie seine praktische Philosophie bewähren, ihn zugleich als Mann von tiefem, innigem Gefühle darstellen, dem es daher nicht leicht geworden seyn kann, sich dergestalt zu beherrschen. »Die Freunde wollen mich aus dem Hause haben, mich von mir selber entfernen; das will ich nicht. Ich kann nur durch mich selbst wieder

Digitized by Google

zum Ganzen meiner selbst kommen, und ich werde überwinden. Ich fühle meine Kraft, und hoffe übrig zu behalten, doch will ich meinen Zustand lebendig fühlen.« — »Meine Einsamkeit hat ihre guten Momente, in denen ich so zu sagen vom Leben ausruhe. Ich habe alles um mich versammelt, was meiner Frau gehört; so beschäftige ich mich nach meiner Art, und mir ist dabey, als wenn sie lebte. Zuweilen packt mich's gar zu unsanft an, wenn ich zurückdenken muß, und doch muß ich vorwärts, den Verlust ertragen und schweigen.« — Ueber seine häuslichen Zustände in jener schmerzvollen Zeit gibt er in einem späteren Schreiben Aufschluß. »In zwey Monaten,« berichtet er, »denke ich meine Tochter mit dem Sohne meiner Schwester zu verheiraten. Mein ältester Sohn arbeitet als Polirer, der zweyte lernt mauern, der dritte geht in die Schule. Die Mädchen, deren ich, wenn die Braut fort ist, noch sechs behalte, gehen in die Schule, und sind alle gesund. Wie es dann werden wird, wenn die Braut fort ist, daran mag ich gar nicht denken. Mir steht ein saures Leben bevor, doch will ichs kommen sehen, und vor nichts erschrecken was vorüber muß.« — Die Liebe und Achtung, welche die Mitglieder der Singakademie für ihren Vorstand hegten, offenbarte sich auch bey jener traurigen Gelegenheit, indem sie die Büste der Entschlafenen in weißen Marmor verfertigen ließen, die im Saale der Akademie feyerlich aufgestellt wurde.

Noch in demselben verhängnißvollen Jahre, das ihm seine Gattin geraubt hatte, verlor er noch deren Mutter, eine liebenswürdige Matrone, und eine geliebte Schwester.

Daß der redliche Mann nicht nur von seiner Familie und seinen Schülern, sondern auch von seinen Mitbürgern hochgehalten wurde, zeigte sich, ebenfalls im J. 1806, indem er während der Anwesenheit des französischen Heeres in Berlin zum Municipal, und im J. 1808 zu einem der sieben des Comité administratif gewählt wurde. Indessen hatten jene Zeitverhältnisse viel Drückendes für Zeltern, und verursachten ihm, zumal als Hausvater, große Sorge. »Seit sechs und zwanzig Monaten,« schrieb er an Goethe, »habe ich mit der Profession *) so wenig als nichts verdient, und von einigem Unterricht in der Musik und drey öffentlichen Concerten gelebt. Ich bin so gut als entschlossen, nicht zur Profession zurück zu kehren, die mich in der Folge nicht mehr wird ernähren können. Hätte ich nicht so starkes Gefolge mit mir, so hätte ich mich schon nach einem

*) Zelter hatte bis dahin sein Gewerbe noch immer, als die Stammquelle seiner Existenzmittel, neben seinen musikalischen Bestrebungen beybehalten.

Digitized by Google

Plätzchen in Ihrer Nähe umgesehen, da ich weder faul noch unmäßig bin.« — Den ersten Theil seines Vorsatzes führte er auch im darauf gefolgten Jahre (1809) wirklich aus, als er zum Professor der Musik bey der Akademie der Künste ernannt wurde. »Das Gewerbe,« schrieb er, »hatte ich schon so gut als niedergelegt, und nun wäre ich in meinem Elemente, und will sehen, was uns noch in unsern Jahren und Zeiten wird gelingen wollen.«

Ein neuer schmerzlicher Verlust traf Zelter'n im J. 1810, da sein jüngster Sohn, der als Husar in der Armee diente, nachdem er die blutigsten Schlachten mitgefochten ohne verwundet zu werden, in Frankreich am Nervenfieber in seinem sechzehnten Jahre starb. Bey allen solchen Ereignissen fand er Erleichterung in den Mittheilungen an seinen Freund und in der Theilnahme, womit diese aufgenommen und erwiedert wurden. Ihr Briefwechsel, dessen Anfang in die Epoche gehört, in welcher Schiller seinen ersten Almanach herausgab, zu welchem Zelter mehrere Goethe'sche Gedichte, darunter mit besonderer Wirkung »der Gott und die Bajadere,« in Musik gesetzt hatte, verbreitete sich schon seit geraumer Zeit auch über Familienzustände, und wurde dadurch immer abwechselnder, lebhafter und ungezwungener. Allmälich nahm er einen vertraulichen, endlich einen brüderlichen Ton an. Zu letzterem gab die erste Veranlassung ein schweres Unglück, das Zelter'n im J. 1812 getroffen. Sein ältester Sohn entleibte sich nämlich selbst. Der Vater hatte ihm bereits sein Gewerbe übergeben, das er trefflich zu führen verstand. In der Schule der Architekten Genelli und Weinbrenner gebildet, ein fertiger Zeichner und Maurer, dachte Zelter in ihm »einen Handwerker darzustellen, der ein tüchtiger Künstler heißen sollte.« Der Schmerz über diese, auf so schreckliche Weise vereitelte Hoffnung bedrohte sein Leben. Desto wohlthätiger war ihm der Trost, dem ihm Goethe's brüderliches Mitgefühl gewährte, welcher, tief gerührt, ihm zum ersten Male mit dem vertraulichen Du antwortete. Der bescheidene Musiker glaubte sich in seinem nächsten Briefe noch nicht berechtigt, den nach seiner Schätzung so hoch über ihn stehenden Mann in gleichem Tone anzureden; erst in dem zweyten Schreiben stimmte er ein, und von nun an waren ihre Mittheilungen voll unbegränzten Vertrauens, und ihr Bruderbund treu und ununterbrochen bis ans Ende.

Das Jahr 1820 brachte Zelter'n in Todesgefahr, indem ihn auf einer Seefahrt von Rügen bis Swinemünde ein Sturm überfiel, aus welchem ihn mehr noch das Glück als die Geschicklichkeit der Bootsmänner rettete, die ihn führten. »Poseidon,«

Digitized by Google

erzählt er in seiner ihm eigenen Laune, »habe ich im Zorne gesehen; der alte Herr nahm sich recht borstig aus, doch Aeolus hob unsere kleinen Segel, und das Schiffchen bestieg wie ein stolzes Roß die höchsten Wellen auf und ab.«

Die Anhänglichkeit der Singakademie an ihren Lehrer und Leiter war indessen nicht erkaltet. Im April 1825 erhielt er nach einer gelungenen und höchst zahlreich besuchten Aufführung von Graun's Tod Jesu einen schönen großen silbernen Becher, den ihm hundert seiner Schülerinnen verehrten.

Auf seine wiederholte Bewerbung bey den Behörden, und durch die Achtung, in welcher er bey dem Ministerium stand, gelang es ihm in dem zuletzt erwähnten Jahre, den Platz zu einem Hause für die Singakademie und die Bewilligung zu dem Bau desselben zu erhalten, wozu im May angefangen wurde. Am letzten Juny fand die feyerliche Legung des Grundsteines Statt, welche Zelter in einem Briefe vom 1. July beschreibt. Im August feyerte die Singakademie ein Silberjubiläum, wobey Zelter'n abermals mancherley Huldigungen dargebracht wurden. Den 25. November war der Bau vollendet. »Unsere Singakademie,« berichtet er seinem Freunde, »ist mit dem schönsten Kranze geschmückt worden, den Rosenfinger und seidene Hände je bereitet haben. Ein Zug von nahe an hundert Maurern und Zimmerleuten hat ihn aus meinem Hause abgeführt durch den Lustgarten, vor des Königs Palais vorbey bis an den Ort seiner Bestimmung. Beym Auffahren desselben ertönte das Lied: Gott segne den König, und vom Erker herab erfolgte eine erbauliche Zimmermannspredigt.« — Die innere Einrichtung verlangte noch längere Zeit, und war im Januar 1826 noch nicht vollständig, obschon die Singakademie den zweyten in ihr neues Gebäude still eingetreten war. »Sie probirt seitdem sich die bequemsten Stellungen aus,« schreibt ihr Director, »der Klang ist gut, ja Chladni, der eben hier war, findet ihn vorzüglich.« — Die Hauptfronte des Hauses liegt gegen Mittag, parallel mit der Lindenallee, zwischen dem Zeughause und dem Universitätsgebäude; dem Palais des Königs gegenüber. Daß Zelter als Bauverständiger und Musiker die Seele dieses Unternehmens war, bedarf keiner weiteren Versicherung.

Im Jahre 1825 ward seine Büste verfertigt, und ihm also auch diese, ausgezeichneten Männern gebührende Ehre zu Theil. Doch unverkümmert sollte er sie nicht genießen! Im März 1826 starb ihm auch noch sein einziger, letzter Sohn, ein wackerer Landwirth, eben als er, in der Nähe des Vaters, eine einträglichere Wirthschaft, als seine frühere war, antreten sollte. Eine junge Wittwe und ein Kind von sechs Monaten blieben der lie-

Digitized by Google

benden Sorgfalt des Vaters hinterlassen. Dieser, tief gebeugt, jedoch, wie immer, nicht darniedergeworfen, hielt dem dahingegangenen Sohne die schönste Leichenrede in folgenden wenigen, an Goethe gerichteten Worten: »Solch ein schöner, reiner, gesunder Mann; verständig, ruhig, kindlich, fleißig, und ich — ich soll nun wieder, von vorn wieder anfangen!« — Er hatte nämlich zur Unterstützung dieses Sohnes anfangs große Opfer gebracht, und nun handelte es sich darum, für dessen Zurückgebliebene zu denken. Wie in seinem Leben so oft Glück mit Unglück, Trauriges mit Fröhlichem wechselte; erwartete ihn im Januar 1829 die größte Freude, die ihm noch begegnen konnte: zur Feyer seines Dienst-Jubiläums an der Singakademie schmückte ihn sein König mit dem Orden. — Er verkündet dieses Ereigniß seinem Freunde in der ihm eigenen humoristischen Weise, indem er anfangs wie von Leuten seines Gleichen im Allgemeinen spricht: »— — Dabey befinden sie sich so leidlich, conserviren sich, warten ihr Jubiläum ab, und erlaboriren endlich noch Ehrenzeichen. Willst Du die Probe aufs Exempel, so sieh mich an! Man legt sich als ein Menschensohn nieder, und heute bin ich als Ritter aufgestanden, und nun verleihen die Götter noch Schwert und Pferd und Muth, das Drachengezüchte in Respect zu halten.« — Im Verfolg desselben Briefes schrieb er: »Da ich viel unter Menschen seyn muß, so habe ich nun vorerst die nächsten Tage zu bestehen, da ich mir vorkomme wie ein frischgeschorner Hund, ohne mich verstecken zu dürfen.« — Wenn dieß etwas derb scheint, so ist es doch unmöglich, die Bescheidenheit des schlichten Mannes treffender zu schildern, der sich der empfangenen wohlverdienten Auszeichnung schämt, statt damit zu prahlen. Der gütige und kunstliebende Monarch ließ es dabey nicht bewenden, sondern Zelter'n noch im nämlichen Jahre für einige ihm zu componiren aufgetragene Chorstücke einen kostbaren Ring, begleitet von einem unmittelbar an ihn gerichteten huldvollen Handschreiben, zustellen.

Die Lebendigkeit und Thätigkeit des trefflichen Mannes beschreibt Goethe in einem Briefe vom 14. Dez. 1830 in gedrängter Kürze auf das vollkommenste also: »Schon manchmal hab' ich bedacht, wie wir beyde gleichsam an die entgegengesetzten Enden der socialen Welt angewiesen sind; Du, in die kreiselnde Bewegung einer volkreichen Königstadt verschlungen, hast alles persönlich zu bestehen, unterrichtest und lehrst, gibst und genießest, arbeitest und vollbringst, versammelst und dirigirst, gebietest und herrschest und was nicht alles; hiezu noch die Familienzirkel und fremde Gelage gerechnet, da gibt es dann schon etwas auszuhalten. Indessen ich einsam, wie Merlin vom leuchtenden Grabe

her, mein eigenes Echo ruhig und gelegentlich in der Nähe, wohl auch in der Ferne vernehmen lasse.« — Da Zelter's Leben in rastloser Betriebsamkeit dahinfloß, wer wird es ihm verargen, wenn er zuweilen Erholung im heiteren Lebensgenuß liebte? Ein fröhliches Mahl und guter Wein galten ihm vorzüglich dafür, und er durfte sich diesen Freuden desto unbedenklicher überlassen, als er hier, wie überall, rechtes Maß zu halten wußte. Wie Goethe ihn in seiner Correspondenz einige Male mit dem ergo bibamus neckte, so hat er auch in der so eben angeführten Stelle auf die Lieblingsneigung seines Freundes angespielt. Wer aber, wie Zelter, als treuer Bürger, fleißiger Gewerbsmann und Künstler, zärtlicher Gatte und liebender Vater sich bewährt, kann nur noch liebenswürdiger erscheinen, wenn er zugleich jovialer Lebemann ist. Daß er dieß nie in solchem Grade war, um den Seinigen dadurch Nachtheile zu bringen, sieht man in der nimmer müden Sorge für das Wohl seiner Kinder, das ihm noch im höchsten Alter vor Allem am Herzen lag. Es ist eben so rührend als merkwürdig, daß selbst der hier angezeigte Briefwechsel zu diesem Zwecke dienen sollte. Der Ertrag desselben sollte nämlich, nach beyder Freunde einstimmigem Willen, den noch unversorgten Kindern Zelter's zu Gute kommen. Folgende Zeilen eines Briefes vom 9. Dez. 1830 geben darüber näheren Aufschluß: »Wenn unsere Sammlung,« schrieb er an Goethe, »einst vor der Welt erscheinen soll, so habe ich die Ehre, den Namen meines würdigsten Vaters meinen Nachkommen bewahrt, neben dem Deinigen gestellt zu wissen. Das ist mehr als ich, der nur nehmen und nichts schaffen können, zu verdienen wüßte. Was Du zu Deinem Vorhaben wissen mußt, ist, daß von meinen sechs lebenden Kindern (Töchtern) viere als versorgt anzusehen sind, und meine beyden noch unverheirateten, Doris und Rosamunde, ich gerne so in der Welt zurückgelassen sähe, um ihren mit Kindern reichlich versehenen Geschwistern nicht beschwerlich zu werden. Außerdem bleibt mir meine Enkelin Louise, die ich auch bey mir habe, Tochter meines unglücklichen Karl. Dieses schöne, sanfte Mädchen denke ich ihren Wohlthäterinnen Doris und Rosamunde zu empfehlen. Ein kleines Kapital habe ich baar für das Kind in die Sparkasse zu etwaigem Brautschatze auf Zinsen gelegt.« — Das hier besprochene Vermächtniß des Briefwechsels, der hierdurch noch einen höheren Werth, eine noch achtungswürdigere Bedeutung erhält, wurde zwischen beyden Freunden in aller Form Rechtens documentirt, und wohl war es gut, daß sie dieses edle Geschäft nicht lange hinausrückten, da es nur funfzehn Monate später schon zu spät gewesen wäre!

Digitized by Google

Im J. 1831 ward Zelter'n noch die Ehre zu Theil, daß eine zierliche Medaille mit seinem Brustbilde geprägt wurde, zu welcher Goethe die Rückseite entwarf. Am 22. März des folgenden Jahres endete dieser sein ruhmbekränztes Leben. Wie tief Zelter dieses Ereigniß fühlte, läßt sich denken. So viel sich davon mit Worten ausdrücken läßt, findet man in einem Briefe desselben an den großherzogl. geh. Rath und Kanzler von Müller vom 31. März 1832. »Was kann ich von mir sagen?« klagte er unter Anderm, »zu Ihnen, zu allen dort? und überall? — Wie Er dahin ging vor mir, so rück' ich ihm nun täglich näher, und werd' Ihn einholen, den holden Frieden zu verewigen, der so viel Jahre nach einander den Raum von sechs und dreyßig Meilen zwischen uns erheitert und belebt hat. Nun hab' ich die Bitte: hören Sie nicht auf, mich Ihrer freundschaftlichen Mittheilungen zu würdigen. Sie werden ermessen was ich wissen darf, da Ihnen das niemals gestörte Verhältniß zweyer, im Wesen stets einigen, wenn auch dem Inhalte nach weit von einander entfernten Vertrauten bekannt ist. Ich bin wie eine Wittwe, die ihren Mann verliert, ihren Herrn und Versorger! Und doch darf ich nicht trauern; ich muß erstaunen über den Reichthum, den er mir zugebracht hat. Solchen Schatz hab' ich zu bewahren, und mir die Zinsen zu Kapital zu machen.« — Sein hier ausgesprochener Wunsch, Goethe'n bald nachzurücken, ging in Erfüllung, und mit Recht bemerkt der Herausgeber der Correspondenz, daß der Ausgang derselben durch die so bald nach dem Hinscheiden des einen Freundes eingetretene Nachfolge des andern das Ansehen einer tragischen Katastrophe, wenigstens einen ahnungsvollen Character gewinne.

Referent hat vorstehende Nachrichten mit Absicht größtentheils aus Zelter's Briefen zusammengestellt, weil nach seiner Meinung, Jeder in vertrauten Aeußerungen, in denen kein Zwang und keine Verstellung herrscht, sich am getreuesten selbst darstellt. Die, dem Eingangs erwähnten Vorsatze des Referenten gemäß, nun folgenden Auszüge haben den mehrfachen Zweck, die Leser — nachdem sie Zelter's Character, seine Verdienste und deren allgemeine Würdigung kennen gelernt haben — zur Vollendung seines Bildes auch mit dessen Meinungen und Ansichten von jenen Gegenständen bekannt zu machen, über welche der Briefwechsel sich verbreitet; zugleich mehrere der darin enthaltenen Aphorismen und Urtheile Goethe's mitzutheilen, und einige, beyden Freunden wichtige Begebenheiten, die sich in obige Nachrichten nicht wohl fügen mochten oder sie zu weitläufig gemacht hätten, zur Kenntniß zu bringen; somit von der ganzen Sammlung einen

Digitized by Google

so vollständigen Begriff zu geben, als dieß in den Gränzen einer Anzeige möglich ist.

Goethe.

Aphorismen. »Der Mensch läßt sich gar zu geschwind von denen los, denen er noch manchen Rath und Beystand verdanken könnte; doch diese Unart dient zu seinem Glück, wenn er sich dereinst selbst helfen muß, und jeden Rath und Beystand entbehrt. Die Schwierigkeit bleibt immer, bey Jungen und Alten, daß derjenige, der sein eigener Herr seyn will, sich auch selbst zu beherrschen wisse, und dieser Punct wird in der Erziehung, aus mehr als einer Ursache, verabsäumt« (B. I. S. 34). — »Natur- und Kunstwerke lernt man nicht kennen wenn sie fertig sind; man muß sie im Entstehen aufhaschen, um sie einigermaßen zu begreifen« (I. 70). — »Die Geschäfte haben sich überall ins Papier gezogen, und die Geschäftsleute bedenken nicht, daß Acten, vom lateinischen acta hergeleitet, so viel heißt als Gethanes« (I. 428). — »Nirgends fühlt sich geschwinder das Veraltete und nicht unmittelbar Ansprechende als auf der Bühne« (I. 439). »Jeder ächte Künstler ist als einer anzusehen, der ein anerkanntes Heilige bewahren und mit Ernst und Bedacht fortpflanzen will« (I. 441). — »Der Dilettant wird durchaus nur durch das Faßliche und eine unmittelbare Wirkung gerührt, und dieß characterisirt auch seine Productionen, wenn er in irgend einer Kunst sich versuchend auftritt« (II. 95). — »Das Wahre kann bloß durch seine Geschichte erhoben und erhalten, das Falsche bloß durch seine Geschichte erniedrigt und zerstreut werden« (II. 183). — »Der Anblick ist gar zu närrisch, wenn man von unserm Standpuncte aus deutlich schaut, was für unglaubliche Vorzüge und Vortheile das Jahrhundert hat, was für treffliche Individuen darin wirken, und wie doch alles durch einander geht, eine Wirkung die andere aufhebt« (II. 403). — Verstände man seinen Vortheil, man würde nichts Ueberliefertes tadeln, sondern was uns nicht anmuthet, liegen lassen, um es vielleicht künftig aufzunehmen« (III. 269). — »Mit Philologen und Mathematikern ist kein heiteres Verhältniß zu gewinnen. Das Handwerk der ersten ist: zu emendiren, der andern: zu bestimmen; da nun am Leben so viele Mängel (mendae) sich finden, und ein jeder einzelne Tag genug an sich selbst zu bestimmen hat; so kommt in den Umgang mit ihnen ein gewisses Unleben, welches aller Mittheilung den Tod bringt« (III. 288). — »Die Franzosen haben gegen die deutsche Literatur eine wunderliche Lage; sie sind ganz eigentlich im Fall des klugen Fuchses, der aus dem langen Halse des Gefäßes sich nichts zueignen kann; mit dem besten Willen

Digitized by Google

wissen sie nicht, was sie aus unsern Sachen machen sollen, sie behandeln alle unsere Kunstproducte als rohen Stoff, den sie sich erst bearbeiten müssen« (IV. 24). — »Das Gute, das ohne Wiederkehr vorübergeht, hinterläßt einen Eindruck, der sich der Leere vergleicht, sich wie ein Mangel empfindet« (IV. 214). — »Man weiß eigentlich nur wenn man wenig weiß, wie man mehr erfährt, stellt sich der Zweifel ein« (V. 117).

Musik. »Wir sind darin mit Ihnen einverstanden, daß der Musik zuerst und allein durch den Kirchengesang zu helfen sey, und daß für ein Gouvernement selbst in jedem Sinne nichts wünschenswerther seyn müßte, als zugleich eine Kunst und höhere Gefühle zu nähren, und die Quellen einer Religion zu reinigen, die dem Gebildeten und Ungebildeten gleich gemäß ist« (I. 117). — »Beethoven habe ich in Töplitz kennen gelernt. Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt; allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht Unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freylich dadurch weder für sich, noch für andere genußreicher macht« (II. 28). — »Deinen Aufsatz über Mad. Catalani, Milder und Mara habe ich mit Freuden gelesen*). Die Menschen begreifen niemals, daß schöne Stunden, so wie schöne Talente, müssen im Fluge genossen werden. Wie absurd sich die Leipziger bey dieser Gelegenheit nehmen, haben die Zeitungen schon verkündigt. Es thäte Noth, daß man solchem verfluchten Volke die Gaben Gottes in Spiritus aufhübe, damit sie solche, bey Gelegenheit, vergleichen, und eine der andern unterordnen könnten« (II. 306). — Ferner sey gemeldet, daß mir eine herrliche Gunst und Gabe von Berlin gekommen: Mad. Milder nämlich zu hören, vier kleine Lieder, die sie dergestalt groß zu machen wußte, daß die Erinnerung daran mir noch Thränen auspreßt. Und so ist denn das Lob, das ich ihr seit manchem Jahr ertheilen höre, nicht ein kaltes geschichtliches Wort mehr, sondern weckt ein wahrhaft Vernommenes bis zur tiefsten Rührung« (III. 329). — »Dieses habt Ihr Musiker vor allen Künsten voraus, daß ein allgemeiner, allgemein angenommener Grund vorhanden ist, sowohl im Ganzen als im Einzelnen, und daß also jeder eine Partitur schreiben kann, in vollkommener Gewißheit, vorgetragen zu werden, sie sey wie sie sey. Ihr habt Euer Feld, Eure Gesetze, Eure symbolische Sprache, die jeder verstehen muß. Jeder Einzelne, und wenn er das Werk seines Todfeindes aufführte, muß an dieser

*) Es ist nicht angegeben, in welcher Zeitschrift sich dieser Aufsatz befindet, und Ref. kennt ihn nicht.

Digitized by Google

Stelle das Geforderte thun [1]). Es gibt keine Kunst, kaum ein Handwerk, das dergleichen von sich rühmen kann. Ihr dürft ohne Pedanterie auf das Aelteste halten. Ihr könnt ohne Ketzerey und Hinderniß Euch an dem Neuesten ergötzen; und wenn auch das Individuum in Eurem Kreise etwas Wunderliches und Seltsames hervorbringt, so muß es doch zuletzt mit dem All des Orchesters wieder zusammentreffen« (VI. 223).

Literatur. »Zu einem zweyten Theil der Zauberflöte werden Sie die ersten Scenen in dem nächsten Wilmansischen Taschenbuche finden; zu einem ernsthaften Singstücke, die Danaiden, worin, nach Art der älteren griechischen Tragödie, der Chor als Hauptgegenstand erscheinen sollte, hatte ich vor einigen Jahren den Entwurf gemacht; aber keines von beyden Stücken werde ich wohl jemals ausführen« [2]) (I. 16). — In demselben Bande finden sich S. 68, 69 und 70 interessante Andeutungen über den Zweck und die Form des Chors der griechischen Tragödie in vier verschiedenen Epochen. — »Im Februar (1804) nahm ich den Götz von Berlichingen vor, um ihn zu einem Bissen zusammenzukneten, den unser deutsches Publikum allenfalls auf einmal hinunterschluckt. Das ist denn eine böse Operation, wobey man, wie beym Umändern eines alten Hauses, mit kleinen Theilen anfängt, und am Ende das Ganze mit schweren Kosten umgekehrt hat, ohne deßhalb ein neues Gebäude zu haben« (I. 100). — Im zweyten Bande ist von S. 359 bis 362 der Plan zu einem Oratorium in allen Einzelnheiten angegeben, welches die biblische Geschichte von der Ertheilung des Gesetzes auf Sinai bis zur Himmelfahrt Christi zum Gegenstand haben sollte. — »Den leeren Raum zu nutzen, will ich Dir anvertrauen, daß ich mich seit vollen vierzehn Tagen, Tag und Nacht, wenn das letztere viel bey mir sagen will, mit einer Arbeit beschäftige, die Du mir nicht zutraust. Ich redigire nämlich Kotzebue's Schutzgeist. Sie hatten ungeschickter Weise das Stück zur Großherzogin Geburtstag in Ertenso gegeben; es dauerte bis halb 11 Uhr, Hof und Stadt protestirten gegen seine Wiedererscheinung. Weil aber die darin zusammengestoppelten Motive

[1]) Hierin irrte Goethe denn doch. Referent war einst Zeuge, wie die Composition eines verstorbenen großen Meisters durch einen lebenden großen Meister, aus böser Absicht, in der Ausführung bloß dadurch völlig zu Grunde gerichtet wurde, daß letzterer als Director das Tempo des Stückes viel zu langsam angab.

[2]) Daß die Ausführung der zweyten dieser Opern unterblieben ist, kann nicht genug bedauert werden, wenn man an Goethe's Gabe zur Nachbildung des Antiken in seiner Iphigenia und an die Melodie seiner Verse denkt, die an sich schon Musik sind.

Digitized by Google

doch manches Interesse haben, gerade wie es die Leute wünschen, so fuhr ich herein, und machte den Schutzgeist des Schutzgeistes. Er bleibt mir auf dem Repertorium, und schon dadurch ist meine Mühe reichlich belohnt« (II. 387) *). — Im IV. Bande von S. 107 bis 109 erklärt Goethe es für unzulässig, zu den drey Dichtarten: der lyrischen, epischen und dramatischen, auch die didaktische hinzuzufügen, da jene drey ersten der Form nach verschieden sind, folglich die letztere, die von dem Inhalt ihren Namen hat, nicht in derselben Reihe stehen könne, sondern eigentlich zwischen Poesie und Rhetorik stehe. Nachdem er den Werth und Nutzen der didaktischen Dichtart dargethan, setzt er den Wunsch bey, daß jeder, auch der begabteste Dichter irgend ein Capitel des Wissenswerthen also behandeln möge. — Ueber die neueste französische Romanliteratur spricht er sich (VI. 214) folgendermaßen aus: »Ich will mich kurz fassen: es ist eine Literatur der Verzweiflung. Um augenblicklich zu wirken — und das wollen sie doch, weil eine Ausgabe auf die andere folgen soll — müssen sie das Entgegengesetzte von allem, was man dem Menschen zu einigem Heil vortragen sollte, dem Leser aufdringen, der sich zuletzt nicht mehr zu retten weiß. Das Häßliche, das Abscheuliche, das Grausame, das Nichtswürdige, mit der ganzen Sippschaft des Verworfenen, ins Unmögliche zu überbieten, ist ihr satanisches Geschäft. Man darf und muß wohl sagen Geschäft; denn es liegt ein gründliches Studium alter Zeiten, vergangener Zustände, merkwürdiger Verwicklungen und unglaublicher Wirklichkeiten zum Grunde, so daß man ein solches Werk weder leer noch schlecht nennen darf. Auch entschiedene Talente sind's, die dergleichen unternehmen, geistreiche vorzügliche Männer, von mittleren Jahren, die sich durch eine Lebensfolge verdammt fühlen, sich mit diesen Abominationen zu beschäftigen.«

Schauspiel. »Iffland en erwarten wir noch vor dem neuen Jahre. Ich freue mich sehr, ihn nach so langer Zeit ein-

*) Daß Goethe sich dieser Arbeit unterzogen, kann man wohl nur glauben, wenn man es von ihm selbst vernimmt. Ohne Zweifel hat ihn, wie der Schluß dieser Stelle zeigt, nur seine damalige Eigenschaft als Oberleiter des weimarischen Theaters dazu bewogen. Daß aber diese Bearbeitung außer demselben nicht bekannt ist, mag für viele Bühnendirectionen ein wesentlicher Schade seyn; wie man aus einem späteren Briefe schließen kann (II. 394), worin Goethe aus einander setzt, was Alles er für dieses Schauspiel gethan habe, wie glücklich das Gelingen war, und mit der Versicherung schließt, »daß es jetzt ein interessantes, glatt hinter einander weggehendes Stück geworden« sey.

mal wieder zu sehen, und die große consequente Ausführung zu bewundern, durch die er jede Rolle zu adeln weiß. Es ist wohl eine der seltensten Erscheinungen, und ich glaube, daß sie noch bey keiner andern Nation Statt gefunden, daß der größte Schauspieler sich meistens Rollen aussucht, die ihrem Gehalt nach seiner unwürdig sind, und denen er durch sein Spiel den höchsten augenblicklichen Werth zu verschaffen weiß. Genau betrachtet, hat ein solches Verfahren auf den Geschmack des Volkes einen höchst ungünstigen Einfluß: denn indem man genöthigt wird, unter einer gegebenen Bedingung dasjenige zu schätzen, was man sonst nicht achtet, so kömmt ein Zwiespalt in unser Gefühl, der sich bey der Menge gewöhnlich zu Gunsten des Geringen und Verwerflichen schlichtet, das sich unter dem Schutze des Vortrefflichen eingeschlichen hat, und sich nunmehr als vortrefflich behauptet« (II. 56). — »Brühl hat uns Wolffs weggenommen. Es ist zwar nichts dagegen zu sagen, wenn man gebildete Künstler sich zuzueignen sucht; aber besser und vortheilhafter ist es, sie selbst zu bilden. Wär' ich so jung wie Brühl, so sollte mir kein Huhn auf's Theater, das ich nicht selbst ausgebrütet hätte« (II. 203). — »Die Musik hält ihre Schüler zusammen, sie dürfen aus Ton und Maß nicht weichen. Der recitirende Schauspieler dagegen muß durch Uebung nach und nach zu einer gewissen Einheit seiner selbst gelangen, und sich ohne Wissen und eigentliches Wollen, so weit seine Natur verstattet, hervorbilden« (IV. 367). — »Mit neuen Stücken muß man's wagen; was auf dem Repertoir bleibt dankbar bewahren; alte Stücke, die an den Schauspieler starke Forderungen machen, auch wohl einmal als Aufgabe aufstellen, mehr braucht es nicht, in unserm Verhältniß fortzuwirken. Uebrigens steht die allgemeine ästhetische Bildung so hoch, daß es an Schauspielern nicht fehlen kann, weil sich so manches Talent schon in geselligen Kreisen entwickelt; wenn nur noch halbweg etwas vom Handwerk übrig bleibt, so ist das deutsche Theater schon geborgen« (V. 167). — »Da das königliche Theater den rechten Weg gefunden hat, seine Casse zu füllen, so send' ich Dir den letzten Gegensatz, wohin nur die guten Nachkommen des alten Thespis gerathen können. Das Original lege ich bey, man glaubt es sonst nicht; sende es aber zurück. »Theaterankündigung. Karlstadt am 10. July 1823. Zum Vortheil des Herrn Ignaz Viol und seiner Tochter Ludmille: Menschenhaß und Reue, ein hier noch nie gesehenes Trauerspiel von dem gefallenen Kotzebue, unglücklicher Weise; dasselbe ist in 6 Acten, nebst einem Prolog, welchen Herr Viol am Ende separirt halten wird. Nachschrift: Viele dringende Schulden setzen uns zwar in die angenehme Ver-

Digitized by Google

legenheit unserer Gläubiger, daß wir nicht weiter reisen können. Ich spiele den Greis; meine Ludmilla die Eulalia; lassen Sie uns deßhalb nicht untergehen; Menschenhaß kennen die Bewohner dieser Stadt nicht, noch weniger wir eine Reue, daß wir hierher uns verirrten. Wir bitten daher um Zuspruch, denn es bleibt uns doch nichts.««

Bildende Kunst. »Auch er« (der Maler H.), »wie so manche andere, hat ein eingeborues Talent, was aber daraus werden kann, das weiß — nicht Gott, der sich um dergleichen schwerlich bekümmert — aber ich weiß es, der diesem Irrsal seit mehr als zwanzig Jahren zusehe. Auch er steckt in dem seichten Dilettantismus der Zeit, der in Alterthümeley und Vaterländeley einen falschen Grund, in Frömmeley ein schwächendes Element sucht, eine Atmosphäre, worin sich vornehme Weiber, halbkennende Gönner und unvermögende Versuchler so gerne begegnen; wo eine hohle Phrasensprache, die man sich gebildet, so süßlich klingt, ein Maximengewand, das man sich auf den kümmerlichen Leib zugeschnitten hat, so nobel kleidet, wo man täglich von der Auszehrung genagt an Unsicherheit kränkelt, und, um nur zu leben und fortzuwebeln, sich auf's schmählichste selbst belügen muß« (III. 330).

Verschiedenes. Wiederholte Erwähnung von Goethe's Faust führte auf die Abstammung des Namens Mephistopheles, und, »um die hohe Würde desselben anschaulich zu machen,« theilt Goethe seinem Freunde (V. 332 bis 337) ausführliche Nachricht über ein »höchst merkwürdiges Werk des raisonnirtesten Unsinns: Faust's Höllenzwang,« mit, welches, nachdem es lange in Abschriften umhergelaufen, zu Paßau 1612 soll gedruckt worden seyn, und wovon die großherzogliche Bibliothek zu Weimar eine Abschrift aus der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts besitzt. Das erste Capitel handelt von der Eintheilung der Geister und ihren Namen, auch was sie den Menschen helfen können; das zweyte von der Eintheilung aller Geister in die Chöre ihrer Fürsten. Aus dem ersten Capitel sieht man, daß Mephistophiel der erste der sieben »klugen Geister« ist. Nach diesen werden aber sieben »tumme Geister« aufgezählt, »welche große Macht haben.« — Das Ganze ist in der That, wie Goethe sagt, höchst merkwürdig.

Zelter.

Aphorismen. »Unglücks genug, wenn ein Poet kein Philosoph ist, noch schlimmer aber, wenn die Philosophen sich herablassen, in die Poesie zu pfuschen; und das Natürliche lag so nahe, daß es der Componist aus lauter Instinct ergriffen hat,

Digitized by Google

wodurch das Werk sich dennoch sehen und hören läßt« (II. 41) [1]). — »Es ist ein eigenes Gefühl, sich zu sagen: das wirst du nicht wiedersehen. Bey aller Resignation gegen das Vergängliche erscheint das Verlangen der Fortdauer am dringendsten, wo sich ein Faden abspinnt. Bedächte man, daß unsere Zeit in der Ewigkeit ruht, so ließe sich viel thun; läßt man's kommen und gehn? soll man's holen und treiben? — Darüber will ich mich nicht weiter verführen« (V. 408). — »Der denkende Künstler ist noch eins so viel werth!«« — »Dieß Motto höre ich von hundert Zungen und finde es in Stammbüchern. Es kann seyn, daß Lessing damit nicht zuviel sagen wollte, da er es einem Kunstliebhaber in den Mund legt. Es klingt wie eine alte Gavotte, die jeder auf dem Dudelsacke spielen kann; denn was den Künstler macht ist der Gedanke und nicht das Denken« (V. 414).

Musik. »Madame Mara ist hier angekommen, und ich dürste darnach, den göttlichen Gesang dieser Künstlerin nach so vielen Jahren wieder zu hören. Ich habe in der Zeit keine Sängerin gehört, die mit dem schönsten Organ alles machen kann, und nie etwas macht, als was sich gerade gehört« (I. 47). — »O daß Sie doch die Händel'schen Chöre des Alexanderfestes hören könnten! ich bin gewiß, daß die Pracht, die Kraft, das Leben und die Ruhe Ihnen die Musik von einer Seite zeigen würden, wie sie nur wenigen und nur selten erscheint« (I. 283). — »Man muß sich früh gewöhnen, die Kunst nicht als einen nothwendigen Luxus, sondern als eine Wirkung von Ursachen anzusehen, sonst entsteht der falsche Geschmack, auf dem sich das Falsche fort und fort baut, bis die ganze Bauerey einstürzt« (I. 305). — »So wenig es einem Schauspieler könnte erlaubt seyn, eine lustige Rolle traurig oder einen gemäßigten Character übertrieben darzustellen; eben so wenig könnte ein Componist in seiner Art das Aehnliche thun« [2]) (eben dort). — »Mit Bewunderung und Schrecken sieht man Irrlichter und Blutstreifen am Horizonte des Parnasses. Talente von der größten Bedeutung, wie Cherubini, Beethoven u. M., entwanden Hercules Keule — um Fliegen zu klatschen; erst muß man erstaunen und gleich nachher die Achsel zucken über den Aufwand von Talent, Lappalien wichtig und hohe Mittel gemein zu machen [3]). Ja ich möchte verzweifeln, wenn mir einfällt, daß

[1]) Es ist hier von J. J. Rousseau's Pygmalion mit Musik von Benda die Rede.

[2]) Nämlich das Gedicht in verkehrtem oder entgegengesetztem Sinne durch die Musik wiedergeben.

[3]) Die Anwendung der musikalischen Mittel in Masse, ohne daß sie

die neue Musik verloren gehen muß, wenn eine Kunst aus der Musik werden soll« (I. 347). — »Man mag gegen die Tonkünstler der früheren Jahrhunderte einwenden was man will (denn wer hat nicht dazu zu lernen?) — nie haben sie die Kunst weggeworfen, das innere Heiligthum Preis gegeben; wäre auf ihrem Grunde fortgebaut worden, wir könnten eine Kunst haben, und wären ganz andere Leute, als wir uns halten müssen« (eben dort). — Im ersten Bande S. 352 und 353 findet sich die Nachricht einer von Zelter gestifteten Liedertafel und ihren Gesetzen. Sie bestand aus 25 Männern, die entweder Dichter, Sänger oder Componisten seyn mußten. — »Endlich habe ich die neue gekrönte Pariser Oper (die Vestalin) gesehen und gehört. Das Gedicht ist für eine Oper locker genug gelegt, und Raum für Musik. Dieß hat der Herr S. denn auch so genützt, daß er wie ein Knabe, dem zum ersten Male die Hände aus dem Wickelbande losgelassen werden, überall mit beyden Fäusten so gewaltig drein patscht, daß einem die Stücke um die Ohren fliegen« [1] (I. 438). — »Was ganz zuletzt jeder Künstler braucht, muß ganz zu allererst gelernt seyn, und Sie selber haben es in des Künstlers Apotheose deutlich genug ausgesprochen: daß die Kunst Kunst bleibt, und Naturell und Instinct ohne sie nicht ausreichen« [2] (I. 759). — »Wir haben unsern sehr geschickten italienischen Capellmeister Righini verloren, welcher am 19. August (1812) zu Bologna, seiner Geburtsstadt, gestorben ist. Er war bey uns was etwa Salieri in Wien war; vielleicht von etwas fri-

überall hinreichend begründet wäre, fing schon damals (1808) an; was aber die hier genannten großen Meister sich zuweilen ausnahmsweise erlaubten, und durch ihr Genie rechtfertigten, ward von andern ohne Maß und Ziel geübt, bis es zu gegenwärtigem Extrem gelangte.

[1]) Ref. hält es für Pflicht der Unparteylichkeit, auch solche Urtheile Z.'s anzuführen, mit denen er keineswegs übereinstimmt; wie später auch in Beziehung auf andere Meister geschehen wird, über die er seine, von Z.'s Meinung weit abweichende, schon mehrmals öffentlich dargelegt hat. Zu läugnen ist übrigens nicht, daß die Vestalin den ersten Impuls zu der jetzigen unseligen Ueberinstrumentirung der Gesangstücke in den Opern gegeben hat; glücklich noch, wenn man in den Gränzen geblieben wäre, die Spontini in jener Oper sich gesetzt hatte!

[2]) Die überzeugendsten Beweise hiervon geben Haydn's, Mozart's, Beethoven's Werke im Gegensatze zu den meisten der neueren, wo das Talent den Mangel an Elementarkenntnissen ersetzen soll, aber nicht ersetzt. In der Musik ist es ein gewaltiger Irrthum, zu glauben, daß die Beobachtung der Kunstregeln den Flug des Genies hemme, das sich vielmehr nur durch die sichere und leichte Handhabung derselben in seinem vollen Glanze zeigen kann.

Digitized by Google

scherem Wesen als Salieri, aber an Breite und Höhe ziemlich gleich [1]). Ich habe manches von ihm, obwohl mittelbar, gelernt, besonders durch die gegenseitige Widerständigkeit mit den andern Capellmeistern. Die Differenz zwischen tüchtigen Leuten gibt oft das beste Facit« (II. 29). — Im zweyten Bande S. 122 bis 125 ist eine Definition der Fuge enthalten, die an Klarheit, Faßlichkeit und Folgerichtigkeit der an einander gereihten theoretischen Sätze alles übertrifft, was Referenten hierüber in Lehrbüchern des Tonsatzes jemals vorgekommen ist. — »Gestern (15. Juny 1815) wurde Oedip zu Kolonos sehr gelungen aufgeführt. Die Oper hat mich niemals ansprechen wollen, und ich höre sie bloß deßwegen wiederholentlich, weil ich das Urtheil von Frankreich und Deutschland gegen mich habe. Gestern hat sie mir gefallen. Das Sujet ist für einen italienischen Componisten offenbar zu groß und geheimnißvoll, und die Musik hat wenig Tragisches [2]); alles ist hell, heiter, munter, doch ohne Tiefe, und will nicht ergreifen. Und dennoch hat Gluck auf diesen Italiener gewirkt; denn es sind, obwohl ganz leise, Gluck'sche Anklänge auf den Sacchini übergegangen, die von desto angenehmerer Wirkung sind, in sofern sie sich von selber einstellen, und der italienischen Cantilene eine Würze geben, wodurch sie in der That erhöht wird. Wiewohl ich nicht von denen bin, welche die Vermischung der Talente wünschen, und aus Gluck, Haydn und Mozart Einen Mann machen wollen. Was Gott nicht gekonnt hat, will ich nicht haben, und habe genug an dem was da ist« (II. 194). — Im July 1819 war Zelter in Wien, von welchem Puncte aus er Abstecher nach Baden und Preßburg machte, und gegen das Ende des September über Prag und Dresden nach Berlin zurückkehrte. Diese Periode füllt die Seiten von 19 bis 61 des dritten Bandes. Von dem, was ihm in jener Zeit begegnet, und was er darüber gedacht hat, ist beynahe alles, zumal für den Wiener, interessant. Einiges davon

[1]) Diese Vergleichung ist unrichtig. Schon in seinen älteren, vor seiner Bekanntschaft mit Gluck componirten Opern stand Salieri in Hinsicht auf Characteristik der handelnden Personen, Ausdruck der Gefühle, Auffassung und musikalische Darstellung der Situationen weit über Righini; nach seinem Bekanntwerden mit jenem unsterblichen Meister erreichten seine Werke in erwähnten Beziehungen eine Vollkommenheit, wie man sie vergebens in anderen italienischen Opern suchen würde.

[2]) Gleichwohl ist sie, nach Salieri's Danaïdes und Tarare, die beste aller von einem Italiener componirten tragischen Opern. Cherubini, obgleich in Italien geboren, gehört längst zu den Franzosen, folglich seine Médée nicht hierher.

Digitized by Google

soll hier unter den entsprechenden Rubriken Platz finden. — »Gestern Abend habe ich die vierte Oper von Rossini: Die diebische Elster, gehört. Das Sujet ist allerliebst, und hätte können was rechts daraus gemacht werden. Es gehört eine lustige Person hinein, die der Dichter vergessen hat. Dafür ist das Rührende überwiegend, welches wieder der Componist vergessen hat geltend zu machen [1]). Im Ganzen ist jedoch die Musik geistreich, muthwillig bis zur Unkeuschheit, und gränzt hierin an Mozart, der jedoch mehr verwegen und tief ist« (III. 24). — »Salieri ist die brayste Haut von der Welt, und noch immer fleißig auf die kindlichste Art. Er hat über vierzig Opern geschrieben. Er ist 69 Jahre alt, und hält sich für außer der Mode, was er nicht nöthig hätte; denn sein Talent fließt noch, und von seinen Schülern steht keiner über ihm« (III. 26). — »Weigel ist ein hübscher stattlicher Lebemann. Seine Arbeiten sind rein, gemäß, natürlich und haben Character. Mittlere Zustände gelingen ihm am meisten« (III. 27). — »Die Ouvertüre in Haydn's Schöpfung ist das wunderbarste aller Welt, indem durch ordentliche, methodische, ausgemachte Kunstmittel ein — Chaos hervorgebracht ist, das die Empfindung einer bodenlosen Unordnung zu einer Empfindung des Vergnügens macht [2]). In der Sinfonie zu den Jahreszeiten, welche den Winter vorstellt, friere ich mit Wollust am warmen Ofen, und weiß in dem Augenblicke nicht: ob es außerdem noch was Schönes in der Welt gibt« (III. 90). — »Eine neue Oper: Der Freyschütz, von Maria von Weber, geht reißend ab. Ein einfältiger Jägerbursch (der Held des Stücks) läßt sich von Schwarzkünstlern, die eben so einfältig sind, verführen, vermittelst mitternächtlicher Zauberkocherey sogenannte Freykugeln zu gießen, und durch den besten Schuß seine eigene, schon mit ihm versprochene Braut zu gewinnen, die er endlich mit solcher Kugel — erschießt? — Bewahre! Auch diese trifft er nicht. Das Mädchen fällt nur vom

[1]) Wenn Zelter diesem gerechten Tadel gleich wieder Lob folgen läßt, ja wenn er Rossini an mehreren Stellen seiner Briefe gegen die Meinung anderer Kunstverständiger sogar in Schutz nimmt; so erklärt sich dieß aus einer Art von Widersetzlichkeit gegen strenge Urtheile, die sich bey mehreren Gelegenheiten an ihm offenbart. Wie aber ein Mann wie Z., der Mozarten so richtig würdigte, obige Parallele ziehen konnte, ist schwer zu begreifen. Wohl war Mozart geistreich überall; wohl war er auch muthwillig, aber stets mit Grazie, und nur wo es am Platze war; wohl war er verwegen, aber mit Verstand; und von seiner Tiefe hat R. nie auch nur eine Ahnung gehabt.

[2]) Es ist wohl unmöglich, dieses Meisterstück der Instrumentalmusik bündiger und treffender zu definiren.

Digitized by Google

Knalle, steht gleich wieder auf, und läßt sich Knall und Fall heiraten. Die Musik findet großen Beyfall, und ist in der That so gut, daß das Publikum den vielen Kohlen- und Pulverdampf nicht unerträglich findet. Von eigentlicher Leidenschaft habe vor allem Gebläse wenig bemerkt. Die Kinder und Weiber sind toll und voll davon; Teufel schwarz, Tugend weiß, Theater belebt, Orchester in Bewegung, und daß der Componist kein Spinozist ist, magst Du daraus abnehmen, daß er ein so kolossales Werk aus eben genanntem Nihilo erschaffen hat« [1]) (III. 191). — »Zu Bonn hatten wir einen jungen Musikdirector B. angestellt, der schon zwey Monate dort ist, und noch nichts angefangen hat, worüber er gegen die dreyhundert Ursachen angibt. Er hielt eben seine erste Vorlesung an die Studenten, und zwar über den Generalbaß, wie er sein Gerede nennt. Ich habe ihm angerathen, erst etwas zu thun, und dann darüber zu reden; die Kunst bestehe nicht in Worten u. s. w. Die Unverschämtheit solches jungen Gezüchtes läßt sich nicht mit Worten sagen. Sie predigen von den Lehrstühlen herab: die alten Lehren gälten nicht mehr; man könne das alte Geröll nicht mehr brauchen, und es fehlt an nichts, als daß Mozart, Haydn, Händel und wer noch von den Todten auferstünden, und zu ihnen in die Schule gingen« (III. 371). — »Man hatte die Oper« (Tancred), »die wohl einen Puff aushalten kann, abgekürzt, weil noch ein Ballet von drey Acten folgte, zu diesem Zwecke aber zugleich Fremdes eingelegt — und das war — gut? — Es war ein Chor aus einem italienischen Oratorium: I pellegrini al sepolcro di N. S., und zwar von Naumann. Wer das aushält wie ich, der begreift es auch wohl wie Du. Nach tausend muthwilligsten Verhöhnungen alles heroischen Ernstes richtete sich dieß Chorgespenst wie ein langes Gestänge trübselig auf. Die Fidelbogen im Orchester wurden paralysirt, die Musici sahen einander an; wie eine Nebelbombe fiel schon mit den ersten Tacten die Langeweile aufs Haus, daß Niemand wußte wo man war, da man endlich erfuhr, von welcher Macht solche unverhoffte Wirkung kam« [2]) (IV. 3). —

[1]) Wenn hier von dieser genialen Composition, die uns nach langem Irrsal die Rückkehr der wahren dramatischen Musik zu verkünden schien, nicht mit der Anerkennung gesprochen ist, die sie verdient; so ist dieß offenbar mehr auf Zelter's Laune, die auch dem allerdings wunderlichen Sujet ein wenig zu nahe getreten ist, als auf Nichtachtung des Werkes selbst zu schieben, dem er in mehrfacher Beziehung Gerechtigkeit widerfahren läßt.

[2]) Unter den Anklagen, die gegen Z. erhoben worden, ist auch die, daß er Naumann verachtet, und sich über ihn gestellt habe. Letzteres erscheint nirgends begründet. Ersteres ließe sich auch nur

Digitized by Google

»Chladni, der eben hier ist, bezeugt seine akustische Zufriedenheit mit dem königstädtischen Theater. Hier wiederhole: daß der Klang, nach meiner Bemerkung, dem gefüllten Hause, der dünneren Atmosphäre, von selbst zugeht; die Bühne erhält davon zu gleicher Zeit das ihrige. Die Wirkung entsteht also da, wo Herz und Ohr dem Klange entgegen kömmt. Kraft und Schönheit liegen in der Musik und im Orchester, jedes hat das Seine zu thun, und die Klagen mancher Componisten, welche ungeheure Wirkungen verlangen, die nicht in Erfüllung gehen, fallen nicht dem Orte zur Last. Eine überfüllte Partitur, wie ein überfülltes Orchester thun was sie können, nur nicht das Rechte; dahingegen sogenannte Solospieler ein ganzes Dutzend zusammen immer weniger leisten werden, als zwey Ripienisten, die zuchtgemäß vollkommen egal spielen. Ein vollkommenes Orchester verlangt besonders einen ersten Violinisten, der eine Schule seiner Art bildet, dann würden viele Klagen über Localunbequemlichkeiten aufhören. Bey uns werden manchmal, um Forcen zu bilden, die Blasinstrumente verdoppelt, dreyfach, ja vier- und mehrfach besetzt. Das ist rein falsch, und so unartistisch, als ob man ein Duett von vier Sängern wollte singen lassen« *) (IV. 15). — »Das Vortreten einer Sängerin bis an die Lampen ist eine Art Buhlerey mit dem Zuhörer, um Beyfall und Geschmeide zu erhaschen. Eine Stimme, die sich anstrengt, kennt sich nicht, und ist nicht die beste. Eine schöne Stimme nimmt sich eben in gehöriger Entfernung am besten aus. Eine zu stark gestrichene Geige und eine überblasene Flöte will auch keiner hören« (IV. 16). — »Da die ausführende Musik anjetzt auf dem Excesse beruht.

allein aus dieser Stelle schließen; denn wo noch ferner Naumann's tadelnd gedacht wird, ist es nicht Zelter, sondern Schiller, welcher tadelt, der bekanntlich mit mehrerem, was N. von ihm in Musik setzte, besonders aber mit den Idealen, unzufrieden war, welche der Componist in eine Art von Bravourmusik kleidete. Bedenkt man übrigens, daß zu dem hier ausgesprochenen Tadel der arge Contrast, den Naumann's breiter, ruhiger, gewogener Styl mit dem Lärmen und dem leichtfertigen Singsang der Rossinischen Musik nothwendig hervorbringen mußte, Veranlassung gab, und daß die Idee solcher Zusammenstellung wohl nur eine unglückliche genannt werden konnte; so fällt noch ein Theil der Beschuldigung Zelter's hinweg, der sich sonst in Allem als ein zu bescheidener Mann erweiset, als daß er auf einen Vorzug vor N. Anspruch machen sollte, der allerdings auf einer beträchtlich höheren Stufe stand als er.

*) Ohne Zweifel; vorausgesetzt, daß die Streichinstrumente in der gewöhnlichen Zahl bleiben, und nicht verhältnißmäßig ebenfalls vermehrt werden.

Digitized by Google

ſo ſind große Forderungen daran eben nicht ungerecht, und die Klage der Orcheſterleute über Schwierigkeiten ein wahres Nichts gegen das, was das Ohr auszuſtehen hat, ſo lange in einem Dickicht von Tönen zu verharren, das viel zu anziehend und laſtend zugleich iſt, um ſich abwerfen zu laſſen« (IV. 40). — Von S. 53 bis 58 dieſes Bandes lieſt man eine Antwort Zelter's an einen Muſikdirector, welcher ihm eine neue Theorie der Muſik nach naturgemäßen Geſetzen zugeeignet und zugeſchickt hatte. Es iſt Schade, daß der Zweck dieſer Blätter nicht geſtattet, dieſe Antwort ganz mitzutheilen, ſo vortrefflich iſt ſie. Im Ganzen ſtreitet ſie gegen nichtsbedeutende, die Begriffe mehr verwirrende als aufklärende Neuerungen, welche man gern an die Stelle alter bewährter Grundſätze ſtellen, und dieſe für veraltet und unbrauchbar geworden ausgeben möchte, während doch gerade ſie es ſind, mittels welcher die größten unſterblichen Componiſten ſich gebildet haben. Referent erlaubt ſich daraus nur folgende paar Stellen anzuführen: »Die XII gegebene Erklärung: daß Melodie und Harmonie ganz verſchiedene Dinge in der Muſik, und doch Muſik ſind, und Melodie ohne Harmonie keine Melodie und alſo auch keine Muſik iſt: das iſt geradezu geſagt: Wirrwarr. Weiß man nun, daß der gute Johann Jakob, dem die Harmonie eine barbariſche Erfindung iſt, auch beynahe ſo argumentirt, ſo könnte man theoretiſchen Todes ſterben, wer davon leben ſollte.« — »S. 184 Ihres Buches wird nebenher die ſogenannte gebundene Schreibart berührt, als eigentlich weiter nichts, als eine ungleichzeitige Verbindung der Melodie mit der Harmonie. Ohne das längſt bekannte Geheimniß zu verrathen, will ich nur ſagen, daß die ungleichzeitige Verbindung der Melodie mit der Harmonie Statt finden kann außer der gebundenen Schreibart. Weiß ich doch kaum, ob unſere allverehrteſten Mozart, Händel, Graun, Haydn, die ſich ja auch Ihres Lobes erfreuen, dieſe Schreibart ſo genannt haben; aber daß dieſe Heroen gerade in dieſer Schreibart das Maximum ihres großen Talentes niedergelegt haben, weßhalb ſie auch Meiſter unter Meiſtern ſind, das wüßte ich wohl nachzuweiſen.« — »Nur erſt ſeit Mozart iſt die größere Neigung zum Verſtändniß des Sebaſtian Bach eingetreten, indem dieſer durchaus myſtiſch erſcheint, wo jener klar von Außen auf uns eindringt und leichter begleitet wird, indem er das irdiſch Lebendige um ſich verſammelt« (IV. 188). — »Wie ein Gedicht (im ächten Sinne des Wortes) ein inwohnendes Bild offenbart; ſo ſoll der Componiſt, der hier nicht mehr ganz fein eigen iſt, dieſes Bild aufzufaſſen, ja ſelbſt die Melodie zu finden wiſſen, welche dem Dichter ſelber vorgeſchwebt« (IV. 211). — »Madame

Digitized by Google

Catalani hat noch einige Groschen bey uns gewittert, die ich ihr kaum gönne. Zuviel ist zuviel! Noch macht sie keine Anstalt zur Abreise, denn sie hat noch ein Paar altneue umgewendete Arien auf der Walze, die sie als gratias gern abdrehen möchte.« — »Zu bewundern bleibt, daß italienische Gemeinheit immer noch eine gewisse Größe hat, die sich wie auf ein Eigenthumsrecht gründet. Wer mit gesundem Sinne sich hiervon überzeugen wollte, komme nur eben zu uns und sehe und vernehme, wie ein schönes weibliches Wesen, ein prachtvolles Organ reicher Natur, unser edles Opernhaus, unschuldig, unbefangen mit frechen Bockstrillern, abgedroschenen Manieren, chromatischen Pfuschereyen erfüllt, das Edlere, was wir wirklich haben, discreditirt u. s. w. Man erkennt es sogar als mißfällig; man schilt und — geht wieder hin. So war — so ist es« (IV. 299 u. 320). — »Die allerbesten Italiener sind, in ihrem Vaterlande, von Händel und Hasse, selbst von dem weicheren Graun anerkannt übertroffen worden. Jene aber waren zu Hause und durften sich gehen lassen; der Fremde muß sich zusammennehmen, und gewinnt allenfalls seinen Einsatz« (IV. 321). — Von S. 350 bis 354 wird des berüchtigten Angriffs auf Mozart's Requiem in gebührender Weise erwähnt. Der Streit ist von der angreifenden Partey bis zum Ekel getrieben worden; obschon er längst auf die einfachste Weise zu schlichten gewesen wäre, da Jedermann die bestrittenen Gesangstücke in Mozart's Handschrift in der k. k. Hofbibliothek allhier einsehen kann. — »Wie es« (mit dem Geschmack an der Oper) »hier ist, kann ich als Gast nicht wissen. Bey uns ist die Menge getheilt. Einer verlangt die italienische Oper, der Andere eine deutsche. Eine italienische Oper existirt wirklich, typisch, die einzelnen Versuche mögen ausfallen wie sie wollen, ja schon eine gelungene Vorstellung ist versöhnend. Eine deutsche Oper existirt (auf diese Art) gar nicht; das Gute aus früheren Zeiten will man veraltet nennen, und das Allerneueste ist nicht einmal neu. Der Componist verklagt den Poeten, der Sänger den Componisten, und umgekehrt; man sollte endlich denken, der Poet, der Componist, der Sänger — keiner verstehe sein Metier und wisse was er will. Eine Dame bot mir den Arm, um sich an den Tisch führen zu lassen: Warum haben Sie denn das bey den Naturforschern nicht ausgesprochen?« *) (IV. 384). — »Die Deutschen, welche den Italienern ihren Ruhm mißgönnen, wollen diesen dennoch das parlare cantando oder cantare parlando nachmachen, und begreifen nicht,

*) Während Zelter's Aufenthalt in München zur Zeit der Versammlung der Naturforscher geschrieben.

Digitized by Google

daß die Deutschen nicht reden lernen. Wer reden kann wie die Italiener, wird von selber singen, alles Andere ist vom Uebel«[1]) (IV. 413). — »Eine Recension meiner Tafellieder sagt: der absolut musikalische Werth meiner Lieder sey nicht so groß als der ästhetische — was ich gern für ein Lob nehme, wäre es auch nicht ganz so gemeint. Der ästhetische Werth eines Liedes ist ja wohl der umfassende, und begreift den musikalischen, weil er sonst auch nicht ästhetisch wäre« (V. 13). — S. 85 bis 89 enthält eine kleine historische Abhandlung als Antwort auf Goethe's Frage: was für ein musikalisches System in der Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gegolten und dergestalt ausgesprochen gewesen, daß es ein hamburgischer Rector jener Zeit (Joachim Jungius) seinen Schülern auf drey gedruckten Bogen überliefern können? — »Preciosa. Dazu ist eine Musik« (bekanntlich von C. M. von Weber), »d. h. Tänze, Chöre, Recitative zur Musik gesprochen, so daß man weder das Eine noch das Andere versteht[2]) (sie nennen's melodramatisch), und auf dem Zettel steht: Schauspiel mit Gesang. Der Componist hat sich die größte Mühe gegeben, durch wunderliche Modulation, vielerley Tempo, ein traurig humoristisches Werk hervorzubringen, um das Diebsgesindel zu bezeichnen« (V. 120). — »Gestern Abend haben wir dem Publicum mit Händel's Simson aufgewartet. Händel hat das Wesen und die letzten Stunden eines starken Mannes, der einem Weibe unterliegt, mit echter Kraft in Töne gekleidet. Das Ohr wird zum Auge, man möchte Farben unterscheiden, Gestalten, Geschlechter« (V. 129). — Mauche behaupten, Händel's Oratorium könne man nur dann in ihrer vollen Wirkung vernehmen, wenn eine Orgel mitwirke. Referent ist hierin der Meinung Zelter's, der (V. 129) sagt: »Eine Orgel mag nöthig seyn, um einen schwachen Chor zu decken, zu vertreten. Ein nicht klug verhaltenes, nicht vollkommenes Spiel der Orgel kann den besten Chor schwächen, verderben.« Der Chor der Singacademie war bey der so eben erwähnten Gelegenheit so wirksam,

[1]) Eine goldene Wahrheit, die desto mehr hervortritt, je mehr jetzt beym Singenlernen die deutliche Aussprache und richtige Declamation vernachläßigt werden. Vogl, der unter den deutschen dramatischen Sängern der erste war, und noch immer unerreicht ist, pflegte zu äußern: Wer mir nichts zu sagen hat, hat mir nichts zu singen.

[2]) Nach vielen anderen Aeußerungen Zelter's wäre zu wetten, daß er Benda's Medea, die doch ganz durch in dieser Art geschrieben ist, eben so sehr loben würde, als er hier einzelne und wohlangebrachte derley Stellen tadelt. Ueberhaupt gehört dieses Urtheil zu den wenigen, von welchen Zelter's Freunde wünschen müssen, daß sie ungedruckt geblieben wären.

Digitized by Google

daß Spontini voll Verwunderung zu Zeltern sagte: Laissez-moi vos choeurs! — »Gestern Abend habe ich die große Oper Faust von Bernard und Spohr zum ersten Male von Anfang bis zu Ende gesehen und abgehört. — Die Aufführung dieses ampeln, höchst ausgearbeiteten Werkes hat mein größtes Lob erhalten, und auch das vollste Haus hat es nicht an Beyfall fehlen lassen. Das Orchester, die oberste Facultät einer Oper[1]), war Ein Mann; Sänger so vollkommen als möglich; Comparsen, Maschinen, Decorationen, Hexen, Geister und anderes Ungethüm, alles erhielt Anerkennung und beste Aufnahme.« — Folgt eine humoristische Analyse des Textbuches, und hierauf: »Nun zur Arbeit des Componisten, der sich freylich mehr als Tonkünstler denn als Musicus und Melodisten erkennen läßt. Alles ist mit größter Künstlichkeit zum Erstaunen ins Kleinste geführt, um das wachsamste Ohr zu überlisten, zu überbieten«[2]) (V. 319—322). — »Kleine Ursachen, große Wirkung. Ein stummes Fischermädchen, von dem Sohne des Vicekönigs von Neapel verführt, ist die Heldin einer berühmten französischen Oper: La muette de Portici. Das Mädchen ist stumm wie ein Fisch, die andern alle aber, Mr. Auber an ihrer Spitze, machen ein so horribles Getöse fünf Acte lang, daß zuletzt auch der Vesuv davon erwacht, und sein grimmes Eingeweide brummend und brüllend gegen die Wolken speyt. Unser Publicum schluckt und schlingt nun schon sieben und zwanzig Mal an dieser Titanenmahlzeit, und will nicht satt werden. Die Sänger und Spieler sind nachher wie gekocht; bin doch ich davon beynahe reutergar geworden. Es fehlt nicht an Geist, der sich selber zu schaffen macht« (V. 341). — »Hasse hat gegen 100 Opern, wo nicht darüber, gemacht, die geistlichen Compositionen ungerechnet. Jedes seiner Werke enthält so mächtige Theile, wie sie nur ein deutscher Genius, der sich in Italien in besserer Zeit gebildet hat, hervorbringt. An Geist, Energie, Anmuth und Fruchtbarkeit hat er die Leo, Durante, Vinci, Pergolese und seinen von ihm selber hochgerühmten Meister Alex. Scarlatti hinter sich gebracht. Wirst man ab was in jener Zeit italienische, allgemein angenommene Manier ist, so hast Du ein Original in deutscher Kraft und Herrlichkeit«[3]) (VI. 154). — »Beethoven's Fidelio habe mit großer Freude wieder gehört. Gerade da,

[1]) In unserer Zeit nämlich; ehedem waren es die Sänger.

[2]) Mit diesen wenigen Worten sprach Zelter den Character aller Compositionen dieses Meisters aus.

[3]) Eines jener kurzgefaßten treffenden Urtheile, die den tief eindringenden Kenner beurkunden.

Digitized by Google

wo das Gedicht gar zu schwach ist, ist der Componist zur Bewunderung glücklich gewesen: eine höchst langweilige Scene hat er besonders so zu beleben gewußt, daß ich immer von neuem darüber erstaune. Das ist der Vortheil, den man beym Genie voraus und davon hat: es beleidigt und versöhnt, es verwundet und heilt; man muß mit, da hilft kein Sperren und Weilen« (VI. 170). — »Die französische Musik könnte mit ihrer Politik verglichen werden: zwitterhaft; weibischer Kribbelkrabbel; ihre Besten können sich nicht davon losmachen«[1]) (VI. 313). — »Der italienische Componist Bellini war mir noch unbekannt; Gott weiß, ob ich ihn nun kenne? Der Herzog hat dem Grafen die Geliebte mit Gewalt gestohlen, und sie zu seiner Frau gemacht. Der Graf kömmt nach sechs Jahren als Pirat zurück, schlägt den Herzog todt, und er selber geht auch darüber zu Grunde; die Frau wird verrückt, und was übrig bleibt, ist ein kleiner Schlingel von fünf Jahren. Die Musik ist das zufälligste Gespreu von Einfällen, die wieder absichtlich jeder Bedeutung dessen, was vor ist, entgegen stehen. Man ist zwischen Aug' und Ohr, Gefühl und Verstand, die sich beißen und kratzen, hin- und hergeworfen[2]). Dabey hat der Kerl Talent, Dreistigkeit, und beherrscht Sänger und Orchester aufs Impertinenteste« (VI. 377).

Berliner Singakademie. Folgende, durch Zelter's eigene Erfahrung bewährte Thatsache liefert einen merkwürdigen Beweis, welchen Einfluß die Beschaffenheit der Luft auf die Wirkung des Gesanges und die Singenden selbst habe. »Wenn der Barometer schönes Wetter anzeigt, ist unser Singchor vortrefflich, ich meine nämlich solchen Chor, der schulmäßig an Tragung des Tones und elastische Beweglichkeit gewohnt ist (portamento di voce), und in solchen guten Tagen schon oftmals die Bewunderung der Kenner erworben hat. Die eigentliche

[1]) Hier ist nicht etwa von der neuesten französischen Musik, sondern von Cherubini's Wasserträger und seiner Medea die Rede, also von der französischen Oper aus ihrer schönsten Epoche, in welcher Cherubini, Mehül und Boieldieu ihre geistreichen dramatischen Musikwerke aufgestellt haben, denen seitdem keine ihres Gleichen gefolgt sind. Man sieht hieraus, welche Macht das Vorurtheil, wenn es einmal Wurzel gefaßt hat, selbst über so hellsehende Männer ausübt, wie Zelter war.

[2]) Dieß paßt weit richtiger auf alle seit drey Decennien bekannte und beliebt gewordene italienische Operncomponisten, als auf Bellini, der unstreitig unter jenen der vorzüglichste ist, und in dessen Werken man noch am meisten dramatische Intentionen, Uebereinstimmung der Musik mit der Handlung findet. Seine Sonnambula dünkt Referenten die beste Oper der neuen ital. Schule, und der frühzeitige Tod dieses Tonsetzers ist ohne Zweifel zu bedauern.

Digitized by Google

Wirkung ist dann nicht erschütternd, schmetternd und dergleichen, sie ist vielmehr groß, tröstlich, erbaulich, und das scheint mir die rechte. Geht der Barometer tief herunter, so ist es nicht möglich, trotz alles Zurufens: Gehoben! Getragen! — die Stimmen flott zu halten: Einer zieht den Andern mit, und wenn ich sie gehen lasse, so ist das Ganze noch immer in seiner Art gut genug; will ich aber die Gewalt des Instruments gelten machen, so hört die Harmonie der Harmonie auf, und es entsteht ein innerer Unfriede bey aller Mühe. Denn ein guter Chor ist wie eine einzelne Person anzusehen, und was er wirkt, will er wirken, wenn auch ohne äußeres Bewußtseyn, und wo dieser Character nicht ist, ist auch keine Schule. Wäre es doch nicht möglich, einen Chor von einhundert sechzig bis zweyhundert Stimmen beysammen zu sehen, die alle von gleicher Güte wären, wenn nicht ein Geist des Ganzen darin herrschte; der ist, was Harmonie heißt. Endlich erhebt sich der Barometer wieder, und mit ihm unser Singchor. Geht es langsam, nach und nach, indem Regen und Sturm noch fortdauern: der Singchor geht auch, nach und nach, aber er sinkt nicht mehr. Geht er aber plötzlich, mit einem Male, hoch und über sein Zeichen, dann ist wieder kein Halten; jedem Einzelnen gelingt sein Bestes; jeder hält sich allein glücklich, und ist es doch mit Allen. Sie freuen sich, wenn ich sie nicht mehr halten kann; wiewohl ich sie mit derselben Freude loslasse« *) (III. 384). — Der König hatte nach seiner Rückkehr von Paris der Singakademie Musikalien zustellen lassen, die er für dieselbe mitbrachte. Hierüber schrieb Zelter: »Doppelt, ja vielfach erfreulich erscheint solch ein königliches Andenken, da sich die Singakademie während ihres Anwuchses mancher heimlicher Insinuationen tröstet: Es sey unnöthig, die Musik zu befördern, die schon alles andere verschlinge; item deutscher Gesang sey ein Nonens; item man klebe am Alten und hindere den Fortschritt; item man neige sich zum Katholicismus; item es sey eine stille Heiratsanstalt u. s. w. An dem allen ist wohl etwas wahr: denn, nur das Letzte betrachtet, so besteht die Singakademie mit den Jahren aus lauter Aeltern und Kindern, Eheleuten und Geschwistern, und bewegt sich durch einander und bewacht sich auch. Dann ist es auch ein Ort glückseliger Freyheit, da vom Fürsten bis zum Handwerker herab unabgeredet eine Gleich-

*) Diese Stelle beweist zugleich den erfreulichen, vortrefflichen Geist, von welchem die Mitglieder der Singakademie beseelt sind, der demjenigen, der ihn zu wecken und zu nähren wußte, eben so rühmlich ist, als denen, in welchen er wirkte, und deßgleichen man wohl kaum bey vielen anderen derley Instituten wahrnehmen möchte.

Digitized by Google

heit Statt findet, aus der sich jedes Talent erheben darf. Hätte der große Napoleon mein Regiment gesehen, er hätte Augen gemacht. Er hat Welttheile durchzogen — das hat er nicht gesehen! Und daß Du es nicht sehen sollst, ärgert mich« (IV. 87). — »Von meiner Seite hab' ich denn auch etwas zur Erheiterung der Gäste« (der Naturforscher) »thun wollen. Den Tag vor der Eröffnung der Sitzungen hat die Singakademie Händel's Alexanderfest aufgeführt, wiewohl mit einer einzigen lückenhaften Probe, da zwey Solosänger fehlten. Unsere Chöre sind dagegen im Zuge, und ich brauche sie nicht zu tadeln. Wenn es gilt, sind sie alle wie Einer« *) (V. 119). — »Es ist das dreyßigste Jahr, daß ich ganz, wenn auch nicht allein, einer Institution angehöre, die bey losestem Zusammenhange stets consistent geblieben, ohne sich selber unterhalten zu können, und eben dadurch zu der Prätension aufgewachsen ist, das Allerhöchste von sich selber zu fordern und das Gemeinste dazu: Geld zu erwerben« (V. 370).

Literatur. Im ersten Bande, S. 56—60, gibt eine Darstellung von Schiller's Braut von Messina Zelter'n Gelegenheit, seine Ansichten über den Chor der Tragödie zu äußern, mit welchen jedoch Referent sich nicht vereinigen kann. Zelter wünschte, daß der Chor zu beyden Seiten, gleich einer Mauer, unbeweglich stünde; ja er schlägt sogar vor, ihn zu diesem Ende auf Tribunen zu stellen, Referent glaubt dagegen, daß der Chor lebhaft in die Handlung eingreifen, daher in wechselnden, malerischen Gruppen erscheinen, und eine symmetrische Aufstellung sorgfältig vermeiden sollte. Die Schwierigkeiten, welche die Ausführung dieser Idee bieten, verkennt Ref. keineswegs; eine der größten dürfte sich in der gleichzeitigen Recitation der Verse zeigen, die selbst wenn der Chor dicht und regungslos beysammen steht, schon schwer genug zu erlangen ist: allein die Wirkung würde ohne Zweifel bedeutend gesteigert werden und das Daseyn des Chors besser motivirt erscheinen. Aus welchem Grunde eine melodramatisch-musikalische Begleitung des Chors beynahe unmöglich ist, hat Ref. bey einer andern Gelegenheit

*) Dergleichen nur nach einer flüchtigen Probe, ja selbst völlig unvorbereitete und dennoch höchst gelungene Productionen kommen in diesem Briefwechsel öfters vor. Welchen unschätzbaren Vorzug hat vor allen übrigen Musikvereinen solch eine Anstalt, die ein reiches Repertoir classischer Musikwerke dermaßen besitzt, daß ihre Mitglieder nur zusammenzutreten, und Lust und Liebe — die hier nie zu fehlen scheinen — mitzubringen brauchen, um die herrlichsten Compositionen auszuführen!

Digitized by Google

darzuthun gesucht *). Den vollsten Effect würde er als Gesang in Musik gesetzt hervorbringen; dieß aber würde einen störenden Contrast mit der gesprochenen Recitation der Schauspieler verursachen. Verfolgt man aber diesen Gedanken, so gelangt man am Ende auf die Nothwendigkeit, die Rollen recitativisch mit musikalischer Begleitung vortragen zu lassen, und wer könnte zweifeln, daß eine Tragödie in dieser Form — vorausgesetzt, daß die Darsteller der Rollen eben so gute dramatische Sänger als Schauspieler wären — den höchsten Grad dramatischer Wirkung erreichen müßte? — »Gestern Abend habe ich wieder den Wilhelm Meister geendigt, den ich mit dem größten Vergnügen von Kopf zu Fuß durchgelesen habe. Welchen Schatz von Weisheit haben Sie, mein unsterblicher Freund, in diesen Blättern niedergelegt! Ich erfreue mich wie ein unerfahrnes Kind an der reinen und sichern Erfahrung, die wie in leichten Zahlen den tiefsten philosophischen Sinn anregt, und in das Blut des Lebens übergeht, woraus es genommen ist. Ich weiß, daß ich das alles längst gewußt habe, und doch ist mir alles neu, frisch und grün. Eine Gallerie der buntesten Gestalten zieht vorüber, die sich zu verwirren scheinen und dadurch aufklären; treffliche Personen, die die tollsten Streiche begehen müssen, und tolle Menschen, von denen man die Tugend lernt. Kein Gedanke an die jüdische Würfeley, welche die Romanschreiber mit ihren sogenannten Tugenden und Lastern treiben, um characterlosen Menschen Ansehen zu geben, daß man sie lobe oder tadle, anstatt zur Selbstbetrachtung würdig angeführt zu werden« (I. 297).— »Es gibt gewisse Sinfonien von Haydn, die durch ihren losen liberalen Gang mein Blut in behagliche Bewegung bringen, und den freyen Theilen meines Körpers die Neigung und Richtung geben, wohlthätig nach Außen zu wirken. Meine Finger werden dann weicher und länger, meine Augen möchten etwas ersehen, das noch kein Blick berührt hat, die Lippen öffnen sich, mein Inneres will hinaus ins Freye. So geht mir's, wenn ich Ihre Romane lese, und so ist mir's geworden, wie ich heute Ihre Wahlverwandtschaften las. Das muthwillige geheimnißvolle Spiel mit den Dingen der Welt und den Figuren, die darin angestellt und geleitet werden, kann Ihnen niemals mißlingen, mag auch zwischen durchlaufen was Platz hat, oder sich Platz macht. Dazu eignet sich endlich noch eine Schreibart, welche wie das klare Element beschaffen ist, dessen flinke Bewohner durch einander schwimmen, blinkelnd und dunkelnd auf- und ab-

*) Friedrich Rochlitz: Für Freunde der Tonkunst, dritter Band; angezeigt im L. Bande dieser Jahrb. S. 250 u. f.

Digitized by Google

fahren, ohne sich zu verirren oder zu verlieren. Man könnte zum Poeten werden über eine solche Prosa, und ich möchte des Teufels werden, daß ich keine solche Zeile schreiben kann« (I. 373) [1]. »Ihr Rinaldo wird keine der leichtern Arbeiten seyn, wenn herauskommen soll, was darinnen steckt. Das Gedicht ist günstig genug für den Componisten, der weiß, was zu thun ist, und sich vor der Gefahr hütet, des Guten zu viel zu thun. Alles ist leicht und frey angedeutet, die Worte sind nicht vorgreifend, und der Musikus hat es wirklich mit der Sache selber zu thun. Dieß versehen die, welche dem Musikus die Worte liefern, gar zu oft, indem sie die Gedichte mit übersleißigen Kunstworten ausstatten, die manchmal sogar negativ sind, und den armen Teufel verleiten, mit gleichem Aufwande von Kunstmitteln das Entgegengesetzte zu thun von dem, was geschehen sollte. Ich muß mich sehr irren, oder dieß ist der eigentliche Zustand unseres gegenwärtigen Kunstwesens, und die Ursache, warum wir, trotz alles Fortschreitens und Erhebens, niemals aufs Rechte kommen. Endlich hat der Musikus mit dem Dichter, oder vielmehr unter demselben, einen schweren Stand: er soll ein Mann von Genie, selbst Dichter und dabey höchst abhängig seyn. Wenn der Dichter sich darf gehen lassen, so lang es gut geht; so sind dem Componisten die Worte zugezählt, er mag sie brauchen können oder nicht; kurz wenn ihm das Schwerste leicht abgeht, so hat er die größte Mühe mit Kleinigkeiten, denen oft kaum der Kenner selbst abmerkt, welche Kunst drinnen steckt« [2] (II. 15). — »Die Art, wie die Entwicklung Ihres poetischen Berufs« (in: Aus meinem Leben) »aufgeführt wird, hat mir ausnehmend wohlgefallen. — Um vieles kleiner erscheint dagegen Alfieri's Bestreben, keine Dichter zu lesen, um die Keuschheit seiner Originalität nicht in Versuchung zu führen. Wie mir denn seine hochgestellte Abneigung gegen alle Tyranney eifersüchtig, eigensüchtig, ja tyrannisch erscheint. Endlich scheint ihm für die moderne Dichtung das Re-

[1] Man sieht aus diesen beyden Stellen, wie Z. Goethe'n nicht nur verstanden, sondern auch gefühlt hat.

[2] Treffliche Worte für Dichter und Tonsetzer. Es mag allerdings, zum Theil wenigstens, Schuld der Ersteren seyn, daß die Tonsetzer — mit wenigen Ausnahmen — sich seit geraumer Zeit in zwey Parteyen getheilt haben, wovon die eine sich um das Gedicht gar nicht kümmert, und von demselben unabhängige Melodien schafft, wenn sie nur angenehm klingen; die andere aber sich dergestalt, nicht an den Sinn, sondern an die Worte hängt, das »hoch« in hohen, »tief« in tiefen Tönen ausgedrückt wird, und darüber lauter Stückwerk, nie aber ein zusammenhängender, fließender Gesang zur Welt kömmt, der den Gesammtausdruck des Gedichtes wiedergäbe.

Digitized by Google

ligiöse, und für die antike das Heidnische rein abzugehen, weßhalb er sich den Franzosen, die er zu hassen glaubt, näher befindet, als sich selber und dem Alterthume, das er zu verehren sich gedrungen fühlt« (II. 37). — »Ein Hoftheater ist überall nothwendig wo ein Hof ist, wenn ein Publicum noch nicht Eifer genug zeigt für seine besten Dichter. — Doch ist das Publicum besser als die Richter, welche immer nur die Fehler tadeln, und für Aechtes, Feines, Hohes und Tüchtiges keine Worte haben. Es ist jämmerlich, wie sich diese Leute um das herumwinden müssen, was sie nicht verstehen, und für den Künstler von wirklichem Naturell nichts zu thun wissen, als daß sie ihn da corrigiren, wo er sich selbst schon über das, was ihm nicht gelungen ist, ärgert. Dagegen machen sie sich dann an die Mittelmäßigkeit und Jugend, welche sie zu ermuntern gedenken, und aus denen niemals was wird. Eben so verfahren sie mit Beurtheilung der Stücke selbst, und verwirren das Publicum und die Schauspieler zugleich« (II. 193). — »Wer nicht wüßte wie er Dich lieben soll, mag die Iphigenie sehen; sie ist so eben gespielt worden. Alle Wahrheit und Güte der Natur hat sich über dies Stück ausgegossen. Es sind Menschen, an denen man die Menschheit, ja sich selbst verehrt, ohne sich geschmeichelt zu finden« (II. 379). — Gestern sah ich die Stricknadeln« (bey uns: Das Schmuckkästchen) »von Kotzebue zum ersten Male. Das Stück ist wirklich gut und wurde vorzüglich gegeben. Der Character der altadelichen Freyherrin ist meisterhaft. Aber wie Du von Schiller'n noch vor Kurzem sagtest, daß das Gemeine unter seinen Händen veredelt worden, so zieht jener alles Würdige zum Gemeinen herab, und das ist auch in dem genannten Stücke der Fall. Der vierzigjährige Ehemann ist ein weicher, bleicher, reicher Hanns Dummkopf, und die zwanzigjährige Gattin, die gern von ihrer Tugend spricht, die sie nicht hat, auf dem geraden Wege, eine gemeine .... zu werden« (VI. 107).

Schauspiel. »Wenn die guten Leute« (die Schauspieler) »nur erst wollten reden lernen! Dieses Stoßen und Holpern und Stolpern und Drucken und Quetschen der Consonanten, das sie wie ein Pfahlwerk vor der Luftröhre stehen haben, hindert jede gute Intention und ihr eigenes Gefühl. Deutlichkeit, Freyheit und Anmuth sind unerreichbar, wenn der Redner mehr Zeit und Kraft zum Athmen als zum Sprechen braucht. Was jeder gute Bereiter seinem Pferde zuerst beybringt, ist ein stehender Athem; und der ausübende Artist zerstört seine Brust, indem er das Gedicht entstellt, und dem Zuhörer seine Brustschmerzen mittheilt« (II. 164). — »Dann sahen wir eben eine Mlle. Müller, Hof-

Digitized by Google

schauspielerin vom kaiserl. Theater in Wien [1]). Ein treffliches Wesen von fern und bey nahe, einige zwanzig Jahre alt. Ich habe sie als Julie, als Semiramis, als Isabella in den Quälgeistern und zuletzt als Donna Diana, also in vier ganz verschiedenen Rollen, mit Vergnügen gesehen. Dabey habe denn zugleich die Erfahrung bestätigt gefunden, daß es nicht ganz leicht sey, Gewohntes gehörig zu würdigen. Jugend, Sprache, Gestalt und Stimme dieses trefflichen Mädchens erkennen ihr den Preis zu über unsere Mad. Crelinger (Stich), welche Letztere jedoch bey minderem Grade solcher Vortheile Bewunderung verdient, indem sie sich zur Müller verhält, wie ein ganzes Talent zu einer Zahl« (IV. 344). — »Gestern ein neues Stück vom fleißigen Raupach: Der Müller und sein Kind. — Das trübe Stück wird durch längelnde Darstellung noch triſter, und in den vier Zwischenacten hat der Componist eine neue, bleyschwere Tonlast eingehängt, die jede Erholung unmöglich macht. Ich habe eine ganze Flasche Wein gebraucht, um wieder zu mir zu kommen, da ich mich nicht gewöhnen kann, ein neues Stück eher aufzugeben, bis es aus ist. Nur Klingemann's Faust und Müllner's Schuld haben mich dazu bringen können« (V. 400).

Bildende Kunst. »Wer mich zuerst in meinem Sinne beschäftigt, ist der N. Poussin (den ich nur aus Kupferstichen kannte), durch die wunderbare Natürlichkeit, wie innere und äußere Erscheinungen in Uebereinstimmung oder in Gegensatz stehen; und eine Praxis, die man schöpferisch nennen muß; nahe daran sieht alles aus, als ob's der Pinsel selber erfunden hätte, und in gewisser Entfernung, als ob's gewachsen wäre« (II. 273). — »Ein großes Bild, Copie nach einem Italiener, gegen welches mein Auge früher Einwendungen hatte, befriedigt mich täglich mehr, da ich einen andern Standpunct gefunden habe: Besuch der Maria bey der heil. Elisabeth. Es ist ein höchst würdiges Bild. Indem ich unser Verzeichniß nachschlage, finde ich: das Original sey von Albertinelli, und aus der Florentiner Gallerie, copirt von Lengerich, der jetzt in Berlin ist. Hier steht geschrieben: »Besuch der heil. Elisabeth bey der Jungfrau Maria« [2]). Zufällig habe ich dieses Bild von der rechten Seite, wo die Elisabeth steht, betrachtet, in dem Gefühl, die Heilige komme zur Jungfrau,

[1]) Die allen Schauspielfreunden unvergeßliche Sophie Müller.

[2]) Goethe antwortete hierauf: »Man sieht bey dieser Gelegenheit, wie die werthen Berliner Freunde sich keines bibelfesten Standpunctes rühmen« (III. 165).

Digitized by Google

und so kam mir's vor, als wenn die beyden Köpfe zu nahe an einander ständen. Aus dem vorigen Hefte von Kunst und Alterthum (II. Bd. 2. Heft) scheint mir aus einem einzigen Worte hervorzugehen: die Jungfrau Maria komme, und der Besuch gelte der heil. Elisabeth. Nun bin ich die letztern Tage immer auf die Seite der Maria getreten, und das Bild hat mir ein höheres Gefühl erregt. Sollte das wohl ein bloß speculatives und kein wirkliches seyn? — In dem Besuche von Seiten der Jungfrau liegt ohne Zweifel mehr Geist und Sinn; die Heilige tritt der Kommenden entgegen, und so ist alles in Ordnung, da im umgekehrten Falle die heil. Elisabeth weiter abstehen und tiefere Prosternation zeigen dürfte« (III. 160). — »Nun ist er« (der Maler B.) »zu einem heiligen Gegenstande übergegangen, und ich bemerke den Unterschied, alles ist verdreht und will nicht passen zu einander. Christus sieht nicht aus wie einer der die Taufe einführt, anordnet, sondern wie ein armer Sünder, der um seiner Seelenseligkeit getauft wird *). Johannes treibt die Sache wie ein fahrender Täufer, mit Einer Hand, indem er mit der andern den Pilgerstab festhält, als ob er heut Eile hätte; sein Kopf und seine Figur sind schön, ja imponirend. Boden und Wasser sind nicht das Beste. Die übrigen Figuren: Engel, welche den Moment begaffen, haben zu wenig Physiognomie, und würden mir wahrscheinlich besser gefallen, wenn sie auszulegen schienen, was oben aus dem geöffneten Himmel über ihnen hervorgeht« (III. 409).

Verschiedenes. Im zweyten Bande von S. 125 bis 136 findet sich die anziehende Beschreibung seiner Rheinreise. Der Dom zu Cöln nahm seine Aufmerksamkeit als Kenner und seine Bewunderung vorzüglich in Anspruch. »Bedenke ich,« schrieb er, »daß diese Herrlichkeit ein halbes Jahrtausend auf dem Nacken hat, so möchte man in die Erde sinken.« Die Capelle der heil. drey Könige und ihren kostbaren Sarg hielt er einer ausführlichen Schilderung werth. — S. 155 wird erzählt, daß der berühmte Devrient, dessen Schatten nur mehr wir vor einigen Jahren hier gesehen, als ein rüstiger Künstler im März 1815 bey dem Berliner Hoftheater angestellt wurde, und daß er, um sein vielseitiges Talent sogleich zu erproben, zu seinen ersten zwey Antrittsrollen den Franz Moor und den Schneider Fips gewählt hatte. — Den 23. April 1816 trat der ebenfalls schon verklärte Wolf auf jener Bühne zum ersten Male

*) Diesen Tadel theilt das hier besprochene Bild wohl mit den meisten, selbst von berühmten Malern stammenden Darstellungen dieses Gegenstandes.

Digitized by Google

auf. — S. 19 bis 60 des dritten Bandes ist sein Aufenthalt in Wien, und gelegentlich auch in Baden und Preßburg, enthalten; S. 131 bis 147 seine Reise nach Stralsund. Diese Briefe gestatten keine Auszüge, sind aber in vielfacher Beziehung interessant, und zwar nicht so sehr rücksichtlich dessen, was er gesehen und was ihm begegnet ist, als wie ihm das Erlebte und Gesehene erschienen ist, und was er darüber gedacht hat. — S. 187 macht Zelter seinem Freunde den Vorschlag, aus dem rasenden Hercules des Seneca eine Oper zu schaffen. Leider blieb auch diese Idee wie so manche ähnliche, in dieser Correspondenz vorkommende unausgeführt, und wir sollten keine Oper von den beyden Freunden erhalten, von der sich, bey der Uebereinstimmung ihrer Ansichten und bey dem gegenseitigen Einverständnisse, in welchem sie bey dem Werke würden gearbeitet haben, etwas höchst Vorzügliches hätte erwarten lassen. — S. 205 bis 211 theilt Zelter umständliche Nachrichten über die Beschaffenheit des abgebrannten königl. Theaters in Berlin und des an dessen Stelle neu erbauten mit. — Der unermüdete Zelter, mit der Leitung und Förderung der Singakademie noch nicht genug beschäftigt, hatte auch noch — wie schon früher erwähnt worden — eine Liedertafel gestiftet, die eben so freudig wie jene erblühte. Besondere Ehre ward dieser seiner Stiftung am letzten Febr. 1822. »Gestern hat der König unsere Liedertafel mit sichtbarem Wohlgefallen gehört, und wider alle Gewohnheit von 9 Uhr an bis nach Mitternacht an der Tafel ausgehalten. Fürz Radzivil*), der Mitglied unserer Liedertafel ist, hatte das Plenum zu sich in sein Haus geladen. In einem geräumigen Saale war eine längliche Tafel für dreyßig Sänger servirt. Am oberen Theile derselben, an einer besonderen runden Tafel, saß die Prinzeß Radzivil als Hauswirthin mit dem Könige, dem Kronprinzen und den andern Prinzen und Prinzessinnen des königl. Hauses. An noch drey besonderen runden Tafeln Generale und erste Staatsbeamte nebst Frauen und Fräulein. Zwischen den Gängen wurden nach und nach zwölf verschiedene Lieder gesungen, unter welchen die heil. drey Könige und Soldatentrost besondere Wirkung merken ließen. An der Tafel ließ sich der König unseren Willkommen (der in einem großen bronzenen Weinbecher besteht, und zugleich eine Stimmglocke ist) bringen, und sich dessen Bedeutung, wie den Zweck und die Ordnung der gan-

*) Der erhabene, der Welt zu früh entrissene Componist der Musik zu Goethe's Faust, die er der Berliner Singakademie vermacht hat, und durch diese bereits in Partitur schön gedruckt erschienen ist.

Digitized by Google

zen Stiftung von mir vortragen« (III. 227). Solch ehrenvolle Auszeichnung einer Privatkunstanstalt ist allerdings geeignet, die Kunst zu befördern. — Die Seiten 333 bis 381 füllt die Beschreibung seiner Reise nach Holland; mannigfach interessant. »Wo ich hinkomme,« schreibt er unter Anderem, »bin ich jetzt zu Hause; denn überall finde ich Singgesellschaften und Liedertafeln, die mich hätscheln« (III. 368). Mit wie guter Laune er von dieser Reise zurückkam, läßt sich aus dem ersten Briefe schließen, den er Goethe'n wieder aus Berlin schrieb: »Die Reise ist mir nicht schlimmer bekommen, als wenn ich hätte das Zimmer hüten müssen. Was der gute Hofrath Rehbein von mir denken wird, daß ich ihm aus der Cur gelaufen bin! Der wird mich für den größten Taugenichts von Patienten halten. Leider kann ich nun einmal das solenne Krankseyn nicht aushalten; entweder ich schlafe dabey ein oder ich desertire. So ist es, wenn man keine Erziehung hat und keine Conduite« (III. 374). — Ueber seine letzte Reise nach München, Augsburg, Nürnberg u. s. f. berichtet Zelter im vierten Bande S. 372 bis 415. Auch hieraus läßt sich nicht wohl Einzelnes anführen, ohne die ohnehin schon zu lange Anzeige bis zur Ungebühr zu schwellen.

Anecdoten. »Vom alten Fritz hat man mir erzählt, daß er gegen einen jungen Offizier den Stock gehoben habe, der Jüngling aber sey davongelaufen. Andern Tages läßt der König den Offizier vor sich kommen, und sagt ihm: »Er ist Rittmeister! Das wollte ich ihm gestern auf der Parade sagen, aber er lief ja als wenn ihm der Kopf brennte« (IV. 128). — »Ein guter Mann (Kleinhans) war in seinem Gewerbe zurückgekommen, und wollte sich das Leben nehmen. Er hatte mir einst Gutes gethan, und wußte etwas in der Musik. Ich gab ihm meine Kinder zu unterrichten, und er nahm sich auf, und lebte besser als zuvor. Neben meinem Hause, dicht an meiner Stube, wohnte eine Mlle. Riqué, die sang Morgens und Abends: Meinen Romeo zu sehen! mit einer Zinkenstimme. Ich hatte das schon, wie lange! ausgehalten. Ich renne aus meiner Stube, und im dritten Zimmer finde ich den Kleinhans am Clavier sitzen neben meinem Töchterchen. Ich packe von hinten seine Schulter und schreye: Herr, schaffen Sie mir einen Mann für Mlle. Riqué, oder ich bin verloren! Der zum Tod erschrockene Mann springt auf die Straße; und hat nichts eiligeres zu thun, und geht zu meiner Frauen Schwester. — »Haben Sie was von Z. gehört? Wissen Sie schon?« — Mein Gott, was ist? — »Ach, der liebe Mann! ist das nicht ein Schicksal!« — Kurz, in vier und zwanzig Stunden hieß es in der Stadt: ich sey toll geworden« (V. 236).

Digitized by Google

Die hier gegebenen Auszüge sollten keineswegs das Beste und Interessanteste darstellen, was diese überreichen sechs Bände enthalten; dieß zu erreichen, müßte ihre Zahl wenigstens funfzig Mal größer seyn als sie ist. Sie sollten nur den Zweck erfüllen, der im Eingange ausgesprochen worden, nämlich: einen Begriff von der Mannigfaltigkeit des Inhalts geben, das Bild Zelter's vollenden helfen, einige der vielen köstlichen Aeußerungen Goethe's, die in seinen Briefen niedergelegt sind, mittheilen, und durch dies Alles die Leser aneifern, sich diesen Briefwechsel eigen zu machen, von welchem diese Anzeige nur einen Schattenriß liefert.

Der wärmste Dank aller Freunde nützlicher und anziehender Lectüre gebührt dem Herausgeber, Hrn. Hofrath Riemer, der auf diese Sammlung die größte Sorgfalt verwendet, und sie noch, mit nicht genug zu rühmender Mühe, den Lesern durch ein Namen- und durch ein Sachregister nutzbarer gemacht hat, welch letzteres wieder in drey Theile zerfällt, nämlich: A. Verzeichniß der im Briefwechsel besprochenen Dicht- und Tonwerke, auch anderweitigen Schriften; B. Verzeichniß der Kunstgegenstände, und C. Verzeichniß der wichtigsten Materien in Dicht- und Tonkunst. Dem allem ist noch ein Verzeichniß der im Briefwechsel erwähnten Zelter'schen Compositionen, als Anhang, beygefügt.

Papier und Druck sind lobenswerth; dieser — im Verhältniß des großen Umfangs von beynahe dreytausend Seiten — auch musterhaft correct.

Jg. Fr. Edler von Mosel.

Art. III. Neue Curvenlehre. Von A. Peters. Dresden, Walther'sche Hofbuchhandlung, 1835.

Diese Schrift von nur sechzehn Bogen beschäftigt sich mit einer von dem Verf. aufgefundenen Methode, die Gleichungen der Curven auf eine bisher nicht bekannte Weise auszudrücken, die, wenn sie einmal ihre völlige Ausbildung erhalten haben wird, geeignet scheint, eine neue Periode in diesem Theile der mathematischen Analysis zu begründen. Hier ist, wie der Verf. selbst sich ausdrückt, nur der Keim dieser Methode niedergelegt, dessen weitere Pflege der Zeit und dem Vereine mehrerer Männer überlassen bleibt. Er begnügt sich daher mit den Hauptzügen der Methode und mit der Darlegung einiger ihrer leichtern Anwendungen auf die interessanten Untersuchungen von den Wende- und Rückkehrpuncten, von den Krümmungshalbmessern, der Aehnlichkeit der Curven unter sich u. dgl. Besonders fruchtbar

Digitized by Google

ſcheint dieſes Verfahren bey der Eintheilung der Curven in Klaſſen zu ſeyn, die bey der alten Methode bekanntlich ſchon bey denen der dritten und noch mehr der vierten Ordnung ſchon ſo viele Hinderniſſe gefunden hat. Obſchon Fried. Krauſe in München bereits früher ſchon auf ähnliche Ideen gekommen iſt, die in deſſen nachgelaſſenem Werke: Novae theoriae linearum curvarum, edid. H. Schroeder (München 1835), auch weiter ausgeführt ſind, ſo ſcheinen doch beyde Verfaſſer unabhängig von einander demſelben Ziele zugeeilt zu ſeyn.

In der geiſtreichen und mit Kenntniß des Gegenſtandes geſchriebenen Einleitung zeigt der Verf., daß es den alten griechiſchen Mathematikern mehr auf die Nothwendigkeit des von ihnen dargeſtellten Gegenſtandes, mehr auf die Bündigkeit der Beweiſe und auf die ſtrenge Ableitung einer Wahrheit aus der anderen gelegen geweſen ſey, als an der Form ihrer Darſtellung: der Inhalt herrſchte vor, und die Form war nur die Dienerin desſelben. — Anders geſtaltete ſich die Wiſſenſchaft zu und nach der Zeit der Entdeckung der neueren ſogenannten höheren Analyſis. Männer wie Leibnitz, Newton, Euler und in unſeren Tagen Lagrange, Laplace, Gauß, Monge u. a. entdeckten eine neue geiſtige Welt der Analyſe. Faſt das ganze Gebiet der theoretiſchen Mathematik, ſammt dem der Aſtronomie, Phyſik und Optik ward erobert, und auf eine ganz neue Art bebaut. Bey einer ſo raſchen Entwicklung dieſes großen, früher kaum geahnten Gehalts der Wiſſenſchaft mußte dieſes reiche Material derſelben lange Zeit die Hauptſache bleiben. In der That arbeiteten auch alle nur dahin, die größtmögliche Menge neuer Wahrheiten zu gewinnen, gleichviel auf welche Weiſe und auf welchem Wege. Die Haupterforderniſſe, die man aufſtellte, waren: Allgemeinheit, Kürze und Eleganz der Methode. Ob aber dieſe Methode ſelbſt eine nothwendige, der Wiſſenſchaft und dem durch ſie behandelten Gegenſtande, der Natur der Sache nach, inwohnende ſey, darüber ſchien man meiſtens unbeſorgt zu bleiben. Alſo auch hier, in dieſer zweyten Periode, herrſchte noch gewiſſermaßen der Stoff über die Form, nur daß jetzt die Allgemeinheit der Unterſuchung und die Anwendung der Analyſe auf geometriſche Gegenſtände, dieſer obſchon immer noch dienenden Form eine größere Freyheit gab. Noch kam es in letzter Inſtanz nur auf den Gehalt an, und auf die Form nur ſofern, als ſie eine ſichere und geſchickte Geburtshelferin war. Derjenige Weg galt für den beſten, auf welchem man die größte Summe bedeutender Wahrheiten am bequemſten erreichen konnte.

Digitized by Google

Nach solchen Betrachtungen geht der Verf. zu der Verkündigung einer dritten Periode der Wissenschaft über, die nahe bevorstehen und von der größten Bedeutung seyn soll, da sie diese Wissenschaft nicht nur umgestalten, sondern ihr vielmehr die einzig wahre, ihr wesentlich eigene, ihr allein natürliche Gestaltung geben soll. Als Zeichen der Zeit und als Vorboten dieser großen Metamorphose führt er mehrere Erscheinungen an, die ihm für seine Ansicht sprechen. Dahin gehören z. B. die mit jedem Jahre wachsende Entschlossenheit der Geometer, vorzüglich der in Deutschland und Frankreich, sich immer mehr von dem beengenden euclideischen Systeme zu entfernen. Umsonst sey das Kopfschütteln und Lächeln und Abmahnen der alten Lehrer. Umsonst schrie Kästner in seiner gewohnten Weise, die Systeme seyen um so schlechter, je mehr sie von Euclid abweichen. Es war Uebergang zur höheren Stufe, und dieser Gang ließ sich nicht hindern, wie kläglich auch die ersten Schritte waren, wie weit man auch von dem ersehnten Ziele entfernt geblieben ist. Das an sich so schöne System Euclid's wurde, und mit Recht, auch jetzt noch bewunderungswürdig, aber es wurde nicht mehr befriedigend gefunden. Ging es doch der Mathematik, wie kurz zuvor der Botanik. Auch das mit demselben Recht bewunderte künstliche System Linné's konnte auf die Dauer einer naturgemäßen Anordnung der Pflanzenwelt nicht weiter widerstehen.

Dieses natürliche System ist also auch in der Mathematik noch zu suchen: es ist Bedürfniß, und nur durch die Befriedigung dieses Bedürfnisses kann die Mathematik selbst zur eigentlichen höheren Wissenschaftlichkeit gelangen. Dieses natürliche System findet der Verf. »in der Gestaltung der Wissenschaft zu einem Denkorganismus mit innerlich nothwendiger Gliederung, oder, mit anderen Worten, in der Nothwendigkeit der Form.«

Man hat in den neueren Zeiten viel gegen diejenigen Mathematiker gesprochen, die, ohne selbst die Wissenschaft mit eigenen Entdeckungen bereichern zu können, immer nur darauf ausgehen wollten, sie besser zu begründen, sie systematischer zu behandeln. Viele, ja die meisten dieser neu aufgestandenen Propheten waren allerdings nicht die Leute, von welchen sich eine solche Begründung erwarten lassen konnte. Aber darum ist dieselbe doch etwas sehr Wünschenswerthes, ja selbst etwas Nothwendiges. Denn systematische Entwicklung rechter Art, sagt unser Verf., ist selbst eine reiche Fundgrube neuer Entdeckungen, und oft solcher, die dem regellos und zufällig wirkenden Erfindungsgeiste entgehen. Wo sie fehlt, fehlt stets auch der Geist höherer Wissenschaftlichkeit. Indeß mag es doch immer auffallend

Digitized by Google

erscheinen, daß gewöhnlich gerade die größten mathematischen Talente so wenig für die ächt wissenschaftliche Vollendung der Mathematik eingenommen sind. Dieß erklärt der Verf. dadurch, daß die größere geistige Kraft auch immer zugleich am meisten von einzelnen Problemen angezogen wird, weil sie darin schon einen hinlänglich reichen Stoff zur Forschung findet, und daß zweytens großes mathematisches Vermögen nicht immer auch mit großem philosophischen Geiste gepaart ist.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen geht der Verf. zu demjenigen über, was er in seinem Werke als Beytrag zu dieser höheren Ausbildung der Wissenschaft den Lesern mittheilen will. Dieser Beytrag besteht nun, um den Gegenstand, auf den es hier ankömmt, gleich anfangs anzudeuten, und dadurch der Ideenfolge sogleich die wahre Richtung zu geben, in einer neuen Darstellung der Gleichungen der Curven, die von der unserer rechtwinkligen oder Polar-Coordinaten gänzlich verschieden, und, da sie gleichsam aus der Natur der Curven selbst hervorgeht, sehr große Vorzüge für sich hat, so zwar, daß sie, einmal ausgebildet, der Geometrie, sofern sie sich auf die krummen Linien und Flächen bezieht, eine ganz andere und vollkommene Gestalt zu geben geeignet ist. Die Idee an sich ist eben so schön als fruchtbar, und einer näheren Beachtung in hohem Grade würdig. — Wir wollen es versuchen, so weit dieß ohne Zeichnungen und Formeln geschehen kann, die Hauptmomente des Inhalts dieses Werkchens darzustellen, und bemerken hier nur noch, erstens, daß sich das Ganze auch durch seinen lichtvollen, streng logischen und selbst eleganten Vortrag auszeichnet, in dem Sinne, in welchem das letzte Wort bey mathematischen Schriften genommen zu werden pflegt; und zweytens, daß das Werk von dem Verf. selbst nicht sowohl als eine umfassende Darstellung des Gegenstandes, sondern mehr als Wink, als Keim, als Veranlassung zu einer weiteren Entwicklung der ihr zu Grunde liegenden Idee gegeben wird; daß er selbst manche eigene hierhergehörende Forschungen absichtlich weggelassen habe, und daß er endlich durch die Zeit selbst gedrängt war, da er seine Schrift zugleich mit der oben erwähnten von Krause ins Licht treten lassen wollte. — Diesem gemäß zerfällt nun das Ganze in sechs Abschnitte. Der erste enthält eine Kritik der bisherigen Coordinaten-Methoden; der zweyte die Entwicklung des ursprünglichen Begriffs einer Curve von einfacher und doppelter Krümmung; der dritte handelt von einer neuen Eintheilung der Curve; der vierte gibt eine neue Methode, die Eigenschaften der Curven, die Stärke ihrer Krümmung, die Knoten, Beugungs- und Wiederkehrpuncte ꝛc. der-

Digitized by Google

selben zu finden. Die fünfte wendet diese neue Methode auf mehrere gegebene Curven als Beyspiele an; und die sechste endlich handelt von der Permutation der neuen Coordinaten mit den alten und umgekehrt, von der Rectification der Curven u. s.

Unsere Coordinatenmethode ist bekanntlich zuerst von Descartes (geb. 1596, gest. 1650) eingeführt worden, und zwar bey Gelegenheit der Auflösung eines unbestimmten Problems, das sich schon Archimedes vorgelegt, aber vergebens zu lösen gesucht hat (m. s. Descartes Geometria. Lugd. Batavor. 1649. S. 15, 25 u. f.). Durch diese glückliche Idee hat die Geometrie eine ganz neue und vortreffliche Gestalt erhalten. Zwey Jahrhunderte sind seitdem verflossen, und noch ist der Reichthum dieser unerschöpflichen Fundgrube nicht ausgebeutet worden. Aber weit entfernt, sich auf einige Jahrhunderte zu beschränken, wird diese Methode immer fortleben, und stets neue Früchte ansetzen. Unendlich, wie ihre Herrschaft im Raume, wird auch ihre Wirkung in der Zeit seyn. Sie wird in den Anwendungen der Geometrie auf Mechanik, Optik, Astronomie u. s. keiner anderen ihre einmal so wohl gegründete Herrschaft abtreten, und selbst in der Wissenschaft der reinen Geometrie wird sie, für bestimmte Untersuchungen derselben, ihre Stelle für immerwährende Zeiten behaupten. — Und diesem allen ungeachtet leidet sie doch an einem wesentlichen Mangel: sie ist einseitig, bloß relativ und oft ganz willkürlich: denn sie geht nicht aus der Natur der krummen Linien und Flächen hervor, die man doch durch sie bestimmen will. Aus dieser Quelle entstand z. B. unsere gegenwärtige Unvollkommenheit der Eintheilung der Linien und Flächen und das Willkürliche und Mangelhafte des Lehrgebäudes unserer analytischen Geometrie.

Bey den geradlinigen Coordinaten bewegt sich, auf einer festen Geraden (der Abscisse) eine zweyte Gerade (die Ordinate) parallel mit sich selbst und so, daß sie stets mit demselben Puncte die Abscissenlinie trifft. Diese Ordinate verändert während ihrer Bewegung stetig ihre Länge (oder, für mehrästige Curven, ihre Längen) nach irgend einem Gesetze, das durch eine Gleichung zwischen Abscisse und Ordinate gegeben ist, und die Endpuncte dieser veränderlichen Ordinate beschreiben ein Liniengebild, das ebenfalls durch dieselbe Gleichung gegeben ist. — Hier erscheinen aber die beyden Coordinaten offenbar als etwas, den Curven selbst Fremdes, als ein bloßes Gerüste, das man ganz außerhalb der Curve aufgebaut hat, um sie dadurch gleichsam festzulegen, ganz so, wie man in der Wasserbaukunst das Lehrgerüste aufstellt, um einen Brückenbogen darüber zu bilden. Das, was die Natur der Curven bestimmt, die eigentlichen

Digitized by Google

Elemente derselben, haben mit diesem Gerüste nichts gemein, sie bleiben ganz außer demselben liegen. Ganz eben dasselbe gilt offenbar auch von den sogenannten Polarcoordinaten. Beyde sind willkürlich aufgegriffen, haben keine Verwandtschaft mit dem, was sie uns darstellen sollen, ermangeln aller inneren Nothwendigkeit, und werden bloß als willkommene Helfer, aus Mangel eines Besseren, festgehalten. Daß aber ein solcher Umstand einen wesentlich nachtheiligen Einfluß auf unsere ganze Geometrie haben müsse, ist für sich klar.

Wenn aber diese beyden Arten von Coordinaten in Beziehung auf die Curve nur fremd oder bloß relativ sind, so erscheinen sie dafür, in Beziehung auf die krummlinig-begränzte Fläche der Ebene als absolut, und in dieser letzten Beziehung sollen und müssen sie, als die einzig wahren und naturgemäßen, beybehalten werden. Nämlich wenn eine Gerade A mit sich selbst parallel auf einer anderen in einer Ebene fortschreitet, mit oder ohne Beybehaltung ihrer Länge, so wird auf eine absolute oder ursprüngliche Weise in dieser Ebene eine bestimmt begränzte Fläche erzeugt, ganz eben so, als wenn eine Gerade B sich um einen ihrer Puncte in einer Ebene dreht, mit oder ohne Beybehaltung ihrer Länge. Behält z. B. diese bewegliche Gerade ihre Länge unverändert bey, so entsteht in A das Parallelogramm und in B die Kreisfläche. Soll aber die bewegliche Gerade ihre Länge nach dem einfachsten Gesetze, also stets gleichförmig, ändern, so entsteht in A die Dreyeckfläche und in B die von der archimedischen Spirale begränzte Fläche, und diese letzte ist daher, nach dem Kreise, die einfachste, durch Rotation einer Geraden darstellbaren Fläche. Also, wenn man bloß auf die Ausbreitung der Fläche in einer Ebene sieht, wenn man bloß nach der Erzeugung ebener Flächen fragt, da sind jene beyden Coordinaten-Methoden an ihrem Orte, aber nicht mehr dann, wenn man auf die Art der Begränzung dieser ebenen Flächen, auf die Natur der diese Flächen begränzenden krummen Linien sieht. Dann erscheinen jene Methoden als bloße außerhalb liegende, der Sache selbst fremdartige Gerüste. Aus dieser Ursache sind unsere Untersuchungen, die sich auf Quadratur, auf die Dimensionen, die Durchmesser, Brennpuncte ꝛc. der Curven beziehen, so leicht und einfach, während die über die Rectification, über die Krümmungsgrade, Wendepuncte und besonders über die Eintheilung der Curven in Klassen noch so vielen Schwierigkeiten unterliegen.

Welches ist nun aber dasjenige Verfahren, das für die Curve selbst, die einen bestimmten Raum begränzt, dasselbe absolut und ursprünglich leistet, was jene Coordinationsmethode nur für die ebene Fläche leistet, die von jener Curve begränzt

wird? — Die Antwort auf diese Frage gibt der zweyte Abschnitt.

Die zwey Grundbegriffe der Geometrie sind Fortschritt und Drehung; jene erzeugt den Begriff der Ausdehnung, diese den des Winkels oder der Lagenrichtung. Die gerade Linie ist die einfachste Ausdehnung ohne Lagenverschiedenheit, und der ebene Winkel stellt die einfachste Lagenverschiedenheit vor ohne alle räumliche Ausdehnung. Aendert ein Punct, bey seiner Bewegung, seine Richtung nicht, so entsteht die gerade Linie. Aendert er aber seine Richtung, so entsteht die gebrochene oder die krumme Linie, und zwar die gebrochene, wenn der Punct nur an einzelnen Orten (discret), die krumme Linie aber, wenn er an allen Orten (continuirlich) seine Lagenrichtung ändert. Jene Bewegung gibt die Drey-, Vier- und Vielecke, diese aber die Curven, welche wir in der Geometrie betrachten.

Eine Curve entsteht also, wenn ein fortschreitender Punct in steter Wendung begriffen ist. Diese hat daher an jedem ihrer Puncte eine eigene, bestimmte Richtung, und man bezeichnet diese Richtung durch eine in diesem Punct nach dieser Richtung gezogene Gerade (Tangente). Zieht man an zwey willkürlichen Puncten der Curve diese Tangenten, so enthält der Winkel, welchen diese beyden Tangenten unter sich bilden, immer die Summe der stätigen Wendungen der Curve, die zwischen diesen zwey Puncten Statt hat.

Der stätige Fortschritt im Vereine mit der stätigen Richtungsveränderung macht also das Wesen der Curven aus, und wenn die Curve bestimmt seyn soll, so muß auch das Verhältniß zwischen jenen beyden Eigenschaften derselben bestimmt seyn, oder man muß einen analytischen Ausdruck, eine Gleichung haben, welche die Abhängigkeit des Fortschritts von der Drehung oder umgekehrt feststellt. Zieht man daher in irgend einem Puncte der Curve, den man als Anfangspunct betrachten kann, eine Tangente an diese Curve, und nennt man w den Winkel, welchen eine an einem anderen Puncte der Curven an dieselbe gezogene Tangente mit jener anfänglichen Tangente bildet, so wie s dasjenige Stück der Curve, welches zwischen diesen beyden Puncten derselben enthalten ist, so drückt s die Summe der Fortschreitungen und w die Summe der Wendungen aus, welche der die Curven beschreibende Punct zwischen jenen beyden Puncten derselben erhalten hat, und eine Gleichung zwischen diesen beyden Größen s und w wird diese Curve selbst und zwar auf eine Art ausdrücken, die der Curve selbst eigenthümlich, weil aus der Natur der Curven genommen, die nicht bloß willkürlich oder zufällig, sondern nothwendig ist, und die daher, als die

Digitized by Google

gesuchte beste Bestimmungsmethode an die Stelle der alten Coordinatenweise gesetzt werden muß.

Durch das bisher Gesagte ist auch zugleich die Regel gegeben, in welchen Fällen der Fortschritt s sowohl, als auch die Drehung w positiv oder negativ zu nehmen sey, wobey wir uns hier nicht weiter aufhalten, und bloß bemerken, daß das neue Coordinatensystem zugleich sehr einfache Vorschriften für die sogenannten besonderen Puncte der Curven enthält, welche Vorschriften gleichsam schon aus dem bloßen Anblicke dieser Curven von selbst folgen. So hat z. B. für jede Curve dort ein Wendungspunct Statt, wo die Drehung w ein Maximum oder ein Minimum ist; eine Spitze, wenn s die Richtung ändert und negativ wird, während w dasselbe Zeichen beybehält; und endlich ein Schnabel, wenn s und w zugleich ihr Zeichen ändern, so daß also diese Puncte, die sonst bey andern Coordinaten oft viele Schwierigkeiten machen, hier sehr leicht und gleichsam von selbst sich darbieten. Weiter ausgeführt wird dieser Gegenstand später S. 110 u. f.

Noch viel vortheilhafter aber erscheint die neue Methode bey der Eintheilung der Curven. Bisher hat man die algebraischen Curven, nach ihren Gleichungen des ersten, zweyten, dritten Grades, ebenfalls in Curven des ersten, zweyten, dritten Grades abgetheilt; allein die Curven eines jeden einzelnen Grades hat man wieder nach ganz anderen Principien zu unterscheiden gesucht, z. B. nach der Anzahl ihrer Zweige, ob sie geschlossen oder auf einer oder mehreren Seiten offen sind u. dgl. Diese Inconsequenz kam bloß daher, daß man sich der alten Coordinaten bediente, die diesen Untersuchungen fremd sind. Auch ist man bisher schlecht genug damit gefahren. Man hat sich noch immer keine Rechenschaft geben können, worin eigentlich das Kriterium für eine wahrhaft natürliche Eintheilung der Curven liege. Bisher entschied der Grad der Gleichung über die Haupteintheilung der Curven, aber die Unterabtheilungen wurden durch die Form der Gleichung bedingt. So gehörten alle Kegelschnitte zum zweyten Grad, weil ihre Gleichung des zweyten Grades ist: ob aber dieser Kegelschnitt eine Ellipse, Parabel oder Hyperbel ist, wurde aus der Form dieser Gleichung bestimmt.

Mehr zur Andeutung als zur wirklichen Feststellung eines Princips der Eintheilung, welches von jenen Vorwürfen nicht getroffen wird, bemerkt der Verfasser zuerst, daß bey der vollständigen Auffassung einer Curve sowohl der Fortschritt s, als auch die Drehung w, ohne Ende fortgehend angenommen werden müssen. So wächst z. B. bey der Ellipse, wenn der Anfangspunct in dem Scheitel einer ihrer Axen genommen wird,

die Länge s ihres Bogens nicht bloß, bis er wieder denselben Anfangspunct erreicht, sondern auch noch über diesen Punct ins Unendliche fort, und eben so ist es mit der Drehung, so daß also die Ellipse eigentlich als eine unendlich lange, aber in jeder ihrer Windungen sich selbst deckende Spirale angesehen werden soll. Welche Bestimmungsstücke aber zur Eintheilung der Curven vorgeschlagen werden, wird der Leser am besten in §. 26 und 27 selbst nachsehen. In dem unmittelbar Folgenden werden dann die Gleichungen des ersten und des zweyten Grades zwischen s und w umständlich, wenigstens die ersten, discutirt, da die des zweyten Grades schon zu große Schwierigkeiten dargeboten zu haben scheinen. Zu umständlich und beynahe für die ersten Anfänger, ist dafür das Kapitel von der Messung der Krümmungsstücke oder von dem Krümmungshalbmesser ausgeführt, welcher letzte nämlich nach allem, was vorhergeht, selbst ohne weitere Deductionen gleich ds dividirt durch dw seyn muß, wenn d das Differential der ihm vorgesetzten Größen bezeichnet. Nahe dasselbe gilt auch von dem, was der Verf. von der Bestimmung der Concavität und Convexität einer Curve sagt, da alles dieß in einem Lehrbuche für Neulinge, aber nicht in einer Schrift erwartet wird, die bestimmt seyn soll, die Gränzen der Wissenschaft zu erweitern, obschon es da, wo es Noth thut, allerdings wünschenswerth erscheint, die ersten Begriffe, auf denen alles Folgende beruht, auf das Genaueste, was aber nicht immer zugleich das Umständlichste ist, aus einander gesetzt zu sehen. So hat der Verf. schon S. 96 den Kreis bereits so umständlich abgehandelt, daß man nicht absieht, warum er S. 160 u. f. wieder zu ihm zurückkehrt. Nachdem einmal die Idee, auf welche hier alles ankömmt, aufgestellt und festbegründet ist, hat man vorzüglich auf die Anwendungen derselben zu sehen, und durch diese Anwendungen die Allgemeinheit und Fruchtbarkeit dieser Idee zu zeigen, um ihr den gewünschten frühen Eingang bey den Lesern zu gewinnen, woraus dann die weitere Ausbildung derselben von selbst erfolgen wird, wenn einmal vorzügliche Talente sich um ihre Bearbeitung angenommen haben. Im höheren Grade interessant sind die Untersuchungen einiger speciellen Curven, die der Verf. S. 183, 187, 194 u. f. mit Klarheit und Präcision vorträgt. Bey der S. 187 angeführten hätte erwähnt werden können, daß sie die erste Evolvente des Kreises ist, so wie es wünschenswerth gewesen wäre, nicht nur die Vergleichung der neuen Coordinaten mit den orthogonalen, sondern auch mit den polaren Coordinaten angeführt, und wie jene durch Beyspiele erläutert zu sehen. Da jedoch das Ganze, nach des Verf.'s Aeußerung, nur eine erste

Digitized by Google

Darstellung seiner Ideen und eine Anregung für die Leser zur Fortsetzung dieser interessanten Untersuchungen seyn soll, so nehmen wir sie mit Dank und mit dem Wunsche an, daß der Verf. seiner so schön begonnenen Arbeit auch ferner noch seine Zeit und Kraft widmen möge, um auch unter den Ausbildnern der neuen Methode sich um die Wissenschaft, die von ihm noch viel erwartet, bleibendes Verdienst zu erwerben. Littrow.

Art. IV. Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostolischen Wirksamkeit des h. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöflichen Kirche zu Salzburg. Von Michael Filz, Conventualen des salzburg. Benedictiner-Stiftes Michaelbeuern, derzeit öffentl. ord. Professor der allgem. Weltgeschichte und Philologie am k. k. Lyceum zu Salzburg. Salzburg 1831, bey Duyle. XII und 164 S. 8.

(Schluß.)

Gegen die Beantwortung von einigen der gegnerischen Beweise wird sich schwerlich etwas einwenden lassen; hierher gehören der erste Beweis aus dem Verzeichnisse der bayerischen Herzoge und der fünfte aus dem Verzeichnisse der salzburgischen Bischöfe. Weniger gelungen, wiewohl unbeschadet der Sache, sind die Antworten auf den vierten Beweis aus Arnold von Vohburg, und auf den siebenten aus dem alten Nekrologium. In Bezug auf Arnold ist des Verfassers Behauptung, daß derselbe den jüngeren Theodo vor dem älteren angeführt habe, wohl die unnatürlichste Künsteley, die allen auf einander folgenden Sätzen Sinn und Zusammenhang entziehen würde, und diese Künsteley beruht auf der ganz willkürlichen Annahme, daß Arnold vorzüglich von jenem Theodo habe sprechen wollen, unter welchem der h. Emmeram nach Bayern gekommen. Arnold, welcher sein Werk den Wundern des zu Regensburg ruhenden h. Emmeram gewidmet, befaßt sich mit Emmerams Lebensgeschichte durchaus nicht; aus ihm erfährt man gar nicht, wie Emmeram nach Bayern gekommen und daselbst gewirkt habe; er redet in dem Abschnitte, wo die betreffenden Stellen vorkommen, von der Errichtung des Bisthums Regensburg durch Bonifaz unter dem Herzoge Odilo, und zählt dabey die Herzoge auf, welche vor Odilo regiert haben; von dem am ersten genannten Dioto wollte er um so weniger vorzüglich sprechen, weil er von ihm keine Sylbe mehr sagt, als daß dessen Söhne nicht zur Regierung gekommen seyen. Es läßt sich, wenn man das Wahre sehen will, doch gar nicht läugnen, daß Arnold von Ruperts Zeitalter eben so wie die Neuerer gedacht habe. Aber Arnold ist dabey nichts weniger als ein furchtbarer Gegner der Tradition; er ist ein junger Schriftsteller, und

Digitized by Google

überhaupt von sehr geringem Ansehen; und man kann unbedenklich annehmen, daß der Streit über Ruperts Zeitalter schon lange zu Gunsten der Tradition entschieden seyn würde, wenn die Gegner keinen andern Gewährsmann hätten als den Arnold. — In Bezug auf das Nekrologium müssen wir auf die Ueberschrift aufmerksam machen, welche dem betreffenden Verzeichnisse der verstorbenen Herzoge vorausgeht; sie lautet: Ordo ducum cum coniugibus et liberis; es sind also unter den männlichen Namen, die da vorkommen, nicht durchaus regierende Herzoge zu verstehen, und so läßt es sich auch nicht behaupten, daß der zwischen Theodo und Odilo vorkommende Thassilo der alte regierende Herzog dieses Namens seyn müsse. Es ist jedoch wieder das Nekrologium der Tradition eben so wenig gefährlich als Arnold, weil es bloße Namen enthält, die erst gedeutet werden müssen, und gar nicht sicher gedeutet werden können, wenn nicht im voraus das Alter der Salzburger Kirche in Richtigkeit gebracht ist, so daß ein unmittelbarer Beweis für die jüngere Zeitrechnung aus dem Nekrologium nicht geführt werden kann. — Die vier erwähnten Beweise können also allerdings als ungenügend betrachtet werden. Sie gehören aber nicht zu den wesentlichen Stützen der jüngeren Zeitrechnung; die höhere Wichtigkeit ist bey dem zweyten und dritten Beweise aus dem Kongestum und aus den Schülern Ruperts in den kurzen Nachrichten, und wohl auch bey dem noch übrigen siebenten Beweise aus Aribo, welche wenigstens den Schein tragen, daß sie dieser Zeitrechnung das mächtigste Wort sprechen, und auf welche es daher vorzüglich ankömmt, ob sie gründlich beseitigt worden. Hat dieß der Verf. geleistet?

Der Beweis aus dem Kongestum ist der eigentliche Grundstein, auf dem die neuere Meinung beruht, und der von den Freunden der Tradition, die ihm nichts von einigem Belange entgegen zu setzen gewußt, noch immer so viel als unbeantwortet geblieben ist. Der Verfasser will ihn jetzt erschüttert haben durch seinen Angriff auf das Kongestum, welches eine unechte, interpolirte und argen Betruges schuldige Urkunde seyn soll. Wir wollen sehen, ob diese ganz unerwarteten Anklagen gegen das sonst in hoher Achtung gestandene Dokument gegründet seyen. Bey der Beurtheilung des Kongestums geht der Verf. von der Ansicht aus, daß dasselbe eine Urkunde des Bischofs Arno vorstelle, welche bestimmt gewesen, dem König Karl überreicht zu werden, um für die Salzburger Kirche die Bestätigung aller ihrer Güter zu erhalten. Woher kennt er diese Bestimmung? Wir müssen vermuthen, daß er sie aus dem Schlusse des Kongestums entnommen habe, wo es heißt: Notitiam vero istam ego Arn unacum consensu et licentia domini Karoli — — —

Digitized by Google

diligentissime exquisivi — — et conscribere ad memoriam feci. Was läßt ſich aber hieraus mit Recht entnehmen? Sey es, daß das Kongeſtum in dieſem Schluſſe, wie man dafür hält, ſeine Ausfertigungsformel habe (was uns aber nicht richtig zu ſeyn ſcheint), ſo können wir doch darin nichts anderes finden, als daß Arno mit Wiſſen und Willen des Königs den Güterbeſtand ſeiner Kirche erhoben, und ſeine Erhebung zum Andenken niedergeſchrieben habe; daß die niedergeſchriebene Urkunde auch den Zweck der Beſtätigung durch Ueberreichung an den König gehabt habe, finden wir weder hier noch ſonſt wo in der ganzen Schrift geſagt oder auch nur angedeutet. Der letztere Zweck iſt alſo dem Dokumente ohne erſichtlichen Grund bloß zugemuthet. Hiernach ſind aber auch alle Forderungen, welche Hr. F. aus dieſer willkürlichen Zumuthung an das Kongeſtum ſtellt, gleichfalls nur willkürliche, und alle Defekte, welche er in dieſer Beziehung dem Dokumente zur Laſt legt, ſind nur ungebührend angeſchuldete Gebrechen. Faſt alles, was Hr. F. an dem Kongeſtum zu rügen gefunden (wobey auch hie und da eine unrichtige Angabe mit untergelaufen), beruht auf dieſer Zumuthung, und fällt daher wieder weg. Es bleiben nur zwey angebliche Gebrechen zurück, welche hiervon unabhängig ſind, und alſo noch in Frage kommen können: der Widerſpruch zwiſchen der Ueberſchrift und dem Schluſſe in Bezug auf die Zeit der Ausfertigung und der Betrug in Anſehung der Zeugenſchaft. Was jenen Widerſpruch betrifft, ſo bietet er wohl eine Schwierigkeit, aber noch kein beſtimmtes Gebrechen; man nehme es an, daß ein wirklicher Widerſpruch obwalte (wir glauben aber, daß ſich Ueberſchrift und Schluß ohne allen Widerſpruch vereinigen laſſen), ſo findet man wieder eine annehmbare Erklärung bey Kleinmayr (in den Nachrichten, Anh. S. 19), welcher dafür hält, daß die Ueberſchrift, die mit dem Texte gar nicht verbunden iſt, auch nicht originell, ſondern nachgetragen ſey. Die große Aehnlichkeit des Arnoniſchen Zeugenverzeichniſſes im Kongeſtum mit dem ſogenannten Virgil'ſchen Zeugenverzeichniſſe in den kurzen Nachrichten iſt wohl ſehr auffallend, aber es iſt noch gar nicht erſichtlich, daß ſich der Verfaſſer des Kongeſtums des Betruges ſchuldig gemacht habe; denn es könnte ja auch das umgekehrte Verhältniß Statt finden; und warum nicht (auf was man ſogar zuerſt denken ſollte) ein drittes Verhältniß, welches die beyderſeitigen Verfaſſer vom Betruge reinigen würde? Das Virgil'ſche Zeugenverzeichniß hat noch keinen richtig geſtellten Text, und hat überhaupt ſeine Dunkelheiten, ſo daß man gar nicht ſicher ſeyn kann, ob man von ihm eine richtige Anſicht nehme. Lieſt man den dunkeln Text mit Rückſicht auf das Kongeſtum, ſo dürfte

Digitized by Google

es bald zweifelhaft werden, ob man dieses Verzeichniß als ein Ganzes mit Recht das Virgil'sche nenne, ob nämlich alle hier vorkommenden Zeugen wirklich als solche gemeint seyen, welche dem Virgil bey seinen Ehebungen über die Maximiliansgüter Zeugenschaft gegeben hätten. Von Virgil wird ausdrücklich nur gesagt, daß er die betreffenden Vorfälle aus den Aussagen von sehr alten und glaubwürdigen Männern erhoben habe, und daß hierunter auch Schüler von Rupert und dessen Jüngern gewesen seyen, die auch, vier an der Zahl, namentlich aufgeführt werden. Diese vier erscheinen nun allerdings als Zeugen Virgils; aber sie beirren auch gar nicht, da keiner von ihnen unter den Arnonischen Zeugen des Kongestums wieder vorkömmt. Dann folgen mit der dunkeln Einleitung: Haec omnia ita narrantes audierunt, jene Namen, die man fast durchaus in dem Kongestum wieder findet. Von den dießfälligen Zeugen ist es keineswegs klar, daß sie ihre Zeugenschaft dem Virgil gegeben; sie könnten wohl auch die Zeugen einer späteren Erhebung über denselben Gegenstand gewesen seyn, da die Salzburger Kirche, wie nicht bloß aus dem Kongestum, sondern auch aus den kurzen Nachrichten selbst hervorgeht, noch zur Zeit des Arno nicht zu dem Besitze der ihr vorenthaltenen Maximiliansgüter gelangt war; und als Zeugen einer späteren Erhebung können sie nicht mehr befremden, wenn sie auch im Kongestum als Zeugen des Arno gefunden werden. Von Allem, was der Verf. gegen das Kongestum vorgebracht, können wir das Einzige, was nicht einmal eine Beschuldigung ist, daß die vorhandene alte Handschrift nicht das Original, sondern schon eine Abschrift sey, für gültig annehmen; sonst aber können wir der ganzen Behauptung, das Kongestum sey eine unechte, interpolirte und argen Betruges schuldige Urkunde gar keinen Gehalt zuerkennen *). — Wie steht

*) Man pflegt das Kongestum für eine von dem Bischofe Arno im Jahre 788 ausgestellte Urkunde zu betrachten, womit man, wie wir glauben, nicht Recht thut. Man erlaube, daß wir unsere Ansicht hierüber mittheilen. Das Kongestum ist überschrieben: Anno 798 congestum, und beginnt: De hoc quod ad episcopatum beati Petri primi pastoris ecclesie sanctorumque apostolorum principis, quod constructum est infra oppidum Salzburch, — — ubi et dominus Hrodbertus Episcopus atque confessor una cum sociis corpore requiescit, et inibi traditum fuit, et ubi preest venerabilis vir per divinam misericordiam et mercede domini nostri Caroli excellentissimi regis Arn Episcopus. Primum quidem tradidit Theodo Dux etc. Es werden nun zuerst die Schenkungen der Herzoge an das Salzburger Bisthum aufgeführt, hierauf die von anderen Personen gemachten Schenkungen, dann die zum Bisthume gehörenden

es aber um die Stelle in den kurzen Nachrichten: eadem quoque intentione Hucbertus dux filius et successor Theodeberti ducis? hat es der Verf. rechtmäßig gezeigt, daß sie einen zweyten Theodebert unterscheide, und daß sie hiermit dem Kongestum widerspreche, welches nur einen Theodebert aufstellt, und hierdurch den Hugbert irrig zum Enkel des von Rupert getauften Theodo macht? Wir zweifeln, ob sich Jemand, der nicht völlig befangen, mit solcher Exegese, wie wir sie hier gefunden, befreunden könne; man urtheile selber, ob uns nicht der Verf. statt einer aufrechten und natürlichen Erklärung dieser Stelle eine kahle und gezwungene gegeben habe. Sey es aber auch, daß die Stelle den ihr aufgezwungenen Sinn erleide, was wird damit

---

Kirchen mit ihrem Besitzthume, und die Dotation des Nonnenklosters zu Salzburg, und zuletzt wird erzählt, wie die Maximilianszelle gegründet, und wie ein Theil der zur Zelle gehörenden Güter durch die Lehenverleihung des Herzogs Odilo dem Bisthume entzogen worden ist, worauf dann folgt: Notitiam verò istam ego Arn una cum consensu et licentia domini Karoli piissimi regis eodem anno, quo ipse baioariam regionem ad opus suum recepit (788) a viris valde senibus et veracibus diligentissime exquisivi, a monachis et laicis, et conscribere ad memoriam feci. Ista sunt nomina monachorum etc. Der Eingang des Kongestums, wie wir ihn gesehen, hat ganz und gar die Form nicht, welche eine von Arno ausgestellte Urkunde haben müßte; es ist nicht Arno, welcher redet, es wird vielmehr von ihm in dritter Person gesprochen. Auch in dem gesammten Verfolge redet Arno nicht, und nur am Ende kömmt er redend vor, wo es heißt: Notitiam vero istam ego Arn etc. Wir glauben nun, die Notiz, von welcher hier Arno sagt, daß er sie erhoben und aufgesetzt habe, beziehe sich nicht auf das gesammte Kongestum, sondern nur auf die unmittelbar vorausgehende Erzählung von den Verhältnissen der Maximilianszelle; der Verfasser des Kongestums wollte mit dieser schließlichen Erzählung bemerken, daß das Salzburger Bisthum nebst den aufgeführten Besitzungen auch Ansprüche auf einige ihr entrissene Güter habe, welche Ansprüche aus den Verhältnissen der Maximilianszelle, wie sie vom Bischofe Arno im Jahre 788 erhoben worden, hervorgehen. Das Kongestum ist hiernach, wie wir dafürhalten, keine von Arno ausgestellte Urkunde, sondern gleich den kurzen Nachrichten eine bey der Salzburger Kirche ohne urkundliche Fertigung gemachte Aufzeichnung von ihrem Besitzthume; diese Aufzeichnung ist, wie die Ueberschrift sagt, im Jahre 798 gemacht worden; ein Widerspruch zwischen der Ueberschrift und dem Schlusse ist gar nicht vorhanden. — In den kurzen Nachrichten, wo die Sache der Maximilianszelle wie in dem Kongestum, nur mit größerer Ausführlichkeit, erzählt wird, glauben wir dieselbe Erhebung des Arno vom J. 788 wieder zu finden, die sich bey gleichem Zwecke mit der Uebereinstimmung der Zeugen kund gibt.

Digitized by Google

gewonnen? Die Stelle wird auch in diesem besseren Falle höchstens nur eine zweydeutige, denn sie leidet auch und weit natürlicher den nämlichen Sinn von einem und demselben Theodebert, wie ihn das Kongestum in ihrer Stelle: successor filius eius (Theodeberti, filii Theodonis) Hucbertus dux, ganz bestimmt ausspricht; und was soll da berechtigen, daß man die beyden Stellen im Widerspruche stehend behaupte, oder gar, wie der Verf. will, die ganz unzweydeutige Stelle des Kongestums durch die zweydeutige der kurzen Nachrichten verbessere? Wir sehen also nicht, daß der Verf. glücklicher als die früheren Vertheidiger der Tradition dem Beweise aus dem Kongestum eine gründliche Beantwortung entgegengestellt habe.

Bey der Beantwortung des Beweises aus den Schülern Ruperts in den kurzen Nachrichten können wir der Kritik, mit welcher der Verf. das alte salzburgische Dokument herabzuwürdigen sucht, noch weniger einen Geschmack abgewinnen, als der über das Kongestum. Was sollen wohl die zwey unverständlichen Stellen im Kap. 5, die man sich auch zum Theil selber verbessern und verständlich machen könnte, dem Dokumente schaden? sie beweisen höchstens, daß einige Wörter in der vorhandenen alten Handschrift fehlerhaft geschrieben seyen, wenn nicht vielleicht die ganze Unverständlichkeit auf Rechnung der Herausgeber kömmt, welche die Abkürzungen der Handschrift nicht richtig zu lesen gewußt haben. Das Otilo dux habuit sororem Pipini regis etc. ist keineswegs der Titel vom Kap. 6, sondern der Schluß vom Kap. 5, gerade so, wie das früher vorkommende Hucusque bona S. Erentrudis virg., was in den Ausgaben titelartig über dem Kap. 4 steht, nicht der Titel dieses Kapitels, sondern ganz augenscheinlich der Schluß des nächst vorhergehenden ist. Der Titel vom Kap. 7: De lite Virgilii Ep. et cuiusdam Ursi presb. etc., steht ganz richtig an seinem Platze, und gehört nicht schon vor Kap. 6, da in dem letzteren nur der Streit zwischen Virgil und Odilo, und überhaupt nur die Vorfälle erzählt werden, welche dem Streite zwischen Virgil und Ursus vorausgegangen waren, in dem ersteren hingegen gerade das, was der Titel sagt, ausgeführt wird, nämlich die Uneinigkeit der beyden Männer, von welchen der eine die Entschädigung des Herzogs nicht annehmen, der andere die Maximilianusgüter nicht herausgeben wollte. Das 7. Kapitel hat allerdings in dem hier vorkommenden Zeugenverzeichnisse keinen ganz richtigen Text, aber man hat doch keinen Grund, etwas anderes zu glauben, als daß wieder einige Wörter in der alten Handschrift fehlerhaft geschrieben oder von den Herausgebern unrichtig gelesen worden seyen. Wir sehen also nicht, wie der Verf. mit Recht behaupten könne, die kurzen

Digitized by Google

Nachrichten seyen von einem späteren Kompilator in ihren mittleren Kapiteln unecht gemacht worden, und noch weniger will es uns einleuchten, wie sie schon ursprünglich von mehreren theils fähigen, theils unfähigen Männern verfaßt worden seyn müßten. Würdiger ist die Behauptung durchgeführt, daß in Folge der Verhältnisse der Maximiliansgüter, wie diese in den kurzen Nachrichten selbst erzählt werden, wahre Schüler Ruperts nicht mehr hätten am Leben seyn können, wiewohl auch hier manche Einwendungen gemacht werden können. Der Verf. will, daß von der Zeit an, wo Rupert einen Theil der Maximiliansgüter vergabte, bis Virgil drey lange Mannesalter verflossen seyn müßten. Er rechnet da nach den dreymaligen multo tempore oder multis temporibus, die dem Nutzgenusse des Wernharius und Dulcissimus, dem Nutzgenusse ihrer Neffen und dem Zerstörungszustande der Maximilianszelle zugeschrieben werden. Wir haben aber gegen diese Rechnung Manches zu erinnern. Die Zerstörung der Maximilianszelle fällt nicht erst nach dem abgelaufenen zweyten Nutzgenusse, sie ereignete sich schon mittlerweilen; denn es heißt: interea vero contigit ut a vicinis sclavis etc. Daß dieser Zustand ein nebenheriger gewesen, bestätigt sich aus dem Kongestum, wo man die Folge der Nutznießer sehr bestimmt angegeben findet; hier wird gesagt, jene Güter seyen zuerst von Rupert den mehrgedachten Männern usque ad obitum eorum, dann ihren Neffen gleichfalls usque ad obitum eorum, hierauf dem Ursus vom Herzoge Odilo verliehen worden. Hiermit reduziren sich schon die verflossenen Mannesalter von drey auf zwey. Ferner kann das multo tempore und multis temporibus, ein unbeholfener Ausdruck der damaligen bajoarischen Latinität, in Bezug auf den Nutzgenuß einzelner Männer doch nichts anderes bedeuten, als überhaupt viele Jahre, worunter man sich auch nicht nothwendig die vollen dreyßig Jahre, die man für das Menschenalter anzunehmen pflegt, wird denken müssen; und so dürfte auch die Länge der übrig gebliebenen zwey Mannesalter noch reduzirbar seyn. Wir müssen weiter bemerken, daß man ganz unrichtig annimmt, es seyen vier Schüler Ruperts in dem Virgil'schen Zeugenverzeichnisse aufgeführt; die vier Männer, die man für Ruperts Schüler halten will, werden unter der allgemeinen Formel: discipuli S. Rudperti vel Juniorum eius, aufgeführt, und diese Formel zeigt, daß nicht alle vier die discipuli S. Rudperti gewesen, sondern einige von ihnen zu den discipulis Juniorum S. Ruperti gezählt werden müssen; es ist der einzige Dignolus, welcher bestimmt als discipulus S. Rudperti ausgezeichnet wird. Hierdurch reduzirt sich die Frage selbst, um die es sich handelt, und zwar dahin, ob den erzählten Umständen

Digitized by Google

zu Folge zur Zeit Virgils noch einer von Ruperts Schülern habe leben können? und dieſe Frage wird ſich doch nicht leicht verneinend beantworten laſſen. Man nehme das Aeußerſte an, daß die erſten Nutznießer gerade am Ende der Rupert'ſchen Periode jene Güter angetreten haben, ſo hat man nach Rupert einen Zeitraum von zwey Nutznießungen, deren jede überhaupt viele Jahre gedauert; man gebe nun dieſem Zeitraume vierzig und noch mehrere Jahre, ſo iſt er doch gewiß kein ſo langer, daß ſchon keiner mehr von Ruperts Schülern hätte übrig ſeyn können. Der Verf. hat alſo den gegneriſchen Beweis nach unſerem Dafürhalten weder durch die Kritik der kurzen Nachrichten, noch durch die Verhältniſſe der Maximiliansgüter gründlich beantwortet.

Der Meichelbeck'ſche Beweis aus Aribo iſt kein Gemeingut der Traditionsgegner; man hat ihn wieder fallen laſſen, und ohne Zweifel aus der Urſache, weil des Aribo Ausſage, wenn ſie gegen die Tradition beweiſen ſollte, auch das ganze ältere bayeriſche Chriſtenthum in Anſpruch nehmen würde. Der Verf. mag wohl deßwegen dieſen Beweis auch weniger ernſtlich behandelt haben. Was er demſelben entgegen geſtellt, iſt gewiß nicht von der Art, daß man von deſſen Ungültigkeit überzeugt werden könnte. Er will, daß es Aribo mit ſeinem nuper nicht ſo genau genommen habe. Wie ſoll ſich aber dieß aus der ähnlichen Formel, mit welcher Meginfred das bayeriſche Chriſtenthum zur Zeit Emmerams als neu bezeichnet, erweiſen, ſo lange nicht gezeigt wird, daß es Meginfred ſelber mit ſeiner Formel ähnlich ungenau genommen? Die Vita S. Trudperti, eine Schrift ohne alles Anſehen, kann mit ihrer Formel in Bezug auf das fränkiſche Chriſtenthum gar nicht in Anſchlag gebracht werden, da ſich ihr Verfertiger in der bezüglichen Stelle der alten Verhältniſſe ſo unkundig zeigt, daß man ihm über das Alter des fränkiſchen Chriſtenthums keine oder nur eine dunkle und verworrene Kenntniß zutrauen darf. Und was ſoll das Stillſchweigen des Aribo von Rupert beweiſen, wenn nicht eine gültige Urſache vorgewieſen wird, daß Aribo auf Rupert hätte Bedacht nehmen müſſen? Der Verf. hätte gewiſſermaßen beſſer gethan, wenn er ſich auf Aribo ſelbſt, wie ſich dieſer auch für Emmerams Zeit über das bayeriſche Chriſtenthum äußert, berufen, und dabey auf Emmerams Zeitalter, wie es angenommen zu werden pflegt, hingewieſen hätte; Aribo hat auch eine Vita S. Hemmerami (welche Meginfred nur ausgeſchrieben) verfaßt, und ſo, wie ihm die Bayern in der Vita S. Corbiniani: gens nuper ad Christianitatem conversa heißen, ſo heißen ſie ihm dort (Cap. 7 in Act. S. S. 22. Sept) habitatores neophyti; und da Emmeram der

Digitized by Google

gewöhnlichen Zeitrechnung zu Folge schon siebzig Jahre vor Korbinian in Bayern gewesen, so müßte man unter dieser Voraussetzung auch zugeben, daß Aribo sein nuper allerdings in einem ungewöhnlich weiten Sinne gebraucht habe. Dieß wäre aber doch nur ein Argumentum ad hominem. Wie die beyden Lebensbeschreibungen vorliegen, sollte man glauben, Aribo habe sich die beyden Lehrer ganz und gar nicht als weit von einander entfernt, sondern vielmehr als einander nahe stehend gedacht; will man bey Aribo diese von den gewöhnlichen Annahmen abweichende Ansicht nicht gelten lassen, so muß man die gewöhnliche Zeitrechnung Emmerams schon für ganz ausgemacht halten, und dieß dürfte doch nicht der Fall seyn, denn diese Zeitrechnung (wir werden noch später darauf zu sprechen kommen) beruht wahrlich auf sehr lockeren Gründen. Der Beweis aus Aribo scheint uns bey der Rupert'schen Frage überhaupt weit wichtiger zu seyn, als daß wir uns mit der kurzen Abfertigung unseres Verfassers ganz zufrieden geben könnten. Die Stelle: **gens nuper ad christianitatem conversa**, ist nicht die einzige, womit Aribo das bayerische Christenthum zur Zeit Korbinians als jung bezeichnet; eine zweyte Stelle in derselben Vita S. Corb. cap. 10 sagt von der nämlichen Zeit: **carique ibi habebantur sacerdotes, sicut novitiorum mos esse compellit.** Diese Stellen sind doch höchst befremdend der gewöhnlichen Meinung gegenüber, daß Bayern schon hundert Jahre vor Korbinian ein christliches Land gewesen sey. Es ist doch schwer zu glauben, daß Aribo bey solchen Aeußerungen dieselbe Meinung getheilt haben könne. Es ist aber auch schwer zu glauben, daß Aribo von der Sache nicht gut unterrichtet gewesen seyn sollte. Aribo war Bischof zu Freysingen vom Jahre 764 bis 784, und war schon früher daselbst in Amt und Würde gestanden. Korbinian war der erste Gründer der Freysinger Kirche, nach Aribo's Zeitcharakteren nur wenige Dezennien früher, in dem dritten oder höchstens zweyten des achten Jahrhunderts, dessen Richtigkeit man dem Aribo vor anderen Dingen wohl zutrauen darf; und soll es bey diesen Verhältnissen dem alten bayerischen Bischofe an der sicheren Kenntniß gemangelt haben, ob das bayerische Christenthum zur Zeit Korbinians noch jung oder alt gewesen sey? Gewiß, Aribo erregt Zweifel, und wir haben von dem Verfasser keine Beruhigung erhalten.

Wie steht es aber mit den Widersprüchen, welche in dem Systeme der Gegner bey Gelegenheit der Beantwortung des dritten, vierten und fünften Beweises gerügt werden? Der Widerspruch in Beziehung auf die Verhältnisse der Maximiliansgüter ist wohl nicht so schreyend, als es der Verf. will, weil sich die drey langen Mannesalter, aus welchen derselbe abgeleitet wird,

Digitized by Google

auf einen kürzeren Zeitraum zurücksetzen lassen; man wird aber doch zugeben müssen, daß die 27 Jahre, welche nach dem gegnerischen Systeme für jene Verhältnisse entfallen, äußerst bedenklich erscheinen. Was folgt aber hieraus? Es folgt zunächst, daß die Gegner Unrecht haben, wenn sie den Tod des Herzogs Theodo, den Regierungsantritt des Herzogs Theodebert und die Errichtung der Maximilianszelle auf das Jahr 717 ansetzen; ob dieses Unrecht auch weiter für ein Kennzeichen der Unrichtigkeit von Ruperts jüngerem Zeitalter überhaupt zu gelten habe, hängt natürlich von einer weiteren und noch unerörterten Frage ab, ob die Gegner jenen Ansatz nothwendig haben machen müssen. — Korbinians Ankunft in Bayern unter dem Herzoge Theodo, wenn sie auf das Jahr 722 gesetzt wird, steht offenbar mit dem gegnerischen Systeme im Widerspruche, indem hier Rupert im J. 718 und Theodo schon vor Rupert im J. 717 stirbt. Billig hätte aber der Verf. bemerken sollen, wie Hansiz für Korbinians Ankunft das Jahr 722 beanständete; und wenn auch Hansiz hierbey nicht ausreichen sollte, so kann dem dießfälligen Widerspruche doch wieder keine andere Folge gegeben werden, als eben jene, die wir bey dem ersteren Widerspruche gefunden haben. — Die sechs Vorsteher der Salzburger Kirche zwischen Rupert und Virgil, welche sich im gegnerischen Systeme auf 27 Jahre zusammendrängen, mögen wohl einiges Bedenken gegen dasselbe, oder wieder zunächst gegen das darin angenommene Todesjahr vom h. Rupert erregen; doch möchten wir hieraus keinen bestimmten Widerspruch ableiten, da sich sogar Beyspiele ähnlicher Vorfälle würden aufbringen lassen.

Nach den vorstehenden Bemerkungen hat uns also der Verfasser bey der Beantwortung der Beweise für Ruperts jüngeres Zeitalter eben so wenig ganz Genüge geleistet, als bey der ersten Abtheilung der Abhandlung. Wir können daher dem geschöpften Urtheile nicht beypflichten, nach welchem es schon überzeugend dargethan seyn solle, daß die neu erfundene Aera des h. Rupert nicht die wahre sey und seyn könne.

III. Wir folgen nun wieder dem Verf., welcher jetzt den Beweis führt, daß es der salzburgischen Aera zukomme, die wahre und echte zu seyn. Der Beweis lautet im Wesentlichen wie folgt: Rupert, sagt Herr Filz, ist unter jenem fränkischen König Childebert von Worms, wo er Bischof gewesen, nach Bayern gekommen, unter welchem derjenige Herzog Theodo in diesem Lande regierte, der noch der Abgötterey ergeben war, und mit seinem Hofstaate von Rupert zum Christenthume bekehrt und getauft worden ist; die Vita primigenia leistet für die Sicherheit und Wahrheit dieses Grundsatzes die Bürgschaft. Chil-

Digitized by Google

debert der Erste war von dem Jahre 511 bis 558 König über Neustrien, und hatte daher weder über die Bayern noch über Worms zu befehlen; es ist ferner gewiß, daß der h. Rupert am 27. März, welcher mit dem Ostersonntage zusammengetroffen, seine Laufbahn geendet hat, und da müßte dieß, wollte man den Heiligen in die Zeit des genannten Childebert versetzen, entweder im Jahre 533 oder 544 geschehen seyn, weil nur in diesen beyden Jahren im Laufe des sechsten Jahrhunderts der Ostersonntag auf den 27. März gefallen ist, und in diesen Fällen würde man vom Tode Ruperts bis auf Bischof Virgil einen Zeitraum von zweyhundert Jahren erhalten, und würde ihn mit der Amtsführung von nicht mehr als sechs Nachfolgern ausfüllen müssen, was gegen die natürliche und gewöhnliche Lebensdauer der Menschen, und daher ganz unglaublich wäre; und hieraus erhellt, daß es Childebert der Erste nicht gewesen seyn kann, unter welchem Rupert gelebt hat. Aber eben so wenig konnte Rupert unter Childebert dem Dritten gelebt haben; denn der diesem König gleichzeitige Theodo hat kein Abgötterer mehr seyn können, weil Bayern schon viel früher eine christliche Landesverfassung gehabt, und der unmittelbare Vorfahrer dieses Theodo ein frommer christlicher Regent gewesen ist; es würde auch, wenn man den h. Rupert hierher beziehen wollte, dessen Tod auf das Jahr 718 angenommen werden müssen, was nun für die sechs Nachfolger bis Virgil so wie im obigen Falle einen viel zu langen, hier einen viel zu kurzen Zeitraum gäbe. Da es also weder der erste noch der dritte Childebert seyn können, unter welchen der h. Rupert gelebt hat, so muß es Childebert der Zweyte seyn. Herzoge, welche den Namen Theodo geführt, pflegt man in der alten bayerischen Geschichte nach den mangelhaften Quellen zwey zu zählen, den Ersten, dessen Regierung ungefähr von 640 bis 680 angenommen wird, und den Zweyten, welcher dem vorigen unmittelbar gefolgt; der erstere war aber keinem der fränkischen Childeberte gleichzeitig, und der letztere, wiewohl Zeitgenosse Childebert des Dritten, war kein Abgötterer; Rupert mußte also unter einem anderen Theodo nach Bayern gekommen seyn, unter einem Theodo, welcher noch Heide gewesen, und unter Childebert dem Zweyten regiert hat. Zu dieser Zeit kömmt aber in der bayerischen Geschichte der Herzog Garibald I. vor; dieser Herzog kann also nicht über das ganze Land, sondern nur über einen Theil, und zwar den südlichen, geherrscht haben, während neben ihm in dem nördlichen Bayern Theodo, der Täufling Ruperts, regierte, ein Verhältniß, welches nicht befremden kann, da die bayerische Geschichte ein anderes Beyspiel dieser Art kennt, nämlich in Theodo II., welcher das Herzogthum mit seinen drey Söh-

Digitized by Google

nen getheilt hat, und da Theilungen der Politik der austrasischen Könige angemessen seyn mußten, so beweiset Herr Filz die Zeitgenossenschaft Ruperts mit Childebert dem Zweyten und einem damals regierenden Theodo, oder die Richtigkeit der salzburgischen Aera des h. Rupert. Zur Bekräftigung seiner Beweisführung wiederholt er noch aus der früheren Behandlung die Verirrungen, in welche die Gegner gerathen, und die Widersprüche und Schwierigkeiten, in welche sie sich durch ihre Neuerung verwickeln; er dringt darauf, daß man das Kongestum und die kurzen Nachrichten als die Urquellen des gegnerischen Irrthums in Bezug auf Ruperts Zeitalter bey Seiten lege, und sich einzig an die Vita primigenia halte, welche nothwendig den h. Rupert und seinen Zeitgenossen Theodo in die Zeit des Königs Childebert II. zurückführe, und fügt dann bey, der wahre Prüfstein seines Beweises sey das folgende (VI.) Hauptstück der Abhandlung, welches die Geschichte des h. Rupert nach den Grundlinien der Vita primigenia enthält.

Man sieht, daß der Verf. zu seinem Beweise für die Wahrheit der salzburgischen Aera die Resultate seiner früheren Untersuchungen, die wir auch schon beurtheilt haben, verwendete. Würden uns diese Resultate so klar geworden seyn, daß wir keinen Zweifel mehr tragen dürften, so würden wir auch dem Beweise nichts entgegen zu stellen haben, und die Wahrheit der salzburgischen Aera schon für erwiesen anerkennen. Ersteres ist aber nicht der Fall geworden; der Beweis hat also noch eine schwache Seite; und so wird es nun nothwendig, daß sich derselbe noch an dem Prüfsteine erprobe, welchen der Verf. jetzt mit der Geschichte Ruperts bietet.

IV. In dem sechsten und letzten Kapitel der Abhandlung soll gezeigt werden, daß die gesammte Geschichte Ruperts, im salzburgischen Sinne dargestellt, keiner Beirrung unterliege, und die Widersprüche und Schwierigkeiten vermeide, welche sich offenbaren, wenn die jüngere Zeitrechnung in Anwendung gebracht wird. Herr Filz geht hier nach der Vita primigenia vor, die er als Grundlage der Geschichte Ruperts abschnittsweise beybringt, erläutert, vervollständigt und mit Bemerkungen für seinen Zweck begleitet. Wir wollen hieraus das Wesentliche ausheben.

Die Vita primigenia beginnt: Tempore Hildeberti Regis Francorum anno scilicet regni illius II. honorabilis confessor Christi Roudbertus in Wormatia civitate episcopus habebatur; sie erwähnt Ruperts Abkunft vom königlich fränkischen Geschlechte, rühmt seine vortrefflichen Eigenschaften, welche ihm einen großen Zulauf von Menschen und einen weit verbreiteten Ruf verschafften, und läßt diesen Ruf ad notitiam cuiusdam

Digitized by Google

ducis Bawariae regionis nomine Theoto gelangen; Theodo bittet durch Abgeordnete den Mann Gottes dringend, daß er die Provinz besuchen und mit der heiligen Lehre erleuchten wolle; Rupert willigt darein, schickt zuerst Gesandte und folgt persönlich nach, um die Heerde Christi zu gewinnen. — Herr Filz versteht hier unter dem König Childebert, wie zu erwarten, den Zweyten dieses Namens, und daher unter dem zweyten Regierungsjahre das Jahr 576. — In Bezug auf den Umstand, daß Rupert Bischof zu Worms gewesen, vergleicht er die Verzeichnisse der alten Wormser Bischöfe. Hansiz hat deren zwey beygebracht; das eine aus ungenannter Quelle lautet so: Victor, Amandus, Carolus, ignotus, itidem ignotus, S. Crodaldus, ignotus, S. Rupertus, ignotus, S. Amandus; das andere, von einem regulirten Chorherrn aus Kirschgarten bey Worms herrührend, welcher sechs alte Verzeichnisse eingesehen, lautet: Victor, Rocholdus, Amandus, Rupertus, Bernharius, welcher letztere zur Zeit Karls des Großen lebte; Viktor gehört in die Zeiten der Römer, um das Jahr 347. Schannat, der Geschichtschreiber des Bisthums Worms, hielt sich an das erstere Verzeichniß, so weit es bestimmte Namen enthält, und setzte den letzten Amand um das Jahr 633 an, da ihn eine Urkunde des Königs Dagobert von diesem Jahre erwähnt. Herr Filz findet nun in diesen Verzeichnissen den h. Rupert nicht bloß als Bischof von Worms bestätigt, sondern findet ihn auch schon vor dem Jahre 633, sprechend gegen das chronologische System des Mabillon und Hansiz. — Die Formel: in Wormata civitate episcopus habebatur, versteht er dahin, daß Rupert im zweyten Jahre Childeberts Bischof zu Worms geworden sey, und tadelt hiernach den Hansiz, der in demselben Jahre (Hansiz meint das Jahr 696, als das zweyte Childeberts III.) den h. Rupert nach Bayern kommen läßt, da doch einige Zeit habe verstreichen müssen, worunter Rupert seine vortrefflichen Eigenschaften entfalten und seinen verbreiteten Ruf erlangen konnte. — In der Formel, daß der Ruf vom h. Rupert zur Kenntniß ciuusdam ducis Bawariae regionis gekommen, findet er das Abzeichen, daß Theodo keineswegs Herzog von ganz Bayern, sondern nur von einer bayerischen Provinz gewesen. — Dem Umstande, daß Rupert auf dringendes Bitten des Herzogs Theodo nach Bayern gekommen, glaubt er aus den späteren Lebensbeschreibungen einen andern wesentlichen Umstand beyfügen zu müssen, diesen nämlich, daß Rupert gewaltsam von Worms vertrieben worden. Die Legende läßt den heiligen Bischof von Ungläubigen, welche dessen Heiligkeit nicht vertragen wollten, peinigen und aus der Stadt hinauswerfen; die Vita Rosweydiana nennt nebst den Ungläu-

Digitized by Google

bigen auch die Ketzer; die vierte Vita schreibt Ruperts Vertreibung einem heidnischen Herzoge Bertharius zu, welcher sich gegen die Franken aufgelehnt, und von Rupert getadelt worden, welche Angabe jedoch Hrn. F. nicht glaubwürdig ist. Ruperts Vertreibung überhaupt hält Herr Filz für wesentlich in dessen Geschichte, weil es sich sonst nicht erklären ließe, wie Rupert, an dem die Wormser nach der Vita pr. mit Liebe und Bewunderung gehangen, durch mehr als vierzig Jahre in Bayern habe verbleiben können, ohne wieder zu seinem bischöflichen Sitze zu Worms zurückzukehren. Er bemerkt hierzu, daß die an Rupert verübten Gewaltthaten besser in die Zeit Childeberts II. passen, wo dessen Mutter Brunehild, die blutbefleckte fränkische Medea, gewaltet, als in die Zeit Childeberts III., wo unter dem Majordomus Pipin von Herstall ein solcher Frevel nicht hätte gewagt werden können und dürfen.

Rupert, wie die Vita prim. fortfährt, von dem Herzoge Theodo mit Freuden zu Regensburg aufgenommen, unterrichtete und taufte den Herzog und viele andere bayerische Adeliche und Unadeliche, und der Herzog ertheilte ihm die Erlaubniß, sich und den Seinigen einen schicklichen Aufenthaltsort zu erwählen, Kirchen in der Provinz zu errichten und kirchliche Wohngebäude herzustellen. — Herr Filz setzt Ruperts Ankunft in Bayern um das Jahr 580 an, und datirt von dieser Zeit mit Ruperts Apostolate die Einführung des Christenthums in Bayern. Er bemerkt, daß hiermit das alte bayerische Gesetzbuch im Einklange stehe; dieses Gesetzbuch nämlich, von welchem der Prologus sagt, daß es vom König Theoderich (I.) herrühre, et quidquid Theodoricus Rex propter vetustissimam paganorum consuetudinem emendare non potuit, post haec Childebertus (II.) Rex inchoavit corrigere, sed Chlotarius (II.) Rex perfecit; haec omnia Dagobertus (I. 628 — 638) Rex — — — renovavit, erkennt nur mehr die christliche Religion an, und enthält unter seinem ersten Titel: de ecclesiasticis rebus etc., viele Bestimmungen über Kirchen, Bischöfe, Priester, Diakonen, Mönche und Nonnen.

Rupert unternahm nach erhaltener Erlaubniß eine Reise auf der Donau bis an die Gränzen des unteren Pannoniens, den Samen des Glaubens ausstreuend, und kam auf der Rückreise nach Lorch, wo er viele und verschiedenartige Kranke durch Gebet und die Kraft Gottes heilte. So wieder die Vita primigenia. — Hr. F. bemerkt, daß diese Reise in die Zeit Childebert des Dritten nicht passe; es sind nämlich die Longobarden i. J. 568 aus Pannonien nach Italien abgezogen, worauf die Avaren das Land in Besitz genommen, im Jahre 623 bis zur Enns erweitert, und in dieser Ausdehnung bis zum J. 791 besessen haben; der

Digitized by Google

heil. Emmeram, welcher im J. 649 eine Reise nach Pannonien unternehmen wollte, konnte dieselbe nicht vollbringen, weil durch den langen Krieg der Bayern und Avaren die Gegenden um die Enns völlig verwüstet und ungangbar geworden waren; das wilde Avarenvolk wäre ganz unempfänglich für die christlichen Lehren und unzugänglich für den Glaubensprediger gewesen; und so hätte Rupert nicht über die Enns bis in das untere Pannonien gelangen können, wenn seine Reise am Ende des siebenten Jahrhunderts hätte geschehen sollen. Besser passe die Reise in die Zeit Childebert des Zweyten; sie kann zwar, da Rupert um das Jahr 580 nach Bayern gekommen, nicht vor dem Jahre 581 angesetzt werden, und da waren wohl die Avaren auch schon die Herren von Pannonien, aber sie waren viele Jahre nach dem Abzuge der Longobarden im unteren Pannonien, in Thrazien und Mösien beschäftigt, wodurch es dem h. Rupert möglich geworden, die Reise bis an das untere Pannonien mit aller Sicherheit zu vollbringen.

Rupert ging hierauf, wie die Vita prim. weiter erzählt, an den Wallersee, wo er eine Kirche erbaute, die der Herzog mit einigem Besitzthume in der Umgegend begabte; dann aber wirft er sein Augenmerk auf die Gegend, wo das alte, zur Ruine und Wildniß gewordene Juvavium gestanden, rottet die Wildniß aus, erbaut eine schöne Kirche zur Ehre des h. Peter, und ein Kloster und Wohnungen für Kleriker, und verfügt mit Einsetzung des priesterlichen Amtes die tägliche Feyer des Gottesdienstes nach der gebührenden Ordnung; Gehülfen im evangelischen Lehramte bedürfend, geht er in sein Vaterland, und kehrt mit zwölf Schülern wieder zurück, und mit der gottgeweihten Jungfrau Erintrud, die er zur Vorsteherin der Nonnen in castro superiori zu Salzburg bestimmte; er wandelte eifrig im ganzen Lande herum, und nachdem er Kirchen erbaut und niedere und höhere Kleriker bestellt, weihte er sich seinen eigenen Nachfolger. — Herr Filz, indem er diese von der Vita prim. erzählten Dinge aus einander setzt, bringt unter den Verrichtungen Ruperts auch die Errichtung der Maximilianszelle im Pongau aus dem Kongestum und den kurzen Nachrichten zur Sprache. Das Kongestum und die kurzen Nachrichten stimmen sowohl über die Veranlassung zur Errichtung dieser Zelle, als auch darin überein, daß der Herzog Theodo die Bewilligung zum Bau derselben gegeben habe, aber sie weichen in sofern von einander ab, als das erstere auch wieder den Herzog Theodo zur Einweihung der Zelle kommen, und dieselbe dotiren läßt, während die letzteren bey diesen Handlungen den Herzog Theodebert nennen. Letztere geben aber den Grund an, warum Theodebert und nicht Theodo zuletzt er-

Digitized by Google

scheine; sie sagen cap. 2: Interea vero Theodo infirmabatur, commendavitque filio suo Theodeberto Ducatum Bavariae et domini Rudberti Episcopi causam fideliter tuendam et juniorum eius, eique ad christianitatem suam libenter obedire, et omne opus Dei diligenter illi auxiliari, et ut ad ipsum locum in suam elevando mercedem fideliter, per omnia adiuvaret. Herr Filz hält sich an die kurzen Nachrichten, und leitet aus der angeführten Stelle zweyerley Widersprüche in Bezug auf die Gegner ab. Er will aus dieser Stelle abnehmen, daß Theodo in derselben Krankheit, in welche er vor der Einweihung der Maximilianszelle verfallen, gestorben sey, wozu ihm die Legende, welche diesen Umstand ausdrücklich berichtet, die Bestätigung gibt; hieraus aber folge, daß Theodo, der wahre Täufling Ruperts, vor dem h. Rupert gestorben sey, und daß dieser Theodo, welcher jetzt das Herzogthum an seinen Sohn übergibt, bis zu seinem Tode der Alleinherrscher gewesen sey; nun lassen zwar die Gegner den Herzog Theodo den Zweyten, ihren angeblichen Täufling Ruperts, gleichfalls vor dem h. Rupert sterben, sie setzen aber seinen Tod auf das Jahr 717, und kommen hierbey mit der Geschichte Korbinians in Widerspruch, welcher heilige Lehrer von demselben Theodo II. im Jahre 722 in Bayern aufgenommen wurde; weiters hatte der Herzog Theodo II. schon im Jahre 702 das Herzogthum Bayern mit seinen drey Söhnen getheilt, und war folglich bey seinem Tode nicht mehr der Alleinherrscher desselben. — Hinsichtlich des Nonnenklosters zu Salzburg bemerkt Hr. F. wieder eine urkundliche Differenz. Die kurzen Nachrichten lassen dasselbe mit Wissen und Willen des Herzogs Theodebert errichtet werden, und schreiben auch, übereinstimmend mit dem Kongestum, die Dotation demselben Herzoge zu; dagegen aber nennt eine Urkunde des Salzburger Erzbischofs Konrad vom Jahre 1117 den Herzog Theodo als den Begüterer dieses Klosters. Herr Filz gibt hier den kurzen Nachrichten und dem Kongestum, als den älteren Dokumenten, den Vorzug, und setzt hiernach die Errichtung dieses Klosters in die Regierungszeit des Herzogs Theodebert; doch glaubt er, daß sich die beyderseitigen Dokumente vereinigen lassen, wenn man annimmt, Theodo habe die Erlaubniß zum Bau des Klosters gegeben und einige Güter angewiesen, sey aber zeitig gestorben, und Theodebert habe die Tradition vollendet.

Rupert, sagt endlich die Vita prim., den Tag seines Hinscheidens lange vorherwissend, und seine Schüler bestärkend, ad propriam remeavit sedem, und starb daselbst am Tage der Auferstehung des Herrn. — Herr Filz versteht hier unter Ruperts eigenem Sitze den von Salzburg; die Legende sagt es auch aus-

Digitized by Google

drücklich, daß Rupert nach Salzburg gegangen, um daselbst sein Leben zu enden; die Vita Rosw. läßt ihn auch in der dortigen Peterskirche begraben werden. — Den Auferstehungstag des Herrn erklärt Hr. F. für den Ostersonntag; die Legende und die späteren Schriften sprechen für diese Erklärung; die Vita Rosw. nennt hierzu den 27. März als Ruperts Sterbetag (welcher Tag auch von jeher, so viel man weiß, der kirchliche Gedächtnißtag Ruperts gewesen ist). Nach diesen Zeitcharacteren, nämlich nach dem Zusammentreffen des 27. März mit dem Ostersonntage, bestimmt nun Hr. F. Ruperts Todesjahr; dieses Zusammentreffen ereignete sich im sechsten Jahrhundert in den Jahren 533 u. 544, im siebenten Jahrhundert in den Jahren 623 und 628, und im achten Jahrhundert in den Jahren 707, 718 und 791; da nun Rupert im Jahre 576 Bischof zu Worms gewesen, so müsse mit Berücksichtigung der natürlichen Länge des menschlichen Lebens Ruperts Todesjahr auf 623 angenommen werden. In seiner Nachschrift bemerkt Hr. F., daß man vormals den 27. März überhaupt den Auferstehungstag des Herrn genannt hat, daher es zweifelhaft werden dürfte, ob in dem Todesjahre Ruperts der 27. März wirklich mit dem Ostersonntage zusammengetroffen, und weßwegen auch Ruperts Todesjahr nicht apodiktisch nachgewiesen werden könne; doch glaubt er, daß man die dießfällige Tradition nicht bey Seite setzen solle. — Daß Rupert überhaupt zur angegebenen Zeit gestorben, will Hr. F. durch ein nach dem Tode Ruperts erfolgtes Ereigniß bestätigt wissen: es gehe nämlich aus dem ganzen Zusammenhange des Kap. 2 der kurzen Nachrichten hervor, daß sich die Zerstörung der Maximilianszelle erst einige Zeit nach dem Tode des h. Rupert ereignet habe; nun hatten die Bayern schon vor dem Jahre 623, wo sich die Slaven den kühnen Samo zu ihrem König gewählt, mehrmalige Kriege mit diesem Volke, und nachher begann von Seite desselben die unaufhörliche Beunruhigung des fränkisch-bayerischen Gebietes, und so lasse sich die Zerstörung jener Zelle durch die Slaven sehr gut erklären. Anders verhalte es sich bey dem Systeme der Gegner, bey welchem das Sterbejahr Ruperts auch noch andere Verlegenheiten hervorbringe. Die Gegner setzen Ruperts Tod auf das Jahr 718; da aber werden die zerstörenden und feindlichen Einfälle der Slaven in das bayerische Gebiet schon unwahrscheinlich, weil die Epoche ihrer Macht und Furchtbarkeit längst vorüber war, und sie schon wieder gezwungen waren, alle ihre noch übrige Kraft und Aufmerksamkeit gegen die Avaren in Osten zu verwenden, um wenigstens gegen diese die Unabhängigkeit zu behaupten; da entstehen die Widersprüche, die schon früher gerügt worden, in Beziehung auf die lange Nutznießungszeit der

Digitized by Google

Maximiliansgüter vor Bischof Virgil und auf die vielen Bischöfe und Aebte, welche die Salzburger Kirche zwischen Rupert und Virgil regierten, in Bezug auf Korbinians Ankunft in Bayern, in Bezug auf das Dekret des Papstes Gregor II. vom J. 716.

Hiermit haben wir auch den Prüfstein vernommen, an welchem sich der Beweis für die Wahrheit der salzburgischen Aera erproben sollte. Wir haben da allerdings die Geschichte Ruperts, wie sie im salzburgischen Sinne vorgetragen worden, ohne Beirrung fortwandeln gesehen, und nach dem gegnerischen Systeme mit Widersprüchen und Schwierigkeiten ringend getroffen. Ersteres hat wohl so kommen müssen, weil der Verf. den Hindernissen, die aus den Einwürfen der Gegner hervorgehen würden, als schon beseitigt, keinen Raum gestattete; letzteres konnte schon deßwegen nicht fehlen, weil er die Hindernisse, die er den Gegnern bereits früher gemacht hat, als gültig in Anwendung brachte. Jetzt sind noch neue Widersprüche und Schwierigkeiten der jüngeren Zeitrechnung zur Last gelegt worden. Auf diese kömmt es nun an, daß sie gegründet seyen; denn die Beseitigung der gegnerischen Einwürfe und die Gültigkeit der früher an den Gegnern gerügten Widersprüche haben wir bereits beurtheilt, und dabey noch keineswegs als richtig gestellt befunden. Es sind aber auch die neuen Beschwerden nach unserm Dafürhalten nicht von dem Gehalte, daß sie die Sache entscheiden könnten. Was sollen wohl die mangelhaften, unsicheren und zweydeutigen Verzeichnisse der alten Wormser Bischöfe zum Nachtheile der Gegner beweisen? Die Vertreibung Ruperts aus Worms möchte freylich besser in die frühere als in die spätere Zeitrechnung passen; ist sie aber selbst glaubwürdig? sie beruht, während die Vita prim. einen solchen Vorfall gar nicht ahnen läßt, nur auf jüngeren Quellen, welchen die Legende vorangeht, eine Schrift von wahrlich ganz unverdientem Ansehen, die überall mehr weiß, als die alten Dokumente, welche sie legendenartig umschreibt, erweitert und mehrfach mißdeutet. Was Ruperts Reise bis an die Gränzen von Niederpannonien betrifft, soll diese wirklich schwieriger für das Ende des siebenten Jahrhunderts zu erklären seyn, als sie uns der Verf. sehr wenig ansprechend für das Ende des sechsten erklärt hat? wenn wir hier auch zugeben, daß in der Mitte des siebenten Jahrhunderts ein langwieriger Krieg zwischen den Avaren und den Bayern die Gegenden um die Enns völlig verwüstete, und daß die Avaren für den christlichen Glauben nicht empfänglich waren, so sehen wir doch nicht, daß der Krieg und die Verwüstung das ganze Jahrhundert hindurch gedauert, und daß eine erfolglose Missionsreise, wie die des h. Rupert gewesen, am Ende dieses Jahrhunderts zur unmöglichen Sache geworden

Digitized by Google

seyn müßte. In Bezug auf die Zerstörung der Maximilianszelle durch die Karantaner-Slaven müßte man mit der Geschichte dieses Volkes weit mehr bekannt seyn, als es der Fall ist, wenn man behaupten wollte, daß jener Vorfall für das achte Jahrhundert unwahrscheinlich sey; die Macht der Slaven mag immerhin damals sehr geringe gewesen seyn, warum sollen sie doch nicht allfällig, um einen sehr möglichen Fall zu setzen, zu den Feldzügen mitgewirkt haben, welche die Franken zur Wiederherstellung ihrer Oberherrschaft gegen die Bayern unternommen hatten? Den Anschein größeren Gehaltes hat die Bemerkung, daß Theodo, der Täufling Ruperts, bey seinem Tode als Alleinherrscher erscheine, was nun nicht zulasse, daß man den Theodo II. für den Täufling Ruperts erkenne, weil man von diesem letzteren weiß, daß er das Herzogthum mit seinen Söhnen getheilt hatte; aber auch diese Anschuldigung ist gar nicht entscheidend. Es kann sich hier nur darum handeln, ob dieser Theodo nach geschehener Theilung das Herzogthum Bayern, wie die kurzen Nachrichten sagen, seinem Sohne Theodebert habe empfehlen können, und diese Frage wird sich doch nicht bestimmt verneinen lassen; Theodo konnte ja mit seinen Söhnen getheilt haben, ohne daß diese unabhängig von ihm geworden wären. So dürften die Traditionsgegner geantwortet haben, wenn ihnen die dießfällige Beschwerde bekannt geworden wäre. Wir glauben aber, daß die Beschwerde noch aus einer anderen Ursache zurückgewiesen werden müsse: wir glauben nämlich, daß der Todfall des Theodo und die Nachfolge des Theodebert zur Zeit der Einweihung der Maximilianszelle eine sehr zweifelhafte Sache sey. Die kurzen Nachrichten sagen nichts anderes, als daß Theodo bey der Einweihung und Dotation der Maximilianszelle nicht erscheinen konnte, weil er erkrankte, und daß deßhalb Theodebert erschienen, welchem der erkrankte Vater das Herzogthum und die Sache des h. Rupert empfahl. Daß Theodo damals gestorben, und sterbend den Theodebert zum Herzog und Nachfolger eingesetzt, sagt nur die Legende, die nun auch hier wieder mehr weiß, als das alte Dokument, welches sie verdeutlichen zu müssen vermeint. Man muß also der Legende vertrauen, wenn man den Alleinherrscher von Bayern damals will sterben lassen. Statt sich an diese gewichtlose Quelle zu halten, hat man vielmehr Ursache, ganz bey den kurzen Nachrichten stehen zu bleiben, weil sich dann diese letzteren mit dem Kongestum, was sonst nicht der Fall wäre, sehr gut ausgleichen. Es ist oben von unserm Verfasser bemerkt worden, daß das Kongestum bey der Maximilianszelle nicht den Theodebert, sondern den Theodo handeln läßt; hiermit scheinen die zwey Dokumente im Widerspruche zu stehen;

Digitized by Google

wenn aber Theodo nur erkrankte, und Theodebert nur die Geschäfte des erkrankten Vaters überkam, verschwindet der Widerspruch, weil das, was Theodebert persönlich gethan hat, im Namen des Theodo geschehen ist; und in derselben Weise lassen sich dann auch das Kongestum und die kurzen Nachrichten einerseits mit der Urkunde des Erzbischofes Konrad vom J. 1117 anderseits vereinigen, wo die ersteren, wie auch schon bemerkt worden, die Dotation des Nonnenklosters zu Salzburg dem Theodebert, die letztere dem Theodo zuschreiben. Es sind also auch die neu gegen das System der Gegner erhobenen Beschwerden nicht von entscheidendem Einflusse; und so ist der noch mangelhaft gebliebene Beweis für die salzburgische Aera auch durch die dargestellte Geschichte Ruperts nicht rechtmäßig hergestellt worden.

Der Verfasser schließt jetzt seine Abhandlung mit dem Endresultate, daß die Wahrheit der uralten salzburgischen Tradition erwiesen sey, gemäß welcher der h. Rupert im J. 576, das ist, im zweyten Jahre des fränkischen Königes Childebert des Zweyten, Bischof zu Worms gewesen; im Jahre 580 auf dringende Einladung des bayerischen Herzoges Theodo nach Bayern gekommen, und diesen sammt vielen andern von der Abgötterey zum Christenthume bekehrt und getauft habe; um das J. 582 die bischöfliche Kirche zu Salzburg gegründet habe, und im J. 623 aus dieser Welt geschieden sey. Mit diesem Resultate können wir natürlich nicht einverstanden seyn; wir haben die einzelnen Theile der Abhandlung, auf welchen dasselbe beruht, an den betreffenden Orten beurtheilt, und haben da 1) die Erörterung, daß Rupert dem jüngeren Zeitalter nicht angehören könne, nicht ganz überzeugend gefunden; wir haben 2) die Widerlegung der gegnerischen Beweise nicht durchaus genügend erkannt; wir haben 3) an dem Beweise, daß Rupert zur Zeit Childebert des Zweyten gelebt habe, eine schwache Seite bemerken müssen, und haben 4) in der dargestellten Geschichte Ruperts die Richtigkeit des Beweises nicht hergestellt gesehen; und dieß alles gestattet nicht, daß wir die Tradition als erwiesene Wahrheit anerkennen. Wir verkennen es hierbey nicht, daß der Verf. für die Tradition viel Empfehlendes vorgebracht hat; wir verkennen es nicht, daß er die gegnerische Lehre mehr, als es je der Fall gewesen, verdächtiget hat; aber die Sache ist noch unentschieden geblieben, und wir sind also auch jetzt noch immer dort, wo wir früher gewesen: in dem Zustande der Ungewißheit, aus welchem uns die Abhandlung hätte reißen sollen. Die Abhandlung hat also ihr Ziel nicht erreicht; ja vielmehr hat sie uns in noch größere Ungewißheit versetzt, indem doch früher das eine der streitigen Systeme, das neuere, einen Vorrang ansprechen durfte, welcher sich fernerhin durch die

Digitized by Google

stärker hervorgehobenen Bedenken weit weniger behaupten dürfte. Aber wir glauben, daß der Verfasser doch immer etwas sehr Verdienstliches unternommen habe; seine Bestrebungen dürften es jetzt recht fühlbar machen, daß es Noth thue, mit allem Ernste an die Lösung der schwierigen Frage zu gehen, und ein künftiger Forscher dürfte, wenn er die Fehler der besprochenen Abhandlung meidet, vielleicht mit glücklicherem Erfolge seine Bemühung belohnt sehen.

Die schwierige Frage über Ruperts Zeitalter ist entweder, wie schon Manche geglaubt, unlösbar, oder man hat sich bey den bisherigen Versuchen, sie zu lösen, Fehler zu Schulden kommen lassen. Letzteres findet bey unserer Abhandlung, so viel Gutes sie immer enthält, gewiß Statt. Der Verfasser setzte gleich anfänglich voraus, was doch erst das Resultat einer gründlichen Untersuchung seyn könnte, daß eine der streitenden Parteyen nothwendig Recht haben müsse; dieß verleitete ihn, gerade darauf auszugehen, daß der einen der Parteyen das Recht zuerkannt werde, und hiernach den Gegenstand in einer dem Civilprozesse ähnlichen Weise zu behandeln, wo man sich auf die Parteyen zu beschränken hätte, und wo es also nicht nothwendig wäre, von Dingen Notiz zu nehmen, die von den Parteyen nicht vorgebracht worden, oder Etwas näher zu prüfen, was sich dieselben einander zugeben; er hat also mehr das Parteyenwesen, als den Gegenstand an sich untersucht; und wer weiß denn, so lange man noch sucht, ob nicht die Aufklärung der Sache außerhalb der Gründe und Gegengründe der Parteyen zu finden sey, und ob nicht der Knoten gerade unter einem friedlichen Punkte liege, welchen beyde Theile für wahr halten, ohne daß er es wirklich wäre? Der Verfasser hat ferner in dem obwaltenden Streite so offen Partey genommen, daß wir seine Abhandlung auch lieber eine Vertheidigung der salzburgischen Ansicht, als eine Untersuchung des Streites nennen möchten; er hat als Sachwalter seiner Partey alles, was er für dieselbe dienlich erachtete, sorgfältig zur Sprache gebracht, die gegnerische Sache hingegen sichtbar vernachläßiget, wodurch nun der Gegenstand, auch als Parteyensache betrachtet, nur von einer Seite erschöpft werden konnte. Der Verfasser hat sich endlich neben treffenden Bemerkungen doch auch vielmal aus Vorliebe für seine Partey so leichtfertigen Gründen, Erklärungen und Einwendungen hingegeben, die unwürdig einer ernsten Untersuchung, zur Auffindung der Wahrheit mehr hinderlich als nützlich seyn können. Die besprochene Abhandlung, welche die schwierige Frage lösen sollte, enthält also keine ganz vollständige, keine ganz parteylose, keine ganz ernste Untersuchung, und wenn sie nun ihr Ziel nicht erreichte, so läßt sich

Digitized by Google

deßwegen noch nicht behaupten, daß dasselbe unerreichbar wäre. Gewiß, es sind noch weitere Forschungen möglich, und man muß wünschen, daß sich bald Jemand denselben mit fruchtbringendem Ernste unterziehe: denn es ist wahrlich Zeit, daß die schwebende Frage, über die schon hundert Jahre gestritten und funfzig Jahre gezweifelt worden, endlich einmal erlediget werde.

Indem wir die Sache den Freunden der vaterländischen Geschichte empfehlen, erlauben wir uns hier am Schlusse die Gedanken vorzulegen, die sich uns unter den Streitverhandlungen über die Grundursachen der bisherigen Differenzen, und über die Ausgleichung derselben aufgedrängt haben. Sie mögen beurtheilt werden, ob sie fähig seyen, bey einer erneuerten Behandlung des Gegenstandes in Rücksicht zu kommen.

Die Vita prim. betrachtet den h. Rupert als den Gründer des bayerischen Christenthumes, und das Kongestum und die kurzen Nachrichten bringen Dinge bey, nach welchen Rupert erst am Ende des siebenten Jahrhundertes nach Bayern gekommen seyn könnte. Diese beyderseitigen Ansichten der ältesten Salzburger Dokumente, welche zusammen aussagen würden, daß Rupert am Ende des siebenten Jahrhundertes das Christenthum in Bayern gegründet habe, stehen für sich gegen einander nicht im Widerspruche; es kömmt aber von außen eine dritte Ansicht dazwischen, die Ansicht, daß Bayern schon das siebente Jahrhundert hindurch ein christliches Land gewesen, und durch diese letztere werden die beyden ersteren widersprechend. Hat das bayerische Christenthum schon das siebente Jahrhundert hindurch bestanden, so ist Rupert entweder nicht der Gründer desselben gewesen, oder er ist schon lange vor dem Ende des siebenten Jahrhundertes nach Bayern gekommen. In dieser Lage müssen das eine oder die anderen jener ehrwürdigen Dokumente Lügen gestraft werden. Es ist wohl schwer, dieß zu thun, und nur die Nothwendigkeit kann es rechtfertigen. Ist aber die Nothwendigkeit auch wirklich vorhanden? Man hat die Ansicht von dem älteren Bestande des bayerischen Christenthums, in Folge welcher jene Dokumente nicht mehr friedlich neben einander bestehen können, noch nie mit ernster Sorgfalt geprüft; sie gehört zu den so genannten privilegirten Meinungen, die man annehmen zu dürfen glaubt, ohne sie besonders beweisen zu müssen; sie könnte nun doch weniger richtig seyn, als man dafür hält, und so könnte auch jene Nothwendigkeit, um die wir gefragt haben, nicht vorhanden seyn. Wir dürfen also nicht länger mehr von dem Privilegium Gebrauch machen, und die dießfällige Prüfung unterlassen. Wir wollen diese jetzt vornehmen.

Die Ansicht von dem Bestande des bayerischen Christenthumes

Digitized by Google

durch das siebente Jahrhundert beruht auf nachfolgenden Dingen: a) auf der christlichen Familie des bayerischen Herzoges Garibald I., b) auf der Missionsreise der h. Eustasius und Agilus nach Bayern, c) auf der christlichen Landesverfassung in Folge des vom Könige Dagobert I. eingeführten bayerischen Gesetzbuches, d) auf dem Wirken des h. Emmeram in Bayern in der Mitte des siebenten Jahrhundertes, und e) auf dem unter dem Herzoge Theodo I. Statt gefundenen Verbesserungen in dem christlichen Religionszustande der Bayern. Natürlich müssen diese Dinge selbst richtig seyn, wenn sie die fragliche Ansicht begründen sollen; wir müssen sie nun in dieser Beziehung einzeln durchgehen.

a) Dem Diakon Paul, welcher in seiner longobardischen Geschichte unter den Begebenheiten aus der zweyten Hälfte des sechsten Jahrhundertes einige Mal (III. 10, 29) einen bayerischen König Garibald erwähnt, kann man es wohl glauben, daß zu jener Zeit ein Garibald in Bayern regiert habe. Paul, ein Zeitgenosse Karl des Großen, ist zwar hier kein unbedingt glaubwürdiger Zeuge, und es dürfte sich auch Manches, was er im Zusammenhange mit Garibald erzählt, mit Grund beanständen lassen; man würde aber doch zu weit gehen, wenn man ohne andere bestimmte Ursache die Existenz dieses bayerischen Fürsten bestreiten wollte, und wir wissen nicht, daß eine solche Ursache vorhanden wäre. Dieser Garibald — der in der bayerischen Geschichte der Erste heißt, und den man nur lieber Herzog, als König, nennt, weil man glaubt, daß Bayern schon damal zu dem Reiche der Franken gehört habe, — soll nun die frühere Gemahlin des fränkischen Königes Theodebald, Walderade, zur Frau, die langobardische Königin Theodelinde zur Tochter, den langobardischen Herzog Gundoald zum Sohne, und folglich eine christliche Familie gehabt haben. Woher weiß man, daß Walderade an diesen Fürsten verheiratet gewesen? Daß sie einen Garibald zum Gemahl erhalten, erzählen der Diakon Paul und Gregor von Tours, nur mit abweichenden Umständen, bey welchen man, wie billig, dem Letzteren den Vorzug gibt. Paul (Lib. I. 21) erzählt, daß Walderade, Tochter des langobardischen Königes Wako, an den fränkischen König Kuswald (Theodebald) verheiratet gewesen, quam ipse odio habens uni ex suis, qui dicebatur Garibald, in coniugium tradidit. Gregor (IV. 9) erzählt, daß nach dem Tode des jungen austrasischen Königes Theodebald (J. 554) der König Chlotar sich dessen Reiches bemächtiget, und dessen Gemahlin Vuldotrada geehelichet habe, daß er aber Letztere, nachdem der Klerus die Verbindung gemißbilliget, wieder verlassen habe, dans ei Garibaldum ducem. Paul sagt nicht, wer der genannte Garibald gewesen; er gibt aber mit der

Digitized by Google

Formel, die er gebraucht, gar keine Veranlassung zu glauben, daß er selber an seinen König Garibald, wie er den bayerischen Fürsten sonst jedesmal nennt, gedacht habe. Gregor sagt von seinem Herzoge Garibald gleichfalls nicht, wo er Herzog gewesen, so wie er nirgends, wenn er von fränkischen Herzogen spricht, ihre Herzogthümer namhaft macht; es ist aber genug bekannt, daß die Franken bey ihren immerwährenden Kriegen und bey der Theilung ihres Landes in Herzogthümer eine Menge von Herzogen gehabt haben, und da ist es ein offenbares Wagstück, wenn man den fraglichen Garibald ohne weiters für den bayerischen annimmt; man weiß ja nicht einmal, ob der bayerische Garibald damal bey dem Herzogthume gewesen *). Die Verheiratung dieses Fürsten mit der christlichen Walderade ist also eine sehr zweifelhafte Sache. — Theodelinde als Tochter und Gundoald als Sohn Garibalds I. hängen von der Glaubwürdigkeit der vom Diakon Paul erzählten Vermählung der Theodelinde an den longobardischen König Autharius ab. Paul erzählt (III. 29), Authar habe bey Garibald, dem Könige der Bajoarier, um dessen Tochter Theodelinde geworben, und diese sey später, die Ankunft der Franken fliehend, mit ihrem Bruder Gundoald ihrem Bräutigam nach Italien zugeeilet. Hier also Theodelinde und Gundoald als Kinder Garibalds I. Demselben Paul zufolge (III. 34) ist Theodelinde Witwe von Authar geworden, worauf sie von den Longobarden ermächtiget, den Herzog von Turin, Agilulf, auch Ago genannt, sich zum Gemahl, und dem Lande zum Könige wählte. In älteren Schriften findet man Theodelinde nur als Gemahlin des Ago; so in den Briefen des Papstes Gregor I., so in Fredegars Chronik. Letztere bringt über Theodelinde, als Gemahlin des Ago, beachtenswerthe Umstände bey; sie sagt c. 34: Ago rex Longobardorum accepit uxorem, Grimoaldi et Gundoaldi germanam, nomine Theudelindam, *ex genere Francorum, quam Childebertus habuerat desponsatam.* Cum eam consilio Brunichildae postposuisset, Gundoaldus cum omnibus rebus secum germanam Theudelindam in Italiam transtulit et *in matrimonium Agoni tradidit.* — Ago rex, *filius Autharii regis*, de Theudelinda habuit filium nomine Adoaldum, et filiam nomine Gundebergam. Gregors Briefe widersprechen der Verheiratung Theodelindens an Authar gerade nicht, wohl

*) Die Annahme, daß Garibald schon im Jahre 553 oder 554 regierte, beruht wieder nur auf seiner angeblichen Verheiratung mit Walderade. (Vergl. Zierngibl in d. Abh. d. bayer. Akad. I. S. 30, wo man auch die nichtigen Beweggründe findet, warum man sich unter dem Garibald der Walderade den bayerischen Herzog zu denken habe.)

Digitized by Google

aber Fredegars Chronik; diese läßt nämlich Theodelinden unmittelbar zur Gemahlin des Ago werden, und erklärt den Ago für einen Sohn des Authar, und gibt also wiederholte Umstände an, nach welchen Theodelinde an Authar gar nicht verheiratet gewesen. Pauls Erzählung wird hiermit wenigstens zweifelhaft, denn wir wissen nicht, aus welchem Grunde ihr eine größere Glaubwürdigkeit zuerkannt werden sollte, als der des Fredegar. Sagt man, Paul sey ein einheimischer Schriftsteller, so muß man auch den Fredegar, welcher eine fränkische Begebenheit erzählen wollte, als einheimischen Schriftsteller gelten lassen, und dabey ist Fredegar zum wenigsten um hundert Jahre älter als Paul. Paul ist überhaupt in Bezug auf den fraglichen Gegenstand ein junger Schriftsteller, auf welchen kein großes Gewicht gelegt werden kann; die Kapitel III. 29, 34, worin die beyden Verheiratungen der Theodelinde erzählt werden, sind mit ihrem vielbekannten anmuthigen Inhalte auch gar nicht geeignet, das Zutrauen zu vermehren; sie sind, für sich betrachtet, eigentliche Romanzen, und man wird sich kaum irren, wenn man annimmt, daß sie eine beliebte Volkserzählung oder Gesangsgeschichte zur Quelle gehabt haben. Theodelinde und Gundoald sind also als Kinder des bayerischen Garibald gleichfalls eine sehr zweifelhafte Sache, — und so ist man mit der ganzen christlichen Familie dieses alten bayerischen Fürsten gar wenig sicher daran.

b) Die Missionsreise der heil. Eustasius und Agilus nach Bayern wird auf die Nachrichten gegründet, welche die drey alten Lebensbeschreibungen des h. Eustasius, des h. Agilus und der h. Salaberga (Mabill. Act. SS. saec. II. P. I. II) geben. Diesen Nachrichten zufolge sind Eustasius, Abt zu Luxeuil, und dessen Gefährte Agilus zur Zeit des fränkischen Königes Chlotar II., ungefähr im J. 616, von dem Kloster Luxeuil im Bekehrungsgeschäfte zu den Waraskern und zu einem Volke gereiset, welches einst Bojer genannt wurde, damal aber Bavokarier, Bodoarier, Baikarier genannt worden ist. Die Ähnlichkeit der letzteren Namen und die durch Aventin so beliebt gewordene Meinung, daß die Bojarier Abkömmlinge der Bojer seyen, veranlaßten, daß man die Reise der Heiligen nach Bayern gehen ließ. Mannert (Germania 1820, p. 483. — Gesch. Bayerns p. 16) hat sich bereits dieser Ansicht widersetzt, behauptend, das fragliche Volk habe seinen Sitz nicht ferne von Luxeuil, in der Landschaft Franche Comté gehabt, wo einst die Aeduer als Nachbarn der Warasker gesessen, zu welchen vom Julius Cäsar 32000 Bojer verpflanzt worden sind. Wenn wir auf die Umstände der Missionsreise sehen, so müssen wir auch dem verdienstvollen Geographen in sofern Recht geben, als er die Bayern von dem Mis-

Digitized by Google

sionsbesuche ausschließt; nur möchten wir das besuchte Volk nicht in die Franche Comté versetzen. Die deutlicheren Umstände zur Erkenntniß der Lokalität werden in der Vita S. Salabergae angegeben; diese sagt: §. 2. Illo in tempore gens Baicariorum, quam Orosius vir eruditissimus et historiarum cognitor Boios prisco vocabulo appellat, *in extrema Germania* sita, Bonosiaco infecta errore, .. ad quam nefariam et insanam doctrinam confutandam imo resecandam venerabilis vir Eustasius Abba divino utique instigatus spiritu ex Luxovio monasterio in Vosago saltu sito advenit... §. 4. praefatam gentem *per Germaniae sinus* vir Dei Eustasius aggressus ... §. 5. denique *remeans ex Baicariis* vir egregius post *Germaniae Belgicaeque* laboriosum callem tandem pervenit ad quendam virum, qui eo tempore manens apud villam *Mosam* nomine, *ob amnem in eo loco defluentem* sic appellatam: qui amnis ex Lingonicis finibus fontem sumens post multos anfractus crebrosque terrae circuitus Rheni velocissimi fluminis in se fluenta ex parte recipiens Oceanum barbaricum late ingreditur... §. 6. His ita transactis Eustasius ad Luxovium regressus est. Die Baikarier wohnten also in dem äußersten Germanien; Eustasius hat auf dem Wege zu diesem Volke Germanien durchreiset, und ist im Rückwege nach Lurevil auf den Pfaden von Germanien und Belgien zu der an der Maas gelegenen Stadt Mosa (Mouzon?) gekommen. Germanien und Belgien sind hier offenbar die Gallia germanica und belgica; und wenn auch hiermit der ganz bestimmte Ort, wo die Baikarier gewohnt haben, nicht deutlich hervortritt, so ist doch so viel nicht zu verkennen, daß dieses Volk seinen Sitz in dem nördlichen Gallien (vermuthlich in der Germanica secunda) gehabt hat, und daher nichts weniger als das bajoarische gewesen ist.

c) Ueber die Annahme, daß der fränkische König Dagobert I. durch das bayerische Gesetzbuch den Bayern die christliche Landesverfassung gegeben habe, brauchen wir nicht viel zu sagen, weil es genug bekannt ist, wie unzulänglich die Mittel sind, das Alter dieses wichtigen Dokumentes festzustellen. Seitdem man die Echtheit des Prologes zu dem Gesetzbuche bestreitet, — und er kann auch nicht echt, oder wenigstens in seinen Aussagen nicht durchaus richtig seyn, — ist man lediglich auf den Inhalt der Gesetze und auf die Zeitverhältnisse beschränkt, und diese dürftigen Behelfe haben noch bisher zu keinem sicheren Resultate geführt. Man pflegt (nur nicht allgemein) den König Dagobert I. für den Verfasser des Gesetzbuches anzunehmen, weil man glaubt, Inhalt und Zeiten wären hierzu passend; aber die Nothwendigkeit, daß es sich so verhalten müsse und nicht anders verhalten

Digitized by Google

könne, hat noch Niemand nachgewiesen, und wir wissen auch nicht, wie sie nachgewiesen werden könnte. Gibt man einmal den Prolog auf, so ist schon kein Grund mehr vorhanden, das ganze Gesetzbuch über das achte Jahrhundert hinaufzurücken. Läßt man den Prolog gelten, so wird wieder in Bezug auf die christliche Landesverfassung wenig gewonnen. Dem Prolog zufolge soll zuerst der König Theodorich die Gesetze auf der Grundlage der Landesgewohnheiten gegeben, und hierbey schon an den heidnischen Gewohnheiten, nach den Vorschriften des Christenthumes, Aenderungen angebracht haben; Childebert und Chlotar sollen weitere Aenderungen dieser Art vorgenommen haben; Dagobert endlich soll Alles erneuert und in die bessere Weise umgestaltet haben (**haec omnia Dagobertus rex gloriosissimus renovavit, et omnia veterum legum in melius transtulit**). Unter Theodorich muß der Erste dieses Namens verstanden werden, weil sonst die Folge der übrigen Könige nicht Statt finden könnte, und man lasse es bey diesem alten Könige (511 — 534) als Gesetzgeber der Bayern bewenden, wiewohl nicht zu begreifen ist, wie er es habe seyn können; unter Childebert versteht man den Zweyten, und unter Chlotar gleichfalls den Zweyten, und man lasse es auch hierbey bewenden; die Aenderungen, welche diese drey Könige an den heidnischen Gebräuchen angebracht haben sollen, kennt man doch nicht, weil das vorhandene Gesetzbuch schon das durch Dagobert vollendete seyn soll; die christliche Landesverfassung, die in dem Gesetzbuche niedergelegt erscheint, kann daher mit Bestimmtheit nur auf den Vollender desselben, auf Dagobert, bezogen werden. Es hat aber drey austrasische Könige gegeben, welche diesen Namen geführt, und was soll hier nöthigen, daß man gerade den Ersten verstehen müsse? warum soll man nicht eben so gut auf den Dritten (711 — 715) denken können? Der Letztere war freylich persönlich ein bloßer Schattenkönig; aber er war dessen ungeachtet, wie er im Prolog genannt wird, der rex gloriosissimus, unter dessen Namen der Majordomus Pipin mit gewaltiger Hand regierte, und der gerade zur Zeit dieses Königes die vielen Kriege führte um die unabhängig gewordenen Provinzen wieder zum Reiche und zum Gehorsam zu bringen. Bey solchen Bewandtnissen kann wohl von der christlichen Landesverfassung in Bayern durch das siebente Jahrhundert, als von einer zuverläßigen Sache, keine Rede seyn.

d) Der heil. Emmeram, welchen die Regensburger Kirche als ihren ersten Bischof und ihren Patron verehrt, ist seinen Lebensbeschreibungen zufolge unter einem Herzoge Theodo nach Bayern gekommen, wo er nach dreyjährigem Aufenthalte durch grausame Hinrichtung das Leben geendet; und seinem alten Grab-

Digitized by Google

ſteine und der regensburgiſchen Tradition zufolge, fällt ſein Tod auf das Jahr 652. Man pflegt hiernach Emmerams Periode in Bayern auf die Jahre 649 bis 652 zu ſetzen, und verſteht unter dem Herzoge Theodo denjenigen, der in der angenommenen Reihe der bayeriſchen Herzoge der Erſte heißt (von ungefähr 640 bis 680, wie man will, regierend). Emmerams kirchliches Wirken in Bayern iſt hinreichend begründet; es bürgt ſchon der alte Aribo, von welchem die älteſte Lebensbeſchreibung dieſes Heiligen herrührt. Nicht ſo begründet kann Emmerams Zeitrechnung heißen. Der Grabſtein iſt bekanntlich nicht älter als das dreyzehnte Jahrhundert, und die regensburgiſche Tradition iſt noch nicht über den Grabſtein zurück nachgewieſen worden. Eine dunkle Spur der Tradition mag ſich wohl ſchon bey Arnold von Wohburg finden laſſen; dieſer regensburgiſche Schriftſteller kennt, der erſte, einen Herzog Theodo, welcher der Vorfahrer von dem ſonſt bekannten Theodo des achten Jahrhundertes geweſen ſeyn ſoll, und er dürfte ſich denſelben auch im Zuſammenhange mit dem h. Emmeram gedacht haben; aber wenn es auch ſo iſt, ſo wären wir doch mit der Tradition nur erſt im eilften Jahrhunderte, und hätten alſo noch immer nichts, womit wir die angenommene Periode Emmerams für hergeſtellt betrachten könnten. Daß der alte Aribo eine andere Anſicht gehabt, und den h. Emmeram auf den Theodo des achten Jahrhundertes bezogen habe, iſt ſchon an einem anderen Orte (bey der Beurtheilung des beantwortenden Beweiſes aus Aribo) bemerkt worden, und man wird ihm wenigſtens nicht aus dem Grunde widerſprechen können, daß Arnold und der Grabſtein und die regensburgiſche Tradition für ſich ein größeres Gewicht hätten.

e) Die Verſchlimmerung und Verbeſſerung des chriſtlichen Religionszuſtandes in Bayern unter den Herzogen des ſiebenten Jahrhundertes hat den Arnold von Wohburg zum Gewährmann, der in dem Eingange zu ſeinen Büchern de Miraculis S. Emmerami hiervon Meldung macht. (Das betreffende Zeugniß iſt zum Theile bey dem vierten gegneriſchen Beweiſe beygebracht worden.) Die Sache hängt alſo von der Glaubwürdigkeit eines jungen Schriftſtellers ab, und zwar eines Mannes, der in ſeinem ganzen Werke keinen Grund geboten hat, daß man glauben könnte, er wäre in den alten Verhältniſſen gut unterrichtet geweſen *); ſie kann folglich nur für unverbürgt betrachtet werden.

*) Arnold macht mit der Verſchlimmerung des bayeriſchen Chriſtenthumes die Einleitung zu der vom h. Bonifaz vollführten Errichtung des Biſthumes Regensburg und der übrigen bayeriſchen Biſthümer; er hat ſie augenſcheinlich (die Ausdrücke beybehaltend) aus den Lebensbeſchreibungen des h. Bonifaz entlehnt, nur hat er

Wir haben nun gesehen, wie zweifelhaft es um alle Dinge steht, auf welchen die Existenz des bayerischen Christenthumes während des siebenten Jahrhundertes beruht; es ist nichts darunter, worauf man festzuhalten berechtiget wäre. Man höre jetzt auf den Vater der bayerischen Schriftsteller, den alten vernachläßigten Aribo. Dieser bayerische Bischof des achten Jahrhundertes nennt uns die Bayern von den ersten Dezennien desselben Jahrhundertes ein vor Kurzem zum Christenthume bekehrtes Volk, Novizen im Christenthume. Wir haben hiervon bey der Beurtheilung der Antwort unseres Verfassers auf den Beweis aus Aribo bereits gesprochen, und beziehen uns jetzt wieder hierauf. Das Alter, der Aufenthalt, der Charakter des Aribo geben seinem Zeugnisse ein weit überwiegendes Gewicht über alle jene zweifelhaften Dinge, aus welchen das ältere bayerische Christenthum hervorgehen würde. Wir glauben uns an Aribo halten zu müssen. Die gewöhnliche Ansicht, daß das Christenthum in Bayern schon das siebente Jahrhundert hindurch bestanden habe, ist nach unserem Dafürhalten unerwiesen und unrichtig.

Hat es nun mit dieser Ansicht eine solche Beschaffenheit, so fällt in Bezug auf den h. Rupert die unbequeme Nothwendigkeit hinweg, sich entweder der Vita prim. oder dem Kongestum und den kurzen Nachrichten widersetzen zu müssen. Die Aussagen dieser Dokumente, daß Rupert das bayerische Christenthum gegründet habe, und daß er am Ende des siebenten Jahrhundertes nach Bayern gekommen sey, können ruhig neben einander bestehen.

In Folge dieser Verträglichkeit wäre die Frage über Ruperts Zeitalter zu Gunsten der jüngeren Zeitrechnung schon entschieden, wenn nicht bey dem neueren Systeme Widersprüche und Schwierigkeiten zu Tag gekommen wären, an welchen die Tradition eine Stütze findet, für das höhere Alter Ruperts noch weiter zu streiten. Hierher gehören, wenn wir die noch schwebenden Dinge aus der Abhandlung zusammenzählen, der Widerspruch von Seite des päpstlichen Kapitulare vom J. 716, welches sich mit der damaligen Anwesenheit Ruperts in Bayern nicht verträgt, und der Widerspruch von Seite der langen Nutznießungszeit der Maximiliansgüter, welche Zeit sich nicht auf die 27 Jahre beschränken läßt, die von dem angenommenen Todesjahre Ruperts bis Virgil entfallen, — und wenn man will auch die Schwierigkeiten aus der Ankunft Korbinians im J. 722 unter dem Herzoge Theodo,

den Zustand, in welchem Bonifaz die bayer. Kirche seiner Zeit getroffen, schon hundert Jahre früher gelten lassen, und eben so die Verbesserungen, mit welchen sich Bonifaz beschäftigte, schon den früheren Zeiten zugeschrieben. (Die Veranlassungen hierzu, Zweck und Folgen dürften sich bald finden lassen.)

Digitized by Google

und aus den sechs Kirchenvorstehern von Salzburg für jene 27 Jahre von Rupert bis Virgil. Bey diesen Widersprüchen und Schwierigkeiten kömmt es natürlich darauf an, ob sie wesentlich aus der Annahme von Ruperts jüngerem Zeitalter hervorgehen, oder bloß die Folge von abänderungsfähigen Ansichten seyen, die man ungebührend in das System aufgenommen habe, und mit Beseitigung des Anstoßes wieder entfernen könne. Wir wollen jetzt zur Beurtheilung dessen den Bau des Systemes, so weit es Noth thut, in Revision nehmen.

Ruperts Ankunft in Bayern wird auf das Jahr 696 gesetzt: es ist dieses das zweyte Jahr der Regierung des fränkischen Königes Childebert des Dritten. Würde unser Verfasser Recht haben, wenn er glaubt, daß die Vita prim. mit dem zweyten Jahre des Königes nicht die Ankunft Ruperts in Bayern, sondern die Erhebung desselben auf den bischöflichen Stuhl zu Worms habe bestimmen wollen, so würde man die erstere um einige Jahre später ansetzen müssen; es scheint aber nicht, daß er Recht habe: denn das episcopus habebatur in der Vita wäre doch eine gar unschickliche Bezeichnung, wenn es, wie der Verf. will, bedeuten sollte, Rupert sey Bischof geworden; der Eingang der Vita, in seinem ganzen Zusammenhange aufgefaßt, spricht wohl für die gewöhnliche Deutung, als die natürlichere. An dem Jahre 696, als dem der Ankunft Ruperts in Bayern, fänden wir also in dem Systeme nichts zu ändern. — Man nimmt nun an (es ist dieß allgemeine Annahme), Rupert sey in Bayern geblieben und habe sein Leben zu Salzburg beschlossen. Quelle ist hier die Legende, welche vermuthlich diese ihre Angabe begreiflich machen will, wenn sie erzählt, daß Rupert durch die Ungläubigen von seinem ursprünglichen Sitze zu Worms vertrieben worden sey. Nach unserer Meinung soll man dieser Quelle nicht trauen. Die Vita prim. weiß nichts von Ruperts Vertreibung aus Worms, sie weiß vielmehr, daß er daselbst in hoher Verehrung gestanden, und am Schlusse sagt sie, daß Rupert, nachdem er bey dem bekehrten Volke Kirchen errichtet, Kleriker bestellt, und sich einen Nachfolger geweiht hatte, den Tag seines Hinscheidens lange vorher wissend, ad propriam sedem zurückgegangen sey. Wir können dieß nicht anders verstehen, als daß sich Rupert, nachdem er die nöthigen Einrichtungen in Bayern getroffen, wieder zu seiner Kirche in Worms begeben habe, und wir zweifeln, ob Jemand darin etwas anderes gesucht oder gefunden hätte, wenn nicht die Legende das ad propriam remeavit sedem der Vita in ihr ad urbem Juvavensem remeare studuit umgestellt hätte. Zufolge der eben erwähnten Annahme werden das Ende der Thätigkeit Ruperts in Bayern und dessen Tod für gleichbedeutend

Digitized by Google

betrachtet; man setzt Ruperts Tod auf das Jahr 718, die Errichtung der Maximilianszelle und den Tod des Herzoges Theodo auf das Jahr 717, zu welchen Bestimmungen man in folgender Weise gekommen ist. Die Legende sagt, daß der Herzog gerade zu der Zeit gestorben, wo der h. Rupert die Maximilianszelle einzuweihen gedachte. Von dem Herzoge ist es bekannt, daß er während des Pontifikates von Gregor II. in Rom gewesen, und folglich noch im Jahre 715, wo Gregor den heil. Stuhl bestiegen, gelebt habe; man glaubte also mit dem Tode des Herzoges, mit der Errichtung der Zelle und mit dem Tode Ruperts nicht über das Jahr 715 zurückgehen zu dürfen. Aus dem Diakon Paul wollte man entnehmen, daß der Herzog seine Römerreise im Jahre 716 gemacht habe; aber lange glaubte man ihn nicht mehr leben lassen zu dürfen, um nicht mit dem noch späteren Tode Ruperts in Verlegenheit zu gerathen, und man bestimmte sich, da auch eine der Chroniken dasselbe angibt, für das Jahr 717 als das Todesjahr des Herzoges. Hiermit war auch das Errichtungsjahr der Zelle ausgemittelt. Schwierigkeiten, welche aus einer längeren Lebensdauer des h. Rupert nur zu fühlbar geworden wären, nöthigten wieder den Hintritt Ruperts zu beschleunigen; man wählte nun gleich das Jahr 718, womit man auch der alten Meinung, daß Rupert am Osterfeste gestorben, huldigte, weil es in diesem Jahre der Fall gewesen ist, daß der 27. März, Ruperts Todestag, mit dem Ostersonntage zusammengetroffen. Auf diese wenig gründliche Weise hat man den vorgenannten Begebenheiten ihre Jahrbestimmungen gegeben. Man sieht, daß auch hier wieder die Legende mit im Spiele, und sogar Alles von ihr bedingt ist. Die ganze Sache hängt unmittelbar oder rückwirkend von ihrer unberufenen Aussage ab, daß der Herzog zur Zeit der Errichtung der Maximilianszelle gestorben sey. Wir haben schon an einem anderen Orte (wo wir nämlich in IV. die angebliche Alleinherrschaft des sterbenden Theodo beurtheilten) gesehen, wie wenig glaubwürdig diese an den kurzen Nachrichten ändernde Aussage ist, und wir müssen uns jetzt wieder darauf beziehen. Mit ihrer Ungültigkeit fällt alle Berechnung zusammen. Wenn der Herzog während der Errichtung der Zelle nur erkrankte, so hört die Zelle auf, gleichzeitig mit dessen Tode zu seyn, und Rupert mußte nicht nothwendig den Herzog überlebt haben; woraus nun folgt, daß das Jahr 717, als angenommenes Todesjahr des Herzoges, nicht mehr für das Jahr der errichteten Zelle gelten, und eben so wenig einen Zeitpunkt darstellen kann, wo Rupert noch gelebt haben müßte; selbst das herzogliche Todesjahr läßt sich nicht mehr auf 717 berechnen, weil die Begrenzung wieder aus dem vermeintlichen späteren Tode Ru-

Digitized by Google

perts hervorgeht. Es sind also die dießfälligen Jahrbestimmungen, die man in das System aufgenommen hat, gar nicht zu billigen, und noch weniger als solche zu betrachten, welche nothwendig hätten gemacht werden müssen.

Wir brauchen in das System nicht weiter einzugehen; wir haben genug, um beurtheilen zu können, daß die Widersprüche und Schwierigkeiten, um die es sich handelt, nur die fehlerhaft gebildeten Ansätze betreffen, ohne dem Prinzipe von Ruperts jüngerem Zeitalter einen Eintrag zu thun. Von den besprochenen Jahrbestimmungen hat sich nichts brauchbar gezeigt, als die von dem Jahre 696 für Ruperts Ankunft in Bayern. Daß Rupert bis zum Jahre 718 in Bayern geblieben, ist ganz ungebührend in das System aufgenommen worden. Es läßt sich überhaupt für die Dauer von dessen Aufenthalte in Bayern keine bestimmte Zeit ausmitteln. Wenn einmal Rupert den Herzog Theodo nicht überlebt haben mußte, so ist kein dießfälliger Anhaltspunkt mehr vorhanden; denn der Umstand, daß Rupert am Auferstehungstage des Herrn gestorben, würde selbst in dem Falle, daß dieses wirklich zu Salzburg Statt gefunden habe, kein taugliches Merkmal bieten, weil es genug bekannt ist, daß in der alten Kirchensprache der 27. März des Kalenders der Auferstehungstag geheißen hat. Man kann lediglich die Verrichtungen Ruperts und den hierzu nothwendigen Zeitaufwand in Betrachtung ziehen, weiß aber auch in diesem Stücke wieder viel zu wenig, um einen deutlichen Anschlag machen zu können, und wird nun nichts anderes herausbringen, als daß Rupert überhaupt mehrere Jahre in Bayern gewesen seyn mußte. So viel unterliegt hierbey keinem Zweifel, daß man mit dem Ende von Ruperts Anwesenheit in Bayern weit über das Jahr 718 zurückgehen kann; und wenn Rupert, wie wir dafürhalten, zu seiner Wormser Kirche wieder zurückgekehrt ist, so müßte natürlich sein Aufenthalt in Bayern noch auf die möglichst kürzeste Zeit beschränkt werden. Hieraus erhellet, daß das Kapitulare vom J. 716, worin von Rupert nichts zu finden ist, dem jüngeren Zeitalter desselben zu keinem Vorwurf werden kann; denn damal konnte Rupert seine Periode in Bayern schon lange geendet haben, der von ihm zum Bischof eingesetzte Vital schon wieder gestorben, und schon ein Abt von St. Peter bey der Kirchenverwaltung gewesen seyn. — Der Errichtung der Maximilianszelle ist das Jahr 717, woraus die anstößigen 27 Jahre für die Nutznießung der Maximilianszelle hervorgehen, wieder nur auf unstatthafte Weise zugewiesen worden. Wenn der Herzog Theodo zur Zeit der Errichtung der Zelle nicht gestorben ist, so läßt sich mit derselben wieder weit über das Jahr 717, und sogar nahe an die Ankunft Ruperts zurückgehen, und

Digitized by Google

man gewinnt nun leicht für die Nutznießung einen Zeitraum von 45 Jahren, wobey aller Widerspruch verschwindet. (Man vergleiche, was in II. bey der Beurtheilung des beantworteten Beweises aus den Schülern Ruperts gesagt worden.) — Das angebliche Todesjahr des Herzoges Theodo 717 ist eben so wenig die nothwendige Folge von Ruperts Ankunft am Ende des siebenten Jahrhundertes, als Ruperts vermeintliches Todesjahr 718, und diese Erkenntniß ist hinreichend, um in der Ankunft Korbinians unter dem Herzoge Theodo im Jahre 722, wenn anders auch diese Berechnung richtig ist, keinen Widerspruch zu finden. Man sieht endlich auch, daß sich die 27 Jahre, die nach dem Systeme den sechs ersten Nachfolgern Ruperts zufallen würden, auf einen ähnlichen Zeitraum, wie die 27 Jahre der vergabten Maximiliansgüter, erweitern lassen, wodurch nun auch die dießfällige ohnehin geringere Schwierigkeit völlig erlischt.

So sind also die Widersprüche und Schwierigkeiten, die in dem neueren Systeme walten, gar kein Hinderniß für das jüngere Zeitalter Ruperts. Wir glauben nun, es seyen die alten Salzburger Dokumente, die Vita prim., das Kongestum und die kurzen Nachrichten, mit einander so verträglich geworden, daß man nicht mehr fragen dürfe, ob man sich an das eine oder die anderen zu halten habe, sondern ganz für wahr annehmen müsse, was sie zusammen aussagen: Rupert habe am Ende des siebenten Jahrhundertes das Christenthum in Bayern gegründet.

Wenn wir nun hierin richtig sehen, so wäre der große Streit über den heil. Rupert dahin zu erledigen: es haben beyde der streitenden Theile Recht und Unrecht; die Freunde der salzburgischen Tradition haben in soferne Recht, als sie den heil. Rupert zum Gründer des bayerischen Christenthumes aufstellen, aber Unrecht, daß sie ihn in das sechste Jahrhundert versetzen; und die Gegner der Tradition haben darin Recht, daß sie denselben am Ende des siebenten Jahrhundertes nach Bayern kommen lassen, aber wieder Unrecht, daß sie ihm die dortige Gründung des Christenthumes absprechen. Blumberger.

Art. V. Gothicae versionis epistolarum divi Pauli ad Galatas, ad Philippenses, ad Colossenses, ad Thessalonicenses primae quae supersunt ex Ambrosianae bibliothecae palimpsestis deprompta cum adnotationibus edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani regiis typis 1835. 4.

Der dritten Mittheilung vom Jahre 1834 geht diese vierte auf dem Fuße nach, da die zweyte 1829, die erste 1819 erschienen war. Eine glückliche Folge der endlich bey dem verdienten

Digitized by Google

Herausgeber durchdringenden Einsicht, daß die erste Bekanntmachung eines schon zwanzig Jahre lang entdeckten Schatzes, auf welchen alle Sprachforscher sehnsüchtig harren, nicht durch die Ausarbeitung von Uebersetzung, Noten und Glossar hingehalten werden sollte. Allem Anschein nach kann ein fünftes Heft alles, was jetzt noch zu liefern ist, geben.

Die Lücken des vorliegenden Textes sind folgende: ad Gal. 1, 8 — 20. 3, 6 — 27; ad Philipp. 1, 1 — 14. 2, 8 — 22. 4, 17 — 23; ad Col. 1, 1 — 6. 2, 1 — 11; ad Thess. primae das erste Capitel ganz fehlend, von Cap. 2, 1 — 10. Man sieht, die größten Stücke dieser Briefe sind gerettet.

Gal. 1, 2. *Galatiais*, Γαλατίας, wie Cod. B, welchem hier gefolgt wird, auch I Cor. 16, 1, während Cod. A *Galatie* gibt, wie I Cor. 16, 15 *Akaije*, Ἀχαΐας, und II Cor. 11, 11 *Akaje*, Ἀχαΐας. Dieses Akaje bedeutet Achaeorum, Galatie (oder Galate), Galatarum, das Land wird mit dem Pl. des Volks ausgedrückt. Ueberhaupt verdient die gothische Art und Weise, die Namen von Städten und Ländern zu behandeln, alle Aufmerksamkeit. Warum werden die Feminina Ἔφεσος, Κόρινθος nicht gegeben Aifaisus, Kaurinthus (die wie handus weiblich seyn dürften), sondern schwachformig *Aifaiso*, *Kaurintho*, Gen. Aifaisons, Dat. Aifaison (Eph. 1, 1. I Cor. 16, 8), Acc. Aifaison, Kaurinthon (II Cor. 1, 23)? Bey *Iaireiko*, Ἰεριχώ, Gen. *Iairikons* war der Fall anders. Der Dat. *Jairaupaulein* Col. 4, 13 fordert einen Nom. Iairaupaulei, Ἱεράπολις, wofür aber Ulfilas Ἱερόπολις gelesen zu haben scheint. Bey *Makedonia* schwankt er zwischen zwey Formen *Makidonja* nach der ersten weibl. Decl. mit dem Gen. *Makidonjos* (wofür sich kein Beleg darbietet), Dat. *Makidonjai* (II Cor. 1, 16. 7, 5), Acc. *Makidonja* (II Cor. 1, 16), und zwischen *Makidons*, nach der vierten weiblichen, mit dem Gen. *Makidonais* (II Cor. 8, 1), Dat. *Makidonai* (II Cor. 11, 9. Philipp. 4, 15. I Thess. 4, 10), obwohl ein Beleg für den Nom. und Acc. zu wünschen wäre. Oder will man *Makidona* mit dem Gen. Makidonais statt Makidonos annehmen? Gal. 1, 21 steht der Gen. *Saurais*, Συρίας, Luc. 2, 2 hingegen *Swriais*, welches letztere den Genitiven *Galatiais*, *Kileikiais* (Gal. 1, 21), *Asiais* (I Cor. 16, 19), welche sämmtlich vor dem AIS ein I, kein J, haben, entspricht, wie auch der Dat. *Asiai* (II Cor. 1, 8) von jenem Dat. *Makidonjai*, oder dem Dat. *Antiokjai* (Gal. 2, 11) zu unterscheiden ist. Ein Gen. mit dem Ausgang JAIS scheint in der gothischen Sprache unmöglich; aber auf welchen Nom. soll der Gen. IAIS bezogen werden? Der Gen. *Saurais* mag einen Nom. Saurs fordern, der Dat. *Thaissalauneikai* (Philipp. 4, 16)

Digitized by Google

einen Nom. Thaïssalauneiks, der Gen. *Asiais, Galatiais* kann kaum einen andern Nom. als Asia, Galatia haben, und vielleicht iſt auch ein Nom. Saura, Thaissalauneika anzunehmen. Wirklich ſteht Gal. 4, 24 der Nom. *Seina* mit dem Dat. *Seinai* für das griech. Neutrum *Σινᾶ*. Solche Abweichungen von der Regel brachte die Unfügſamkeit der fremden Namen mit ſich. Am ſeltſamſten klingen die Dative *Arabia*, Gal. 4, 25. *Laudeikaia*, Col. 4, 13. 14. *Iudaia*, I Theſſ. 2, 14. Luc. 3, 1; hier ſcheint geradezu die griech. Endung beybehalten. Der Gothe traute ſich nicht, aus *Ἀσία*, *Γαλατία*, Asja, Galatja zu bilden, was doch ſo leicht auszuſprechen war wie nasja, lauhatja; in Makidonja, Antiokja mag das vorausſtehende lange o das J erleichtert oder begehrt haben; warum aber doch Kileikia?

Gal. 2, 4. 12 begegnet zum erſten Mal das Verbum *Sliupa, Slaup, Slupum*, und Col. 3, 9 das davon abgeleitete *Slaupja*, obgleich alle dieſe Formen längſt aus den übrigen Dialecten bekannt waren, Ahd. *sliufu, slouf, slufum* und *sloufu*. Sollte Gal. 4, 20 *afslaupiths* ſtatt *afslauthiths* zu leſen ſeyn? welches letztere unverſtändlich ſcheint, wiewohl die Bedeutung von *ἀποροῦμαι* etwas abweicht. Gal. 2, 4 *aihum*, Col. 4, 2 *aihuth*, richtiger geſchrieben als das gewöhnliche aigum, aiguth.

Gal. 2, 6. *ni vaiht mis vulthris ist, οὐδέν μοι διαφέρει*. Das bekannte *vulthus* bedeutet splendor, gloria, *vulthr* oder *vulthrs* muß einen verwandten Sinn haben, etwa Schein, Anſehen, und jene Phraſe ausdrücken: das hat keinen Schein für mich, geht mich nichts an, cela ne me regarde pas. Ahd. *woldar*, ags. *vuldor* entſprechen der Form von *vulthr*, der Bedeutung von *vulthus*.

Gal. 2, 9. *sauleis* columnae, warum nicht *suleis* (mit ù)? da ſonſt suljan (ſtützen, gründen) geſchrieben wird, und I Cor. 9, 9 faurmuljan. Doch die Formel IVL, AVL, VL zugegeben, ſcheint *saul* ganz richtig, und suljan, muljan könnten kurzes u haben.

Gal. 2, 13. *mithlitidedun, συνυπεκρίθησαν* und *litai, ὑποκρίσει*, muß geleſen werden *liutidedun* und *liutai*, da Matth. 6, 2. Luc. 6, 42 *liuta, ὑποκριτής*? oder hat man zwey in Form und Sinn nahverwandte Stämme, liuta, laut, lutum und leita, lait, litum anzunehmen? wofür allerdings das ahd. lizitunc, und noch mehr das Verhältniß zwiſchen ahd. *luzil* (parvus) und goth. *leitils* redet. Den Mittelbegriff für heucheln und verkleinern zu finden, würde nicht ſchwer fallen.

Gal. 4, 1. nimmt Ulfilas das griech. *διαφέρειν τινός* in der richtigen Bedeutung von ſich vor einem auszeichnen. Das goth. Adjectiv *ƕusiza* muß alſo potior, praestantior ausdrücken, gleich-

Digitized by Google

viel mit *batiza*, welches Matth. 10, 31 ebenfalls zur Umschreibung von διαφέρειν verwandt wird. Vielleicht war sein Positiv längst ungebräuchlich, er könnte *ïuseis* gelautet haben. Wie nun zu batiza das Subst. bôta, gehört zu ïusiza das Subst. *ïusila*, ἄγεσις, Erleichterung, Erholung, Befreyung. Die Formel bleibt *ïusa, aus, usum*, und ich möchte darin die Wurzel des Partikel *us* (ex) suchen; *ïuseis* wäre demnach eximius, egregius, liber. Auch die Verwandtschaft mit dem nord. *ausa*, erschöpfen, herausholen, braucht man nicht fahren zu lassen.

4, 3. 4, 9 und Col. 2, 20 werden die στοιχεῖα sehr passend *stabeis*, d. i. Stäbe übersetzt, und unser Wort Buchstab ist ein glücklich erfundenes.

4, 5. *usbauhtidedi* muß verschrieben seyn für *usbauhtedi*.

4, 6. warum wohl ἀββᾶ, ὁ πατήρ, hier durch *abba fadar* gegeben wird? die Parallelstellen Rom. 8, 14. Marci 14, 36 fehlen. Sonst braucht er überall und unzählige Mal *atta*. Der Ausdruck *fadar* muß den Gothen feyerlicher geklungen haben.

4, 9. *halks*, πτωχός, I Cor. 15, 10 κενός, aus welcher letzten Bedeutung sich freylich leichter als aus der ersten eine Vergleichung des ahd. *holecha* (Gramm. 3, 436) herleiten läßt. Und an den Namen der Frau Helche zu erinnern, die sonst auch Herche heißt, scheint noch mißlicher.

4, 11. *athnam*, annis; ein uraltes Wort, das bisher nur in dem Compositum *atathni*, gleichfalls für ἐνιαυτός gebraucht, vorlag. Ich glaube, daß die westgothischen Königsnamen *Athanagildus* und *Athanaricus* (Athnagilds, Athnareiks) damit zusammengesetzt sind; da sich auch diese Namen früh verlieren, so sieht man, wie viel länger das einfache Wort ausgestorben seyn mußte. Das griech. *ἔτος* liegt ganz nahe, wenn schon Ulfilas es durch *jêr* überträgt.

4, 11. *arbaidedidjau*, verschrieben für *arbaididedjau*.

4, 19. *sita*, ὠδίνω. 4, 27 *sitandei*, ὠδίνουσα, ein noch nie sonst vernommenes Wort, dem ich nichts zu vergleichen wüßte; wahrscheinlich mit dem Prät. *sitaida*, da solche Intransitiva gern der dritten schwachen Conjugation folgen.

5, 1. *jukuzja*, ζυγός, wozu noch aus I Tim. 6, 1 der Dat. *jukuzjai* beygebracht wird, unterschieden von *juk* oder *gajuk*, ζεῦγος. Einziges Beyspiel einer weiblichen Bildung mit US.

5, 20. *lubjaleisei*, φαρμακεία; das erste Wort der Zusammensetzung ist *lubi*, ahd. *luppi*, φάρμακον, aber *leisei* bedenklich, und wohl in *leikei* zu ändern, wie aus antharleiks antharleikei, und aus jedem Adj. mit leiks, ein solches Fem. gebildet werden kann.

5, 20. *fiathva* inimicitia, ganz wie *friathva* amicitia.

Digitized by Google

5, 21. *gabauros*, κῶμοι, comissationes, Schmäuſe, Trinkgelage, verwandt mit gabaurjothus voluptas, libido und gabaurjaba libenter; der Sing. entweder ein Masc. *gabaurs* oder wahrſcheinlicher ein Fem. *gabaura*. Man unterſcheide davon das Neutrum *gabaur*, λογία, collecta, Steuer; alle dieſe Wörter ſtammen aus der Wurzel bairan.

5, 25. *flautandans*, κενόδοξοι, inanis gloriae cupidi nach der Vulgata, das goth. flauta, flautaida muß glorior, jacto bedeuten. I Cor. 15, 4 ſtand *flauteith*, περπερεύεται, mit gleich intranſitivem Sinn; es wird alſo wohl *flautaith* zu beſſern ſeyn, da ſchwerlich ein flautja, flautida beſtanden hat. Die Wurzel kann keine andere ſeyn als fliuta, flaut, etwa weil in dem Prahlen ein eitles Ueberfließen oder Schwanken (fluitare) liegt? ein ahd. flôzêm, flôzêta kenne ich nicht.

6, 9. kommt denn das ſchwierige vairthan *usgrudjans* für ἐκκακεῖν zum fünften Mal vor; vergl. Luc. 18, 1. II Cor. 4, 1. 16. Eph. 3, 13. Die Vulgata überſetzt immer deficere. *Usgrudja* drückt aus segnis, in grudja kann als Gegenſatz der poſitive Begriff von Fleiß, Eifer, Geſchick liegen, wie usvena, ἀπειλπίζων, usfairina, ἀμεμπτος iſt, oder auch ſchon der negative, bloß durch die Partikel verſtärkte, wie usfilma attonitus, wo ſchon film Schrecken ausſagt. Gleich zweifelhaft erſcheint ushaista egenus. Das U in grudja mag ſich wie in trudan (calcare) verhalten, alſo einem ahd. I gleichſtehen können. Ahd. findet ſich *critmâli*, *gritmâli* passus; *usgrudja*, ahd. *urcrito*? würde einen bezeichnen, der aus dem Schritt, aus dem Gang, aus der Fuge gerathen iſt. Etwas anderes als dieſe noch ſehr unſichere Vermuthung wüßte ich nicht mitzutheilen.

Afmaindai, ἐκλυόμενοι, in demſelben Vers, hat einen verwandten Begriff, und wird in der Vulg. auch durch deficientes gegeben; ἐκλύειν iſt auflöſen, entkräften. Soll jene goth. Form Part. Prät. von afmainjan ſeyn, ſo müßte ſie lauten afmainidai. Ein Adj. *afmainds* wäre gegen alle Analogie. Wie wenn man zu leſen hätte *afmanidai*? von afmanjan, abſpannen, vgl. das mhd. *menen*.

6, 12. *samjan sis*, εὐπροσωπήσαι, Vulg. placere. Altn. *semja sik*, se componere, moderare.

6, 17. *gansjai*, παρεχέτω, ein merkwürdiges, vorher noch nicht geleſenes Wort, das ich von einem Adj. *gans* abzuleiten, und dem ahd. *kanz*, mhd. *ganz* zu vergleichen Luſt hätte. Daß in dieſen hochd. Formen Z für S ſteht, ergeben die niederländiſchen Wörter *gans* und *gansen* (Gramm. 1, 495. 496), nicht gant und ganten. Mit dem Begriffe integer läßt ſich der von paratus, perfectus vereinbaren, wie auch unſer heutiges *ganz*

Digitized by Google

und *gar* lehrt; gar gehört zu garwan parare. Arbaith gansjan iſt aber parare laborem, molestiam facessere.

6, 17. *stakins*, στίγματα, vom Singl. *staks*; die Wurzel stikan pungere, woher auch *stiks* punctum.

Philipp. 1, 25. *framgahts*, προκοπή, Fortgang, wie innagahts gebildet.

2, 4. *auhuman*, zur Beſtätigung von Gramm. 3, 628.

2, 6. *guthaskaunei*, μορφὴ θεοῦ, göttliche Schöne, denn μορφὴ bezeichnet Schönheit der Geſtalt; es iſt nicht vonnöthen, gudaskaunei zu ſchreiben. In der Anmerkung wird fehlerhaft *skunnva* verglichen; es heißt ja *skuggva*, und gehört gar nicht hierher.

2, 6. *vulva*, ἁρπαγμός, von vilvan rapere.

2, 8. *manaulja*, σχήματι, Vulg. habitu, alſo im Nom. *manauli*, eine ganz neue, unerhörte Wortbildung, über die es ſchwer iſt etwas anzumerken. Aber auch an den Buchſtaben zu ändern ſcheint mißlich; dürfte man vorſchlagen *manvuli*, und dies von manvus paratus leiten? Kaum.

3, 17. *mundoth izvis*, σκοπεῖτε, Vulg. observate; der beygeſetzte Dativ izvis bemerkenswerth, neben dem nachfolgenden, von mundoth regierten Acc. Man ſagte demnach: mundo mis ina, ich betrachte mir ihn; oder verſtand Ulfilas: caveo mihi ab illo, ich halte mir ihn ab? denn mundon sis ſcheint prospicere sibi.

3, 19. *skandai*, αἰσχύνῃ, Dativ von *skanda*, Schande.

4, 3. *valiso gajuko*, σύζυγε γνήσιε, der Gothe ſetzt den Voc. des Fem., weil er ihn auf die vorhergehenden Εὐοδία und Συντύχη bezieht; das den griech. Worten entſprechende Masc. würde lauten valisa gajuka! *valis*, hier für γνήσιος, wird Col. 3, 12 für ἐκλεκτός und ἠγαπημένος gebraucht; ein in allen übrigen deutſchen Dialecten völlig ausgeſtorbenes Adjectiv.

4, 3. *nithais thos*, συλλαμβάνου αὐταῖς, von *nitha*, *nath*, *néthum*, oder weniger wahrſcheinlich von *nitha*, *nithaida*. Mit Recht vergleicht der Herausg. unſer Gnade, das gothiſch *ganétha* lauten würde.

4, 4. *nununu*, die Partikel dreymal hinter einander geſetzt, ſonſt bloß *nunu*. Matth. 10, 26. Rom. 14, 20.

4, 5. *anavilje izvara*, modestia vestra, für *anaviljei*.

4, 8. *vailameri*, εὔφημον. Wir haben neulich eine treffliche Abhandlung über das gothiſche Adjectivum von Alb. Wellmann, Stettin 1835, erhalten, worin S. 32. 33 ſcharfſinnig behauptet wird, daß die mit I abgeleiteten Adj., wenn in ihrer Wurzel ein Ablaut, kein Laut, walte, im Nom. Sing. ihr I unterdrücken. Das entgegenſtehende *gatemi*, Hom. 40, 19,

Digitized by Google

wurde durch die Vermuthung eines Schreibfehlers für *gatemiba* beseitigt, wiewohl auch der neutrale Acc. adverbial stehen könnte. Nicht aber läßt sich in jenem *meri* das adjectivische Neutrum verkennen.

4, 12. in dem zweymal vorkommenden Worte *lais* vier Druckfehler anzunehmen, ist doch unglaublich; aber warum macht der Herausgeber mit keiner Sylbe auf einen so merkwürdigen Ausdruck, statt des gewöhnlichen hundert Mal stehenden *vait*, aufmerksam? Und gleich 4, 15 wieder *vituth*.

4, 12. *usthrothiths im*, μεμύημαι, Vulg. institutus sum, eingeweiht. Unbekanntes Wort, doch wage ich nicht, *usfrothiths* oder *usfrodiths* (sapientia imbutus) zu emendieren. Das nord. thróttr läßt sich nicht vergleichen, das wäre goth. thruhts.

Col. 1, 7. *gaskalki*, σύνδουλος, vgl. 4, 7.

1, 17. *frumadein habands*, πρωτεύων, primatum tenens. Frumadei setzt ein Adj. *frumaths* (principalis, praecipuus) voraus, das wie framaths und naqvaths gebildet ist.

1, 21. *framathidans*, ἀπηλλοτριωμένους, von framathjan, entfremden.

1, 21. *in leika mammons*, ἐν τῷ σώματι τῆς σαρκός. Ulfilas gibt sonst durch *leik* sowohl σάρξ als σῶμα, z. B. gleich hernach 1, 24; doch mochte er hier nicht sagen: in *leika leikis*. *Mammo* ist, gleich dem lat. mamma, das Brustfleisch, der Busen, auch von Männern. Das ahd. *manzo* (uber) scheint für mamzo zu stehen (Gramm. 2, 214), und nur zufällig dem goth. *mimz* oder *minz* (κρέας, eßbares Fleisch), sanskr. *mansa* *) zu begegnen.

2, 14. *vadjabokos*, χειρόγραφον, Schrift, Urkunde, wodurch ein *vadi*, ahd. *wetti*, im Sinn des röm. Rechts eine Obligation constituirt wird; vgl. *gavadjoda* spopondit, II Cor. 11, 12. Das nahverwandte lat. vas, vadis und vadimonium hat engere Bedeutung.

2, 19. *gavissins jah gabindos*, ἁφὰς καὶ συνδέσμους. *Gaviss* stammt von vithan, wie ich schon zu Eph. 4, 16 bemerkt habe; *gabinda* von bindan.

2, 21. *atsnarpjais*, θίγῃς, contrectes, *snarpja* aber setzt ein starkes *snairpa*, *snarp* voraus, welches im ahd. *snirfu*, *snarf* fortlebt.

2, 23. *du sotha*, ad satietatem, von einem Neutr. *soth*, oder Masc. *soths*?

3, 22. *thevis*, servus, Neutrum, für *thivis*, Plur. *thevisa*, 4, 1. Eine Fortbildung des einfachen *thius* Masc. und

*) Band LXX. dieser Jahrbücher S. 39 *mansa* statt mans zu lesen.

thivi Fem.; *thivis* (Gen. thivisis) kann einen Knecht und eine Magd ausdrücken. Ulfilas verwendet von thivis aber nur Pluralformen, um so mehr hängen damit die ahd. Plur. auf IR = IS der Neutra zusammen.

3, 25. *sa skathaila*, ὁ ἀδικῶν für *skathala* oder *skathla* (wie mathl = ahd. madal); skathls ist das ahd. *scadal* (noxius) Gramm. 2, 103. Die Schreibung *ail* fällt hier nicht minder auf als oben Philipp. 2, 8 in manaulja das *aul*.

4, 6. *salta gasuqvoth*, ἅλατι ἠρτυμένος. Ἀρτύειν heißt zurichten, zubereiten; die Vulg. hat sale condire. Eine Handschrift gibt *gasukoth*; stände *gasugqvoth*, so würde ich *sugqvon* von sigqvan leiten, und senken, eintunken erklären. Es kann aber auch ein anderer Begriff darin liegen, z. B. der des Würzens.

4, 10. *gadiliggs*, ahd. *katilinc*.

1 Theſſ. 2, 13. *sunjaba*, ἀληθῶς. Wenn von Adject. zweyter Decl. ein Adverb. gezeugt werden soll, hat es nur da JABA, wo eine kurze Sylbe vorhergeht, z. B. auch noch gabaurjaba; ist aber, wie gewöhnlich, die vorausgehende Sylbe lang, so bekommt es IBA: arniba, siuniba u. s. w.

2, 17. *gaainanaidai*, ἀχορφανισθέντες, ist bedenklich; es sollte wenigstens *gaainaidai* heißen.

3, 3. *ratidai*, verschrieben für *satidai*.

3, 6. *gaminthi*, μνεία, commemoratio, ein Neutrum, das dem altn. *minni* völlig entspricht, ahd. *kaminnidi* oder *kamindi* lauten könnte. Verschieden ist das Fem. *gamunds*, μνημόσυνον, ahd. *kamunt*.

4, 9. *brothrulubo*, φιλαδελφία, besser als *brothralubo*, Rom. 12, 8.

4, 16. *in hait jah in stibnai*, ἐν κελεύσματι, ἐν φωνῇ, die Vulg. gibt zwar in jussu *et* in voce, dem griech. Text aber mangelt die Copula, und weil dem Worte hait offenbar die dativische Flexion fehlt, so wird zu lesen seyn: *in haita, in stibnai*, oder: *in haita jah in stibnai*.

5, 3. *unveniggo* repentina, das Fem. abhängig von fralusts. Nichts wäre willkommener als ein goth. Adverb dieser Bildung; man sieht, die Gramm. 3, 232 — 238 verhandelten Adverbia können sich doch mit Adjectiven berühren. Ahd. *unwáninkún*, inexspectato.

Blissoth, apparebit, ist höchst bedenklich. Der Herausgeber hätte sagen sollen, welche von den verwitterten Buchstaben erkennbar sind. Der Acc. des Pronomens *ins* (eos) fordert einen andern Begriff, z. B. den von überfallen, erreichen, treffen.

5, 6. *varai* cauti; ahd. *war*, *giwar* cautus.

Digitized by Google

5, 8. *unskaŭai sijaima*, νήφωμεν, man wird allerdings *usskaŭai* zu leſen haben, da I Cor. 15, 34 *usskaŭjith* für ἐκνήψατε ſteht. Die ahd. Hymnen geben *urtruct* sobrius, *urtruhtida* sobrietas, und ags. iſt *gedreoh* sobrius. Was bedeutet aber *skaus*, *skavis* (wie faus, favis; naus, navis)? nach Analogie des altn. fár = goth. faus; nár = goth. naus, des ahd. fôwê (pauci), ags. feáva (pauci), darf an das ahd. scouwôn (speculari), ags. sceávian gedacht werden; *usskaus* wäre ein prospiciens, circumspiciens, cautus; Ulfilas nahm νήφειν nicht für nüchtern, ſondern für vorſichtig, wachſam ſeyn. Es iſt alſo der Begriff unſeres ausſchauen, munter ſchauen.

5, 14. *ungatlisans*, ἀτάκτους, importunos, wenn die Leſart richtig und das *tlis* wurzelhaft iſt; erſtes Beyſpiel eines goth. mit TL beginnenden Wortes. Der Herausgeber nimmt eine Verſetzung aus *gatils*, das allerdings aptus bedeutet, an, dem aber das S (außer dem männlichen Kennzeichen) mangelt; aus *gatilans* kann kein *gatlisans* werden. Auch iſt der Sinn von ἄτακτος, Vulg. inquietus, aufrühreriſch, unordentlich, ein anderer als der von ineptus. Es bedarf künftiger Aufhellungen für eine ſo ſeltſame Wortform.

5, 14. *grinda frathjans*, ὀλιγοψύχους. Der erſte Theil dieſer Zuſammenſetzung kann unmöglich mit dem vorhin beſprochenen *usgrudja* ſich berühren, wie der Herausgeber zu Eph. 3, 13 muthmaßt. Ich möchte ein Adj. *grinds* annehmen, das etwa klein, zerſtückt, zerknirſcht, zermalmt ausſagte, und zu dem ags. *grindan* molere gehörte. Wir ſagen zermalmt und zerknirſcht von einem verzweifelnden, reuevollen; das iſt freylich ein ſtärkerer Ausdruck, als kleinmüthig, doch *grinds* kann auch weiter nichts als klein bedeutet haben.

Einige andere hier übergangene ſchwierige Wörter des vorliegenden Textes habe ich ſchon in den Göttinger Anzeigen beſprochen. Jac. Grimm.

Art. VI. The history of Ireland, by *Thomas Moore*. (Ausg. Paris.) Baudry, European library. 1835. (Geſchichte von Irland, von Thomas Moore.)

(Fortſetzung.)

Indem wir in unſerer erſten Abhandlung von Conary d. Gr. bis auf Crimthan (Mianair) übergingen, welcher zur Zeit des römiſchen Feldherrn Agrikola regierte, und deſſen Name, wie unſer Verfaſſer ſich ausdrückt (7. Cap.), ſich der beſondern Auszeichnung erfreut, in den Blättern der Geſchichte mit denen des Tacitus und Agrikola verknüpft zu ſeyn, erwähnen wir hier nur im Vorübergehen die beyden Vorgänger des

Digitized by Google

Crimthan und Nachfolger Conary's, nämlich Lugadius Rubricatus und Conquovarus Abratro (cf. O'Flaherty Ogyg. Dom. cap. XLIX et LI), von denen jedoch nichts Besonderes zu bemerken ist. Crimthan dagegen wird als der erste unter den irländischen Königen genannt, welcher nach einem Hülfszuge, den er seinen alten Verbündeten, den Picten, bey ihrem heldenmüthigen Widerstande gegen die römischen Legionen leistete, Britannien heimsuchte, und das erste Beyspiel jener räuberischen Einfälle gab, durch welche die Britannen nachher so lange Zeit beunruhigt wurden. Die Annalisten führen ein ganzes Verzeichniß der außerordentlichen Beute auf, welche Crimthan von seinem Zuge mit in seine Heimat gebracht habe: man liest darunter ein Paar Jagdhunde, zusammengebunden mit einer silbernen Kette, deren Werth nach dem damaligen Gebrauche des Tauschhandels auf 300 Kühe geschätzt wurde.

Nach dem Tode dieses Monarchen, angeblich des Einhundert und eilften aus der skotischen oder milesischen Dynastie, erlitt diese Herrscherlinie eine zeitweise Unterbrechung. Um das Jahr 90 n. Chr. G. brach in Irland der sogenannte erste plebejische Krieg aus, angezettelt durch die von den Skoten überwältigten und in gänzlich dienstbarer Abhängigkeit erhaltenen früheren celtischen Bewohner der Insel, und die späteren fremden, besonders belgischen Ansiedler. Es gelang ihnen, die gesetzmäßige Monarchie zu stürzen, und einen Mann aus ihrer Mitte, Namens Carbre Catcan, auf den Thron zu setzen. Die Regierung dieses Usurpators dauerte indessen nur fünf Jahre, welche von den Annalisten als ein Zeitraum allgemeiner Trübsal und Unfruchtbarkeit mit den Worten geschildert werden: — »Kein Korn auf dem Halme, keine Fruchtbarkeit in den Wässern, die Heerden sämmtlich unfruchtbar, und nur eine Eichel auf dem Eichbaume.« — Ganz der Herrschaft des Pöbels Preis gegeben, sagt der Verfasser, schien die Nation keine Hoffnung auf bessere Tage zu haben, als, nach Carbre's Tode, die Großmuth eines Individuums die ganze Gestalt der Dinge auf eine unvermuthete Weise änderte. Morann, der Sohn des Usurpators, der den Thron besteigen sollte, wandte seinen ganzen Einfluß an, um die ihm zugefallene Krone wieder auf ein gesetzmäßiges Haupt zu bringen, und es gelang ihm, das königliche Geschlecht in der Person des Feredach, eines Sohnes Crimthan's, wieder herzustellen. Zum Lohne dieses wahrhaft seltenen Edelmuthes erhielt Morann die Stelle eines Oberrichters des Königreichs, welche er mit so ausgezeichneter Gerechtigkeit verwaltete, daß er seinem Könige den Beynamen des Gerechten erwarb, und zu der Sage Anlaß gab, er besäße eine goldene Halskette, welche

Digitized by Google

ihn durch vergrößerten Druck um den Hals gewarnt habe, so oft er im Begriffe gewesen, ein ungerechtes Urtheil zu fällen. Die Fabel dieser Kette hat sich dergestalt fortgeerbt, daß es noch in späteren Zeiten in Irland, um die Wahrheit zu bekräftigen, gebräuchlich war, zu sagen: »Ich könnte es bey Morann's Kette beschwören.« Ja man will dieses, unter dem Namen Jodhan Morann bekannte Halsband vor mehreren Jahren in einem Sumpfe in der Grafschaft Limerik zwölf Fuß tief unter der Erde aufgefunden haben.

Unter Fiach, dem Sohne Feredach's des Gerechten (als dessen Vorgänger O'Flaherty noch den Fiatach Finn als König nennt; Ogyg. cap. IV), brach der zweyte plebejische Krieg heran, an welchem auch die Könige der Provinzen Antheil nahmen, und unter der Anführung Elim's, des Königs von Ulster, mit den Empörern, die hier den Namen Ottacoten (was nach O'Connor »das Riesengeschlecht« bedeutet) führen, gemeinschaftliche Sache machten. Fiach ward aus dem Wege geräumt (O'Flah. a. a. O.), und sein Sohn und Thronerbe Tuathal, mit dem Beynamen Bonaventura (der Willkommene), flüchtete nach Nord-Britannien, wo er bey seinem mütterlichen Großvater, dem Könige der Picten, eine Zufluchtsstätte fand. Durch Hungersnoth, das gewöhnliche Ergebniß solcher aufrührerischer Zeiten, gezüchtigt, kam jedoch eine große Mehrheit des Volkes zur Besinnung, und gedachte der Ansprüche seines rechtmäßigen Herrschers, des Enkels seines Lieblingskönigs Feredach's des Gerechten. Von Gewissensbissen getrieben, sandten sie Boten an ihn ab, und Tuathal landete alsbald an der Spitze einer Abtheilung piktischer Truppen. Er schlug den geraden Weg nach Tara ein, ward dort unter dem Beyfallsrufe seiner Unterthanen zum König gewählt, und durchzog hierauf, von einem Siege zum andern eilend, das Königreich, bis die Empörung vernichtet, und der frühere Zustand der Dinge wieder hergestellt war: die in Tara zusammenberufenen Stände des Reichs schworen »bey der Sonne, dem Monde und den Sternen,« so lange Irland von der See umschlossen werde, nur Ihn allein als ihren gesetzmäßigen Monarchen anerkennen zu wollen.

Zu dem Bemerkenswerthen der Regierung des Tuathal gehörte ein Tribut, der unter dem Namen des boarischen oder boromeschen Tributs alle zwey Jahre eingetrieben wurde, und bis in das siebente Jahrhundert unserer Zeitrechnung fortdauerte, wo er unter dem Könige Finarta durch Vermittlung des h. Moling erlassen wurde, nachdem er, wie die alte Geschichte Irlands nachweisen will, unter vierzig Königen nicht ohne Blutvergießen und Verwirrung erhoben worden war. Nach Einigen

Digitized by Google

bestand derselbe jedesmal aus 3000 Kühen, eben so vielen Schweinen und Schafen, 3000 kupfernen Kesseln, eben so vielen Unzen Silber und einer gleichen Anzahl von Mänteln. Die Ursache dieser schweren Buße, unter welcher freylich viele Unschuldige mit dem Schuldigen leiden mußten, war eine höchst kränkende Beschimpfung, welche der König Achy von Leinster dem obersten Könige Tuathal zugefügt hatte. Achy nämlich hatte eine Tochter dieses Monarchen geheiratet. Etwas nach Verlaufe eines Jahres erschien er wiederum in Tara, verkündete unter allen äußeren Anzeichen von Gram und Kummer dem betrübten Vater, daß seine junge Königin gestorben sey, warb um die Hand einer zweyten Tochter Tuathal's, und führte dieselbe als Gattin nach Leinster zurück. Als sie daselbst ankam, fand sie ihre Schwester noch am Leben, und vor Erstaunen und Scham, heißt es, traf sie nach wenigen Minuten der Tod. Die getäuschte Königin, von der Veranlassung des Besuches ihrer Schwester nichts ahnend, war herbeygelaufen, um sie zu begrüßen, versank jedoch, als sie die traurige Wahrheit der Geschichte erfuhr, in tiefen Gram, welkte, durch die Treulosigkeit ihres Gebieters, wie durch das traurige Schicksal seines jungen Opfers verwundet, dahin, und starb deßgleichen.

Auf Tuathal folgten die Könige Mal (A. D. 160) und Fedlim (oder Feidlim, mit dem Beynamen der Gesetzgeber (Reachtmar) (A. D. 164). Letzterer schaffte die bis dahin in Irland üblich gewesene lex talionis ab, und führte unter der Benennung Eruic, die vertragsmäßigen Geldbußen für Mordthaten ein. Im folgte, nach unserm Verfasser, sein Sohn Con von den hundert Schlachten (A. 177). O'Flaherty aber gibt diesem Con (l. c. cap LIX) noch Cathier d. Gr., einen Bruder des Königs Mal, zum Vorgänger, welcher dreyßig Söhne gehabt haben soll.

Von der Familie des Con (oder Cuime) (Quintus Centimachus), dessen lange Regierung einer Reihe von Kämpfen geweiht war, soll jenes Geschlecht von Fürsten herstammen, welche unter dem Titel der dalriadischen Könige, Albany oder das neuere Schottland mit ihren ersten scotischen Herrschern versahen.

Einer der vielen Kriege dieses Königs hatte eine neue Eintheilung des Reichs zur Folge, indem sein erbittertster Gegner, Mogh-Ruad, König von Munster, allmälich die Herrschaft über die Hälfte von Irland gewann. Diese erhielt den Namen Leath-Mogh (Mogh's Hälfte), und jene andere, welche den nördlichen Theil der Insel begriff, ward Leath-Cuinn (Con's Hälfte) benannt. Nach O'Flaherty soll diese Theilung in der

Digitized by Google

Wirklichkeit nur ein Jahr lang bestanden haben, dem Namen nach erhielt sie sich jedoch bis in die späteren Zeiten.

Der Verfasser übergeht hier abermals die (bey O'Flaherty l. c. cap LXIII bis LXVIII aufgezeichneten) Nachfolger des Königs Con (Conary II., Arthur den Einzigen, Olill Olom, Fiach Araidh, Lugad Mac-con und Fergus mit den schwarzen Zähnen), und erwähnt sogleich Cormac Ulfadha, den vollkommensten aller milesischen Fürsten als Gesetzgeber, Soldaten und Geschichtschreiber, der um die Mitte des dritten Jahrhunderts blühte (A. 254), und die einzige unter den wenigen ausgezeichneteren Herrschern dieses Geschlechtes war, der seinen Unterthanen so viel Achtung für seine Einrichtungen einzuflößen wußte, daß er ihr Fortbestehen auch nach seinen Lebzeiten sicherte. Er stiftete drey Akademien zu Tara, die eine für Kriegswissenschaft, die andere für historische Literatur, die dritte für Rechtsgelehrsamkeit; veranstaltete eine Revision der Annalen des Königreichs, und ließ den Psalter von Tara vervollständigen. In die Fülle seiner Kraft gediehen, legte er die Regierung nieder, wie man glaubt, in Folge eines alten Gesetzes oder Gebrauchs im Lande, nach welchem Niemand, der einen körperlichen Fehler hatte, auf dem Throne sitzen durfte. Nun begab es sich aber, daß Cormac bey einem Aufstande in Tara, der von den Geschichtschreibern verschiedentlich erzählt wird, ein Auge verlor, und hierdurch unfähig wurde, die Souveränität länger zu behaupten.

Cormac Ulfadha hatte zum Eidam den Helden Finn-Mac-Cumchall oder Fingal (den Vater Oisins oder Ossians), der zugleich ein großer Beförderer der Verbesserung und Erweiterung des unter dem Namen der himmlischen Urtheile bekannten Gesetzbuches war. Er selbst verfaßte in seiner Einsamkeit mehrere Werke, von denen »der Rath an einen König,« den er für seinen Sohn Carbre niederschrieb, da er ihm die Regierung abgetreten, noch im sechzehnten Jahrhundert vorhanden gewesen seyn soll.

Carbre, der während seiner Regierung die unter dem Namen Fianna Eirum (Miliz von Erin) berühmte Waffenmacht auflöste, blieb in einem der vielen mit derselben gelieferten Schlachten unweit Gabhra. Der Ruhm dieser unheilvollen Schlacht von Gabhra, sagt der Verfasser, und der tapferen Krieger, die in ihr fielen, blieb lange Zeit ein Lieblingsthema der irischen Barden und Romanzendichter; und auf keine andere Grundlage, als die der alten Gesänge über die Helden dieser Schlacht, und einiger anderen Lieder, in welchen Heerführer aus noch älterer Zeit besungen werden, ward jenes glänzende Gebäude des Betrugs

Digitized by Google

errichtet, das unter Ossians angenommenem Namen die Welt so lange geblendet und getäuscht hat, und eben so merkwürdig ist, durch die bey seiner Aufführung entwickelte Geschicklichkeit und Phantasie, als durch die Kühnheit, mit welcher sein Urheber auf die allgemeine Unwissenheit und Leichtgläubigkeit seiner Leser gerechnet hat.

Indem der Verfasser aus der innigen Verbindung dieses Macpherson'schen Werkes mit der Geschichte Irlands und Nordbritanniens in diesem Zeitpunkte, und aus den falschen Ansichten, welche dasselbe über die frühzeitigen Verhältnisse zwischen beyden Ländern zu verbreiten sucht, Veranlassung nimmt, ihm eine Aufmerksamkeit zu widmen, auf die es, als ein bloßes, wenn auch noch so glänzendes Werk der Erdichtung, durchaus keine Ansprüche haben könnte, klagt er dasselbe vornehmlich des Versuches an, die geschichtlichen Verwandtschaften der Irländer und Schotten zu verwirren, in der Absicht, nicht allein jene erhabenen Heldennamen und romantischen Sagen, welche der Dämmerungsperiode der irischen Geschichte, aus der sie entlehnt sind, angehören, sondern auch die Ausgezeichnetsten jener zahlreichen Heiligen und Gelehrten, welche unbezweifelt in einem späteren, von der Fackel der Geschichte schon kräftiger beleuchteten Zeitraume die Annalen Irlands verherrlicht haben, als das Eigenthum Schottlands in Anspruch zu nehmen. Dieser Plan, sagt der Verfasser, durch den Umstand, daß beyde Länder den Namen Scotia führten, besonders begünstigt, entwickelte sich bereits im dreyzehnten Jahrhundert, bis endlich, mit Hülfe der von Hektor Bonce vorgebrachten falschen Autoritäten, ein Zusatz von vierzig bis fünf und vierzig scotischen Königen plötzlich in die ächte irische Liste der dalriadischen Herrscher eingeschoben wurde, zu deren Vertheidigung besonders politische Rücksichten den Anlaß gaben. Dieses letztere nimmt der Verfasser besonders an bey einem Werke von Buchanan (De jure regni apud Scotos), weil die Beyspiele von Absetzung und Bestrafung von Königen durch ihre Unterthanen, die derselbe in jenen angeblichen geschichtlichen Ueberlieferungen vorfand, mit den damals herrschenden Grundsätzen über die Befugniß der Absetzung von Königen sich vertrugen. Erst Lloyd, Bischof von St. Asaph, enthüllte, wie der Verfasser sich ausdrückt, die Unwahrheit und Albernheit der ganzen Fabel in einer Schrift unter dem Titel: »Geschichtlicher Bericht über die alte Kirchenregierung in Großbritannien und Irland,« Bischof Stillingfleet's Meisterhand aber gab diesem dunkeln Gebäude den letzten Schlag, und die Ansprüche der Schotten auf ein hohes, von jenem ihrer Ahnen, der Iren,

Digitized by Google

unabhängiges Alterthum fielen, um sich nie wieder in derselben Gestalt zu erheben.

In die Compilation Macpherson's dringt jedoch der Verfasser etwas tiefer ein, und rügt darin besonders die Absicht, die scotische Geschichte Irlands, mit der Geschichte der von dieser Insel herstammenden Scotia zu vermengen, und auf diese Weise dem Sohne einen großen Theil von dem Ruhme des Vaters zuzuschreiben. Auf die Dunkelheit der irischen Geschichte im Anfange der christlichen Zeitrechnung bauend, sagt der Verfasser, sah Macpherson ein, daß eine angenommene Wanderung von Caledoniern in dieses Land im ersten Jahrhundert ihm nicht nur ein weites und sicheres Feld für die phantastischen Schöpfungen, mit denen sein Geist schwanger ging, eröffnen, sondern ihm auch das Mittel verschaffen würde, den romantischen Ruf jener frühen Helden und Barden, jener traditionellen Gegenstände der Geschichte und des Gesanges, für welche jedes alte Volk noch eine größere Vorliebe hegt, als selbst für seine bewährteste und ehrenvollste Geschichte seinem eigenen Vaterlande anzueignen. Die verschiedenen Verfälschungen der ursprünglichen Balladen, durch welche dieser Prozeß der Einbürgerung vor sich ging, und die Häuptlinge Finn, Oisin, Osgar, Cuchullin, Goll Mac-More in den erisischen Gesängen insgesammt in Helden der schottischen Hochlande verwandelt wurden, sind von Kritikern, welche mit den Mundarten beyder Länder vertraut waren, nachgewiesen worden, und obschon einige Abweichungen von den ursprünglichen Balladen ohne Zweifel aus dem Mangel eines geschriebenen Originals entsprangen, so finden sich doch andere — wie die häufige Auslassung der Namen Irlands und des h. Patrick — die ihre Quelle bloß in absichtlichem Betruge gehabt haben konnten *).

In allen solchen Arten absichtlicher Fälschung (so heißt es weiter) überbot Macpherson seine rohen Vorbilder mit ungewöhnlicher Kühnheit, obschon mit so weniger Rücksicht auf Uebereinstimmung, daß er oft den Verdacht rechtfertigt, er habe sei-

*) Der verstorbene Doctor Young, Bischof von Clonfert, der im Jahre 1754 eine Reise nach den schottischen Hochlanden in der Absicht machte, die ursprünglichen Gedichte zu sehen, nach welchen Macpherson seine epischen Gesänge verfaßte, hat diesen beschuldigt, er habe die Jahreszahlen seiner Vorbilder verändert, ihnen ein weit höheres Alterthum, als ihnen gebühre, beygelegt, den Namen des h. Patrick unterdrückt, kurz, sogar die wenigen spärlichen Bruchstücke irischer Dichtkunst, die er aufweisen konnte, um seinen Betrug zu sanktioniren, auf jede Weise verdorben und verfälscht. Anm. d. Verf.

Digitized by Google

nen großen Erfolg eben so sehr der Bereitwilligkeit Anderer, sich täuschen zu lassen, als seinem eigenen Talente zu täuschen verdankt. Die Verwandlung Finn's, eines irischen Häuptlings des dritten Jahrhunderts, in einen caledonischen »König von Morven,« und der chronologische Verstoß, ihm als Zeitgenossen Cuchullin zu geben, der über zwey Jahrhunderte früher gelebt hatte (wie wir oben gesehen), sind Irrthümer, von denen man, so grob sie auch sind, hoffen konnte, daß die Dunkelheit der irischen Geschichte in diesem Zeitpunkte sie verhüllen werde. Daß er aber diesen Finn oder Fingal im Jahre 208 die Caledonier gegen Caracalla befehligen, und ihn dann, nach dem Verlaufe von mehr als einem Jahrhunderte, wieder auftreten läßt, um sich mit Cathmor in einem Zweykampfe zu messen, dieß ist eine jener kühnen Licenzen, die den Stempel der Unwahrscheinlichkeit und Unwahrheit tragen, und die nur ein Schriftsteller, der sich seiner Gewandtheit in der Kunst des Betruges in so hohem Grade bewußt war, hatte wagen können.

Nach Carbre's Tode bestieg dessen Sohn Fiach den Thron (A. 297). Während seiner Regierung hatte die große Christenverfolgung Statt, welche die römischen Kaiser Diocletian und Maximian angeordnet hatten. Auch die britannischen Inseln zählten viele Märtyrer, unter welchen besonders der h. Alban genannt wird (O'Flaherty l. c. cap. LXXIV), der im Jahre 303 getödtet wurde.

König Fiach blieb i. J. 327 in einer Schlacht, welche ihm seine Neffen, drey Brüder Namens Huas-Colla, lieferten. (Nach O'Flaherty hießen sie Colla-Huas, Colla-Meann und Colla-Da-crioch, l. c. cap. LXXV.) Von dem Druiden Dubcomar, der gleichfalls in dieser Schlacht das Leben verlor, erhielt dieselbe den Namen der Schlacht des Dubcomar. Huas-Colla bestieg den erledigten Thron, und behauptete denselben fünf Jahre hindurch, ward aber dann von Muredach Tiry, dem Sohne Fiach's, vertrieben, und flüchtete mit seinen beyden Brüdern und dreyhundert Anhängern nach Nordbritannien. Von dort zurückgekehrt, wußten sie sich die Gunst des Königs zu erwerben, und wurden auch durch seine Hülfe in den Stand gesetzt, den König von Ulster zu bekriegen, und aus seinen Besitzungen zu vertreiben. Während dieser Kämpfe ward der Pallast Emania, dessen Erbauung (wie wir gesehen haben) eine der großen Epochen der irischen Chronologie bildete, nach einer Schlacht, über welcher, wie man sagt, sechs Sonnen nach einander untergingen, von Grund aus zerstört, so daß keine Spur von seinen so lange Zeit berühmt gewesenen Herrlichkeiten übrig blieb.

Digitized by Google

Der Verfasser geht von hier sogleich über auf das Ende des vierten Jahrhunderts, wo unter dem König Nial dem Großen (oder Nial [Neill] Naighiallach, d. i. von den neun Geißeln), einem der tapfersten Fürsten aus dem milesischen Geschlechte, ein sehr ausgedehnter und furchtbarer Einfall von Irland aus nach Britannien unternommen wurde. Vor Nial aber regierten (nach O'Flaherty l.c. cap. LXXVII bis LXXXIV) noch drey Könige, nämlich Coelbad (A. 357), Achay Mogmedon (A. 358) und Crimthann (A. 366). Die Regierung des Letzteren ist besonders um deßwillen bemerkenswerth, weil während derselben der h. Patricius geboren ward. Seine Aeltern wanderten, wie Einige behaupten, später mit ihm aus Irland nach dem armorischen Gallien; Andere aber, und so auch Thomas Moore, sind der Meinung, daß er hier geboren sey. Aus Gallien aber ward er auf einem der Raubzüge Nial's, der nicht allein Britannien heimsuchte, sondern seine Unternehmungen bis an die Küsten Galliens erstreckte, als ein sechzehnjähriger Jüngling unter anderen Gefangenen mit nach Irland geschleppt, um nach der Anordnung Gottes der Apostel dieses Landes zu werden. Es bestieg daher auch im Jahre 406 der letzte heidnische König den Thron von Irland, nämlich Dathy (oder Dathias), der hundert und achtzehnte Herrscher aus dem milesischen Geschlechte; ein Fürst, der, als Soldat und Abenteurer, nicht unwürdig war, die ihm von seinem heldenmüthigen Vorgänger eröffnete Bahn zu betreten. Er wagte es nicht allein, gleich Nial, Züge nach den Küsten von Gallien zu unternehmen, sondern drang auch, angelockt von der Aussicht auf Beute, bis zu dem Fuße der Alpen vor, woselbst er, wie man sagt, durch einen Blitz erschlagen, den Thron fortan einer Reihe von christlichen Königen überließ.

Bevor jedoch der Verfasser (im zehnten Capitel) »die Einführung des Christenthums« in Irland abhandelt, widmet er noch zuvor das achte Capitel einer Untersuchung über »die Glaubwürdigkeit der Geschichte des heidnischen Irlands,« und das neunte Capitel einer »Uebersicht über die Einrichtungen und den Zustand der Civilisation der heidnischen Iren.« In jener ersten Beziehung unterscheidet er zuvörderst zwischen den sogenannten dichterischen Geschichtschreibern, d. h. gewissen metrischen Schriftstellern, die von dem neunten bis zum eilften Jahrhundert blühten, und jenen regelmäßigen Chronikschreibern oder Annalisten, die von sehr frühen Zeiten an eine lange, ununterbrochene Reihenfolge bildeten, und deren sich an einander anschließende Berichte den Annalen von Tigernach, von den »Vier

Digitized by Google

Masters," von Inisfallen, von Ulster und von vielen anderen einverleibt, und unserer Zeit überliefert worden sind. Daß den dichterischen Geschichtschreibern wenig Glauben beygemessen wird, steht wohl zu erwarten. In der Art der Zeitberechnung nach königlichen Thronfolgern, sagt der Verfasser, lag die große Quelle der falschen Chronologie der irischen Alterthumsforscher. Von den frühesten Zeiten an bestand die Regierung Irlands aus einer Menge von Königreichen, in denen, neben dem Monarchen der ganzen Insel und den vier Provinzial-Königen, auch eine Menge untergeordneter Herrscher oder Dynasten sich fanden, welche alle den königlichen Namen und königliche Macht ansprachen. Ein solcher Zustand der Dinge verleitete die Genealogisten, und setzte sie in den Stand, jenen Bau erdichteten Alterthums aufzuführen, durch den sie nicht bloß Andere, sondern auch sich selbst täuschten. Da auf diese Weise eine solche Fülle königlichen Blutes zu ihrer Verfügung stand, so waren die ihnen gebotenen Mittel, die genealogischen Linien auszufüllen, und dadurch das Alterthum der Monarchie zu erhöhen, viel zu verführerisch, als daß sie keinen Gebrauch davon hätten machen sollen. In Folge dessen wurden nicht nur Könige, welche Zeitgenossen gewesen waren, zu Nachfolgern von einander gemacht, sondern auch Fürsten, die bloß von ihren abgesonderten Parteyen anerkannt worden waren, zu dem Range gesetzmäßiger Monarchen erhoben, und nahmen ihre Stelle in derselben regelmäßigen Reihe von Thronfolgern ein.

Unter den als wahre Beweisquellen zu betrachtenden Annalen dagegen, obgleich sie im Allgemeinen immer noch mit Vorsicht gebraucht werden müssen, nennt der Verfasser besonders jene von Tigernach, der, von einem verhältnißmäßig späten Zeitpunkte, von dem König Kimbaoth (s. oben, etwa 300 Jahre vor Chr. G.) beginnend, seinen Erzählungen die schon an und für sich einige Zuversicht einflößende Erklärung vorausschickt, daß die Urkunden der Skoten vor diesem Zeitpunkte alle unzuverläßig gewesen seyen. Jenes Vertrauen aber wird noch vollkommener gerechtfertigt durch den Ton der Wahrhaftigkeit, der alle seine Angaben durchdringt, und in dem Maße, als er sich der christlichen Zeitrechnung nähert, und noch mehr, da er in dieser Periode vorrückt, verleihen die merkwürdige Uebereinstimmung seiner Chronologie, seine Kenntniß und Genauigkeit in der synchronistischen Zusammenstellung der irischen Begebnisse mit jenen der römischen Geschichte, und die einförmig trockenen Thatsachen, welche den Grundstoff seiner Einzelnheiten bilden, diesen Urkunden einen Charakter von nicht gewöhnlicher Glaubwürdigkeit, und machen sie, bekräftigt wie sie sind durch andere

Digitized by Google

gewichtige Annalen, zu einer Beweisquelle, welche, selbst in Beziehung auf die früheren Theile der irischen Geschichte, weit glaubwürdiger und chronologisch richtiger ist, als irgend eine, welche für die beglaubigtesten Begebnisse jenes frühen Zeitraumes der griechischen Geschichte, in welchem die Nachrichten über große Ereignisse bekanntlich bloß durch das Gedächtniß bewahrt wurden, angeführt werden kann.

In Bezug auf die übrigen in Irland vorhandenen Annalen beweist der Verfasser u. a., durch die große Genauigkeit, mit welcher gewisse, durch spätere Berechnung bewährte Naturereignisse erzählt sind, auch deren historische Glaubwürdigkeit, und daß dieselben kein erdichtetes Machwerk neuerer Zeiten seyen; keine Erfindung neuerer Mönche und Versemacher, wie oftmals behauptet worden sey, sondern größtentheils eine Reihe alter authentischer Urkunden, deren Abschriften, von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis auf unsere Zeiten überliefert worden seyen.

Bey der Uebersicht über die Einrichtungen und den Zustand der Civilisation der heidnischen Iren (im zehnten Capitel) handelt der Verfasser zunächst von der Regierungsform und Regierungsweise und von der Beschaffenheit des Staatsverbandes (wenn wir uns dieses Ausdrucks bedienen wollen). Ohne bis zu dem Lande Kanaan zur Zeit Josua's zurückzugehen, wo jede Stadt sich ihres eigenen Königs rühmen konnte, vergleicht er den früheren Zustand der Pentarchie in Irland mit Phönizien, dessen kleines und schmales Gebiet ebenfalls, und auf ähnliche Weise, in kleine Königreiche zerstückelt war, und entnimmt aus Homer's Nachrichten über die getrennten Gebiete der griechischen Häuptlinge, daß sie gleichfalls nach demselben kanaanitischen Muster gebildet waren. In keinem Lande aber war der Königstitel und die königliche Macht in so kleine Abtheilungen und Unterabtheilungen zersplittert, als bey der Provinzialregierung Irlands, nach welcher, noch außer dem Häuptlinge einer jeden Provinz, auch jeder untergeordnete Fürst, oder das Haupt eines großen Distriktes, ebenfalls den Königstitel annahm, und wirklich innerhalb seines Gebietes alle Befugnisse der Souveränität ausübte, ja sogar, nicht allein die Fürsten gleichen Ranges, sondern auch den König der ganzen Provinz bekriegte, so oft er eine hinreichend starke Partey zu einem solchen Unternehmen aufbringen konnte.

Neben dem Interesse, welches die Kenntniß solcher uralten Einrichtungen an und für sich gewährt, ist es nicht ohne Nutzen, denselben einige Aufmerksamkeit zu widmen, indem sich aus jenen früheren Gebräuchen manche Ereignisse und Volkseigenthümlichkeiten der neueren Zeit erklären lassen. In Folge jener beharr-

Digitized by Google

lichen Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten, Gebräuche und Neigungen, sagt der Verfasser, durch welche sich die Sitten des irischen Volkes stets ausgezeichnet haben, wird man finden, daß dieselben charakteristischen Eigenheiten, welche irgend einen Theil der Geschichte Irlands bezeichnen, auch jeden andern durchdringen; dergestalt, daß man, mit alleiniger Ausnahme jenes Fortschreitens in den Künsten und den Ueppigkeiten des Lebens, welches im Laufe der Zeit nothwendig Statt finden mußte, behaupten kann, daß die Iren bis auf den heutigen Tag in den meisten Beziehungen noch eben so beschaffen sind, wie sie es in den frühen Jahrhunderten ihrer Pentarchie gewesen.

Was die Nachfolge der Monarchen unter einander betrifft, so wurde dem in jenen Zeiten so allgemein anerkannten Rechte der Erstgeburt bey den Iren gar keine Achtung gezollt. Innerhalb des Kreises der nahen Verwandtschaft des regierenden Fürsten waren Alle gleich befähigt, zu seinem Nachfolger gewählt zu werden, so daß man sagen kann, die Succession sey in Beziehung auf das Blut erblich, in Hinsicht auf die Person aber wählbar gewesen. Nicht allein der Monarch ward auf diese Weise durch Wahl ernannt, sondern auch, während er selbst noch am Leben war, sein Nachfolger oder Tanist, welcher in ältesten Zeiten zugleich Oberbefehlshaber der Armee war und das oberste Richteramt bekleidete, nicht selten aber, besonders in den kleineren Provinzialreichen, einen befugten Vereinigungspunkt für die Mißvergnügten bildete.

Solche Anlässe zur Zwietracht konnten nicht ohne Folgen bleiben. Die Dynasten, ihrer Stellung nach sowohl Unterthanen als Herrscher, waren abwechselnd Tyrannen und Sclaven; die Monarchie selbst wurde oft nur als der Preis des Stärkeren betrachtet; und der Geist der Parteyung, der bis auf die neuesten Zeiten die Bewohner Irlands charakterisirt, durchdrang alle Rangstufen der Gesellschaft, von der Hütte bis zum erhabensten Throne.

Eine neue Quelle von Zerwürfnissen war der Tribut, welchen die Fürsten niederen Ranges ihres Vorgesetzten für den ihnen zu leistenden Beystand entrichten mußten. Dieser Austausch von Subsidien und Tribut, in späteren Zeiten Coshering genannt, erstreckte sich durch alle Abstufungen der größeren und kleineren Herrschaften, und bestand oftmals darin, daß der Monarch (wie dieß auch in der Folge in England der Fall war), so wie jeder niedere Gebieter oder Häuptling, in seinen Bezirken Reisen machte, und von seinen Untergebenen mit seinem ganzen Gefolge aufgenommen und bewirthet werden mußte.

An Vorwänden, den Tribut zu verweigern, fehlte es nie,

Digitized by Google

und nur mit dem Schwerte in der Hand konnte der Souverän in solchen Fällen sich Hülfe verschaffen. Ein so allgemeiner und fortwährender Kriegszustand mußte aber nothwendig der sittlichen Entwicklung des Volkes im Wege stehen, um so mehr, da dergleichen blutige Zwistigkeiten einer gegen sich selbst bewaffneten Nation durch kein erhebendes Prinzip, wie dieß bey auswärtigen oder Vertheidigungskriegen der Fall ist, geadelt werden, und für die Sieger und Besiegten gleich unrühmlich auszufallen pflegen. In der That, eines der schlimmsten Resultate jenes Gesetz- und Regierungssystems, unter welchem Irland, wie der Verfasser sich ausdrückt, zuerst in das politische Daseyn auftauchte, und das es, mit allen seinen Mißbräuchen, mehr als tausend Jahre lang beybehielt, war ein beständiges Hinderniß, das es der Entwicklung eines öffentlichen Nationalgeistes dadurch entgegenstellte, daß es die Masse des Volkes in gegenseitig feindselige Stämme zersplitterte, und jeden Einzelnen daran gewöhnte, alles Andenken an die allgemeine Ruhe und Wohlfahrt seinen eigenen Parteyzwecken oder der Befriedigung persönlicher Rache zum Opfer zu bringen. Darum, fährt der Verfasser fort, konnte ein solcher Kampf parteysüchtiger Zwietracht, der Jahrhunderte lang fortdauerte, nicht verfehlen, einen wesentlichen Einfluß auf den allgemeinen Charakter der Nation zu äußern, und den Samen künftiger Erniedrigung und Schwäche auszustreuen.

Aehnliche Uebelstände flossen aus den Gesetzen, welche die Vertheilung des Eigenthums regelten. Wo immer Erbgüter nicht mit dem Königthume oder der Würde eines Stammhäuptlings verbunden waren, wurde ihre Uebertragung durch den Gebrauch der gleichen Erbvertheilung unter Brüdern (Gavelkind genannt) geregelt, und die Art und Weise, auf welche das Eigenthum Kraft dieses Gesetzes vertheilt und immer wieder vertheilt wurde, unterwarf den Besitz desselben einer beständigen Unsicherheit, und zersplitterte es endlich ganz. So oft einer der untergeordneten Besitzer starb, versammelte man den ganzen Stamm, warf alle Besitzungen zusammen, und nahm eine neue allgemeine Theilung vor, bey welcher der Sohn des Verstorbenen nicht den Antheil seines Vaters erhielt, sondern jedem männlichen Individuum des Stammes ward, je nach seinem Alter, ein Theil des Ganzen zuerkannt.

Frauen jeden Standes waren von dem Erbrechte ausgeschlossen, dagegen hatten uneheliche Söhne eben so gültige Ansprüche auf Landtheile, als die ehelichen, ein Gebrauch, welcher nur den Iren eigenthümlich war.

Eine der schlimmsten politischen Folgen obiger Gesetze über das Eigenthum war, daß durch sie die Trennung des Volkes in

Digitized by Google

Stämme oder Clans, eine in der ersten Kindheit der Gesellschaft so natürliche Einrichtung, bestärkt und verewigt wurde. Eben die Wärme und Treue, mit welcher die Glieder eines jeden Stammes sich an einander anschlossen, entfremdete sie nur um so mehr allen anderen Angehörigen der Gesellschaft, und verminderte nach Verhältniß ihre Rücksicht auf das Gemeinwohl.

Als ein ferneres Uebel des gesellschaftlichen Systems, welches aus dem Afterkönigthume hervorgehen mußte, das die ganze Stufenleiter der Großen, bis zum Besitzer einiger Morgen Feldes durchlief, nennt der Verfasser den Stolz, der den kleinsten Besitzer veranlaßte, sich »einen Lord und sein Feld fein Land zu nennen.« Selbst der kleinste solcher Potentaten hielt es unter seiner Würde, einem Geschäfte oder Gewerbe obzuliegen, daher erhielt der Müßiggang beständig eine Menge armer und stolzer Geister in Gährung, welche, da sie bis zum Verfalle der römischen Macht in Britannien wenig Gelegenheit hatte, um nach außen hin sich auszutoben, in den Kämpfen einheimischer Parteyung und in wilden Bürgerzwisten Befriedigung suchte. Es entstand auch daraus das System der Unterjochung, dem alle Eingebornen, und selbst die früheren Eroberer, namentlich die Damnonier und Belgier, unterliegen mußten, während die Scythen oder Scoten sich in dem Glanze ihrer Hoheit sonneten. Neben den einheimischen unterdrückten Völkern gab es indessen auch noch wirkliche Sclaven in Irland, die ein Gegenstand des Handels waren.

Bey dem Versuche, den wahrscheinlichen Grad von Civilisation zu bestimmen, den das Volk von Irland in jenen frühen Jahrhunderten erreicht haben mochte, findet der Verfasser, daß das Gemälde ihres Zustandes, wie es uns sowohl durch ihre eigenen Jahrbücher, als durch die Schilderungen fremder Schriftsteller überliefert worden ist, aus schneidenden Kontrasten besteht: und daß sich in der Geschichte der alten Irländer kein einziger, auf gesellschaftliche Verfeinerung hindeutender Zug vorfindet, der nicht durch irgend einen andern, das stärkste Gepräge der Barbarey an sich tragenden, verdunkelt wird. Nur durch eine Vermittlung dieser zwey entgegengesetzten Extreme soll man eine richtige Mitte finden, und den wahren oder doch wahrscheinlichen Stand der Dinge ermessen. Jenes Doppelbild aber, wie es durch die Nebel der Zeit hindurchdämmert, hat die Schriftsteller, welche sich mit dem irischen Alterthume beschäftigten, in zwey ganz entgegengesetzte, oftmals heftig und bitter gegen einander kämpfende Parteyen getheilt. Von den griechischen Autoren nennt der Verfasser den Strabo und Diodorus, von den römischen aber Pomponius Mela und Solinus, welche,

Digitized by Google

in auf einander folgenden Zeiträumen, von einer der christlichen Zeitrechnung eben vorangehenden Periode bis gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts blühten. Nach den ersten beyden pflegten die irländischen Eingebornen Menschenfleisch zu essen, und Strabo fügt noch bey, die Leichname ihrer Aeltern seyen ihre Lieblingsspeise gewesen. Pomponius Mela ferner erklärt, sie hätten durchaus keinen Sinn für Tugend und Religion gehabt (omnium virtutum ignari, pietatis admodum expertes), und Solinus: sie hätten keinen Unterschied zwischen Recht und Unrecht gemacht (Fas atque nefas eodem animo ducunt). Allein der Verfasser, gestützt auf die fast gänzliche Unbekanntschaft Irlands zu jenen Zeiten unter den Römern und Griechen, läugnet die Gültigkeit dieser Zeugnisse, und stellt den Kontrast desselben mit dem Zustande auf, welchen uns die Römer, da sie die ersten lichten Blicke auf Irland werfen, als eine Scene geschäftigen Handels in seinen Häfen und reger Schiffahrt in seinen Gewässern schildern; zugleich aber beweist er durch die zahlreichen Zeugnisse, welche Irland selbst in seiner einheimischen Sprache aufzuweisen vermag, durch die Denkmäler, durch seine alten Annalen und Sagen, wie linkisch und willkürlich jene Aeußerungen seyen. Gleichergestalt widerspricht aber auch der Verfasser jeder andern Täuschung, welche aus Irland in seinen frühen Jahrhunderten ein Muster von Civilisation und Verfeinerung machen möchte, und den Glanz seiner königlichen Palläste, die romantischen Thaten seiner Ritter vom rothen Zweige, die himmlischen Urtheile seiner Brehonen und die hohen Vorrechte und Functionen seiner Barden über die Gebühr erhebet und preiset. Er findet zwar in jenen Schilderungen einen Umriß von Wahrheit, nach dem Zeugnisse der bewährtesten Urkunden des Landes, allein die Ausführung dieses Umrisses ist größtentheils überladen und falsch. Jene alten Gesetze und Gebräuche des Landes, die dem Frieden und der Industrie so nachtheilig waren, mußten nothwendig große Hemmnisse für die Fortschritte der Civilisation seyn.

Obgleich die Iren schon vor unserer Zeitrechnung im Besitze eines fremden Handels gewesen waren, so scheint demungeachtet weder damals, noch viele Jahrhunderte nachher, der innere Verkehr die niedere und rohe Stufe des Tauschhandels überschritten zu haben, und obgleich die älteren Geschichtschreiber schon 466 Jahre vor Christi Geburt Silbermünzen aufführen, so ist es doch gewiß, daß die Gewohnheit, Gold nach dem Gewichte zu bezahlen, selbst noch manche Jahrhunderte nach dem Apostolate des h. Patrick herrschte; und so lange blieb das Vieh, der ursprünglichen Bedeutung des Wortes pecunia gemäß, der

Digitized by Google

Maßstab des Werthes. Noch zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ward das berühmte Buch von Ballymote (eine Compilation aus den Werken der früheren irischen Seanachias) von einem gewissen Hugh O'Donnel für 140 Milchkühe gekauft. — Aber auch die zum Handelsverkehr so nothwendige Schiffahrt beruhte nur auf höchst rohen und unsicheren Hülfsmitteln. Die Iren bedienten sich großer, offener Boote, die sie Currach's nannten, und aus einem Gerüste von Holz zusammenschlugen, das sie mit Ochsen- und Rothwildhäuten bedeckten. Auf den Flüssen und inneren Seen hatten sie Fahrzeuge von hohlen Bäumen, von denen Giraldus sagt, der Schweif eines mäßigen Lachses sey hinreichend gewesen, sie umzuwerfen. Jene Currachs liefern zugleich einen neuen Beweis für die lange Unveränderlichkeit in den Gebräuchen der Iren, denn schon zur Zeit, da Himilco jene Gewässer besuchte, waren Boote dieser Art unter den Eingebornen heimisch, und schon damals sah man die frommen Männer der »heiligen Insel« eben so in ihren mit Häuten bedeckten Barken von Insel zu Insel fahren, als über tausend Jahre nachher die christlichen Heiligen und Missionäre dieses Eilandes. Dagegen rühmen die Geschichtschreiber künstliche Verbindungsstraßen im Innern des Landes, namentlich zog sich eine große Handelsstraße, die, wie man sagt, auf beyden Seiten Mauern hatte, und durch Redouten gedeckt war, von Galway längs der südlichen Gränze des ehedem die Auteri genannten Volkes, und weiter fort an die Gränzen der Grafschaften Meath und Leinster vorbey bis nach Dublin hin.

Bey der Baukunst findet sich der nämliche oben berührte Contrast. Man findet verschiedene Denkmäler, von denen einige von der ganzen Roheit einer noch im Zustande der Kindheit befindlichen Gesellschaft zeugen, während andere als Denkzeichen einer Fluth von Civilisation dastehen, die sich nunmehr längst verlaufen hat. Ptolemäus nennt in seiner Geographie eine Menge irischer Städte, von denen er einigen den Titel »berühmt« oder »ausgezeichnet« beygelegt, und deutet an, daß in zweyen derselben, Hybernis und Rheba, himmlische Beobachtungen angestellt worden seyen; allein sein Zeugniß darf in diesem Punkte nur mit Vorsicht angenommen werden. Dagegen findet man von jenen alten Raths oder Hügelfesten, welche die Wohnungen der alten irischen Häuptlinge bildeten, und offenbar einer Periode angehörten, in welcher es noch keine Städte gab, im ganzen Lande sehr zahlreiche Ueberreste. Sie befinden sich, zum Unterschiede der Tumuli oder künstlichen Erdhügel, auf natürlichen Erhebungen, und sind stets von einem Walle umgeben. Innerhalb dieses umschlossenen Raumes standen die Wohnungen

Digitized by Google

des Häuptlings und seiner Familie, welches meist kleine, aus Erde und Flechtwerk errichtete, zuweilen jedoch mit hölzernen Wänden versehene Gebäude waren. Wenn aber die Behausungen der großen Dynasten jener Tage so roh waren, so kann man sich wohl vorstellen, welcher Art die Wohnungen der niederen Volksklassen gewesen sind. Unglücklicher Weise jedoch, sagt der Verfasser, wird hier der Einbildungskraft keine Anstrengung zugemuthet; denn die Hütte des Bauern liefert noch gegenwärtig das Bild der traurigen Wirklichkeit; und es sind zweytausend Jahre über die Hütte des irischen Armen vergebens dahingeschwunden.

Neben diesen Hütten, ja selbst theils künstlichen, theils natürlichen unterirdischen Höhlen, welche sich in Irland in großer Anzahl vorfinden, und die, obgleich gewöhnlich nur drey bis vier Fuß hoch, dennoch bisweilen sogar Verzierungen und Abtheilungen in mehrere Zimmer zu erkennen geben, und von Vielen für wirkliche Wohnungen erklärt werden, bewundert man mit Recht die Palläste von Tara mit ihren königlichen Hallen; und der Umstand, daß diese Gebäude bloß aus Holz waren, berechtigt keineswegs zu einem Schlusse gegen die Zierlichkeit ihrer Bauart oder gegen die Civilisation ihrer Gründer. Wir brauchen jedoch nicht, fährt der Verfasser fort, zu viel Gewicht zu legen auf diese gerühmten Gebäude des alten Irlands, denn es bedarf keiner stärkeren Beleuchtung der schneidenden Gegensätze, welche seine Alterthümer darbieten, als dieser, daß in der unmittelbaren Nähe des aus Erde gebauten Rath und des Erdkellers sich stolz in die Wolken jene wunderbaren Rundthürme erheben, deren künstliche Bauart und muthmaßliche Zwecke von einer Verbindung von Religion und Wissenschaft zeugen, aus welcher erhellt, daß ihre Erbauer einem an Civilisation und Kenntniß vorgerückten Geschlechte angehörten, einem Geschlechte, das offenbar ganz verschieden von allen jenen Colonien war, die sich von Zeit zu Zeit in dem Lande niederließen, und das deßhalb höchst wahrscheinlich der Urstamm der frühesten Einwohner in Zeiten war, in denen die Künste an ihren Gestaden noch nicht fremd waren.

Und dieselbe Vermuthung leitet der Verfasser noch her aus vielerley anderen, in später Zeit aufgefundenen Ueberresten und Zeugnissen uralter Kunstfertigkeit, namentlich aus Geräthen, Zierathen und Waffengattungen von gediegenem Golde und anderen, selbst künstlich zusammengesetzten Metallen, die man zu verschiedenen Zeiten aus Morästen und Sümpfen hervorgeholt, wo sie durch viele Jahrhunderte versenkt geblieben seyn müssen, und welche in keinen Zeitraum der uns bekannten irischen Ge-

Digitized by Google

schichte hineinpassen; ferner aus jenen außerordentlichen Kohlenbergwerken zu Ballycastle, an der Küste von Antrim, von denen man behauptet, sie seyen in einer Zeit bearbeitet worden, zu welcher nicht einmal die Sagengeschichte hinausreiche. Er zieht daraus, wie aus so manchen bereits angedeuteten Widersprüchen in der alten Geschichte der Irländer, den Schluß, daß sie zur Zeit, als sie dem übrigen Europa bekannt wurden, schon längst Rückschritte in der Civilisation gemacht haben müßten; daß sie, sey es nun in Folge der Einfälle roher nördlicher Völkerschaften, oder der langsam entsittlichenden Wirkungen ihrer eigenen politischen Einrichtungen, in das Dunkel der Unwissenheit und Roheit zurückgesunken wären; daß sie, obschon mit ächt celtischer Beharrlichkeit noch immer an ihren alten Gesetzen und Gebräuchen, an ihren Versammlungen in Tara: ihren Dichter-Collegien, dem großen Psalter ihrer Alterthumsforscher u. s. w. festhaltend, dennoch von der alten Kernfrucht ihrer Bildung wenig mehr als die Schale bewahrt hätten, und endlich, inmitten aller dieser Skelette einer entschwundenen Civilisation, schnell in Barbarey versunken wären. Eine Bestätigung dieser Ansicht findet der Verfasser noch in dem merkwürdigen Umstande, daß die älteren griechischen Schriftsteller, wie der Geograph Pytheas, Eratosthenes und die tyrischen Autoritäten des Ptolemäus, die Lage und Oertlichkeit Irlands besser gekannt zu haben scheinen, als Strabo und irgend einer der späteren Autoren, was sich lediglich aus der Voraussetzung erklären ließe, daß jener religiöse oder kaufmännische Verkehr, den die Iren einst unzweifelhaft mit anderen Völkern unterhalten hatten, während jenes ganzen späteren Zeitraumes unterbrochen worden, und daß in Folge dessen alles Licht, das aus diesen Quellen geströmt, entschwunden wäre. Wir werden finden, fährt der Verfasser fort, daß das Verhängniß die Iren verurtheilte, eine fast ähnliche Bahn des Rückganges noch einmal zu durchlaufen, und zwar nach ihren langen und finsteren Trübsalen unter dem Joche der Dänen, als sie, eben sowohl durch ihre inneren Zerwürfnisse, als durch diese Geißel erschöpft, von der hohen Rangstufe, die sie so lange in den Augen Europas behauptet hatten, herabstürzten, und rettungslos in jenen Zustand der Erniedrigung und fast der Barbarey versanken, in welcher die Handvoll ihrer englischen Ueberwinder sie gefunden hat.

Nach obigen, in ihrer Ausdehnung in dem Moore'schen Werke selbst sehr interessanten, und von Gelehrsamkeit und tiefer Forschung zeugenden, zugleich aber auf höchst anziehende Weise niedergeschriebenen Betrachtungen, leitet uns der Verfasser im

Digitized by Google

zehnten Kapitel auf die Einführung des Christenthums in Irland. — Man sollte glauben, sagt er, daß ein Verein wilder, stolzer, sich ewig befriegender Stämme, der von der übrigen Welt ganz abgesondert war, und in seinem Schooße eine alte, von Aberglauben umschanzte und von den schwächenden Einwirkungen der griechischen und römischen Glaubensarten gesicherte Hierarchie hegte, die finsterſten und widerstrebendſten Materialien zur Bildung eines christlichen Volkes habe darbieten müſſen. Allein der Erfolg hat das Gegentheil bewiesen. Während in allen übrigen Ländern die Einführung des Christenthums das langsame Werk der Zeit gewesen, und nie ohne Widerspruch von irgend einer Seite her, selten aber sogar ohne Blutvergießen erfolgt iſt, trat dagegen in Irland die christliche Lehre, bey dem erſten Strahle des apostolischen Lichtes, plötzlich in das Daseyn, und bedeckte, mit der schnellen Reife eines nördlichen Sommers, in einem Augenblicke das ganze Land. Könige und Fürſten, wenn sie auch nicht selbſt in die Reihen der Bekehrten traten, sahen ohne Murren ihre Söhne und Töchter zu dem neuen Glauben übergehen. Häuptlinge, die in allem Uebrigen uneins waren, stimmten überein in ihrer Anhänglichkeit an die christliche Sitte: und der stolze Druide wie der Barde legte seinen Aberglauben demüthig nieder an dem Fuße des Kreuzes; ja durch eine besondere, in der ganzen Geschichte der Kirche beyspiellose Segnung der Vorsicht ward in dem ganzen Verlaufe dieſer milden christlichen Revolution, durch welche in einem Zeitraume von wenigen Jahren ganz Irland der Herrschaft des Evangeliums unterworfen wurde, aus Anlaß der Religion, außer dem berühmten Fuhrmanne des heiligen Patrick, kein einziger Tropfen Blutes vergossen.

Es gehörte hiezu aber auch das sanfte und geschickte Verfahren des großen Apostels der Iren. Wäre irgend ein Versuch gemacht, die alten Ceremonien und Symbole ihres Glaubens mit Gewalt zu vernichten, oder auf unfreundliche Art umzuändern, so würde jenes ganze Vorurtheil für alte Einrichtungen, das dem Charakter des Volkes so tief eingewurzelt iſt, erwacht seyn, und die Iren unter das Panier ihres urſprünglichen Glaubens zum Schutze desſelben versammelt haben. Allein die Klugheit der Miſſionäre in Irland machte die äußeren Formen früheren Irrthums zum Vehikel, um neue und lebenskräftige Wahrheiten mitzutheilen. Das alte Samhinsfeſt zur Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche traf auf bequeme Weiſe mit der Oſterfeyer zusammen, und der Gebrauch der heidniſchen Iren, zur Zeit des Sommer-Solſtitiums Feuer anzuzünden, wurde am Abend des heiligen Johannesfeſtes fortgeſetzt, und beſteht

Digitized by Google

noch bis auf den heutigen Tag. In dem Taufsteine, in welchen der Neubekehrte getauft wurde, sah er die heilige Quelle, an der seine Väter angebetet hatten: in den druidischen Stein auf den Höhen ward in rohen Zügen der Name des Erlösers eingegraben, und meistens in der Nähe jener alten Säulenthürme, deren Entstehung vielleicht schon damals ein Geheimniß war, erhoben sich die christlichen Tempel; der Stand der Druidinnen endlich schien durch die Nonnen der h. Brigitta, mit ihrem unauslöschlichen Feuer und ihrer wunderbaren Eiche zu Hildern, wieder ins Leben gerufen, oder vielmehr fortgesetzt zu werden.

In wie weit das Christenthum schon vor der Sendung des h. Patrick in Irland verbreitet gewesen, läßt sich nicht genau angeben; es fehlt aber nicht an Schriftstellern, welche, nach einer Behauptung des Eusebius, daß einige von den Aposteln auf den brittischen Inseln das Evangelium gepredigt hätten, annehmen, der heilige Jakobus der Aeltere sey der erste Verkündiger des Glaubens unter den Iren gewesen. Man behauptet auch von dem Erzketzer Pelagius, er wäre in Irland geboren (Andere geben ihm Britannien zum Vaterlande), von seinem Hauptschüler Celestius aber scheint dieß unzweifelhaft zu seyn, und der h. Hieronymus gibt Andeutungen, daß es in dem Vaterlande des Celestius mehrere Anhänger des Pelagianismus gegeben habe, folglich mußte auch das Christenthum dort bekannt seyn. Im Jahre 429 ward eine römische Mission gegen den Pelagianismus nach Britannien gesandt, an welcher auch der künftige Apostel Irlands, Patrick, Theil nahm, der damals 42 Jahre alt war. Diese Missionäre richteten ihre Aufmerksamkeit auch auf Irland, und ihre Berichte von der wachsenden Zahl der Christen auf dieser Insel bewogen den Papst Cölestinus in der Person des Palladius einen Bischof zur Beaufsichtigung der daselbst entstehenden Kirche zu ernennen. Palladius erlitt jedoch so vielen Widerstand, daß er am Ende die Flucht ergreifen mußte, und kein anderes Denkmal seiner apostolischen Arbeiten zurückließ, als das traditionelle Sprichwort der Iren: »daß Gott nicht Palladius, sondern Patrick die Bekehrung Irlands verwilligt habe.« Auf seiner Rückkehr nach Rom ward er von einem Sturme auf die Küste Nordbritanniens verschlagen, und starb dort, wie man sagt, in Fordun, in dem Distrikte Mearns.

Wir haben weiter oben gesehen, daß unter der Regierung des Königs Nial von den neun Geißeln der junge Patrick i. J. 403 aus dem armorischen Gallien als Sclave nach Irland gebracht wurde. Hier kaufte ihn ein Mann, Namens Milcho, der in jener Gegend Dalradia's wohnte, welche

Digitized by Google

jetzt die Grafschaft Antrim umfaßt. Die ihm angewiesene Beschäftigung war Schafehüten, und er harrte sechs Jahre lang darin aus, während sein einsames Umherschweifen in den Wäldern und auf dem Gebirge, wie er es selbst beschreibt, beständigem Gebete und Nachdenken und der Pflege jener tiefen Gefühle der Andacht geweiht war, die schon damals sich mit Macht in ihm regte. Im siebenten Jahre seiner Knechtschaft ergriff er jedoch, in Folge eines Traumes, die Flucht, nahm seine Richtung nach der südwestlichen Küste von Irland, fand daselbst Aufnahme auf einem Handelsschiffe, und gelangte nach wenigen Tagen in dem Kreise seiner Verwandten und Freunde in Gallien wieder an.

Um die Studien, welche er in Irland versäumt hatte, wieder nachzuholen, begab er sich in das berühmte Kloster oder Collegium von St. Martin in der Nähe von Tours, blieb daselbst vier Jahre lang, und ward, wie man glaubt, zum Priester geweiht. Wie sehr jedoch sein Sinnen stets noch auf Irland gerichtet war, bezeugt ein Traum, den er hatte, in welchem er dorthin zurückberufen wurde *). Er war damals etwa dreyßig Jahre alt, und begab sich bald darauf unter die Leitung des berühmten heiligen German von Auxerre, den er auf der früher angedeuteten Mission gegen die Pelagianer in Britannien begleitete. Von hier sendete ihn der Heilige an den Papst Cölestinus, um ihn als Theilnehmer an der Mission des Palladius nach Irland zu empfehlen. Vor seiner Ankunft hatte jedoch dieser bereits die Insel verlassen, und nach seinem Tode begaben sich einige seiner Schüler auf den Weg, um das Ereigniß seinem Nachfolger, dem h. Patrick, der damals durch Gallien reiste, zu verkünden. Zu Eberia zum Bischofe geweiht, trat er den Weg nach dem Schauplatze seiner Arbeiten an, und kam, wie die irischen Jahrbücher melden, im ersten Jahre des Pontificats Sixtus des Dritten (im J. 432) in Irland an.

*) Diesen Traum hat der Heilige in seinem schlichten Latein auf folgende Art beschrieben: — »Et ibi scilicet vidi in visu, nocte, virum venientem quasi de Hiberione, cui nomen Victoricius, cum epistolis innumerabilibus, et dedit mihi unam ex illis, et legi principium epistolae continentem (sic) Vox Hiberionacum. Et dum recitabam principium epistolae putabam ipso momento audire vocem ipsórum, qui erant juxta sylvam Focluti, quae est prope mare occidentale. Et sic exclamaverunt, quasi uno ex ore, Rogamus te, sancte puer, ut venias et adhuc ambules inter nos. Et valde compunctus sum corde, et amplius non potui legere: et sic expergefactus sum.

Anm. d. Verf.'s.

Digitized by Google

Wie man glaubt, landete er in dem Hafen von Dublin, ward aber daselbst, so wie an verschiedenen Orten in Leinster, abgewiesen, und segelte, in der Absicht, die Plätze, wo er seine Jugend verlebt, zu besuchen, und seinen ehemaligen Herrn zum Christenthume zu bekehren, nach dem östlichen Ulster. Hier landete er in der Nähe von Strangford, und begann sein apostolisches Wirken sogleich an der Person eines Häuptlings, Namens Dicho, der, ihn und seine Begleiter für Piraten haltend, bereits seine Waffe auf ihn gezückt hielt; von der Heiligkeit seines Anblicks betroffen, senkte er sie jedoch nieder, lud die ganze Gesellschaft in seine Wohnung ein, und bekehrte sich mit seiner ganzen Familie. In einer dem Dicho gehörigen Scheune, späterhin Sabhul Padruic oder Patrick's Scheune genannt, hielt der Heilige den ersten Gottesdienst, und es blieb dieser, durch seinen ersten geistigen Triumph geweihte Ort, bis an sein Ende ein Lieblingsplatz von ihm.

Weniger glücklich war er bey seinem alten Herrn Milcho, der sich sogar weigerte, den Heiligen zu sehen, und da die Osterzeit herannahte, faßte dieser den kühnen Entschluß, dieses hohe Fest in der Nähe von Tara zu feyern, woselbst um diese Zeit die Fürsten und Staaten des Königreichs sich versammeln sollten. Unterwegs taufte er einen Jüngling, Benignus, der später sein eifrigster Schüler wurde, und ihm nach seinem Tode als Bischof von Armagh folgte.

Es war Gesetz, daß in der Nacht des heidnischen Festes La Leabtinne, welches um jene Zeit fiel, kein Feuer angezündet werden durfte, bis der große Holzstoß in dem Pallaste von Tara brannte. Der Heilige aber zündete, da es gerade der Vorabend von Ostern war, das Passah-Feuer an. Der König Leogaire und die bey ihm zur Feyer ihres Festes versammelten Fürsten und Druiden waren höchst erstaunt, und Letztere sollen in prophetisch ahnendem Geiste dem Könige erklärt haben, wenn jenes Feuer nicht in derselben Nacht ausgelöscht würde, so werde es nimmermehr wieder erlöschen, sondern emporflammen über alle Feuer ihrer alten Gebräuche, und der es angezündet, würde das Reich Leogaire's zertrümmern. Der Heilige ward sogleich vor die Versammlung geladen, sprach jedoch mit solchem Eindrucke, daß er bereits den andern Tag Erlaubniß erhielt, in Tara vor dem Könige zu predigen, und gegen die gelehrtesten Druiden eine Streitfrage zu vertheidigen, wo er den Sieg errang. Noch am selbigen Tage bekehrte sich der Erzdruide Dubtach, und weihte fortan sein dichterisches Talent nur christlich-religiösen Gegenständen. Der Monarch selbst soll, während der Apostel redete, seinen Umstehenden zugerufen haben: »es ist besser daß ich glaube,

Digitized by Google

denn daß ich sterbe!« Auch soll er wirklich plötzlich das Christenthum angenommen haben, jedoch erwähnt der Heilige selbst in seiner Lebensgeschichte nichts davon, wohl aber erzählt er die Taufe der beyden Töchter des Monarchen, die er auf einer Reise in der Ebene von Connought antraf, und welche bald nachher geheiligte Jungfrauen der Kirche wurden.

Auf derselben Reise besuchte er das Schlächterfeld, wo der grausame Götze Crom-Cruach stand, und ihm war der Ruhm vorbehalten, sowohl dieses Götzenbild, als die Verehrung desselben, zu vernichten, und an der Stätte, wo so viele Menschenopfer gefallen waren, wurde von ihm eine große Kirche erbaut.

Seine späteren geistlichen Arbeiten wurden, mit wenigen Ausnahmen, von demselben triumphirenden Erfolge gekrönt, der seine Laufbahn von Anfang an bezeichnete. Wo er hinkam, taufte er eine Menge von Menschen, ließ Kirchen bauen, und ordnete Priester an. Nur in der Fastenzeit rastete er, indem er sich nach den Höhen des Berges Eagle, seitdem der St. Patricksberg genannt, zurückzog, und sich durch Fasten und Gebet zu ferneren heiligen Unternehmungen bereitete.

Die günstigste Aufnahme aber fanden die Lehren des Heiligen in den westlichen Gegenden Irlands, in der Nähe des Waldes Foclut, unweit des Oceans, von wo aus er das oben erwähnte Traumgesicht in Gallien gehabt hatte. Er kam daselbst an, als eben der König jenes Gebietes gestorben war, und dessen sieben Söhne, nach beendigtem Streite über die Nachfolge, nebst einer großen Volksmenge versammelt waren. Hier trat der Heilige in deren Mitte, und predigte das Evangelium mit solchem Erfolge, daß nicht allein die sieben Prinzen, mit Einschluß des neuen Königs, sich von ihm taufen ließen, sondern mit ihnen auch noch zwölftausend Menschen.

Nachdem nun der h. Patrick in allen Provinzen gepredigt, und den größeren Theil der Insel mit Christen und Kirchen angefüllt hatte, dachte er an die Befestigung der von ihm gegründeten Hierarchie durch Errichtung eines Hauptbisthums oder Primats. Er erwählte dazu den District Macha, wo ehemals, in der Nähe einer Anhöhe, auf der sich später Ardmacha, das jetzige Armagh, erhob, der berühmte Pallast Emania gestanden hatte. Hierauf verlebte der Heilige, inmitten der geistigen Schöpfung, die er rings um sich gegründet hatte, den Rest seiner Tage theils zu Armagh, theils an seinem oben erwähnten Lieblingsorte, zu Sabhul. Hier ward er (A. 465) von seiner letzten Krankheit befallen, begab sich aber, als er sein Ende nahen fühlte, nach Armagh. Unterwegs jedoch, wie erzählt wird,

Digitized by Google

von einem Engel bedeutet, kehrte er nach Sabhûl zurück, und starb daselbst am 17. März 465, nachdem er, wie man annimmt, sein acht und siebzigstes Jahr erreicht hatte.

Sobald die Nachricht von dem Tode des großen Apostels sich durch Irland verbreitet hatte, strömte die ganze Geistlichkeit der Insel zu Sabhul zusammen, und so groß war das Gepränge bey dem Leichenbegängnisse und die Menge der Fackeln, die beständig brannten, daß nach dem Ausdrucke derer, welche die Scene schildern, die Finsterniß der Nacht verscheucht wurde, und die ganze Zeit der Feyerlichkeit ein ununterbrochener Tag zu seyn schien. — Nach ihm ward, wie bereits erwähnt, Benignus Bischof von Armagh.

Unter den irischen Zeitgenossen des h. Patrick nennt der Verfasser noch als der Erwähnung würdig Ailba, der zweyte Patrick genannt; ferner den frommen Declan und Ibar, sämmtlich Schüler des Heiligen und Urväter der christlichen Kirche in Irland. Endlich den zu derselben Zeit im Auslande lebenden Dichter Shiel, oder, wie sein lateinischer Name ist, Sedulius, der, nebst anderen Schriften von ausgezeichnetem Verdienste, ein geistreiches jambisches Gedicht über das Leben des Erlösers schrieb, aus welchem die katholische Kirche einige ihrer schönsten Hymnen gewählt hat.

Und nach dieser Episode von dem Leben des heil. Patrick, welche aber freylich in einer Geschichte von Irland nicht fehlen darf, weßhalb auch wir derselben unsere Aufmerksamkeit widmen zu müssen geglaubt haben, nimmt der Verfasser im eilften Kapitel seinen historischen Faden wieder auf, und handelt daselbst von dem Zustande der Scoten in Britannien und der ferneren Ausbreitung des Christenthums.

Gegen Anfang des fünften Jahrhunderts hatte Britannien aufgehört, einen Theil des römischen Reichs zu bilden, und die auf Flehen und Bitten der Britannen noch einige Mal von Rom aus geleistete Hülfe gegen die immer häufiger und stürmischer werdenden Einfälle der Pikten und Scoten endeten schließlich mit der Erklärung des römischen Feldherrn Gallio, daß sie nunmehr selbst für ihren Schutz Sorge tragen möchten (A. 426). Die geängsteten Britten riefen daher bekanntlich die gefährliche Hülfe der Sachsen an, und seitdem wendete sich die Wagschale des Glückes nach der andern Seite: die Scoten und Pikten unterlagen. Allein bald wurden nun sie von den verrätherischen Sachsen um Hülfe gegen ihre brittischen Bundesgenossen angegangen, und »schaarenweise,« sagt Gildes, »stürzen sie aus ihren Currachs, in denen sie über das scythische Thal, wie die

Digitized by Google

See zwischen Britannien und Irland ehemals hieß, geschaukelt worden.«

Die erste von den bedeutenderen Verwüstungen der irischen Scoten in Britannien fällt in die Regierungsjahre des uns bereits bekannten Königs Leogaire. In wie weit dieser Monarch selbst daran Antheil genommen, ist unbekannt, er starb nach einer langen Regierung, nachdem er sich durch einen heidnischen Eid aus einer Gefangenschaft befreyt hatte, in welche er in einem Kriege gegen die Lagonier wegen des boromeischen Tributes gerathen war. Dieser Eid aber, bey der Sonne und dem Winde, macht es zweifelhaft, ob Leogaire jemals getauft worden, oder ob er vom Christenthume später wieder abgefallen.

Von diesem Zeitpunkte, sagt der Verfasser, nimmt das Drama der irischen Geschichte einen ganz andern Charakter an. Das stürmische Schauspiel wüthender Kämpfe zwischen Königen und Häuptlingen, welches früher die Haupthandlung und das vorzüglichere Interesse derselben gebildet hatte, weicht nunmehr den reinen und friedlichen Siegen der Religion. Berühmte Heilige beyderley Geschlechts ziehen an unseren Augen vorüber; das Mönchsgewand und der Schleyer verdunkeln sogar den Glanz der königlichen Krone, und statt der großen und festlichen Hallen von Tara und Emania wird die einsame Zelle des fastenden Büßers der Schauplatz des Ruhmes, und wenn man auch in dunkler Ferne dieses friedlichen Vordergrundes noch häufig blutige Scenen, Berufung an das Schwert und Entthronung von Königen gewahrt, so wird dieß doch von den Annalisten als geringfügig behandelt, oder ganz in den Schatten gestellt.

Das einzige Ereigniß von hoher politischer Wichtigkeit, das in diesem ganzen Zeitraume vorkömmt, trug sich zu Anfang des sechsten Jahrhunderts, nicht lange nach dem Tode des h. Patrick, zu. Es war dieß die unter Erik's Söhnen erfolgte Errichtung jener scotischen und irischen Monarchie in Nord-Britannien, die nicht bloß im Laufe weniger Jahrhunderte ihre Herrschaft über das ganze neuere Schottland ausdehnte, sondern auch Großbritannien durch das Geschlecht der Stuarts eine lange Reihenfolge von Königen lieferte. Im Jahre 503 nämlich sahen sich die dalriadischen Fürsten von Irland, unterstützt durch den damals allmälichen Einfluß der Familie O'Nial, in den Stand gesetzt, die früher im dritten Jahrhundert in Nordbritannien gegründete, und den mehrfachen Einfällen der Pikten preisgegebene Colonie dergestalt zu erweitern, daß zum ersten Male eine königliche Gewalt eingesetzt wurde; und in weniger als hundert Jahren ward sie so mächtig, daß sie aller Abhängigkeit von Irland sich lossagte. Von dieser Zeit an blieb Nordbritannien einige

Digitized by Google

Jahrhunderte lang in zwey besondere Monarchien, die scotische und piktische, getheilt, bis endlich unter Kenneth Macalpine, nach einem langen und wilden Kampfe, das Volk der Pikten gänzlich besiegt wurde, und die Scoten alleinige Herren des Landes blieben.

Zwanzig Jahre vor jener Wanderung der Söhne Erik's hatte die große Schlacht bey Ocha Statt, in der Olill Molt, Nachfolger des mehrerwähnten Königs Leogaire, erschlagen ward, und die besonders um deßwillen merkwürdig ist, weil das Geschlecht der Nial's durch den Ausgang dieses Tages für mehr als fünfhundert Jahre die Herrschaft über ganz Irland erlangte.

Auf Olill Molt folgten in der Regierung nach einander Lugad und Murcertach, welchen Letztern man zuerst mit einiger Gewißheit zu den christlichen Königen Irlands zählen kann. Uebrigens sagt die Geschichte wenig von Beyden. Unter den Zierden dieses Zeitraums aber, dessen allgemeiner Mangel an intellectueller Erleuchtung, wie der Verfasser sich ausdrückt, seinen wenigen schimmernden Lichtern um so mehr Helle und Glanz verleiht, sieht leuchtend hervor Columba, der Apostel der westlichen Inseln (geboren unter Murcertach i. J. 521), dessen Name in Folge seiner großen Thätigkeit und der Mannigfaltigkeit seiner geistlichen Unternehmungen mit den öffentlichen Angelegenheiten und Vorfällen seiner Zeit so verwebt ist, daß eine Schilderung seines Lebens und seiner Thaten die merkwürdigsten Ereignisse in der gleichzeitigen Geschichte seines Landes in ihren Kreis einschließen müßte.

Bevor nun der Verfasser (im zwölften Kapitel) die Geschichte dieses Heiligen zugleich mit der des h. Columban und der h. Brigid (Brigitta) vorträgt, verbreitet er sich noch durch einige Blätter über die Lehrsätze der damaligen Kirche in Irland, und beweiset gegen gewisse neuere Behauptungen, daß sie allerdings, und ganz besonders in der Anerkennung der geistlichen Obergewalt des römischen Stuhles, ganz dieselben Grundsätze befolgt habe, welche stets und zu allen Zeiten von der katholischen Kirche gelehrt und geübt worden sind. Da diese Abhandlung indessen nur gegen die Aeußerungen englisch-protestantischer Schriftsteller gerichtet zu seyn scheinen, so begnügen wir uns hier mit dieser kurzen Andeutung.

Der Verfasser beginnt sodann sein zwölftes Kapitel mit einem großen Lobe der alten irischen Christen. Unter den Zeichen der religiösen Begeisterung dieses Zeitraumes, sagt er, ist eines der hervorstechendsten die Menge von Personen beyderley Geschlechts, die, inmitten so vieler Bewerber um die Palme der Heiligkeit,

Digitized by Google

sich in dem Grade auszeichneten, daß sie sich den Titel von Heiligen erwarben. Die kirchlichen Schriftsteller theilen dieselben in zwey Klassen, in die eine, welche für die heiligste gehalten wird, weil sie die Freunde und Schüler des h. Patrick in sich begreift, und eine andere, zu welcher der h. Columba, oder wie er gewöhnlich genannt wird, Columbkill, gehört. Derselbe stammte väterlicher Seits von Nial, »jenem Vater vieler Könige,« ab, und seine Mutter, Aethena, war aus einem fürstlichen Hause in Leinster. Sein ursprünglicher Name war Crimthan, er ward aber, wie man sagt, wegen der taubenähnlichen Einfalt seines Charakters, in Columba umgewandelt, oder Columbkill (von Cille oder Kille): Columba der Kirchen. Nachdem er seine Studien in dem berühmten Seminar von St. Finnian in Clonard beendigt hatte, begann er unverweilt seine apostolischen Arbeiten. Erst fünf und zwanzig Jahre alt, stiftete er mehrere berühmt gewordene Klöster; gestört aber durch die ewigen Fehden der irischen Fürsten, unter denen seine eigenen Verwandten, die Nial's des Nordens und Südens, die unbiegsamsten waren, beschloß er, anderswo ein ergiebigeres Feld seiner Thätigkeit zu suchen. Der Zustand der nördlichen Pikten in Britannien, die noch ganz in die Finsterniß des Heidenthums versunken waren, schien ihm den von seinem heiligen Ehrgeize ersehnten Wirkungskreis darzubieten.

Im Jahre 503 segelte er mit zwölf seiner Schüler nach der einsamen Insel Hy oder Iona, die er von seinem Verwandten Conal, damaligen König der albanischen Scoten, erhalten hatte, und übernahm daselbst die Verwaltung. Seine erste Sorge war, einige Druiden, die sich daselbst niedergelassen hatten, zu vertreiben, und ein Kloster nebst einer Kirche zu errichten. Hierauf wandte er seine Aufmerksamkeit auf die wilden Gegenden jenseits der grampischen Berge, die bis dahin noch kein Missionär zu betreten gewagt hatte, und dachte an die Unterwerfung des kühnen Menschenstammes, der sich dort verschanzt hatte, unter das milde Joch des Evangeliums. Er lenkte zuerst seine Tritte nach der Residenz des Königes, welche irgendwo an den Ufern des Sees Steß gelegen haben soll. Er fand die Pforten verschlossen; man erzählt jedoch, daß die Thürflügel auf ein Zeichen des Kreuzes, womit der Heilige sie bezeichnet, sogleich aufgesprungen seyen, und daß der König, durch dieses Wunder angeregt, sich nach kurzer Zeit zum Christenthume bekehrt habe; und allmählich folgte dieses ganze Piktenland seinem Beyspiele. Ja es unterliegt auch keinem Zweifel, daß von dem h. Columba und seinen Gefährten um jene Zeit das Werk der Bekehrung der

Digitized by Google

Angelsachsen, welche bereits in Britannien festen Fuß gewonnen hatten, seinen Anfang erhielt.

Nach dem Tode Conal's, Königs der brittischen Scoten (A. 572), nahm Aidans, ein Sohn Gauran's, den Thron in Besitz, und St. Columba ward dazu erkoren, die Ceremonie der Einweihung bey der Thronbesteigung zu vollziehen *). Der neue König gerieth mit Aidus, der damals den irischen Thron inne hatte, in einen Streit, den er persönlich zu schlichten wünschte. Er begab sich daher, in Begleitung des Heiligen, nach Drumceat, wo eben die General-Staaten Irland's um ihren König versammelt waren. Es handelte sich um einen Tribut, den der irische Monarch in Anspruch nahm, und die Frage ward auch zu seinen Gunsten entschieden.

Von hier nach Nord-Britannien zurückgekehrt, begab sich der Heilige auf seine Lieblingsinsel Hy, und starb daselbst an den Stufen des Altars im sechs und siebzigsten Jahre seines Alters. Seine Gebeine wurden später, unter Kenneth III., nach Dunkeld, an dem Flusse Tay gebracht, wo seinem Andenken eine Kirche geweiht wurde.

Auf die Reihenfolge der irischen Könige, so unbedeutend sie auch waren, zurückgehend, nennt der Verfasser als Nachfolger des oben gedachten Murcertach, den Tuathal Moolgerb, Urenkel Nial's d. G. Ihm folgte Diamid (A. 539), der besondere Freundschaft schloß mit dem h. Kieran, dem Stifter des großen Klosters Clonmacnois an dem westlichen Ufer des Shannon, das in späteren Zeiten so berühmt wurde durch seine neuen königlichen Kirchen und alle jene Herrlichkeiten kirchlicher Architectur, mit denen es umringt wurde.

Unter der Regierung dieses Monarchen sah die alte Halle von Tara die Könige und Adeligen des Landes zum letzten Male versammelt. Ein Verbrecher hatte sich, um einer Freystätte willen, in das Kloster von St. Ruan geflüchtet. Er ward mit Gewalt von dort nach Tara geschleppt und hingerichtet. Der heilige Abt des Klosters aber und seine Mönche schrien laut gegen den kirchenräuberischen Frevel, rückten in feyerlicher Prozession vor den Pallast, und sprachen einen Fluch gegen seine Mauern aus. Und, »von diesem Tage an,« sagen die Annalisten, »saß nie wieder ein König zu Tara.« Das Kloster ward zum Andenken

*) Es ist merkwürdig (sagt der Verfasser in einer Note), daß ein gelehrter Schriftsteller in kirchlichen Alterthümern, Martene, diese Einweihung Aidan's durch den h. Columba als das älteste Beyspiel von der Einsegnung der Könige in christlichen Zeiten, das er auf dem Pfade seiner Lectüre getroffen habe, anführt.

Digitized by Google

an dieſe Begebenheit nachher »das Kloſter der Flüche Irlands« genannt.

Nach Darmid's Tode (A. 599) fiel die Krone an den eugeniſchen Zweig der nördlichen Nials, und zwey Brüder, Donald und Fergus, wurden nach der großen Schlacht von Culdrenmi, wo die Nials des Südens den Kürzern zogen, auf den Thron erhoben. Ihre Regierung dauerte jedoch nur ein Jahr, und es folgte ihnen ein anderes Paar von Krongenoſſen, mit Namen Boetan und Eochad, und nach dieſen im Verlaufe von zwey Jahren Anmerius und Anmery. Dieſen folgte in noch nicht einem Jahre Boetan II., nach welchem der oben bereits erwähnte Aidus den Thron beſtieg, und ſechs und zwanzig Jahre lang behauptete.

In dieſen Zeitraum fällt auch das Leben der h. Brigid, der erſten Stifterin der Nonnenklöſter in Irland. Sie war eine der größten Heiligen ihres Geſchlechtes, und politiſch merkwürdig, weil ſich um das von ihr in Leinſter geſtiftete Kloſter ſo viele Wallfahrer verſammelten, die von dem Rufe ihrer Heiligkeit angelockt wurden, daß ſich daſelbſt unter dem Namen Kildare (Killdara, oder Eichenzelle, nach einem alten Eichſtamme, der noch im zwölften Jahrhunderte beſtand) eine neue Stadt erhob. Und die Zahl der neuen Anſiedler ward ſo groß, daß Kildare zu einem Biſchofsſitz erhoben wurde. In dem Kloſter zu Kildare brannte das bekannte ewige Feuer, welches die dortigen Jungfrauen mehrere Jahrhunderte lang bewahrten. Die Heilige ſtarb um das Jahr 525, etwa vier Jahre nach der Geburt des großen Columbkill.

Etwa dreyßig Jahre ſpäter trat der h. Columban, der oft mit dem h. Columba verwechſelt wurde, ans Licht. Er war aus einer edlen Familie entſproſſen, und von großer körperlicher Schönheit. Um den Lockungen der Welt zu entgehen, trat er in das Kloſter Bangor in Ulſter, unter der Leitung des heil. Congall. Von hier wandte er ſich nach Gallien, welches durch ſucceſſive Einfälle nördlicher Barbaren in einen Zuſtand von gänzlicher Verwilderung gefallen war. In der ſpäteren Franche Comté errichtete er am Fuße der Vogeſen, an einem Orte, der Lureuil hieß, zuerſt ein Kloſter. Der Zulauf zu ihm war aber ſo groß, daß er bald in deſſen Nähe ein zweytes Kloſter, Fontaines genannt, ſtiftete. Er ward indeſſen ſpäter durch Thierry, König von Burgund, verjagt, und erſtreckte ſeine geiſtliche Thätigkeit noch auf mehrere andere fremde Länder, namentlich Deutſchland und Italien, und ſtarb i. J. 625 in einem einſamen Kloſter der Apenninen. Von ihm hat die Stadt San Columbano, in dem Gebiete von Lodi, ihren Namen.

Digitized by Google

Das dreyzehnte Kapitel widmet der Verfasser den Streitigkeiten hinsichtlich der Berechnung der Zeit der Osterfeyer, und noch anderen gelehrten Missionarien des siebenten, achten und neunten Jahrhunderts, indem jener Streit über die Osterzeit von den gelehrten Iren jenes Zeitalters, wie der Verfasser sich ausdrückt, mit solcher Heftigkeit, und mit einer so großen Dosis jener Anhänglichkeit an alte Gesetze und Gebräuche, durch welche sie sich in allen Zeiten ausgezeichnet haben, geführt wurde, daß ein kurzer Bericht über den Ursprung und die Natur desselben einen nothwendigen Bestandtheil der Geschichte jener Zeiten bildet.

Der Verfasser erwähnt sodann in der Kürze, wie das große Concilium von Nicäa i. J. 325 die Zeit der Feyer dieses Festes bestimmt habe, nämlich an dem nächsten Sonntage nach dem vierzehnten Tage des ersten Monden-Monats, wie aber bald, wegen der verschiedenen Zeitberechnung, die Kirche von Alexandrien mit jener von Rom nicht in Uebereinstimmung geblieben. Der heil. Patrick hatte in Irland die römische Berechnungsweise eingeführt, inzwischen war aber in Rom, um den Einklang mit Alexandrien wieder herzustellen, um die Mitte des sechsten Jahrhunderts eine von Dionysius d. Kl. herrührende neue Methode angenommen worden, welche in Irland und Britannien, wegen der geringen Verbindung dieser Inseln mit Italien, gar nicht bekannt wurde. Dieß gab, mit einigen vom Verfasser noch näher ausgeführten Umständen, Veranlassung zu dem Streite, welcher durch Augustinus, da er als Missionär nach Britannien kam, gegen die Iren erhoben, und von diesen mit altgewohnter Hartnäckigkeit fortgeführt wurde.

Erst i. J. 630 nahm der römische Stuhl Notiz davon, und Honorius richtete eine ermahnende Epistel an die Nation der Scoten, sich an die Gewohnheit der ganzen allgemeinen Kirche zu halten. Trotz manchen Widerspruches, fügten sich die irischen Bischöfe: da aber dennoch die Ausführung ihrer Unterwürfigkeit auf Schwierigkeiten stieß, so ward endlich, in Gemäßheit eines alten Canons, beschlossen, einige weise und bescheidene Männer aus der irischen Kirche, »als Kinder an ihre Mutter,« nach Rom abzuordnen. Nach drey Jahren kehrten dieselben zurück mit der Erklärung, sie hätten in der Kirche des h. Petrus den Griechen, den Hebräer, den Scythen und den Aegyptier, denselben Ostertag, gemeinschaftlich mit der ganzen katholischen Welt, feyern sehen, und jener Ostertag weiche von dem der Iren um einen ganzen Monat ab. Und von Stund an ward die römische Methode in der ganzen südlichen Abtheilung Irlands angenommen (A. 633).

Unter den nunmehrigen Vertheidigern der römischen Ansicht

Digitized by Google

nennt Thomas Moore besonders den h. Cummian in Irland, der in den mit diesem Streitpunkte zusammenhängenden Wissenschaften, namentlich der Astronomie und Arithmetik, so bewandert gewesen, und einen solchen Aufwand von Gelehrsamkeit und Beweisen zur Schau gestellt habe, daß er seiner Streitführung in jedem Zeitalter Achtung, wo nicht Bewunderung erworben haben müßte. Zugleich aber zieht Moore aus den mannichfaltigen Kenntnissen, welche diese merkwürdige Abhandlung enthielt, und die eine große Leichtigkeit des Zutritts zu einer großen Menge von literarischen Hülfsquellen voraussetzte, den Schluß, daß die Bibliotheken der irischen Gelehrten schon damals außerordentlich gut ausgestattet waren, was allerdings einen Ueberblick auf den wissenschaftlichen Standpunkt jenes Zeitalters werfen ließe.

Der Verfasser macht hierauf eine Art von Entschuldigung, daß er die kirchliche Episode und Geschichte der Asceten gewissermaßen hier zum Haupttheile seines historischen Werkes macht, und nicht zu den politischen Fäden der Erzählung zurückkehrt. Allein die Wahrheit ist, sagt er, daß sich in den irischen Annalen keine Materialien dazu finden; denn die Kirche bildet in diesen Urkunden, nicht bloß, wie in der Geschichte der meisten anderen Länder, einen Zweig der Erzählung, sondern den alleinigen Gegenstand derselben. Dagegen enthalten sie ein Verzeichniß schnell auf einander folgender Könige, namentlich von der Zeit Tuathal's A. 533, bis zur großen Seuche A. 664, nicht weniger als funfzehn Monarchen, von denen aber, wie der Verfasser sagt, Keiner mehr als einen bloßen Namen hinterlassen hat, weßhalb er es für unnütz hält, die Blätter seiner Geschichte damit anzufüllen *), um so mehr, da im Allgemeinen die Nachricht von ihrem gewaltsamen Tode das einzige Denkmal ist, welches uns sagt, daß sie je gelebt haben.

Indem sich daher der Verfasser zu den apostolischen Geistern dieses Zeitalters zurückwendet, welche der ehemaligen »heiligen Insel« des Heidenthums, nunmehr unter den christlichen Zeitgenossen des Auslandes den Namen der »Insel der Heiligen und Gelehrten« erworben hatte, nennt er nach Columban der Reihe nach den h. Gallus, Stifter der Abtey St. Gallen in der Schweiz; ferner Deicola (oder Dichuill), einen Schützling Königs Lotar II., den Priester Caidoc, »welchem Irland das Daseyn, und das gallische Land ein Grab gegeben;« den h. Fiacre, dessen Ruf der Heiligkeit so groß gewesen, daß die fromme Anna von Oesterreich, da sie i. J. 1641 die Kapelle des Heiligen besuchte, den ganzen Weg von Monceau bis

*) Man findet dieselben bey O'Flaherty Ogyg. p. III. c. XLIII.

Digitized by Google

St. Fiacre zu Fuße gemacht; den h. Fursa bey den Oſt-Angeln, und zuletzt in Lagny an der Marne in Frankreich, nebſt deſſen Brüdern Ultan und Foillan, und St. Livin, in Brabant und Flandern, welcher Letztere von heidniſcher Hand die Märtyrerkrone empfing. Den Beſchluß macht der h. Fridolin, mit dem Beynamen der Reiſende, wie man vermuthet, aus Connaught gebürtig, Stifter des Frauenkloſters Seckingen am Rhein, und lange Zeit berühmt in Lothringen, Elſaß, Deutſchland und der Schweiz.

Hierauf erwähnt der Verfaſſer der ſo bekannt gewordenen Sonnenfinſterniß i. J. 664, in Verbindung mit dem ſonderbaren Ausſehen des Himmels, der während des ganzen Sommers, wie man ſagt, zu brennen ſchien. Man hielt dieſe Ereigniſſe für einen Vorboten irgend eines großen Unglückes, und die bald darauf in England und Irland ausgebrochene furchtbare Peſtilenz, die gelbe Seuche genannt, welche durch drey Jahre zwey Drittheile der Einwohner dahinraffte, ſchien jene Beſorgniß in der That zu rechtfertigen.

Die lange Ruhe, welche Irland trotz ſeiner fortwährenden inneren Kämpfe ſeither von außen genoſſen hatte, erhielt in dieſem Zeitraume eine Störung durch Egfrid, König von Northumberland, der die ganze öſtliche Küſte des Landes verwüſten, und eine Menge von Gefangenen mit fortſchleppen ließ. Unter ſeinem Nachfolger Alfrid ward jedoch das gute Einvernehmen zwiſchen beyden Ländern wieder hergeſtellt.

Unter der Regierung des Monarchen Finnachtha, welche von 674 bis 693 währte, erzählen die Annalen unter den wenigen bürgerlichen Nachrichten, die von dieſem Könige, durch Vermittelung des h. Moling, Erzbiſchofs von Ferns, beſchloſſene, und bereits oben angedeutete Aufhebung des boariſchen Tributs in Leinſter, dieſer fortwährenden Quelle inneren Blutvergießens, wodurch ſich allerdings Finnachtha einen dauernden Ruhm erworben hat. Die übrigen Blätter der Geſchichte dieſes Jahrhunderts ſind aber wiederum mit Namen und Thaten von Heiligen angefüllt. Zuerſt werden genannt der h. Arbogaſt und der h. Florentius, welche den Prinzen Dagobert von Auſtraſien, der in Irland ſeine Studien gemacht hatte, als Rathgeber in ſeine Heimath begleiteten. Erſterer ward, nachdem Dagobert den Thron beſtiegen, zum Erzbiſchof von Straßburg ernannt, und Florentius folgte ihm nach ſeinem Tode. Hierauf erwähnt der Verfaſſer der beyden heiligen Brüder Erard und Albert, deren Gräber lange Zeit in Regensburg gezeigt wurden, und des h. Wiro, aus der Grafſchaft Clare, den ſich Pipin von Heriſtal, dieſer mächtige Herrſcher und Vater von Königen, zum

Digitized by Google

geistlichen Führer erwählt hatte, und dem er barfuß gebeichtet haben soll. Unter die berühmtesten irischen Heiligen dieses Zeitraumes gehörten aber der h. Kilian, Apostel Frankoniens, Märtyrer, und Schutzpatron von Würzburg, und Cataldus, der Schutzheilige von Tarent. Ueberhaupt breitete sich der Ruf der in Irland vorherrschenden Gelehrsamkeit, und namentlich der Gottesgelahrheit immer mehr aus, und nicht allein gingen viele dortige Gelehrte in das Ausland, sondern es kamen auch von allen Seiten Freunde der Wissenschaften, um in dieser berühmten Insel ihre geistigen Schätze zu sammeln. Es war auch um diese Zeit, daß in Irland jene Art von Behandlung der Wissenschaft zuerst aufkam, welche in späterer Zeit, in ihrer systematischen Gestaltung, den Namen der scholastischen Philosophie erhielt.

Um die Mitte des achten Jahrhunderts machte sich besonders berühmt Virgilius (oder Feargil, auch Feargal), der sich zuerst die Aufmerksamkeit Pipin's, Vaters Carl's d. G., erwarb, und sodann jene des Herzogs Odilo von Bayern. Er ward besonders bekannt durch Mißhelligkeiten, die zwischen ihm und dem großen Bonifacius, dem Apostel Deutschlands, ausbrachen, und vom Papste Zacharias zu Gunsten Virgil's entschieden wurden. Er war es auch, der durch die in Irland eingesogene Gelehrsamkeit auf den Schluß von der Kugelgestalt der Erde kam, was ihm, da man seine Annahme von Gegenfüßlern als die Behauptung einer zweyten Welt und Menschengattung unter unserer Erde auslegte, manche Verfolgung, selbst von dem h. Bonifacius zuzog, so daß von Rom aus der Befehl gegeben ward, seine Lehre zu untersuchen, und falls sie als ketzerisch befunden würde, zu verdammen. Allein Virgil ward dergestalt gerechtfertiget, daß er nicht nur zum Bischofe von Salzburg erhoben, sondern auch späterhin unter Papst Gregor IX. (A. 1233) canonisirt wurde.

Dem h. Virgil verdankt vorzüglich Kärnthen die Einführung des Christenthums, weßhalb er auch der Apostel dieses Landes genannt wird. Auch hat er sich durch den Bau der St. Rupertskirche zu Salzburg ein bleibendes Denkmal errichtet.

In der Aufzählung irischer Gelehrten, welche im Auslande geglänzet, sich besonders gefallend, erzählt der Verfasser noch manche Begebenheit seiner Landsleute Clement und Albin unter Carl d. G., und Dungal unter Lothar I., deren Namen wir nur hier in der Kürze anführen wollen; er nennt ferner Sedulius, als Bischof von Oreto in Spanien, und Donatus, Bischof von Fiesole in Italien; sodann Johann Scotus, mit dem Beynamen Erigena oder Eringena (Irländer), einen besondern Schützling König Carls des

Digitized by Google

Kahlen, und erſten Beförderer des der ſcholaſtiſchen Methode entgegengeſtellten Princips des Myſticismus, zugleich aber auch einer Art von Pantheismus oder Materialismus, die ihn ſo weit führte, die Ewigkeit der Höllenſtrafen zu läugnen, indem er alle Dinge mit Gott identificirte, und daher auch kein bleibendes Uebel annehmen konnte, ohne Gott zum Theilhaber desſelben zu machen. Der Verfaſſer dringt noch tiefer in die Lehren dieſes Philoſophen ein, deren bloße Andeutung hier genügen wird, und geht dann im Vierzehnten Kapitel über auf: den Zuſtand der Gelehrſamkeit und der Künſte in Irland während dieſes Zeitraumes.

Die Behauptung, daß die Schreibekunſt ſchon längſt vor der Ankunft des h. Patrick in Irland gebräuchlich war, hat der Verfaſſer bereits in einem früheren Kapitel aufgeſtellt und entwickelt; es führt derſelbe daher hier nur noch mehrere Beweisgründe an. Unter dieſen möchte einer der triftigſten wohl der ſeyn, daß ſich zugleich mit dem Chriſtenthume eine Tiefe der Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft in Irland zeigte, und bis in die fernſten Länder ausbreitete, welche nicht leicht denkbar ſeyn dürfte, wenn nicht die Elemente dazu ſchon früher in der Nation vorhanden geweſen wären. Die älteſte iriſche Handſchrift aber, welche man in Irland gefunden hat, iſt der zu Ende des neunten Jahrhunderts geſchriebene caſhelſche Pſalter.

Dagegen überliefern uns die Annaliſten, vorzüglich Tigernach, Bruchſtücke alter Dichtkunſt bis zu dem Erzbarden Dubtach, eines der erſten Bekehrten des h. Patrick, und mit jedem neuen Jahrhunderte vermehren ſich auch die Klänge der iriſchen Muſe. In der erſten Hälfte des ſechsten Jahrhunderts blüheten die drey Dichter Cernach, Sin und Cenfaelad, und es möchte in der That ſcheinen, ſagt Thomas Moore, daß der Urſprung des neuen Gebrauches des Reims, deſſen Quelle nach der allgemeinen Annahme eine ganz andere geweſen ſeyn ſoll, in den alten Rans oder Rins der Iren, wie ſie ihre Stanzen nannten, zu erſpähen iſt. Auch nannte man das Reimen »die Kunſt der Iren.«

Wie die Dichtkunſt ſelten von der Muſik getrennt iſt, ſo pflegten auch die Iren ihre Verſe bey einer Art von Harfe, Cruit genannt, abzuſingen, und der Verfaſſer führt eine Stelle des italieniſchen Tonkünſtlers Galilei an, welcher erklärt, die Italiener hätten die Harfe, in deren Beſitze ſie vor Dante's Zeit waren, aus Irland erhalten.

Auch der Kirchengeſang war in Irland ſchon in ſehr frühen Zeiten in einem beſonderen Grade der Ausbildung. Gertrude, die Tochter Pipin's, ließ aus Irland Perſonen kommen, welche

Digitized by Google

die Nonnen der Abtey Nivelle im Psalmengesange unterrichten sollten.

Weniger blühend jedoch war die Baukunst. Der Eichenhain, welcher, in Folge alter heidnischer Gedankenverbindungen die Wahl des Bauplatzes einer Kirche bestimmt hatte, lieferte auch das rohe Material, aus welchem sie erbaut wurde, und nur in wenigen Fällen wurde sie mit einem steinernen Walle, oder Castol, umschlossen. Das Dach war von Rohr.

Von der Einfachheit der Privatgebäude ist bereits die Rede gewesen. Wo aller Besitz temporär war, mußte der natürliche Beweggrund zur Aufführung dauerhafter Gebäude wegfallen.

Ueber den Zustand des Ackerbaues sind wenig Nachrichten vorhanden. Viehzucht scheint einen Haupterwerbszweig der alten Iren abgegeben zu haben; jedoch liefert die berühmte Scheuer des Dicho, Freundes des großen Apostels, einen augenscheinlichen Beweis für die Gewohnheit der Aufspeicherung des Getreides. Auch finden sich im siebenten Jahrhunderte bereits Spuren von einem Backhause, von Wassermühlen, Gartenbau und Bienenzucht.

Nachdem der Verfasser noch einer gewissen Geschicklichkeit, welche die alten Iren in Metallarbeiten gehabt haben sollen, so wie der bey ihnen, eben so, als bey den Britonen und Griechen üblich gewesenen Kriegswägen Erwähnung thut, deren man sich auch auf Reisen bediente, kommt er zum Schlusse dieses Kapitels, mit welchem zugleich der erste Band seines Werkes zu Ende geht, auf die schon früher erwähnten alten Brehon'schen Gesetze. Die Meinungen über das Alter dieser Gesetze sind getheilt; einige wollen dieselben aus der vorchristlichen Zeit herleiten, weil sie gar nichts von Fremden in Irland aussprechen, auch von Geldbußen an Vieh und Waaren reden; allein der Verfasser hält dieselben demungeachtet für neuer. Eben so war ein Zwiespalt unter den Gelehrten darüber, ob jene Gesetze geschrieben, oder traditionell überliefert worden seyen; unser Verfasser spricht sich, auf Grund der großen Menge noch vorhandener irischer Manuscripte über die Brehon'schen Gesetze, für die erstgedachte Meinung aus, läßt aber nebenbey der traditionellen Fortpflanzung gleichfalls ihre Rechte.

Was man auch im Ganzen, so schließt der Verfasser diesen Band, von den Ansprüchen der bis auf unsere Zeit gekommenen zahlreichen Ueberreste des Brehon'schen Gesetzes auf ein hohes Alter denken mag, immerhin unterliegen der Gebrauch dieser Form der Jurisprudenz unter den Iren seit undenklichen Zeiten, und die tiefe und hartnäckige Ehrfurcht, mit welcher sie, nachdem sie längst unter das englische Joch gebeugt worden waren,

Digitized by Google

ſich noch immer an dieſelben anklammerten, nicht dem geringſten Zweifel. In dem fünften Jahrhunderte ſah der h. Patrick die Brehonen ihre damals ſchon alten Geſetze auf den Hügeln verkünden; und über tauſend Jahre nachher fanden die Gerichtsbeamten Britanniens in dem noch immer verehrten Brehon das furchtbarſte Hinderniß für ihre Pläne. H.

(Die Fortſetzung folgt.)

Art. VII. Numismata nonnulla graeca ex Museo Regis Bavariae hactenus minus accurate descripta, edidit Dr. Franc. Streber, Numothecae Reg. bav. adjunctus [1]).

Dieſes Werk hat vorzüglich den Worten Eckhels, wie der Herr Verfaſſer ſelbſt S. 83 geſteht: »Potest accidere, ut numos jam vulgatos reſingas utilius, quam proferas nondum vulgatos, quis enim inficiabitur plus saepe imminere periculi a numis falso descriptis, quam penitus ignoratis? ut jam Graecis Troja profectis, minus infestae fuere tenebrae, quam ignes dolosi ex Caphareo collucentes,« ſeinen Urſprung zu verdanken.

Ein großer Theil der jetzigen k. bayeriſchen Sammlung antiker Münzen war früher ein Eigenthum des ehemaligen franzöſiſchen Conſuls in Salonichi (Theſſalonica), Hrn. Couſinery. Dieſer hatte über ſeine Sammlung, zu ſeinem Privatgebrauche, einen Katalog gemacht; aus dieſem hat Mionnet in ſeinem bekannten Werke die Beſchreibungen entlehnt, und ſo manche Irrthümer, welche Couſinery (obſchon ein ausgezeichneter Gelehrter, wie er dieß in mehreren Werken bewieſen [2]), beging, in die ganze Welt verbreitet.

Noch mehr Unrichtigkeiten, als durch Couſinery und Mionnet, kamen durch Seſtini aus der Münchner Sammlung in die Wiſſenſchaft. Seſtini, einer der größten Gelehrten der Numismatik, mit einem ſeltenen Takte in dieſer Wiſſenſchaft begabt, welche er über funfzig Jahre bearbeitete, hat, weil er in ſeinen alten Tagen ſchwächer ſah, und auch aus Flüchtigkeit, viele Münzen

---

[1]) Dieſes intereſſante Werk ließ die Akademie der Wiſſenſchaften zu München, ſobald ſie davon Kunde bekam, auf ihre Koſten im erſten Bande der »Abhandlungen der philoſophiſch-philologiſchen Klaſſe der königlich bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften, München 1835«, S. 80—255 mit 4 lithographirten Tafeln, drucken, und wählte ſeinen Verfaſſer zu ihrem Mitgliede (er wurde auch in Folge deſſelben zum Univerſitätsprofeſſor ernannt).

[2]) Essai historique et critique sur les monnaies d'argent de la ligue Achéenne. Paris 1825. Mit Kupfern. — Voyage dans la Macédoine. Paris. 2 Vol. Mit Kupfern.

Digitized by Google

falsch beschrieben, die durch Hrn. Streber genauer beschrieben und bestimmt werden.

Der Verlauf dieser Anzeige wird ebenfalls beweisen, wie oft selbst die gewissenhaftesten Männer, als Eckhel, Neumann, Fundi bey der großen Menge ihrer Arbeiten sich geirrt haben. — Ref. konnte außer den hier berührten noch viele andere richtiger bestimmen, als z. B. die Münze des Lyceius, von der Khell und Eckhel [1]) eine so weitläufige Dissertation geschrieben, und so bey manchen anderen; auch konnte er viele aus den Unbestimmten herausnehmen, und ihnen Ort und Bestimmung anweisen.

Wie oft muß jeder redliche Forscher gestehen: »Veniam damus, petimusque vicissim, — ubi plurima nitent, levibus non offendar maculis.«

Cliternia in Daunia.

Mit gründlicher ausgebreiteter Gelehrsamkeit theilt Streber die Münze mit einem Kopfe der Pallas auf der Vorseite und auf der Rückseite *KAH* rückwärts geschrieben, der Stadt Cliternia in Daunia (h. z. T. terra di Bari) zu. Im k. k. Münzkabinette sind zwey dieser Exemplare, welche jedoch verschieden im Alter der Fabrik. Die erste hat Aehnlichkeit mit jener, welche Sestini aus dem Museum von Gotha, Lett. numism. T. IX. p. 25. T. 1. N. 35, mitgetheilt, obschon auf dem Wiener Exemplare deutlich *KA* neben einander, und am Rande Spuren des *H*; übrigens flattern die Zügel des laufenden Pferdes in der Luft. Das zweyte Exemplar ist auffallend ähnlich mit jenem im brittischen Museum [2]).

Sestini gab diese Münzen bald nach Ctemene in Thessalien, bald nach Cleone in Argolis — mit sehr wahrscheinlichen Gründen schlägt Streber Cliternia in Daunien vor. Die Fabrik ist freylich nicht ganz groß-griechenländisch, und schien eher nach Thessalien hinzuweisen; bis jedoch eine Stadt mit dem Anfange *KAH* in Thessalien aufgefunden wird, kann Cliternia gewiß mit vieler Wahrscheinlichkeit die Mutterstadt dieser schönen Münzen bleiben. Mit Recht hat der Verfasser die ähnliche Münze von Argos in Vergleich gestellt, um den fraglichen Münzen einen dieser näheren Sitz anzuweisen, daher er vorschlägt, Ctemene aus der numismatischen Geographie zu verbannen und dafür Cliternia aufzunehmen.

---

[1]) Numi veteres anecdoti p. 194 — 198. Tab. XI. N. 21, und es ist dieß um so auffallender, da Eckhel vom nämlichen Könige Päoniens selbst p. 223, 224, Tab. XIII., N. 5 aus der Sammlung des Großherzogs von Toscana zuerst das Tetradrachma bekannt machte.

[2]) Combe Vet. Pop. et Reg. numi qui in Museo Britannico asservantur p. 246, Tab. XIII. Fig. 27, fast idem typus.

Digitized by Google

Bizya in Thracien.

Herr Streber ließ auf der ersten Tafel Nr. 3 eine merkwürdige Münze mit *BIZTHNΩN* stechen, auf welcher ein Faun vorkömmt, der aus einem Weinschlauch Wein in ein großes zweyhenkliges Gefäß ablaufen läßt. Sestini hat gleiche Münze als Mars beschrieben, der ein Trophäum trägt. Im kaiserl. Kabinette ist eine ähnliche Münze von Bizya unter den Autonomen, auf deren Vorderseite ein Bacchuskopf mit Epheu in den Haaren.

Gonneis.

Mit sehr vieler Wahrscheinlichkeit nimmt der Verfasser die Münze mit dem Jupiterkopfe, auf der Rückseite ein Widder und über demselben *ONNE* (Tab. 1. Nr. 4), der Insel Halonesus, wohin sie Sestini reiht, von der es keine bestimmten Münzen gibt, weil die deutlichen Buchstaben sich nicht mit Halonesus in Uebereinstimmung bringen lassen.

Sestus im Cherſonesus Thracica.

Neu und merkwürdig ist die Zusammenstellung der zehn Münzen, welche bald mit *ΣA*, bald *ΣH* alle einerley Mutterstadt, nämlich Sestus, bedeuten. Mit Sicherheit können von nun an die Münzen mit *ΣA* bezeichnet, welche die meisten Gelehrten nach Sala Thraciä geben, der Stadt Sestus zugetheilt werden; denn die Mischung des jonischen und dorischen Dialectes auf Münzen einer und der nämlichen Stadt ist nichts Seltenes. Bey Sammlungen ist nicht bald etwas so lehrreich, als Aehnlichkeiten zusammenzustellen; Wahrheiten springen dann von selbst heraus.

Cotys und Rheſcuporis, Könige in Thrazien.

Auf den zwey Exemplaren, die Ref. bisher zu sehen bekam, steht zuverläßig *ΡΑΙΣΚΟΤΠΟΡΕΩΣ*, und ist daher wahrscheinlich, daß diese Lesearт von allen gilt. Fundi, der Verfasser des Thiepolischen Katalogs, las auf seiner Münze *BAΣIΛEVS ΡΑΙΣ-ΚΟΤΠΟΡΙ* *), auf welcher doch deutlich steht: *BAΣIΛEΩΣ ΡΑΙΣΚΟΤΠΟΡΕΩΣ*. Dieß erinnert an den Streit über den König des Bosporus Cimmerius, den zuerst ein eben so unterrichteter als bescheidener Numismate, der Oberst und Gouverneur v. Kertsch, der leider verstorbene Stempkowsky, rege gemacht hat.

Er schrieb im Dezember 1825 an Referenten, daß auf der Insel Tendra im Jahr 1824 eine Münze gefunden worden sey,

*) 1) Musei Theupoli antiqua numismata Venet. 1736, p. 1240. 2) l. c. p. 1199.

Digitized by Google

welche dergestalt jener von Fundi beschriebenen gleiche, daß er versucht sey, zu glauben, sie sey eine und dieselbe Münze, nur trage sie den Namen *ΜΙΘΡΑΔΑΤΟΥ*, statt wie bey Fundi *ΣΑΤΡΟΜΑΤΟΥ*. Die Rückseite sey beschädigt, die der Sammlung Thiepolo vortrefflich erhalten, und bewahre den Namen *ΓΗΠΑΙΗΤΡΕΩΣ*. Stempkowsky schickte dem Referenten eine Zeichnung, welche genau mit dem Wiener Originale verglichen, zeigte, daß dieß eine und die nämliche Münze sey, worüber Stempkowsky erstaunt die Antwort des Ref. im Journal d'Odessa 1827 abdrucken ließ. Diese Entdeckung war Miturſache, daß die Chronologie der Könige des Bosporus ganz umgeändert wurde, daß Gepäpyris als die Gemahlin des Mithradates statt des Sauromates erklärt, und dieser ganz aus der Liste der so frühen Könige des Bosporus gestrichen wurde. Seit dieser Zeit haben Münzen, welche der Gr. Serristori nach Florenz brachte, und dessen Güte Ref. Abzeichnungen verdankt, eine andere beym Grafen Pralormo gesehene, und eine dritte für das k. k. Münzkabinet angekaufte, die Identität des Mithradates mit jener Thiepolischen hinlänglich bewiesen. Mionnet, in diesem Streite zum Schiedsrichter gewählt, hat Suppl. IV. p. 494, 495, b und c, für die richtige Leseart Stempkowsky's und des Referenten entschieden, aber mit eben nicht zu ängstlicher Treue in der Erzählung des Verlaufes. Visconti's [1]) Zeichnung ist sehr ungenau.

Nur gut erhaltene Exemplare können manchmal die Irrthümer, selbst der größten Männer, aufklären; so gehört die von Eckhel [2]) beschriebene Münze, deren Vorderseite er für einen Philosophen, Neumann für Homer hielt, gewiß auch dem Bosporus, und die sitzende Figur ist König Sauromates II., wie ihn Köhler [3]) aus der Sammlung der Kaiserin Mutter von Rußland beschreibt. — Die Münze, welche Eckhel und Neumann wegen der auf der Rückseite befindlichen Buchstaben *ΜΗ* nach Melos legten, gehört dem Sauromates, der auf den Rückseiten seiner Münzen meistens die nämlichen Buchstaben *ΜΗ* setzen ließ, und diese bedeuten 48 Jahre der Bosporischen Epoche, — auch sind auf der Münze im kais. Kabinette Spuren von der Ueberschrift: *ΤΙΒΕΡΙΟΣ. ΙΟΥΛΙΟΣ. ΣΑΤΡΟΜΑΤΗΣ* sichtbar, welche den beyden ausgezeichneten Numismaten entgangen sind.

Spartolus in Macedonien. (Ref. Spalathra in Thessalien.)

Beyfall verdient auch die Restituirung einer kleinen Silber-

[1]) Visconti, Iconographie grecque pl. 72. N. 12.
[2]) Catalog. Mus. Caes. I. p. 133. Doctr. II. p. 332.
[3]) Remarques sur les antiques du Bosph. p. 140. N. 21. b.

Digitized by Google

münze, auf deren Vorderseite die Hälfte eines springenden Pferdes mit ΣΠΑ, und Rückseite mit einem Adler, der aufwärts fliegt und eine Schlange zerreißt; es ist ganz im Sinne der numismatischen Epigraphik selbst bey dem Worte $\frac{\Sigma\Pi}{A}$, nämlich auf der des kais. Kabinets, zu lesen: Spartolus (Spalathra) und nicht Aspledon, daher Aspledon aus der numismatischen Geographie zu entfernen, und Spartolus, oder vielmehr Spalathra Thessaliä, einzuführen — Ref. liest auf der ehemaligen Münze Fontana's, jetzt k. k. K. ΣΠΑ... PA. — so auch Eion mit einem ganz ähnlichen Typus, nur statt ΣΠΑ. bloß H.

Trienses in Macedonien.

Wie folgenreich die Zusammenstellung der Aehnlichkeiten bey Sammlungen sey, hat Hr. Streber abermal bewiesen, indem er alle Münzen mit TPIH bald retrograde, bald anders geschrieben zusammenreihte, und mit größter Wahrscheinlichkeit den Schluß herausfolgert, daß eine ähnliche Münze, von Sestini unter Hermione und Tyrissa, von Mionnet unter Priene, von Cousinery unter Corinth, und obschon Cadalvene richtig TPIH las, doch auch von diesem zu Corinth, Allier de Hauteroche nach Teria in Troas, nach Macedonien und zwar zu den Trieres zu legen sey; Hr. Streber hat allerdings Recht, hier mazedonische Münzfabrik zu sehen; warum er jedoch Trieres statt dem Plinischen Triense vorschlägt, ist Ref. nicht ganz klar. Die Münzen von Amphipolis, von Trälium u. dgl. beweisen die macedonische Fabrik bestimmt — soll das ♀ auf der Rückseite mit dem Pegasus nicht eine Eintrachtsmünze zwischen Corinth (dem das ♀ immer zukömmt) und den Triensern beweisen?

Pherä in Thessalien.

Die interessante Münze von Pherä trägt auf der Vorderseite den Kopf der Quelle Hypereis (ein jugendlicher Kopf mit Schilfkrone und ein Fisch); rückwärts eine weibliche Gestalt mit beyden Händen eine Fackel haltend, auf einem Pferde sitzend. Mit vieler Gelehrsamkeit beweiset der Verfasser, daß das Haupt mit Schilfrohr gekrönt, die Quelle vorstelle; er wollte vielleicht der schönen Münze von Syracus mit der Arethusa nicht vergleichungsweise erwähnen. Auf der Rückseite, hält er dafür, ist die Diana palustris vorgestellt, und seinen Gründen für diese Annahme dürfte kaum eine andere haltbare Einwendung gemacht werden, als daß Pausanias eine solche nie beschreibt; so erkennt der Verfasser in der Vor- und Rückseite der merkwürdigen Münze von Pherä eine Anspielung auf die Oertlichkeit der Stadt, die Quelle, welche darin entsprang, und die Lage am Sumpfe Boebeis, an welchem ein Tempel der Pherischen Diana war.

Digitized by Google

Eine Diana zu Pferd, in der linken Hand den Zügel, in der Rechten eine Fackel, möchte Ref. auch auf einer Münze Hadrians von der Stadt Argos in Argolis (in der ehemaligen Viczaischen Sammlung) erkennen, welche Münze zugleich auffallend durch Pausanias Corinthiaca II. c. XXIII. erklärt wird: *τῆς δὲ Ἀρτέμιδος τῆς Φεραίας* (σέβουσι γὰρ καὶ Ἀργεῖοι Φεραίαν Ἄρτεμιν) *ἄγαλμα*, wornach auch in Sikyon und Athen ein Bild der Pherischen Diana.

Pagä in Attica.

Die Gestalt, welche auf der Münze des Commodus in jeder Hand eine Fackel hält, und welche Frölich, Neumann, Pellerin, Eckhel, Creuzer für die Ceres Malophora ansahen, ist für die Diana zu erklären, wofür auch Sestini und Mionnet stimmen.

Dem unbefangenen Blicke wird diese Gestalt, mit den Cothurnen, hoch aufgeschürzt, sogleich als Diana erscheinen. Der Verfasser hat allerdings Recht, diese Münzen mit den übrigen von Megara zu vergleichen, auf welchen ebenfalls eine Diana, mit anderen, auf denen Ceres ihre zwey Fackeln an einer sehr großen anzündet. Ceres ist immer als Matrone gebildet, und dürfte sicher nie bestimmt in der Art vorgefunden werden, wie hier die Diana — auf den Münzen von Megara erscheinen nicht bloß Ceres und Diana, sondern auch andere Götter, als: Hercules, Apollo u. s. f. Uebrigens meint Ref. wäre das Bildniß der Artemis Malophora ein Lamm tragendes, wie das des Mercur Kriophorus, ein Widder tragendes auf den Münzen des Sept. Sev. und der Plautilla von Aegina. Ref. stimmt dem Verf. daher völlig bey, die Gestalt für eine Diana zu halten, und um so mehr, als das Thier in ihrer Begleitung nicht ein Widder, sondern ein Hund zu seyn scheint, welcher mit der Diana auf gleicher Basis steht.

Eine ganz ähnliche Münze mit der im Münchner Kabinette ist auch in St. Florian, vormals Sammlung des Apostolo Zeno, sie ist gleichfalls von Commodus; die Rückseite unterscheidet sich nur dadurch, daß die Buchstaben anders gestellt, und die Diana auf einer tieferen breiteren Basis steht; beym Commodus ist wohl das Paludamentum, jedoch nicht der Harnisch sichtbar.

Eine Münze von Corinth, des Septimius Severus im Kabinette zu Florian, entscheidet, wenn es nöthig wäre, gleichfalls sehr zu Gunsten der Benennung: Diana; — sie hält vor sich beyde Fackeln, hat auf der Schulter den Köcher, und Hunde begleiten sie.

Epidaurus in Argolis.

Die Münze von Epidaurus in Argolis hat selbst in der Zeich-

Digitized by Google

nung etwas, was glauben macht, daß sie nicht ächt sey; auch dem Verfasser will sie nicht recht zu Sinne, was er selbst in der Note 5 angibt. Solche Dinge lassen sich nur durch Selbstanschauen entscheiden, oder nur der Autopte kann für sich ein Urtheil fällen. Die Figur des Aesculap und die Schlange haben einen Ausdruck der Aengstlichkeit, welcher mit dem Grandiosen der gleichen Gestalten, selbst noch auf der Münze des Antoninus Pius von Epidauros *) nicht übereinstimmen.

Die Buchstaben ΘΕ, welche unter dem Thron des Aesculap Hrn. Streber für die Aechtheit der Münze zu stimmen scheinen, machen sie, weil dieselben in diesem Sinne vielleicht nirgends vorkommen, als die Anfangsbuchstaben von Θρασυμήδης Ἐποίησε, denn nach Pausanias, war Thrasymedes der Verfertiger der Statue des Aesculap zu Epidaurus, dem Ref. zweifelhaft.

---

*) Diese war früher im Besitze Neumanns (Populor. et Regum numi veteres inediti Vindob. Tom. II. 1783. Tab. V. N. 14. pag. 160, 161), dann in jenem Viczay's, und ist jetzt im k. k. Münz- und Antikenkabinette, mit welchem im verflossenen Jahre alle antiken Münzen der Sammlung des Gr. Viczay, welche dem k. k. Münz- und Antikenkabinette fehlten, und von den Ländern, die das heutige Kaiserthum Oesterreich bilden, oder dasselbe begränzen, herrühren, vereinigt wurden, als: Dacia, Moesia, Thracia, Macedonia, Illyricum, mit den reichen Städten an den Ufern der Donau, im Binnenlande und an der Meeresküste: Aenus, Anchialus, Bisanthe, Bizye, Byzantium, Deultum, Hadrianopolis, Mesembria, Nicopolis ad Mestum, Pautalia, Perinthus, Philippopolis, Plotinopolis, Trajanopolis — Callatia, Dionysopolis, Istrus, Marcianopolis, Nicopolis ad Istrum, Odessus, Serdica, Tomi — im Illyricum: Apollonia, Byllis; so daß von den ältesten Sitzen der Cultur in Europa bis zur Völkerwanderung von der Donau bis zum thracischen Bosporus, vom schwarzen Meere bis zum adriatischen keine Sammlung so vollständig ist, wie die kaiserliche, und ein so deutliches Bild des blühenden Zustandes, dessen sich diese Länder einst erfreuten, aufweiset — auch würden noch aus der Viczay'schen mit der kaiserlichen vereiniget aus Sicilien: Entella, Messana; aus Griechenland; die Inseln: Ithaca; von Argos; aus Asien; die Provinzen: Bithynia, Troas; Insel Lesbos; Aeolis, Jonia, Caria; Insel Cos, Samos; die Länder: Lycia, Pamphilia, Pisidia, Cilicia, Insel Elaeusa; die Länder Lydia, Phrygia, Cyrrhestica, Seleucia, Trachonitis, Phoenicia, Persia. Aus der römischen Abtheilung, die schönsten Medaillons, von: Commodus, Severus Alexander, Julia Mamäa, Gordianus III., Philippus I. und II., Gallienus, Probus, Maximianus, Constantin II. — bloß von den 1200 Goldmünzen konnten die sechs gewählten, und von den silbernen drey bis vier nicht erhalten werden, weil die ersteren ein Particulier in Paris, Hrn. Dupré, zusammenkaufte.

Digitized by Google

Phäſtus in Creta.

Hr. Streber hat in der Beſchreibung der alten Münze von Phäſtus S. 161. Tab. II Nr. 5. Recht; auf der Vorderſeite mit archaiſtiſchen Buchſtaben retrograde *TMIAΦ* - (*ΦAIΣT*, Phaist-Phaest) geſchrieben, Europa ſitzend und Jupiter als Stier auf ſie zugehend — Rückſeite: Mercur auf einem Platanenbaumſtocke ſitzend, in der Rechten den Caduceus, um den Hals den Petaſus gebunden. Die ähnliche Münze im k. k. Kabinette iſt auf der Rückſeite beſſer erhalten, als jene in München, und zeiget den Mercur bis auf den halben Leib nackt; der untere Theil gekleidet, bis auf die Vorfüße.

Neocäſarea in Pontus.

Die Münze von Neocäſarea in Pontus, im k. k. Kabinette, hat wohl Aehnlichkeit, iſt aber ein von jener im Münchner Kabinette verſchiedener Stempel.

Trapezus.

Die Münze des Elagabalus mit dem Lunus auf der Rückſeite, der zu Pferde zwiſchen den zwey Genien, iſt ſehr merkwürdig wegen der Beziehungen der Mythen Perſiens mit denen des Pontus, und alles was der Verfaſſer darüber anführt, zeigt eben ſo ſehr von ſeiner Gelehrſamkeit, als von ſeinem richtigen Urtheile. Der Lunus kömmt oft zu Pferde vor, wie es ohnehin ſchon bemerkt, aber auch auf einer intereſſanten Münze des k. k. Kabinets, von Septimius Severus mit *TPAΠEZOYNTIΩN* dem Deus Lunus, mit der ſtrahlenumgebenen phrygiſchen Mütze und einem Pferde; ſowohl Lunus als das Pferd in halber Geſtalt.

Germe in Myſien.

Die wenig genaue Anſicht des Medaillon von Germe hat zu den unrichtigen Beſchreibungen des Couſinery, Mionnet und des Seſtini, der einen ähnlichen aus dem Muſeum zu Hedervar anführt, Veranlaſſung gegeben. Es muß ohne Zweifel ſo geleſen werden: *ΕΠΙ. CTP. ΝΕΙΚΙΟΥ. ΓΕΡΜΗΝΩΝ.* Hercules auf ſeine Keule geſtützt, ſteht erſtaunt, da er ſeinen Sohn Telephus von einer Hirſchkuh ernährt ſieht; auf einem Felſen ſitzt ein Adler, denn auf Jupiters Befehl wurde der Sohn des Hercules von der Hirſchkuh gepflegt.

Pergamus in Myſien.

Es freut den Ref. den Vermuthungen des Verfaſſers durch das k. k. Münzkabinet über dieſe kleine Silbermünze, die er Tab. III. Nr. 3. ſtechen ließ, und welche Seſtini dem Alexander

Digitized by Google

Neoptolemus, Könige von Epirus, zuschrieb, daß sie auf Pellerin und Combe gestützt, nach Pergamus gehöre, gänzliche Gewißheit zu verschaffen.

Im k. k. Münzkabinette ist eine kleine Silbermünze, ganz der erwähnten ähnlich; auf der Vorderseite der Kopf des Hercules, mit der Löwenhaut bedeckt; auf der Rückseite: ΠΕΡΓΑΜ. Pallas stehend, mit der Rechten eine Lanze schleudernd, mit der Linken den Schild haltend.

Dankenswerth ist die Mittheilung einer gut erhaltenen Legende, von einer Münze des Augustus abgeschrieben; auf der Rückseite mit einem Becher, der selten gut erhalten vorkömmt.

Alexandria in Troas.

Der Verfasser hat ohne Zweifel gegen Millingen Recht, wenn er behauptet, die auf einer Base stehende Gestalt auf den Münzen von Alexandria in Troas sey nicht der Genius der Stadt, sondern Apollo Sminthius; der Genius sey auf der Vorderseite. Auf einer vortrefflich erhaltenen des k. k. Münzkabinets ist diese Erklärung eben so deutlich angegeben, nur der bärtige Priester fehlt; Apollo hält offenbar den Bogen, und zwar auf ähnliche Art, wie bey uns die Schützen das Gewehr tragen.

Canae in Aeolis.

Der Verfasser gibt dahin die Münzen, die Sestini unter verschiedenen Beschreibungen nach Gergys reiht. Den Dienst des Apollo zu Gergys (mit γ) bestätigt eine kleine Bronzemünze im k. k. Kabinette mit dem Kopfe des Apollo, rückwärts ΓΕΡΓΥ und eine Leyer; auf dieser Münze ist also Name der Stadt und Apollodienst bestimmt, woran auch nicht zu zweifeln, wenn die Münze ΚΑ, und nicht, wie Sestini sagt, überdieß noch ΓΕΡ überschrieben ist, wovon der Verfasser nichts sieht.

Cyme.

Wie sehr Eckhel zuerst Recht hatte, die Münzen, auf welchen bloß ΚΥ, nach Cyme, und nicht, wie seine Vorgänger, nach Cyprus zu legen, und wie sehr auch unser Verfasser Recht hat, Eckhel zu folgen, indem er die auf Tab. III. Nr. 8. gestochene Münze Cyme zutheilt, bestätigt eine schöne Münze Nero's im k. k. Münzkabinette, wo auf der Rückseite gleichfalls der Typus des Genius der Stadt, eine weibliche Gestalt mit einem Thurme auf dem Haupte, in der rechten Hand eine Kugel, in der linken ein Dreyzack mit der Umschrift ΑΙΟΛΙΣ. ΚΥΜΗ.; also das Bildniß der Aeolischen Amazone Kume.

Digitized by Google

Colophon in Jonien.

Zwey Münzen theilt der Verfasser, Tab. III. Nr. 9 und 10, mit; die erste zeigt das Bild des Apollo Clarius, dessen Tempel und Orakel bey Colophon so berühmt war, daß auch Germanicus dasselbe befragte. Die zehnte Münze stellt den Apollo Clarius sitzend zwischen der Diana und Nemesis vor.

Ephesus.

Auch die zwey Münzen von Ephesus haben etwas Interessantes; der Typus des Meleager, den Sestini in Flüchtigkeit Diana nannte, ist bewahrheitet, und die Bemerkung über σκολια εργα, als gewaltsame Bildwerke, scheint dem Referenten gegründet, und die Stelle des Strabo mit Winkelmann gut interpretirt. Diese interessante Stelle gibt einen merkwürdigen Vergleich des Alterthumes mit den jüngeren Zeiten. Strabo sagt: Ὄντων δ' ἐν τῷ τόπῳ πλειόνων ναῶν τῶν μὲν ἀρχαίων, τῶν δὲ ὕστερον γενομένων ἐν μὲν τοῖς ἀρχαίοις ἀρχαϊά ἐστι ξόανα, ἐν δὲ τοῖς ὕστερον σκολιὰ ἔργα. Dieß ist auch in unseren Zeiten der Fall — die alte Einfachheit der Gestalten, und dann die verdrehten, die rechte Hüfte insbesondere hervorzeigenden des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Die Bemerkung, daß die Frau, welche ein Kind auf jeder Hand trägt, Ortygia ist, die Amme des Apollo und der Diana, und nicht Latona, ist richtig.

Smyrna.

Da die Münze des Commodus von Smyrna gut erhalten ist, so hat der Verfasser der Wissenschaft einen Dienst erwiesen, sie stechen zu lassen; sie zeigt die große Schmeicheley, welche die kleinasiatischen Städte den römischen Imperatoren bewiesen. Auf dieser Münze, Tab. IV. Nr. 2., erscheint Commodus mit dem Strahlenhaupte des Apollo, mit der Fackel in der linken Hand, als Ceres, mit dem Acrostolium in der rechten Hand, als Neptun, also ein dreyfach pantheistisch Wesen.

So sehr Ref. in diesen Münzen dem Verf. seine Zustimmung gibt, so wenig kann er dieß in der folgenden, Tab. IV. Nr. 3., auf deren Rückseite Bacchus sitzend, und sich gegen eine Frauengestalt rücklehnend; neben den beyden Priapus und der Thyrsus. Indem hier der Verf. glaubt, den Bacchus und die Semele zu sehen, irrt er sicher, und noch mehr, wenn er glaubt, Eckhel hätte auch auf der Tab. XXIII. des Choix des pierres gravées, Bacchus und Semele sehen sollen, wo dieser große Archäologe mit Recht Bacchus und Ariadne sah — ein näherer Blick auf den Stein, oder die genaue Lesung der Note 1. S. 55, würde den Verfasser sicher von der richtigen Benennung Eckhels

Digitized by Google

überzeugen, und ihn bestimmen, die bekleidete Figur nicht den indischen Bacchus, sondern Priapus zu heißen. Die Arbeiten auf den geschnittenen Steinen und den Münzen sind so erstaunlich ähnlich, daß die Vermuthung nicht ungegründet ist, auch sie seyen Nachbilder nach vorhandenen Gruppen: denn es sind dem Referenten drey Münzen mit dieser Vorstellung bekannt — eine Autonome im k. k. Münzkabinette, und eine andere vom Commodus, die dritte von der Julia Domna zu München.

Die Münze des Commodus ist von Fundi in Numismata Theupoli p. 929 wie viele andere nicht ganz richtig beschrieben; der Magistrat könnte folgendermaßen ergänzt werden: *CTP. ΠΟ. APIZHAOT... CMTPNAIΩN.* So ähnlich die Vorstellungen der Münzen mit dem geschnittenen Steine sind, nur daß auf den Münzen mehr Decenz als öffentliche Werke, wie auf dem Steine, — so unähnlich sind Münzen und Steine mit dem Spiegel, den Gerhard Monumenti ined. T. I. pl. 56 bekannt gemacht; es gilt daher, nach des Ref. Dafürhalten, der Schluß vom Steine auf die Münzen, nicht aber vom Spiegel auf Münzen und Stein. Auf dem Spiegel ist das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn schon durch ihr Alter und Größe ausgedrückt; so auch auf Münzen und Stein jenes zwischen Bacchus und Ariadne. Es dürften daher nach Eckhel die Beschreibungen des Fundi, des Sestini Lett. numism. Cont. T. VIII. p. 59. 60 und des Verfassers zu richten seyn.

Aphrodisias und Plarasa in Carien.

Der Kopf der Diana auf der Vorderseite *ΠΑ-ΑΦ*, und der geflügelte Blitz auf der Rückseite, verdienen des Numismaten Dank, daß die Münze, richtig gelesen, das Bündniß zwischen Aphrodisias und Plarasa anzeige, und nicht, wie Sestini meint, nach Alabanda gehöre.

Halicarnassus.

Die Unionsmünze zwischen Halicarnaß und Cos ist sehr merkwürdig; auf ihr wird der Dodonäische Jupiter und die Juno von Cos vorgestellt. Halicarnaß scheint eine Pelasgische Colonie gewesen zu seyn, und so der Jupiter, dessen Orakel zu Dodona in Epirus so ungemein berühmt war, zu Halicarnaß verehrt worden zu seyn — er stimmt nicht ganz mit den Vorstellungen des Jupiter von Epirus überein.

Ueber das Orakel zu Dodona dürfte vielleicht Ref. bald Gelegenheit haben, etwas weiter zu sprechen. Referent hat im Münzkabinette zu St. Florian, dem ehemaligen Museo Apostolo

Digitized by Google

Zeno's [1]), eine kostbare Münze mit dem Orakel von Dodona aufgefunden und zeichnen lassen; eine unter den incertis des k. k. Münzkabinets erhält dadurch große Wahrscheinlichkeit des Bezugs auf das Orakel von Dodona: erstere wird nächstens in den Werken des Archäologischen Institutes zu Rom, das Ref. zum Mitgliede ernannte, als maiden speech erscheinen.

Aus dieser über 10,700 St. umfassenden Sammlung griechischer und römischer Münzen ließ Ref. 156 griechische unbekannte, mit Erlaubniß seines Bruders, des dortigen Abtes, zeichnen. In den J. 1794 und 1802 war Neumann, der damalige Director des k. k. Münz- und Antikenkabinets, in Florian, um das Kabinet zu ordnen, wie schon früher Frölich [2]) daran geordnet hatte; die Arbeiten dieser gelehrten Männer wurden durch die Invasion im J. 1809 zerstört, weil das Kabinet zusammengeworfen wurde, bis es Ref. im J. 1827 zum ersten Male sah und ordnete; achtzig Jahre, nachdem es von Venedig nach Oberösterreich gewandert war. Der Katalog, den der verehrungswürdige Kurz, welcher seinen ungemeinen Fleiß vor der Geschichte auf Numismatik wandte, verfaßte, war bey der Ordnung von großem Nutzen; denn er erstreckte sich auf den größten Theil der griechischen Münzen.

Im k. k. Kabinette befinden sich eine sehr gut erhaltene mit dem Jupiter Dodonäus von Sept. Severus, und eine andere von Gordianus III.; ob die Vögel auf den Münzen von Aphytis Tauben sind? auf der des k. k. Kabinetts ist's ein Adler.

Jasus.

Auf der Tab. IV. Nr. 5. gezeichneten Münze erscheint das Bildniß des Jupiter als Mars. Es ist hier das erste Mal das Bildniß des martialischen Jupiter bestimmt; er ist bärtig, geharnischt, behelmt, im Begriff, die Lanze zu schleudern; so beschreibt ihn Pausanias, an der Seite der Juno, im Tempel zu Olympia stehend.

Cos.

Die Figur auf den alten Silbermünzen von Cos, welche gewaltsam den Körper auf einen Dreyfuß zurücklehnt, über dem Haupte mit einem Tympanum spielt, hält auch Ref. mit dem Verfasser für den Apollo, und zwar Referent für den Apollo Mantes. Der Pagurus auf der Rückseite bezeichnet die Insel.

---

[1]) Negri. La Vita di Apostolo Zeno. Venezia 1816. p. 354.

[2]) Khell. Elogium Er. Frölich. Vindob. 1772. p. 18.

Digitized by Google

Sardes in Lydien.

Gut erhaltene Münzen sind eigentlich Monumente, welche geeignet sind, Wahrheit zu verbreiten; sie dienen für die weniger erhaltenen als Anhaltspunkte, auch diese zu erklären.

Auf einer Münze von Sardes: ΣΑΡΔΙΑΝΩΝ. Kopf einer Bachantin. Rückseite: ΣΑΡΔΙΑΝΩΝ. Silenus, der den Knaben Bacchus auf den Knien, und in der rechten Hand den Cantharus hält.

Die ausgebreitete Gelehrsamkeit Eckhels gab diesem weniger deutlichen Typus auf der Münze des k. k. Kabinets die Auslegung, es sey Jupiter, der den kleinen Bacchus, unter Blitz auf die Welt gekommen, im Schooße wärme, und wandte das schöne Epigramm des Macedonius zur Erklärung an; aber der Cantharus in der rechten Hand, die Gestalt des Mannes, passen vielmehr auf den Erzieher des Bacchus, als auf dessen Vater.

Temenothyra und Flaviopolis.

Durch die ohne Zweifel richtige Leseart der, Tab. IV. Nr. 9, gestochenen Münze ist ein neues Bündniß zweyer Städte in der Numismatik bekannt geworden; statt ΤΗΜΕΝΟΘΥΡΕΥ scheint Sestini ΑΝΕΘΗΚΕ gelesen zu haben, was allerdings etwas flüchtig wäre.

Laodicäa in Phrygien.

Die Tab. IV. Nr. 10. gestochene Münze gibt einen merkwürdigen Beytrag zur bildlichen Darstellung der Alten. Laodicäa lag an den Flüssen Lykus und Kaprus, wo sie sich in den Mäander ergießen; um diese Lage bildlich zu bezeichnen, da ΛΥΚΟC der Wolf, und ΚΑΠΡΟC der Eber heißt, gaben sie die beyden Thiere auf die Münze.

Synaos.

Die wohlerhaltene Münze des L. Verus, Tab. IV. Nr. 11., setzt sowohl den Kopf, den selbst Neumann für den des M. Aurelius hielt, als Leseart und Gestalt der Rückseite außer Zweifel. Es ist diese nämlich Apollo, der auf den Zehen einherschreitend, den Bogen mit der ausgestreckten linken Hand hält, und mit der rechten Hand einen Pfeil aus dem Köcher nimmt. Auf der Münze des L. Verus ist Apollo androgynisch, männlich, wie es scheint, mit Strahlen um das Haupt, auf einer sehr schönen Münze im k. k. Kabinette des Nero und der Agrippina, den deßhalb Eckhel für Hercules hielt — Ref. würde ihn Apollo Helios nennen. Es ist zu hoffen, daß eine mit dem Apollo von Belvedere genau übereinstimmende Münze die richtige Benennung dieser so be-

Digitized by Google

rühmten Statue angeben wird. Eine Bronzemünze von Apollonia Cariä, den Apollo als Pythontödter darstellend, wo im Drachen noch Pfeile stecken, führt für den Ref. eine neue Ueberzeugung, daß Winkelmann das so sehr bewunderte Marmorbild richtig benannt habe; denn es ist eben einer der schönsten Vorzüge der Numismatik, häufig die Leuchte der Archäologie zu seyn, und den Gestalten Namen und Bezeichnung zu geben.

Seit Eckhel sein berühmtes Werk, welches bald der numismatische Codex aller Nationen wurde, in Wien schrieb und drucken ließ, haben sich drey Bestandtheile dieses großen Gebietes bedeutend erweitert. Denn außer den reichen Vasenfunden in Italien, den Elgin Phigalian Marbles, den Aegineten, der Venus von Milo, haben sich die Gränzen der Numismatik am meisten ausgebreitet. Ein Vorrang der alten Numismatik bleibt immer der, daß ihre Produkte von der öffentlichen Gewalt abstammen, und ein Ausfluß derselben sind (auch bey neueren Münzen sollten in Sammlungen die auctoritate publica geprägten von jenen, welche bloß Erzeugnisse der Industrie, sorgfältig unterschieden werden, vielleicht durch Beysetzung der Namen des Erfinders, Zeichners und Graveurs, wie dieß bey den französischen der Fall ist); in dieser Beziehung stehen die Vasen, gesprächiger in ihren Darstellungen, und auch andere Kunstwerke nicht so hoch.

Eckhel faßte vom J. 800 circa vor Ch. Geburt bis auf den Fall Constantinopels 1453 alle Münzen der griechischen Völker und Nationen in vier Bänden seiner Doctrina *), im fünften

*) I. Doctrina Numorum veterum, conscripta a Josepho Eckhel. 8 Voll. 4. Vindobonae 1792 — 1798. Bekanntermaßen schrieb Eckhel außer diesem berühmtesten seiner Werke noch:

II. Numi veteres anecdoti, p. 1. 11. Vindob. 1775. 4. m. 17 Kupfertafeln.

III. Catalogus Musei Caesarei Vindobonensis numorum veterum, distributus in Partes II., quarum *prior* monetam urbium, populorum, regum, mit 6 Kupfertafeln, worauf 106 Münzen. *Altera* Romanorum complectitur. Vindob. 1779. 2 Fol. mit 2 Kupfertafeln, worauf 27 Münzen gestochen sind.

In diesem Kataloge legte Eckhel den Grund zu seinem vortrefflichen Werke; dieser mußte aber jenem vorausgehen. Im Kataloge, den er bis zu seinem im J. 1798 erfolgten Tode fortsetzte, bewies sich Eckhel eben so groß als Administrator und Gelehrter, wie in der Doctrina als Gelehrter; denn in der That, zu einem solchen Kataloge gehört die Wissenschaft des Gelehrten, um in derselben richtig zu klassifiziren, wie die unsägliche Arbeitsamkeit, die Pflicht- und Dienstliebe eines Administrators. Dieses mühevolle Werk hat seit Eckhel Niemand unternommen auch nur fortzusetzen, als Ref., der es begann, und zwar unter sehr ungünstigen Verhältnissen. Eckhels System war durch Neumann in der griechischen Abtheilung geändert. Im Jahre 1834 wurde das System

Digitized by Google

die römische Republik, im sechsten, siebenten, achten die Numismatik der römischen Imperatoren zusammen, und wurde der

dieses größten Gelehrten in der Numismatik, im k. k. Münz- und Antikenkabinette durch Ref. wieder hergestellt, der schon nach Neumanns System weit vorgerückte Katalog darnach eingerichtet, der gesammte über die griech. Münzen beendiget, dieser in die genaueste buchhalterische Uebereinstimmung mit dem Bestande des Kabinets gebracht. Ref. verglich diesen Katalog über die 25,000 griechischen Münzen des k. k. Kabinettes mit Mionnet's Description de médailles grecques. Paris 1806 — 1813. VI. Voll. I. Pl. 1808. Suppléments 1819 — 1835. VII Voll. in 8., die, wie bekannt, als Katalog des französischen Museums gilt, wenn nicht ein anders genannt wird, und fügte sonst fast überall, wenigstens bey den wichtigeren, in Noten bey, wo diese oder jene Münze etwa schon gestochen, oder wo etwas über dieselbe gedruckt wurde; die Anecdoti des k. k. Kabinets bestimmte er zum Zeichnen und Stechen. Da Eckhel in seinem Kataloge nur 133 Münzen stechen ließ, so erhellt daraus schon die Schwäche desselben in dieser Rücksicht. Es müßten alle einigermaßen merkwürdigen, besonders mit nicht griechischen oder mit nicht lateinischen Inschriften, alle celtiberischen, punischen, samaritanischen, cilicischen, sassanidischen Münzen gestochen werden wegen der Paläographie, eine große Menge unter dem Gesichtspunkte der Iconographie, andere der Archäologie überhaupt willen; — dann wie viele wegen der Kunstgeschichte — somit würde aber auch eine so berühmte Sammlung vervielfältiget und das darauf verwendete Capital trüge die Zinsen.

Durch ähnliche beschreibende und vergleichende Kataloge wird die Wissenschaft befördert; die Welt erfährt, was die Anstalt enthält; die Verwaltung wird außerordentlich vereinfacht, und das Staatseigenthum gesichert. Der Reichthum der Sammlung wird hiedurch sichtbar: z. B. hat die kaiserliche Sammlung von Alexander dem Großen 392 Münzen, während das brittische Museum von diesem Könige nur 53 besitzt — so sind im kaiserl. Kabinette 1250 Stück von Tarent, im brittischen 36. T. Combe, Veterum Popp. et Regum Numi, qui in Museo Britannico adservantur, Londini 1814, mit 15 Kupfertafeln in 4. Es ist eine so herrliche Sammlung der sprechendste Zeuge kaiserlicher Munificenz. — Das Fortschreiten der Wissenschaft, neue Entdeckungen haben Aenderungen nöthig gemacht, Bestimmungen herbeygeführt, wie sie nur im neuen Kataloge gefunden werden, welche vergeblich im alten gesucht würden — so daß derselbe nicht bloß als eine Bearbeitung, sondern als neues wissenschaftliches Werk anzusehen ist. Die meisten Veränderungen erlitt jener Theil, welcher die Münzen der römischen Republik beschreibt — ferner auch jener der römischen Imperatoren; Eckhel sagt selbst, Doctrina I. p. CLXXXII.: »Eos, quibus haec mea praestare videbuntur, hortabor, ut in disponendis numis sequantur ordinem, quem in praesente opere secutus sum, quia, ut continuo dixeram, re secundis curis curatius discussa, praecipue ea in parte, quae chronologiam imperatorum continet, vitavi vitia, quae illi

Digitized by Google

Gründer, wie Goſſelin ſich ausdrückt, des »plus beau monument, que le temps moderne a érigé à l'Antiquité.«

Es gab kaum irgend ein ſchriftliches und numismatiſches Zeugniß der alten Welt von mehr als 2000 Jahren, welches der gelehrte Mann nicht kannte; nur der Lauf der Zeiten konnte neue Entdeckungen herbeyführen, und ſo geſchah dieß am meiſten in den Münzen der Könige des Pontus und Bosporus Cimmerius. Dieſen Theil haben nach Cary und Eckhel bearbeitet, vorzüglich Raoul-Rochette [1]), Köhler [2]), [3]), [4]), [5]), Visconti [6]), Stempkowsky [7]), [8]), Köppen [9]), Blaramberg [10]), [11]), Seſtini [12]), [13]), Mionnet [14]), [15]).

---

catalogo inhaerent.« Auch dieſer iſt von Ref. bis Severus Alexander vollendet, und umfaßt bis dahin ungefähr 20,000 St.

Ferner ſchrieb Eckhel noch:

IV. Sylloge I. numorum vet. anecdot. Vien. 1786. Mit 10 Kupfertafeln.

V. Descriptio numorum Antiochiae, Syriae. Vien. 1786. in 4.

VI. Anfangsgründe zur alten Numismatik. Wien 1788. 8.

[1]) Antiquités grecques du Bosphore Cimmerien. Paris 1822. 8. in 15 Kupfertafeln.

[2]) Remarques sur un ouvrage intitulé: Antiquités grecques du Bosphore Cimmerien. St. Petersbourg 1823. 8. (wie ſchon aus dem Titel klar, Gegenſchrift des vorigen).

[3]) Dissertation sur le monument de la reine Comosarye. St. Petersbourg 1805. Mit 11 Kupfertafeln.

[4]) Auch in Recherches sur les pêcheries de la Russie méridionale. Petersb. 1832.

[5]) Lettres sur plusieurs Médailles de la Sarmatie et de la Chersonèse Taurique. Petersb. 1804. Histoire de l'Académie Imp. des Sc. Tom. XIV. Tab. A.

[6]) Iconographie grecque T. II. p. 2 — 121 — 177.

[7]) Notice sur les médailles de Rhadaméadis. Paris 1822. m. K.

[8]) Médaille de Mithridate III. et Gepaepyris. Journal d'Odessa 1827. m. K., auch noch im Jahre 1829, Problèmes numismatiques. Beſchreibung der Münzen von 11 Königen des Bosporus ꝛc. S. Weber Repertorium 1826, Nr. 2406.

[9]) Alterthümer am Nordgeſtade des Pontus, Jahrbücher der Litteratur. Wien 1823.

[10]) Notice sur quelques objets d'Antiquité découverts en Tauride etc. Paris 1822. m. K.

[11]) Choix de médailles antiques d'Olbia etc. Paris 1822. mit 21 Kupfertafeln.

[12]) Classes generales. Florent. 1821. 4.

[13]) Descrizione d'alcune medaglie greche del Museo del Sign. Bar. di Chaudoir. Firenze 1831. m. K.

Digitized by Google

Den zweyten Theil, die Könige des Bactrianiſchen Reiches, haben nach Bayer, Pellerin, Eckhel vorzüglich bearbeitet: Mionnet [1]), Seſtini [2]), Visconti [3]), Köhler [4]), Tod [5]), Schlegel [6]), Wilſon [7]), Prinſep [8]), Maſſon [9]), und beſonders Raoul-Rochette [10]).

Der dritte Theil iſt das Bas-Empire, von dem Eckhel ſelbſt ſcheidet, von der ungeheuren Arbeit ermüdet, und ohne den Reiz

[1]) Mionnet, Description des Médailles, T. 11. pag. 358. umgearbeitet in:

[1b]) Mionnet, Supplément T. IV. Paris 1829. p. 461 — 549.

[2]) Mionnet, Description etc. Paris 1811. 8. T. V. p. 704. 705.

[3]) Sestini, Classes generales. Florentiae 1821. 4. p. 156.

[4]) Visconti, Iconographie grecque. Paris 1811. 4. T. III. p. 170 — 179. Pl. LI. N. 11. 12. 13.

[5]) (Köhler) Médailles grecques des Rois de la Bactriane. St. Petersbourg 1822. 8. m. K.

(Köhler) Supplément à la suite des Rois de la Bactriane. St. Petersb. 1823. m. K.

[6]) James Tod. An Account of greec, parthian and Hindu medals etc.; in den Transactions of the Rl. Asiatic Society 1827. p. 313 — 342. Tab. XII.

[7]) A. W. Schlegel. Nouveau Journal Asiatique. Paris 1828. p. 321 — 349.

[8]) In Burnes Travels into Bokhara. London 1834. Tom. II. p. 457. pl. III. IV.; früher in Asiat. Researches Vol. XVII. Calcutta 1832. 4.

[9]) Prinsep in Burnes Travels l. c. und im Journal of the Asiatic society of Bengal. Calcutta 1833. N. 20. Aug. p. 405. 416. m. K. p. 227 — 231. Calc. 1834. N. 313. p. 435. 436. 562. 1835. p. 327 — 348. m. 8 Kupfertafeln.

[10]) Memoir on the Ancient coins found at Beghram. Journ. As. Calc. 1834. p. 152.

[10]) Raoul-Rochette. Journal des Savans. Juin p. 328 — 344. Juill. p. 385 — 394 des J. 1834. Sept. p. 513 — 528, Oct. p. 577 — 596 des J. 1835. Fevr. 1836. S. 65 — 83. Am nämlichen Tage, als dieſe Notiz in der Wien. Zeit. 1836, Nr. 27 ſtand, erhielt Ref. ein ſehr freundliches Schreiben von Raoul-Rochette mit den angeführten Abhandlungen aus dem Journ. des Sav. beſonders abgedruckt; mit dem verdienſtvollen Herausgeber des Trésor de Numismatique et Glyptique, Hrn. Lenormant, ſteht er ebenfalls im litterariſchen Verkehr; daher derſelbe ſeit Eckhel, faſt unterbrochen, mit den ausgezeichneten Archäologen aller Länder wieder hergeſtellt iſt, wie er früher mit Pellerin, Barthelemy ꝛc. Statt hatte. — Aus Raoul-Rochette haben die »Blätter für Münzkunde 1834.« Nr. 11. 13. 26 Auszüge nebſt Abbildungen gegeben; ſo auch K. O. Müller in den »Göttinger gelehrten Anzeigen« Nr. 177 — 179. S. 1761 — 1783, Novemb. des J. 1835. Im k. k. Kabinette ſind griechiſch baktrianiſche, eine aus den incertis von Ref. als Agathocles beſtimmte Münze in Æ, ſo auch ein Eucratides in Æ das Tetradrachma des Heliocles in M.

Digitized by Google

zu kennen, den gerade das Bas-Empire für die neuere Geschichte der Kunst hat, auf die es so mächtig einwirkte; denn wie Gebräuche an den Höfen Europa's von Byzanz angenommen wurden, so war der Einfluß auf dessen Gesammtbildung — wie die Architectur, Sculptur, Malerey hinlänglich beweisen.

Den numismatischen Theil, den Eckhel laut seines im VIII. Bde. S. 146 eingeschaltenen Monitum »Veniam ergo merebor, si, quod monetae imperatoriae reliquum est (nach Julian II.), tanquam post legionum robur agmen iners et ignavum paucis verbis absolvam, magis ne quis, quod totius instituti partem efficit, abesse possit conqueri, quam ut dignum operae fructum facturum sperem, qui hercle ab hac argumentorum sterilitate, ingruente paullatim operis incredibili barbarie ac tot ambiguorum nodis, qui vindicem necdum reperere, obtineri nequit.« nur berührte, haben seitdem zu bearbeiten gesucht: Sestini in mehreren seiner Dissertationen, Marchant [1]), Saulcey [2]), St. Quintino [3]), Mionnet [4]).

Zu den merkwürdigeren Werken der neueren numismatischen Literatur gehört das, welches Ref. nicht ohne Aufmerksamkeit eben durchgegangen, wobey er fast immer mit dem Verf. übereingestimmt, und nur manchmal eine andere Ansicht ausgedrückt hat; er muß nochmal seine Freude über die Erscheinung desselben zu

[1]) Mélanges de Numismatique et d'Histoire, 28 Lettres. Paris 1818—1829. Dessen Fortsetzer:

[2]) Saulcey. Observations numismatiques. Metz 1834. Höhler, Médailles grecques. Petersb. 1822. 2. P.

[3]) St. Quintino, dem die Archäologie manche interessante Dissertation verdankt, beschäftigt sich jetzt mit einer Abhandlung über die byzantinischen Kaiser, von Mauritius bis Leo IV., d. h. 582 — circa 820 n. Ch. Quintino zweifelt ebenfalls an der Aechtheit des Odoacer; dem Ref. kam noch kein zuverläßig ächtes Exemplar zu Gesichte — alle sind auf der Kopfseite bearbeitet.

[4]) Mionnet, de la rareté des Médailles Romaines. Paris 1827. II. Vol.

Vielleicht erfolgt nächstens bey einer anderen Gelegenheit die ganze numismatische Litteratur, wie dieselbe sich seit Eckhel vermehrte, welche einen würdigen Zusatz zu dessen großem Werke bilden, und die Umarbeitung desselben veranlassen könnte; indeß dieß möglich, kann auf die Zusammenstellung derselben in

Krebs, Handbuch der philologischen Bücherkunde. Bremen 1823. II. Thle. S. 301 — 324.

Weber, Repertorium der klassischen Alterthumswissenschaft. Essen 1832, 1833, 1834, die Litteratur der J. 1826, 1827, 1828 enthaltend, und in der vortrefflichen, von Hrn. Hofrathe K. O. Müller herrührenden Uebersicht der griechischen Kunstgeschichte in der allgemeinen Halleischen Litt. Zeitung, Juni 1835, Nr. 97—110 hingewiesen werden.

Digitized by Google

erkennen geben. Es ist wahr, der Verfasser hat gerade keine neuen Münzen publicirt, und in so ferne das numismatische Gebiet nicht erweitert; er hat aber Irrthümer der ausgezeichnetsten Männer des Faches berichtigt, er hat Städte aus der Numismatik verwiesen, und andere dafür eingeführt; so daß bis jetzt keine sicheren Münzen der Insel Haloneſus, Ctemene in Thessalien, Tyrissa in Macedonien, Sala in Thracien, Aspledon in Böotien existiren; — und für diese Cliternia in Daunien, Gonneis in Thracien, Spartolus, Trieres in Macedonien, Myrina in Creta, Cana in Aeolis eingeführt. Und was noch seltener als die Gelehrsamkeit, ist die liebenswürdige Bescheidenheit, mit welcher der Verfasser seine den Vorgängern entgegengesetzte Meinungen vorgetragen hat.

Es hat überdieß den Ref. mit großer Freude erfüllt, neuerdings bestätiget zu sehen, was er wohl ohnehin schon wußte, daß auch in Bayern das System unsers Eckhels angenommen ist.

So wäre denn kein berühmtes größeres Museum mehr, in dem nicht das System des Oesterreichers Eckhel eingeführt wäre, und die Concordanz des Systems ist an sich schon ein großer Gewinn für die Wissenschaft — zudem nächst so vielen andern Gründen, wenn es deren noch bedürfte, wollen wir nur einige anführen: Jeder, der eine Sammlung betritt, und das System kennt, nach welchem sie geordnet, weiß schon die Hälfte derselben; welches andere System hat sich so der Gemüther bemächtigt, daß Deutschland, Frankreich, England, Italien es angenommen haben? welches andere läuft so mit der geographischen Ordnung? Eckhel selbst sagt: I. in Praef. Partis I. »Ordo totus est geo»graphicus, nimirum ducto ab Hispania Lusitanica principio »secundum naturalem regionum situm orbem universum nu»mismaticum pervadit exiturus in Numidia Africae, sic ut »regionibus singulis sui subjiciantur reges, si quos habuere »numis celebratos.« Sollte je von Eckhels System abgegangen werden müssen — wozu sicher kein wesentlicher Grund, denn nichts leichter als neue Ideen aufzustellen; würde aber die Wissenschaft dadurch gefördert? — so müßte das chronologische System vorherrschen, und die antiken Münzen wären in Autonome-, Colonial- und Imperatoren-Münzen zu theilen.

Die geographische Ordnung, welche Eckhel annahm, bietet zugleich eine breite Basis, auf der jedes, in einer öffentlichen Sammlung eingeführte System ruhen soll — aus dieser kann dann jeder sein besonderes, das rein geschichtliche, künstlerische, den Handel betreffende (auf die Währungen des Alterthums hat Ref. im Bd. XLVII. S. 184 hingedeutet) verfolgen — wie aber die öffentlichen Sammlungen meistens die größten sind, so müssen

Digitized by Google

sie die allgemein geltendsten Ideen darstellen, den Privatsammlern ihre speziellen Absichten überlassend.

Die geographische Ordnung, die Eckhel in die Numismatik einführte, hat aber zugleich das größte welthistorische Gewicht; — denn anfangs berührt und beseitigt sie fast die Länder der Barbarey, dann kömmt dieß System in der Blüthe der griechischen Völker zu ihrer hohen Kunst, und stellt das interessanteste Schauspiel auf, welch einen hohen Grad der Cultur alle Länder am mittelländischen Meere herum schnell erstiegen, wie dieses Meer mitten unter den Ländern dieselben vereinigte; wie durch diese Vereinigung von vielen Ländern zuerst ein europäisches Weltreich möglich wurde; wie Alexander der Große, frühere Bekanntschaft Asiens und Europas benützend, mit europäischer Tapferkeit seine Waffen zuerst an die untere Donau trug, von da nach Griechenland, dann mit weniger europäischen Völkern es unternahm, Asien und Afrika zu unterwerfen; von der Meerenge, welche beyde Welttheile trennt und verbindet bis in die Pässe Ciliciens vordrang, und da den Darius schlug, 29. Oktober 333 vor Chr., dann an den Nil, an welchem er das am meisten berühmt gewordene Alexandria gründete, wie ein anderes beym Orakel des Jupiter Ammon, hernach am Euphrat und Tigris seinen Feind aufsuchte und schlug (2. Oktober 331), ihn bis nach Hochasien verfolgte, dann, nachdem ihm Babylon, Susa, Persepolis ihre Thore geöffnet, 328, am Fuße des Altai, am Jaxartes, an der Stätte, auf welcher Zoroaster geboren wurde, und Cyrus seine Residenz aufschlug, eine Colonie gründete und ihr seinen Namen gab; wandte sich 327 an den Indus, den er beschiffen ließ, und gleichfalls ein Alexandria baute, kehrte durch Gedrosien nach Babylon, um diese Stadt zum Mittelpunkte des unermessensten Weltreichs zu machen. Nachdem Alexander *) in Babylon im 32sten Jahre gestorben (324 v. Chr.), war die Welt vom ambraciischen Meerbusen bis an den Indus, von den Höhen des Altai bis in den Sand Afrika's ihres Herrn beraubt. Seine Feldherrn theilten sich in seine Monarchie; und schon fiel Macedonien nach der Besiegung des Perseus im J. 143 in römische Gewalt — länger

*) Von Silbermünzen Alexanders, Lysimachus und Seleucus I. wurden in Ungern im Arader Comitate zu Kis-Jenö, einer der Herrschaften Sr. k. k. Hoh. des Hrn. Erzherzogs Palatin, sehr merkwürdige gefunden, von denen das k. k. Kabinet 131 St. behielt, nicht nur mit Zeichen von Münzstädten, welche dem k. k. Kabinette fehlten, sondern im Ganzen noch unbekannt sind. Dieser Fund bestätigt die Idee, daß sich die Zeichen eben so gut auf die Münzen des Lysimachus anwenden lassen, um die Münzstädte anzuzeigen, wie bey Alexander. Ref. hofft weitläufiger bey einer andern Gelegenheit auf dieß Thema zu kommen.

Digitized by Google

und glücklicher erwehrten sich derselben die Seleuciden in Asien bis zum J. 57, die Lagiden in Afrika bis zum J. 30 v. Chr.

Nichts scheint uns so sehr im Bilde das europäische Uebergewicht über Asien zu bezeichnen, als die Schlacht Alexanders auf dem Mosaikboden zu Pompei; nichts so sehr in intellectueller Hinsicht als die Herrschaft der Engländer in Indien; so scheint Ref. nicht bald etwas so geeignet, asiatisches Stillstehen zu bezeichnen, als die eben von Hrn. Siebold acquirirten japanischen und chinesischen Münzen im k. k. Kabinette, aus denen die älteste 221 Jahre v. Chr. Geb., und die letzte 1821 n. Chr. — Kaum ist in dieser mehr als 2000 jährigen Periode irgend ein Vor- oder Rückschreiten sichtbar.

Asiatisches Wesen bedurfte des Zusammenstoßes mit Europa, um selbst Hohes zu erreichen, wie die Araber in Spanien. Asien ist das Stammhaus des Menschengeschlechts, das von Zeit zu Zeit seinen Ueberfluß in alle Länder aussendet — Asien ist das Land der Keime, aus denen Europa die Früchte zeitiget. Schon die Alten nannten Asia die Mutter des Prometheus — das Christenthum wurde in Asien geboren und schlug Wurzel, aber ein großer mächtiger Baum wurde es in Europa, der seine Aeste über die ganze Welt ausstrecken wird.

Nachdem nun bey Eckhel die ganze griechische Welt abgehandelt ist, in der sich alles Schöne ums mittelländische Meer herum gestaltet, sieht man auch, wie es möglich war, daß alle die Pracht, alle Kunst, alle Schönheit den Waffen der Römer unterlag.

Von dem Grundsatze ausgehend, daß Numismatik eine der wichtigsten Hülfswissenschaften der Geschichte, und dieselbe in ihrer Anordnung im treuesten Bilde darstellen müsse, kann in die Reihe der römischen Republik nur das aufgenommen werden, was zu den Zeiten derselben geprägt wurde, und wenn es erlaubt, die Grundsätze des Sohnes Gottes auf diesen Theil der Wissenschaft (jede Wissenschaft mit Ernst und Tiefe betrieben, stammt von einem Theil der göttlichen Begeisterung, welche in uns lebt) anzuwenden, so gelten hier die Worte: Wessen ist das Bild und die Ueberschrift? — des Kaisers — »so gebt dem Kaiser was des Kaisers ist.« Also entfernt aus der Reihe der zur Zeit der römischen Republik geprägten Münzen alle Münzen mit dem Kopfe und der Ueberschrift, z. B. des Augustus, wodurch auch Augustus als der mächtige Herr erscheint, der er war, als wenn seine Münzen unter allen Familien zusammengesucht werden müssen; jetzt ist die Zahl der Münzen desselben im k. k. Kabinete 730, welche nach der alten Eintheilung 425 waren.

In der Numismatik der römischen Imperatoren hat Ref.

Digitized by Google

die chronologische Ordnung nach Eckhels Doctrina eingeführt, mit Beachtung der etwa seit ihm bekannt gewordenen Verbesserungen.

Am Ende der römischen Imperatoren folgen die Münzen der großen Völkerwanderung, nach der Meinung des Ref., wie sie auch im k. k. Kabinete so gelegt sind — an diese können die der Kreuzzüge angeschlossen werden, als einer Art versuchter Völkerwanderung nach Asien; und weil in diesen Ländern, nachdem die Christen aus denselben abgegangen, nichts Europäisches erscheint.

Auf die Münzen der großen Völkerwanderung sind die jener Nationen zu reihen, welche derselben zuerst Stillstand geboten, und zwar die Münzen der Franken und ihres größten Königs, Karls des Großen. Karl d. Gr. ist der Eröffner des Mittelalters in Europa, er ist der Uebertrager der römischen Kaiserwürde an eines der Völker, welche die große Wanderung gemacht; folglich stehen die Münzen Karls des Großen an der Spitze des Mittelalters, nach ihm haben sich alle die seiner Nachfolger aus den verschiedenen Häusern zu reihen. Otto I. brachte die römische Krone an Deutschland (wo sie von ihm an immer blieb); daher seit ihm der römisch-deutsche Kaiser — an diesen schließen sich alle, welche die deutsche Krone getragen bis auf das Jahr 1806.

Im jetzigen Deutschland hat das Kaiserthum Oesterreich den Vorsitz, als die erste deutsche Macht; die Königreiche, welche mit Oesterreich vereinigt sind, folgen. Zu Deutschland gehören natürlich die Königreiche, welche im selben sind, nach alphabetischer Ordnung. Dann würden die Churfürstenthümer gereiht. Ferner die Herzogthümer, Bisthümer, Familien, welche Münzen geprägt, Städte, berühmte Männer — Deutschland abgeschlossen. Nach Deutschland käme Italien, vom Norden nach Süden, Sardinien, Piemont, darauf Spanien; ferner Frankreich, England und die damit vereinigten Reiche, nach England, Schweden, Dänemark, Rußland. An dieß Ende Europas müßte sich Amerika, als europäische Colonie, mit europäischer Religion, europäischen Sitten anschließen, von Norden nach Süden. Den Schluß würden die orientalischen Münzen machen, und zuerst mit den türkischen beginnen; ferner alle früheren Häuser der Araber folgen, und dann die indischen, vom europäischen Wesen abgehenden.

So schiene dem Ref. das historische Element, welches in der neuen Numismatik vorherrschen muß, mit dem geographischen verbunden, welches nicht zu beseitigen — aber ein jedes größere Land müßte abgeschlossen seyn.

Die Münzen würden von den Medaillen getrennt — denn sie haben ein ganz anderes Aussehen — sind wesentlich verschie-

Digitized by Google

den, alle Münzen nach der Chronologie beysammen, dann alle Medaillen. Also ein Münz- und Medaillenkabinet; bey beyden gelten gleiche Folgen.

Bey großen Sammlungen muß auf die Größen Rücksicht genommen, und wenigstens drey verschiedene Größen bestimmt werden; auf das Metall würde Ref. keine Rücksicht nehmen, und Gold, Silber, Bronze unter einander mischen, und hierin allein bey der neueren Münzeneintheilung die Grundsätze Eckhels anwenden.

Auf dem mühevollen Wege dieser Wissenschaft stärkt den Forscher nicht leicht etwas so sehr, als der Gedanke: kommen die Völker je auf den hohen Grad der Civilisation, der Erkenntniß, daß sie wünschen alles zusammengestellt zu sehen, was sich je auf dem Boden, den sie bewohnen, zugetragen; so können sie im Bilde wenigstens alles vereinen, was Kunde gibt von ihrem Beginne, von ihrer Größe, von ihrem Falle und Wiederaufleben, von ihrer Kraft und Schwäche, von ihren Leiden, von ihren Irrthümern, von den Tagen ihrer Gefahren, von ihrer Begeisterung fürs Recht, für Fürst und Vaterland, von ihrer richtigen Einsicht, von dem was sie waren, sind, und Hoffnung haben zu werden, — deßhalb arbeite jeder emsig an dieser wichtigen Kunde, auch er arbeitet im Weinberge des Herrn, der die Wahrheit will.

J. C. Arneth.

Art. VIII. England im Jahre 1835. Von Friedrich v. Raumer. Zwey Theile. Leipzig. Friedrich Brockhaus. 1836.

Es bleibt, trotz der gerühmten Annäherung der Nationalitäten an einander, das Eigenthum des deutschen Geistes, sich am leichtesten und gründlichsten in das fremde Element anderer Nationen zu finden. Die Franzosen geben sich Mühe sich selbst zu vergessen, auf Augenblicke wenigstens, und umherreisend Seyn und Wesen der Nachbarn und Nichtnachbarn zu studiren. Sie schreiben auch Revuen und Bücher über die Dinge und Menschen au delà du Rhin, voll Glanz, Witz, Geist, selbst zuweilen mit etwas Selbstverleugnung; die Völker, welche sie so beobachten, können mitunter aus ihrer geistreichen Wahrnehmung dessen, was bey ihnen selbst, weil es zum täglichen Leben gehört, übersehen wird, lernen, aber im Ganzen bleibt es doch nur ein Raisonnement über den Schein. Es frappirt, weil es allemal der jüngste Schein ist, den die darin Lebenden noch nicht wahrgenommen haben. Die Engländer haben sich selbst zu dieser Verleugnung noch nicht durchgearbeitet. Sie bleiben als Lustreisende und als beobachtende Reisende Engländer. Wohl bewundert Einer, und erkennt an das fremde Wesen, ihm fehlt aber die gefällige Bereit-

Digitized by Google

willigkeit von seinem brittischen Kothurn herab zu steigen und sich einzulassen in die Minutien, die warme Theilnahme für den fremden comfort. Wir lernen viel aus den englischen Reisebeschreibungen, aber wir lernen die Völker, von denen der Britte schreibt, darum nicht kennen. Eine Ausnahme macht in jüngster Zeit hierin Bulwer; aber theils ist es eine Lieblingsgrille von ihm, Deutschland hervorzuheben, theils rührt ein Theil seiner Erziehung aus unserm Vaterlande her.

Das oben genannte Werk ist wieder ein Document, auf welcher Höhe der deutsche Forschungsgeist steht, und zugleich bis in welche Tiefe er dringt, wo er darauf ausgeht eine fremde Volksthümlichkeit zu ergründen, und durch hundert Werke glauben wir England zu kennen, wie es ist, und kennen auch wirklich hundert dunkle und glänzende Ansichten dieser wunderbaren Meerkrystallisation; aber weil wir am Glauben festhielten, daß Alles dort krystallisirt sey, entging es unsern Einsichtvollsten, welches reiche neue Leben fortwährend aus diesen anscheinend geschlossenen Formen hervorquillt und an den alten Stamm ansetzt. Bey andern Nationen, wie bey den Franzosen, bedarf es dazu gewaltsamer Umwälzungen; das ist das Eigenthümliche an dem »meerumgürteten« England, daß sein Grund und Boden so tief, sein Bau so fest ist, daß die Fortschritte der Entwickelung, ohne Erschütterung der alten Grundveste sich heranfarbeiten, aus dem tüchtigen, gesunden Organismus, und zu Luft, Leben und neuer Form gedeihen, ohne alles das, was vor ihnen war, zu vernichten. Der ausgebrannten Schlacke, die man, zu nichts mehr nütze, der Welle überläßt, um sie fortzuspülen, ist im Verhältniß zu dem neu Werdenden sehr wenig. Denn der pietätvolle Engländer pflegt auch seine Ruinen, wenn sie gleich zu nichts dienen, als für den Schönheitssinn, in so fern sie ihm nur nicht den nöthigen Raum für seine Weizenfelder fortnehmen. Diese erfreuliche Wahrnehmung, daß das Werdende dem Gewesenen unbeschadet in dem alten England blühet, und bey vernünftiger Verständigung das Neue fort und fort sich entwickeln kann, ohne daß das Alte zerstört zu werden braucht, ist, wenn man von einem so reichhaltigen Buche von einem Hauptresultate reden darf, dasjenige, was uns aus Hrn. v. Raumers Werke in die Augen springt. Er widerlegt, ohne blind zu seyn für die Mängel, Seite um Seite den alten Wahn, der, sonderbarer Weise von Parteymännern der entgegengesetztesten Pole, immer und immer wiedergekäut wird, daß England am Rande des Verderbens stehe, daß seine Demokratie, oder seine Aristokratie, seine Nationalschuld, oder seine Colonien, seine Preßfreyheit oder seine enormen Taxen, seine Sinecuren oder sein Egoismus, seine Verknöcherung

Digitized by Google

an alten Satzungen, oder der jüngste Neuerungsschwindel, es unrettbar in den Abgrund stürzen müsse. Er beweist im Gegentheil, wie dies alles Phantome sind, wie das Wesentliche der Verfassung, der Sitte und des Glaubens auf Felsengrunde ruht, wie aber fruchtreiches Erdreich genug dazwischen ist, um der neuen Saaten Wachsthum zu sichern. Er behauptet dieß nicht allein, sondern er beweist es durch schlagende Thatsachen, durch Darstellungen der Entwickelungsperioden, die auf Documente begründet sind, durch Register und Zahlen. So ist sein Werk, trotz der blühenden Lebendigkeit, die des Verfassers Schriften einen so eigenthümlichen Anstrich gibt, ein, fast Satz für Satz, in den Thatumständen documentirtes, was, wie man auch seinen übrigen Ansichten entgegen, oder mit denselben einverstanden seyn mag, ihm unter den Werken über England auch für die Folge dauernden Werth leiht. Denn der Umgang mit den höchsten Personen und Beamteten des Inselreiches, und zwar aller Parteyen, die Hrn. v. Raumer sowohl sein Ruf als seine Empfehlungsschreiben verschafften, setzte ihn in den Stand Nachrichten zu schöpfen, welche anderen minder begünstigten, wenn gleich eben so emsigen, Reisenden verschlossen geblieben wären.

Man erwarte diese Nachrichten, die zusammen freylich ein dickleibiges Compendium ausmachen würden, nicht in systematischer Ordnung an einander gereiht. Des Verfassers Art ist es sich gehen zu lassen, und heute im Staatskleide, morgen im Schlafrocke zu schreiben; heute im oratorischen Feuer ernster Begeisterung, morgen mit der Lebelaune, die, keine Gene duldend, ihn so eigenthümlich charakterisirt. Ist es doch diese Frische der Anschauung, entfernt von allem Pedantismus, welche Hrn. v. Raumers Fleiß wirkungsreich macht. Fehler lassen sich dem Gelehrten in den meisten seiner Werke nachweisen, — und die Gelehrten vom Fache haben es daran nicht fehlen lassen, — aber mitten in den ernstesten, trockensten Studien, wo es gilt mit philosophisch ängstlichem Blicke aus verwitterten Manuscripten, einen wichtigen Umstand, eine übersehene Notiz herauszufinden, da mit unumwölkten Blicke und heiterer Genußlust die lebendige Gegenwart um sich zu erfassen, und durch sie, nicht abgezogen, sondern gestärkt, wieder zu den ernsthaften Studien zurück zu kehren, das ist eine Gabe, deren sich wenige deutsche Gelehrte rühmen mögen. Was ein solcher kann, hat er in London bewiesen. Kaum über ein Vierteljahr dauert sein Aufenthalt dort, er ist täglich ein-, zwey-, dreymal in brillanten oder klein geselligen Kreisen, er besieht, was man sehen muß, und nicht auf die oberflächliche Weise, welche nur die sogenannten Lions mustert, um von ihnen nachher reden zu können, er besucht das Parlament,

Digitized by Google

die Kirchen, die Theater und das Land, studirt dabey täglich in den Museen die Unmasse englischer Zeitungen und in den Bibliotheken und Archiven die schwierigen Manuscriptsammlungen, namentlich die Gesandtschaftsberichte aus verschiedenen Epochen, und erübrigt doch bey diesem Genuß und diesem Studium so viel Zeit, um die ausführlichsten Briefe, von wohl durcharbeiteten Abhandlungen begleitet, nach Hause zu schreiben. Aus diesen Briefen, deren familiärer Charakter nicht etwa nachher erkünstelt worden, besteht das Werk. Sie scheinen mit Weglöschung des rein Persönlichen, was der Familie und den Freunden des Verfassers angehört, buchstäblich, wie sie von London und England aus geschrieben wurden, abgedruckt. Nun könnte es Wunder nehmen, wie der Briefsteller schon am Abende über das, was er den Tag über beobachtet, ein so treffendes, concises Urtheil schöpfen und aussprechen können, ein Urtheil, welches nach dem Obigen seine Gültigkeit auch für die Folge behalten dürfte; aber man weiß, daß er mit jahrelangen, wo nicht mit Lebensstudien nach England ging, und das, was er bereits aus Büchern wußte, nur noch einmal in lebendiger Wirklichkeit sich vorübergehen ließ. Wenn ihm auch vieles in dieser Revue anders erschien, als es sich mit todten Buchstaben ausgenommen hatte, so war ihm doch nichts fremd. Aber gerade auch das erhöht die lebendige Theilnahme an dem Werke, daß er nicht in jedem Briefe mit dem Urtheil fertig ist, sondern nur das Resultat des ersten frischen Eindrucks gibt. Zuweilen wird dieser in einem späteren Briefe, wo er die Sache von einem verschiedenen Gesichtspunkte auffaßt, ein ganz anderer; aber auch die lebendige Entwickelung im Urtheil ist an einem solchen Werke zu schätzen. Daß er die Leser auf diese Weise, nicht nach dem ABC eines statistischen Itineraires, sondern wie der Zufall ihn selbst leitet, die Dinge sehen, betrachten und beurtheilen läßt, und vom Salon des Herzogs von Devonshire in einen Keller, wo nur Wurstsuppe geschenkt wird, und von der Weisheit des alten Staatskanzlers Burleigh zu den schönen Engländerinnen der Gegenwart überspringt, das ist es, was dem Werke neben seinem gediegenen Inhalt einen Werth der Mannigfaltigkeit gibt, welcher bey zwey starken, doch auch mit sehr trockenen Materien ausgefüllten Bänden, wohl zu schätzen ist. Wunderbarer als jenes schnelle Urtheil, sind die den Briefen einverleibten Abhandlungen über die ernstesten Gegenstände, wie das Armenwesen, die Gemeindeverfassung, die Parlamentsreform, die Finanzen, Abhandlungen, welche auch ein Hr. v. Raumer nicht aus dem Aermel schütteln kann, sondern die das Durchstudiren und Excerpiren von Folianten erfordern. Hier dürfen wir nicht annehmen, daß sie, wie jetzt der Fall, in den Familien-

Digitized by Google

briefen einverleibt gewesen, sondern nur gelegentlich, wenn der Verfasser mit einer Materie fertig war, zugleich mit jenen nach Hause geschickt wurden. Aber daß ihm neben der mitgenießenden Beobachtung des Volkslebens und der historischen Studien noch möglich war, diese sauren Berichte zu componiren, bleibt eine außergewöhnliche — Kraftfülle wollen wir sagen, um den Ausdruck des Wunderbaren nicht zu wiederholen.

Indem wir über das Buch referiren, kommt es uns weder in den Sinn, Alles zu berichten, wovon es spricht, noch das, was wir ausheben, in ein System zu bringen. Beydes wären Aufgaben, wozu Raum und Zeit, die ein neues Buch in Anspruch nimmt, erfordert werden. Wir wollen auch weniger den rothen Faden der Ideenfolge des Verfassers, außer wo er eine oben angeführte durchführt, verfolgen, denn seine Ansichten sind durch seine übrigen Werke bekannt, als vielmehr das in der Beobachtung Neue hervorheben, ohne um deshalb den Anspruch zu machen, daß wir ein vollständiges Resumé des Buches geben. Für wen der Gegenstand Interesse hat, dem helfen keine Auszüge; er muß das Buch selbst lesen, und er wird gerade da, wo der Verfasser anscheinend sich wiederholt, immer wieder neue Nuancen der Anschauungsweise erkennen.

Im März 1835 landet der Reisende mit dem Rotterdamer Dampfboote in London, mitten unter dem Walde von Schiffen, der zuerst den Eindruck zu schmälern scheint, welchen die Stadt selbst hervorbringen muß. Dennoch erkennt das Auge bald, daß London die reale Hauptstadt der Welt ist, und nicht Paris, »mit den Prätensionen seiner Journalisten und Coterien.« — Paris, heißt es, ist vorzugsweise die Stadt, Deutschland das Land; erst hier in London darf man von der Welt sprechen. Alsbald eingeführt in die Welt der Großen, findet er Räume und Einrichtungen groß und prachtvoll, eben so wie sie ein sehr reicher Mann fürs ganze Leben trifft, ohne Beziehung auf kleine Moden und Veränderungen des Geschmacks. Raum, bey der Theurung desselben in der eng zusammengedrängten Weltstadt, ist überhaupt das Zeichen des Reichthums und des Luxus. Sir Robert Peel beweist seine Opulenz nicht deutlicher als durch sein prachtvolles Hotel inmitten zweyer Gärten in einer der bevölkertsten, theuersten Straßen; und diese Gärten gehen hinter dem Hotel bis zur Themse. Bey minderem Reichthume wäre dieser Gartenluxus die äußerste Verschwendung, der Raum für die berühmten Routs ist dagegen in den Häusern der ersten Lords des Königreichs so beschränkt, daß Hr. v. R. mehrmals einen Theil der geladenen Gäste auf den Treppen stehen sieht. Mit dieser Art der Geselligkeit kann er sich übrigens eben so wenig vertragen,

Digitized by Google

als mit der monotonen Einsylbigkeit, welche bey Diners an den Tafeln herrscht. Nur der Nachbar flüstert zum Nachbar, ein heiteres geistvoll allgemeines Gespräch kommt nie auf, wie heiter, geistvoll und populär auch sonst die Charaktere der Geladenen seyn mögen, und eben so wenig übt der Wein irgend Wirkung aus. Wenn die Ladys vor den Herren die Tafel verlassen, um das Kreisen der Flasche und die traulichere Unterhaltung nicht zu stören, so ist das nur noch eine beybehaltene Förmlichkeit aus alter Zeit. Der Vorwurf der Trunkenheit, welcher einer abgelaufenen Periode gemacht wurde, hat die feinere Gesellschaft zu der gegenwärtigen Vorsicht und Pruderie veranlaßt. Und doch ist der einzelne Engländer, so wie die Familie, zur lebhaftesten, gefälligsten Mittheilung bereit, sobald der Fremde sein Vertrauen gewonnen hat.

Die staatsrechtlich politischen Erörterungen wollen wir im Ganzen aus dem angeführten Grunde beseitigt lassen, doch muß die Grundansicht des Verfassers angedeutet werden, weil vieles Einzelne seiner Auseinandersetzungen darauf fußt; wie man nämlich auf dem Continente irrt, wenn man den jetzt regierenden Whigs radicale Tendenzen beylegt. Der eigentlichen Radicalen, was wir darunter verstehen, gibt es in England sehr wenige, und sie werden nie zur Herrschaft kommen, weil das conservative Element ein Grundzug des Volkscharakters ist. Die Achtung vor dem Reichthum und vor dem Besitz ist überwiegend, und viele der anscheinend radicalen Neuerungen sind auf nichts anders gerichtet, als den Reichthum (power) zu Ehren zu bringen gegen alle irrthümliche Mißbräuche, und dem schwankenden Besitzthume festere Grundlagen zu verschaffen. Ohne die den Torys innewohnende vis inertiae, welche sie hinderte zur rechten Zeit das Rechte zu thun, wären die Whigs selten zur Herrschaft gekommen. »Die Torys ließen sorglos die Uhr ablaufen, dann kamen die Whigs und zogen sie wieder auf. Nach diesem Geschäft traten sie zurück, oder wurden zurückgedrängt.« Für jede Neuerung aber, wenn sie durchgesetzt ist, bildet sich sofort eine conservative Partey, die mit der älteren, stabilen in dem Punkte zusammenschmilzt. So sind viele, ein Jahrhundert hindurch als unmöglich und zerstörend angefochtenen, Sätze durchgeführt, und diejenigen, welche am eifrigsten dagegen kämpften, genießen jetzt die Vortheile deren auf gleiche Weise wie die, welche sie verfochten. Die Parlamentsreform hat auch bey den Conservativen jetzt Stabilitätskraft; es würde keinem Hochtory, auch wenn seine Partey zu Macht käme, in den Sinn kommen sie rückgängig zu machen. Die Umänderung der Armenbill ist durchgesetzt, und Reiche und Arme befinden sich wohler dabey, in so fern letztere

Digitized by Google

nur arbeiten wollen. In ihrer vorigen Praxis war dieſes, aus den chriſtlichſten Geſinnungen hervorgegangene, Geſetz, ein Blutſauger geworden für die Bemittelten, jährlich eine immer größere Zahl derſelben verſchlingend, und die der Unterſtützung bedürftigen Armen dafür vergrößernd, während es letztere zur unverſchämten Frechheit und zum Müßiggange aufmunterte. Nach der früheren Auslegung, mußte jeder Arme, der ſich als ſolcher auswies, von der Commune die Unterſtützung erhalten, um ſo viel zu haben, als man gutachtlich zum Auskommen einer Perſon oder Familie für nothwendig ermittelte. Setzen daher z. B. die Fabrikherren den Lohn ihrer Arbeit herunter, und die Arbeiter erhielten danach weniger, als nach jener Ermittelung zu ihrer Exiſtenz nöthig war, ſo mußte ihnen die Commune das Fehlende ergänzen; da aber die Fabrikherren zu deren Mitgliedern gehörten, ſo mußten ſie auf indirectem Wege das den Arbeitern Abgezogene ihnen, und oft unter drückenden Bedingungen, wieder erſtatten. So kam es, daß in vielen Orten die Armen beſſer lebten als diejenigen, welche nach den Geſetzen zu ihrer Unterſtützung verpflichtet waren, und Niemand war ſchlimmer daran, als die redlichen Unglücklichen, welche die Scham noch zurückhielt, ſich ins Armenrecht zu begeben. Dieſen Uebelſtänden iſt durch die neue Bill geſteuert, und Niemand mißbilligt nunmehr die Umänderung, wie heftig ſie auch, ſo lange ſie als Neuerung an der alten Praxis auftrat, beſtritten ward. — Die Sklaverey iſt, wie früher der Sklavenhandel aufgehoben, die Sklavenbeſitzer ſind mit einer ungeheuren Summe entſchädigt und abgefunden, und es liegt außer aller menſchlichen Vorſtellung, daß jemals wieder, welche Meinung auch ans Ruder komme, die Sklaverey eingeführt werden könne. — Der Theehandel mit China iſt freygegeben, und die lächerliche Furcht, daß die Chineſen, weil ſie nun nicht mehr mit der privilegirten oſtindiſchen Compagnie handeln können, nur ſchlechten Thee anbauen und verkaufen würden, iſt durch die Thatſache, daß man in England jetzt billigern und beſſern Thee trinkt, aufs ſchlagendſte widerlegt. — Die Diſſenters ſind zu Rechten gekommen, die ihnen der Buchſtabe des alten Geſetzes abſtritt, z. B. geſetzlich gültige Ehen zu ſchließen, ohne daß darum Altenglands Verfaſſung, wie die heftigen Gegner meinten, nur einmal gewankt hätte; und der alte Mißbrauch der geſchloſſenen Corporationen iſt auf milde Weiſe gelöſt, und dem Reichthum, dem Anſehen und Einfluß die Macht übergeben, welche früher der Zufall in die Hände einiger Bürgerfamilien gelegt hatte, ohne daß nun deshalb die Städte, wie vorausgeſagt worden, in Verwirrung und Unheil gerathen wären. So ſteht es mit vielen durchgeſetzten und noch durchzuſetzenden Veränderungen, wie der Ju-

Digitized by Google

ſtiz, Irlands Zuſtand und A., worauf wir im Verfolge unſeres Berichtes kommen werden.

Hr. v. R. freut ſich, manche Vorurtheile, die auf dem Continente über England im Gange ſind, zu widerlegen. So z. B. über das drückende Ceremoniell, welches die gute Geſellſchaft ſich ſelbſt auferlegt hat. Er beweiſt, daß es nicht nöthig ſey, wie man annimmt, auf den und den Routs ſtets in einem neuen Rocke zu erſcheinen, daß man nicht überall hin fahren müſſe, wolle man für voll gelten, und nicht dieß thun und jenes laſſen, was nach dem ſchriftlichen oder mündlichen Compendium anderer Reiſender unumgänglich ſchien. So gern wir glauben, daß manches übertrieben worden, ſo kann uns doch darin unſer Autor nicht als untrüglicher Gewährsmann gelten. Ohne Zweifel hat man bey dem ſo empfohlenen, berühmten Hiſtoriker nicht darauf geſehen, ob er in einer Glas- oder Miethskutſche oder gar zu Fuß, und in was für einem Rocke bey dieſem Herzoge oder jenem Marquis ankam; aber einem beſcheidenen Reiſenden, der nicht dieſe Qualitäten mit ſich führt, möchten wir es nicht unbedingt rathen, ſich darin über die engliſchen Geſellſchaftsgeſetze wegzuſetzen. Denn, wenn auch gemildert gegen ehedem, noch herrſcht dieſes Ungethüm von geſellſchaftlichem Codex (fashion) in England mehr als in irgend einem Lande Europas, und ſelbſt von radicalen Federn werden noch heute Werke zur Erläuterung deſſen geſchrieben, was man unter einem complete gentleman verſteht. Dieſe engliſche Sittentyranney hat eben ſo die politiſchen Revolutionen überdauert, als in Frankreich die Barbarey des Familienrechtes, nach welchem die Ehen faſt ohne Ausnahme noch jetzt, ohne Berückſichtigung gegenſeitiger Neigung, von den beyderſeitigen Eltern berathen und geſchloſſen werden.

Welche Mißbräuche auch in den Inſtitutionen der anglicaniſchen Kirche liegen mögen, — und eine Verbeſſerung iſt unvermeidlich, wenn gleich in dieſem Punkte der Widerſtand gegen die Reform am allerheftigſten iſt und bleiben wird — ſo ſind die Vorſtellungen davon doch auch zum Theil irrig. Im Ganzen genommen, iſt die engliſche Kirche nicht ſo reich, als man glaubt. Eine genaue Unterſuchung hat ergeben, daß die ungeheure Plünderung unter Heinrich VIII. ihr zu viel genommen hat, und zwar, ſagen ihre Vertheidiger, ſo viel, daß ſie nicht genug beſitzt, um alle Pflichten für ärmere Geiſtliche und für Schulen zu erfüllen. Höchſt ungleich iſt dagegen die Vertheilung; denn die wirklich reſidirenden, thätigen Geiſtlichen in England haben im Durchſchnitte nicht mehr als 185 Pfund jährlich einzunehmen, während es noch vor Kurzem Stellen gegeben mit nicht mehr als 5 bis 8 Pfund jährlicher Revenuen. Noch exiſtiren nach Lord

Digitized by Google

Brougham gegen tausend Stellen von unter 60 Pfund Einkommen. Die im Ganzen ärmere presbyterianische Kirche in Schottland gewährt jedem Geistlichen im Durchschnitte gegen 275 Pfund des Jahrs. Von sämmtlichen in England angestellten Geistlichen halten sich nur 4416 da auf, wo ihre Pflicht es erfordert, 6080 sind sogenannte non residents, d. h. sie verzehren, wo es ihnen beliebt, ihre Einkünfte und Zehnten. Hierbey wird übrigens so milde gerechnet, daß, wer auch nur einen Tag in seiner angeblichen Gemeine lebt, zu den residents gezählt wird. Drückend in der Art, wie es noch heute in England ausgeübt wird, ist das Zehntensystem, der Zehnte wird von der Bruttoeinnahme genommen, woraus zahllose Prozesse erwachsen. Noch drückender ist der Grundsatz, daß gegen die Kirche keine Verjährung läuft, und sie selbst jede Forderung geltend machen kann, wenn der in Anspruch Genommene nicht erweiset, daß sie schon im Jahre 1180 abgeschafft war. Ein zehentpflichtiger Gegenstand, wenn er auch seit vielen Jahrhunderten nicht bezahlt worden, unterliegt neuen Forderungen, und jedes Abkommen über Art und Höhe, zu Bequemlichkeit beyder Theile eingeführt, cessirt, so bald der Geistliche es für nichtig erklärt. So kann (und wird!) Rechnungslegung gefordert, über das Eierlegen der Hühner, und ein Zehentberechtigter konnte auf den Einfall kommen, von den zehentpflichtigen Kühen, statt jeden Tag den zehnten Theil, am zehnten Tage die Milch von allen Kühen zu fordern, und er war im Recht. Die Humanität der Bildung mildert in England selbst in vielen Fällen das Drückende der Einrichtung, dennoch ist es allgemeiner Wunsch, daß durch Gesetze das Recht der Kirche auf humane Fundamente basirt werde, um einer umsichgreifenden Erbitterung zu begegnen. Eine gewaltsame Zerstörung der Kirche, wie sie ist, dürfte den finstern, Kunst und Wissenschaft feindlichen Sekten ein zu großes Uebergewicht geben.

In dem Chaglerhause bey Westminster befinden sich eine ungeheure Menge alter Gerichtsurkunden oder rotuli, auf Englands Rechtsgeschichte bezüglich. So viel der gelehrte Hr. Palgrave zu deren Aufrollung und Entzifferung auch gethan, so ist doch das Meiste noch unbesehen und ungekannt. So viel erhellt aber schon jetzt aus diesen reichhaltigen Quellen, daß das Sächsisch-Deutsche keineswegs, wie man annimmt, durch das Normännische beseitigt, und nicht durch Wilhelm den Eroberer ein vollständiges Lehensystem eingeführt worden. Ja das Normannische erscheint so übereinstimmend mit dem Altenglischen, daß für die Herkunft jener Seefahrer und für die Normandie neue Räthsel entstehen. Uebrigens wurzelt der größere Theil des noch heute in England gültigen Gemeinrechts in jener Vorzeit. Viel wissen

Digitized by Google

wir von der Theurung und der Unbequemlichkeit der englischen Rechtspflege; aber die von Hrn. v. R. angeführten Beyspiele übersteigen selbst die Vorstellung, und doch sind sie aus der täglichen Praxis entnommen. Während in allen Verwaltungszweigen das abgeschlossenste Recht der Communen und Corporationen besteht, und auch nach der neuen Corporationsbill bestehen bleiben wird, herrscht durch das ganze brittische Reich eine Centralisation der Rechtspflege, die bey der Ausdehnung des Inselstaates und seiner Colonien, in vielen Fällen de facto eine Rechtsverweigerung in sich begreift. Strenges Recht wird von den Richtern gehandhabt, aber das Unrecht liegt darin, daß es nur dem Reichen möglich wird, durch die unsäglichen Weitläufigkeiten und Kosten bis zum richterlichen Spruche durchzudringen. Wenn aus den entferntesten Inseln der Nordsee um geringfügige Dinge, und in jeder Appellationssache aus Ostindien nach London appellirt werden muß, so ist dieß für die meisten Betheiligten so gut als wenn es für sie keine richterliche Abhülfe gäbe. Gefühlt wird dieser Uebelstand von Allen, und der Haupteinwand, der gegen eine Aenderung gemacht wird, ist nur ein spitzfindig negativer: Wenn die Justiz wohlfeiler, und die Richter allen Hülfe Suchenden zugänglicher würden, heißt es, so würde sich die Masse der Prozesse ins Unendliche vermehren. Dieß mag richtig seyn; der mögliche Nachtheil wiegt doch aber nicht die Unvollkommenheit auf, daß dem Unbemittelten nun kein Weg offen ist, zu seinem Rechte zu gelangen. Eben so schmerzhaft wird der Mangel der obrigkeitlichen Grund- und Hypothekenbücher empfunden. Bey jedem Ankauf von Grund und Boden schwebt der Käufer in der Unsicherheit, ob sein Verkäufer auch rechtmäßiger Eigenthümer war, und ob nicht, wenn er den Kaufschilling hinterlegt und alle möglichen Meliorationen mit dem Gute vorgenommen hat, ein Dritter kommt, der ein älteres und besseres Recht auf das Grundstück darthut. Selbst große Familien, die durch viele Generationen ihre Güter besitzen, sind oft ihres Eigenthumsrechtes nicht sicher. Daher irren wir auf dem Continent, wenn wir den Stimmen glauben, welche uns die Engländer insgesammt als sehr zufrieden mit ihrem Rechtssysteme darstellen. Sie gehen meistentheils von den dabey interessirten Advokaten und Juristen aus, welche eben in dieser Verwirrung und Ungewißheit ihren großen Vortheil haben. In der Länge eines Prozesses um einen Grundbesitz, der oft über ein Lebensalter dauert, liegt freylich ein indirecter Schutz gegen frivole Angriffe und Prozesse. Die Juristen, aller Parteyen, sträuben sich um so mehr gegen die Gesetzvorschläge, welche mehrere Landesgerichte einführen wollen, als die gegenwärtige Verfassung ihnen in der Hauptstadt des

Digitized by Google

Reiches zu wohnen gestattet. Eben so irrt man, zu glauben, daß die Masse der Nation und ihre Großen, mit besonderer Vorliebe an ihren mannigfaltigen, zerstreuten, und kaum auffindbaren Gesetzen hängt, wie uns unsere sogenannten historischen Juristen glauben machen wollen. Es sind nur die Juristen, welche sich dabey wohl befinden, und allgemein ist der Wunsch nach einer officiellen Zusammenstellung der gültigen Gesetze in ein allgemeines Landrecht, wie Oesterreich, Preußen, Frankreich und Rußland dasselbe durch erleuchtete Weisheit seiner Regenten genießt. Hr. v. R. gibt uns, so viel er in die Materie eingedrungen, ein Resumé des englischen Rechtszustandes, wie er ist, bescheidet sich aber selbst, damit etwas Vollständiges zu liefern. Denn jeder Engländer, den er darum fragte, gab ihm dieselbe Antwort, es sey dies eine so verwickelte, unzusammenhängende, vom Zufall abhängige Materie, daß selbst der Inländer sich darin nicht zurecht finden könne, einem Ausländer dieß aber absolut unmöglich wäre. Allein die herkömmlichen und gesetzlichen Bestimmungen über das Erbrecht bilden etwas abnormes von unsern Verhältnissen, und greifen auf eine Weise in das Familienrecht ein, wie es mit unseren sittlichen Vorstellungen unverträglich wäre. Nicht in der Pairie und unter den Großen allein, sondern in jeder bürgerlichen Familie herrscht, was den Grundbesitz anlangt, das Erstgeburtsrecht, wenn der Erblasser nicht besondere Verfügungen darüber hinterlassen hat. Diese aber werden theils durch die Förmlichkeiten, theils durch die ungeheure Stempeltaxe auf Testamente sehr erschwert. In gewissen Fällen kann auch das gesammte Vermögen dem erstgebornen Sohne zufallen, und die jüngeren Kinder aus der reichsten Familie plötzlich zu Bettlern werden.

Wie verwickelt der Rechtszustand im Allgemeinen ist, so zugänglich, praktisch tüchtig und klar erscheint dem Verfasser der Rechtsgang in den unteren Criminalgerichtshöfen. Hier herrscht ein Element, welches der deutsche Richter nicht kennt, die richtig die Verhältnisse im Momente abwägende Menschenkenntniß. Kurz ist das Verfahren; der gewiegte Richter sieht in die Seele des Vorgeführten, seine Schuld oder Unschuld hinein, und seinem Ausspruch fügt sich auf der Stelle der Angeschuldigte. Diese Handhabung des Rechts ex aequo et bono hat natürlich nur bey solchen Verbrechen Statt, welche mehr den Charakter von Polizeyvergehen an sich tragen. Hier ein gewöhnliches schriftliches Verfahren mit Beweis, Gegenbeweis, Advokatenreden und Deductionen, und die Kräfte von England würden erschöpft, um allen ungesetzlichen Wirkungen der Brandweinläden zu begegnen.

Mit der Kunst in England kann sich der Reisende so wenig

Digitized by Google

als mit der puritanischen Strenge der Sonntagfeyer verständigen. Bey seinem durchgeführten Gleichniß des englischen Wesens mit dem französischen gewinnt fast nur in Bezug auf Musik letzteres den Vorzug. Musikalische Exhibitionen sind an der Tagesordnung, und sie zu besuchen, namentlich die Morgenconcerte, gehört zum guten Ton; aber weder zeigt die Wahl der Stücke von einem ausgebildeten Geschmack, noch sind die Ausführungen selbst immer lobenswerth. Jedes Concert gleicht in der Composition der auf einander folgenden Musikstücke einem ungeheuern Quodlibet, worin die mindest bedeutenden Piecen der modernen Componisten den Vorzug haben. Von Händel muß zwar jedesmal etwas dabey seyn; es geschieht aber mehr aus patriotischer Pietät, als aus Würdigung des alten Meisters. Die berühmten deutschen Künstler in Englands Hauptstadt, die hier arrangirend oder executirend auftreten, müssen ihre bessere Ueberzeugung dem Modeverlangen opfern. — Trauriger noch sieht es mit dem Theater aus. Dieß ist eben so wohl von der Kunst, als von der Mode verlassen und aufgegeben. Das Parlament hatte eigens eine Commission ernannt, um den Gründen des Verfalls nachzuforschen; denn mit richtigem Takt sah man das Schauspiel als eine Nationalangelegenheit an. Der Gründe wurden auch eine beträchtliche Anzahl, und darunter manche seltsam klingende (z. B. der starke Besuch der öffentlichen Dirnen!) angeführt, aber die Mittel, um es wieder aus dem Verfall zu heben, scheinen ungenügend gewesen zu seyn. Daß Bulwers Antrag, zur Besserung der Rechte der dramatischen Schriftsteller an dem Widerstande, den die Geistlichkeit aus puritanischen Bedenken dagegen erhob, scheiterte, ist aus den Zeitungen bekannt. Die Heroen der Tragödie sind untergegangen; die noch Lebenden dürften sich mit den Deutschen höchstens messen, nicht sie überragen. Nur im Lustspiel und in der Posse zeigen sich noch treffliche Kräfte, und das nationale Schauspiel: Grays Bettleroper, glänzt noch immer auf den Theatern. — In einem Lande von so industrieller Thätigkeit, wo alle Kräfte auf das Bedürfniß und für Bestellung arbeiten, darf man in den übrigen Zweigen der bildenden Kunst nicht jene freye Schöpfungskraft, die nur an den Genius in sich denkt, erwarten. So erhebt sich die Malerey, bey aller technischen Geschicklichkeit, nicht über die Genrebilder, ein Genre in welchem allerdings Meister der ersten Größe aufgetreten sind, und selbst die guten Landschaftsmaler sind nur Effectmaler. Noch weniger mögen die englischen Bildhauer auf Ruhm und Anerkennung außerhalb ihrer Insel Anspruch machen. Der Verf. weist den Vorwurf zurück, daß diese Nichtanerkennung der brittischen Künstler in zufälligen Umständen, oder Nationalvorliebe ihren Grund

Digitized by Google

haben möge. Denn das wahrhaft Großartige und Bedeutende arbeite sich, wenn auch nicht im ersten Augenblicke, durch; und weßhalb genössen die englischen Redner, Staatsmänner und Dichter die vollste Anerkennung der gebildeten Welt, während ihre Maler, Bildhauer und Architekten, von noch so großem Rufe im Vaterlande, unter uns kaum gekannt wären. Er könnte noch ein schlagenderes Argument in Hogarths europäischem Rufe aufführen. Ein Carikaturist lobt und schafft eigentlich nur für die nächsten Kreise, die von Person die karikirten Gegenstände kennen; aber hier ist es die Eminenz seines Talents die den Mann selbst über seine Sache erhob, und ihm die bewundernde Theilnahme in der ganzen Welt verschaffte. — Die neuere Architektur der Engländer gilt in ihrem Vaterlande selbst nicht hoch. So viele Style historisch auf der Insel geblüht haben, es hat sich kein eigenthümlicher zu praktischer Anerkennung durchgearbeitet. Die Großen lassen auf ihren Landgütern Prachtbauten aufführen, wo bald der altsächsische, der gothische und der griechische Styl in allen ihren Abzweigungen vorherrschen; das ungeübte Auge kann sich täuschen, so täuschend sind die gewählten Zeitalter jedesmal nachgeahmt, aber es sind alles Schaustücke und Raritäten, und nirgends tritt der Geist der Gegenwart großartig und deutlich heraus. Auch die Paulskirche erregt nicht die Bewunderung des Reisenden in dem Maße, wie wir es bey Andern gewohnt sind. In der bürgerlichen Bauart der Hauptstädte herrscht nichts von Kunstsinn; es wäre auch kein Raum dazu. Leicht aufgerichtet, oft nur mit dem Zwecke, eine gewisse Anzahl von Jahren auszudauern, dienen die Häuser nur dem Bedürfniß, und dem englischen Begriffe von Bequemlichkeit, der aber sehr weit von dem eines bequemen Wiener Hauses entfernt ist. Denn Große und Geschäftsmänner halten es für bequem, wenn ihre Wohn-, Speise- und Schlafzimmer durch drey, vier Stockwerke getrennt sind, und es ist der Vorzug jeder anständigen Familie, auf diese Weise ein eigenes, verschlossenes Haus für sich zu bewohnen. Von außen findet kein Putz Statt; er würde auch bey dem Kohlenstoff in der Atmosphäre nichts nutzen.

Großartig dagegen erhebt sich überall die gothische Vergangenheit. Solch eine Masse gewaltiger Dome, Münster und Schloßbauten, noch zum Theil in alter Herrlichkeit erhalten, hat kein Land aufzuweisen, als England. Vor allen aber ist es Windsor Castle, in welchem dem Reisenden die ganze edle Pracht und der Ideenreichthum des Mittelalters sich vergegenwärtigt. Nichts von Monotonie, Hallen, Corridore, Rittersäle, Kapellen, Thürme und Privatzimmer, jedes trägt seinen besondern Charakter, mit Geschmack und Einsicht erhalten und restaurirt,

Digitized by Google

und doppelt schön durch den Gegensatz zu der grünen Waldnatur, die als Windsorpark das Schloß umgibt. Der Verf. glaubt in diesem reichhaltigen Gebäude die Größe, Mannigfaltigkeit und den süßen Zauber Shakspeares sich wiederspiegeln zu sehen; bekanntlich war Windsor ein Hauptaufenthalt des Dichters, wie auch eines seiner Stücke hier spielt. Verwandter ist gewiß sein Genius mit diesem Bau der Vorzeit, als mit der Trajanischen Spitzsäule, auf die ihn der Ungeschmack seiner Londner Verehrer jetzt erheben will, ihm ein, seiner würdiges Denkmal zu errichten! —

Im grellsten Gegensatze zu jener großen, aber frohen Kunst des Mittelalters, und zu dem Merry old England, aber verwandt mit der nüchternen Bedächtigkeit der heutigen, steht die Sabbatfeyer. Seltsam, daß, nachdem die finstern puritanischen Sekten durch die Restauration vollkommen geschlagen worden, und auch die Revolution unter dem Oranier ihnen keine mehreren Rechte gegeben, ihre trübste Maxime, die mißverstandene Feyer des Sonntags, sich immer mehr geltend gemacht hat, und von der anglikanischen Kirche nicht allein adoptirt, sondern theilweis noch geschärft ist. Wie mit dieser Strenge nur dem Buchstaben gehorcht wird, der Geist der Frömmigkeit aber weit davon entfernt ist, an einem englischen Sonntage unter die gelangweilten Bewohner einzukehren, ist bekannt. Den geringen Sinn für Musik im englischen Volke möchte der Verf. mit dem Umstande beymessen, daß der gemeine Mann an dem einzigen Tage, wo er von der zerrüttenden Betriebsamkeit ausruhen kann, in keinem frohen Liede, in keinem heiteren Gesange, seiner Lust Luft machen kann. Ueberall begegnet man an dem Tage des Herrn in England verdrossenen Gesichtern, und außerhalb den Kirchen, einer Stimmung, welche nach unsern Begriffen, nichts weniger als christlich erscheint. Und doch wollen Eiferer das Formale dieser Sonntagsfeyer noch strenger gemacht wissen!

Die gewichtigsten staatsrechtlichen Fragen kamen während Hrn. v. Raumers Anwesenheit in England zur Sprache, mehrere zur Entscheidung. Namentlich war auch eine, bis da kaum aufgeworfene, in lebhafter Anregung: über die Erblichkeit der Pairswürde. Erst die starren Widersprüche der Mehrzahl der Lords gegen alle und jede Verbesserung, auch wenn deren Heilsamkeit augenscheinlich dargethan war, rüttelte an dem bis dahin felsenfesten Gebäude. Der Verf. sagt: »Ich finde hier eine Welt schroffer Gegensätze, welche eben deshalb untergeordnet sind, und einer höhern Lösung bedürfen. Weil aber so mancher Engländer seinen Standpunkt für den allein richtigen und unantastbaren, und den seines Gegners für einen schlechthin irrigen hält;

Digitized by Google

so sehen zuletzt beyde den Weg und die Stelle nicht, welche beyde Standpunkte beherrscht, und wohin zu gelangen die Pflicht und das Glück der Entwickelung und Gesetzgebung ist.« Uebrigens besteht das Oberhaus schon jetzt zum Theil aus nicht erblichen Pairs, indem die Bischöfe so wie die irischen und schottischen Lords, letztere gewählt von ihren pares, nur lebenslängliche Pairs sind. Durch die Erhebung so vieler ausgezeichneten Staatsmänner zu Lords gewinnt, auch für ihre erbliche Fortpflanzung, die Erbaristokratie frisches Blut, und durch die vielen Verheiratungen in reiche Bürgerfamilien verzweigt und veradert sie sich in die Nation. Merkwürdig bleibt es aber, daß die neu ernannten Pairs nicht selten viel eifrigere Hochtorys sind, als die alten, ihres Besitzes sicheren und unbefangeneren Familien. Ja die ins Oberhaus eingetretenen Rechtsgelehrten zeigen sich meist als die hartnäckigern Vertheidiger der bestehenden Mißbräuche, weil sie den privatrechtlichen Standpunkt aus ihren frühern Verhältnissen und der Gerichtsstube mit ins Oberhaus hinübergenommen, und die Verschiedenheit und Nothwendigkeit eines staatsrechtlichen nicht begreifen wollen. »Die französischen Jacobiner verfielen in den entgegengesetzten Fehler.« Uebrigens sind die Angriffe gegen das Oberhaus nur Drohungen, durch die Umstände herbeygeführt. Zu fest wurzelt es in Englands altem Boden, und wird in seiner Wesenheit die Stürme der Zeit überdauern; wo hingegen unser Continentalverstand es nicht begreift, wie der praktische Engländer noch immer dem Könige das so natürliche Recht nicht einräumen will, sich durch seine Minister, als solche, in beyden Häusern vertreten zu lassen. An dem Uebelstande, daß kein königlicher Minister, in so fern er nicht Lord ist, nicht im Oberhause, und wenn er Lord ist, aber nicht für einen Flecken gewählt wurde, auch nicht im Unterhause erscheinen darf, scheiterte so manche Administration. Ref. kennt selbst radicale Reformer, und eben so eifrige Hochtorys, welche in diesem anscheinend unvernünftigen Punkte durchaus derselben Meinung waren: die Krone darf dies Recht nicht haben, weil sie es nicht gehabt hat! Um tüchtige Minister ins Oberhaus zu bringen, sieht sich die Regierung daher oft genöthigt, aus Parlamentsgliedern Lords zu machen, deren Dienste sie nachher nie wieder im Unterhause gebrauchen kann, ob sie ihr doch daselbst nothwendig werden; und wie viel tüchtige Männer, die hier von ungeheurer, wohlthätiger Wirksamkeit waren, sind dadurch für ihr ganzes Leben in eine falsche Stellung gerathen! Eben so ist eine Curiosität, welche leider der Regierung die Hände bindet, daß Niemand, der ein seit 1705 gegründetes Amt annimmt, ins Parlament gewählt werden kann!

Digitized by Google

Mit Bewunderung schildert der Verfasser die einfachen und doch alles umfassenden Einrichtungen in Lloyd's Kaffehause; die ganze Erde, oder die Handelsmaschine derselben scheint ihm in die Hand der Theilnehmer gelegt zu seyn. Ein großer Schiffsversicherer, der hier aus den kleinsten Indicien, die aus aller Welt täglich zusammenströmen, künstliche Schlüsse zieht über Gefahr und Nichtgefahr an den äußersten Polen, erklärt ihm, es sey dieß eine ununterbrochene geistige Thätigkeit und Aufregung, die nirgend anders ihres gleichen finde als in London, und gegen deren Umfang alles auf der Welt klein erscheine. Der Autor wird auch von dieser Vorstellung hingerissen, aber plötzlich regt sich der poetische Geist des Historikers, und wir lassen ihn mit seinen Worten reden, weil es eine der schönsten Stellen in dem inhaltreichen Buche ist, und wohl für Viele von der Materie Gedrückte einen erhabenen Trost umschließt: »Sollen wirklich diese räumlichen und merkantilen Beziehungen, welche die Welt in zwey Hälften, das debet und credit zerfällen, die höchste geistige Thätigkeit und Erregung in sich schließen? Und alle Völker und Menschen wären geistig ärmer und kleinlicher, weil sie sich nicht damit abgeben, die Schiffe aller Meere in Lloyds Fliegennetz einzufangen, und Assekuranzprämien zu ertheilen oder Haverey zu ersetzen? Es brächte wirklich den menschlichen Geist wesentlich weiter, wenn er hier in einer Hand die Zeitungen aus Hamburg und New-York, in der zweyten vom Kap und aus Calcutta hält, ja in demselben Augenblicke erfahren kann, ob in der Spitzbubencolonie Sidney noch ferner gestohlen wird, oder nicht? So rasch wie ein Londoner Schiffsversicherer, versetzte ich mich mittelst Wünschelhütleins nach Neapel. Wenn sich der Neapolitaner an seinem Meere vom Chrysopras niederlegt, ruhig den Purpursaft seiner Goldorangen aussaugt, den Vesuv zur Seite glühen, und über sich den ewig blauen Himmel sieht, wird er diese Erregung und diesen Genuß mit allem dem vertauschen wollen, was ihm Lloyds Kaffehaus und das graue London bieten kann? Ja, die Waffen gegen mich selbst kehrend, fragte ich mich in wehmüthigem Verdrusse: warum ich meine Laube und meinen Nußbaum nicht für genügend halte, und thörichter Weise englischen Erregungen nachlaufe? — Der Handel hat die Erde großentheils entdeckt und erobert, er hat eine Gemeinschaft erzeugt, welche sehr hoch anzuschlagen ist, und die Bande zwischen Menschen und Menschen immer stärker machen wird; aber sein scheinbar unendlicher Raum, alle Berechnungen der Länge und Breite, alle Hoffnungen gebaut auf die Windrose, verschwinden vor einem Blick in den gestirnten Himmel, vor einem gleichen Pulsschlag der Liebe, ja vor einem Seufzer, welcher der Brust ent-

Digitized by Google

steigt, wenn ein höheres Licht sie, wie der Sonnenstrahl die Memnonssäule, berührt.«

Wie die Pressen in London durch Dampf getrieben werden, haben sich auch die Schriftsteller für die öffentlichen Blätter in Dampfmaschinen verwandelt, welche mühelos in der kürzesten Zeit die größte Quantität der bestellten Waare liefern. In Deutschland ist mancher Zeitungsartikel für den Schreiber eine Herzensergießung, für die Leser eine Begebenheit; in London treibt eine solche Welle rasch die andere, und alle brechen sich und verschwinden am Ufer. Das Unwesen der Presse ist größer hier als irgend wo in Europa, und doch fast ohne Wirkung, weil jeder kranken Richtung eben so gesunde Richtungen, und mit denselben Kräften gegenüber stehen. Das englische Pfennigblatt zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse arbeitet so mit überwiegender Kraft den atheistischen und deistischen Volksblättern entgegen. Aber von beyden Seiten wirkt verderblich in die Presse die einseitige Vorliebe, für das was jede Seite für ausschließend Recht hält, und das selbstgefällige Hätscheln mit dieser Vorliebe. »Worin so Viele,« ruft der Verfasser aus, »das einzig Reale und Wahre sehen, darin kann ich fast niemals das Ganze erblicken; es wird nur unter diesen Gesichtspunkt gestellt, zum bloßen Schein, oder Schein gegen Schein geht, wie ich schon sagte, gegen einander auf und es bleibt eben — Null übrig. Torys ohne Whigs, Conservative ohne beweglichen Gegensatz, Republikanismus ohne monarchische Verbindung, Landinteresse ohne Geldinteresse u. s. w. sind mir unbegreiflich. Sie erhalten erst Daseyn und Bedeutung durch ihren Gegensatz, sie gehören zu einander wie Leib und Seele, Tag und Nacht, Morgen und Abend, rechte und linke Seite, Einnahmen und Ausgaben, Freyheit und Gehorsam, Herrscher und Unterthan, reich und arm, — kurz wie alle und jede Begriffe, welche sich in ihrem Gegensatze erst zu vollem Daseyn entwickeln können, und auf Unbedingtheit keinen Anspruch machen dürfen.« Dieses vermittelnde Element hat in England wenige Vertreter.

Die Geschichte der Parlamentsreform nimmt einen bedeutenden Theil des ersten Bandes ein. Alle Meinungen dafür und dagegen sind, seitdem der Kampf lebhaft wurde, angedeutet, zum Theil mit den bedeutungsvoll gewordenen Worten der einzelnen Hauptredner. Wellingtons übereiltes Wort: er werde nie in eine Reform willigen, da sie unnöthig und alle Grundeigenthümer dagegen wären, entschied bekanntlich über die bis dahin noch apathisch gebliebene öffentliche Meinung. Eben so wirkungsreich war Macaulays Rede im Unterhause (er erlangte durch diese eine, erste Rede einen außerordentlichen Ruf), in welcher die Worte

Digitized by Google

vorkommen: »Die ganze Geschichte Englands besteht aus Concessionen; die Kunst ist, sie zur rechten Zeit zu ertheilen.« Aus den angegebenen Zahlenverhältnissen, die hier nicht ausgezogen werden können, geht hervor, daß der Vorwurf einer demokratischen Tendenz der Parlamentsreform ein unbegründeter ist: noch ist im Verhältniß der Volksmenge die Zahl der Wähler sehr gering, die Macht ruht in den Händen der sehr Vermögenden, und das Hauptresultat der Maßregel ist, daß einerseits das Wahlrecht aus den einigen Wenigen, an die es durch zufällige Umstände gekommen, in die von Mehreren übergegangen ist, und daß anderseits statt der vermoderten Flecken die großen Fabrikstädte, die gar keines hatten, es im Verhältniß ihrer Größe und Volkszahl erhalten haben. Während hier eine Ausgleichung eingetretener Uebelstände zum Theil gelungen ist, steht dagegen ein anderer noch in nackter Blöße da, und es ist noch kein sittlicher Reformator dagegen aufgetreten. Wir meinen das vom Verfasser an einer andern Stelle berührte Bestechungssystem bei den Wahlen. Gerade dieses hat, in der Art, wie es geübt wird, unter den verständigsten und aufgeklärtesten Engländern seine Vertheidiger. Die Gründe sind vielfach. Geld, welches von den Parteyen gesammelt wird, sey zur Bestreitung der äußern Wahlunkosten nöthig, dann aber auch zu den Reise- und Versäumnißkosten für die Wähler, von denen man nicht verlangen könne, daß sie mit Schaden im Privatverkehr ihre patriotische Gesinnung an den Tag legen sollen. Damit ist die Bezahlung für die Stimme selbst zugegeben. Nun heißt es, wenn eine Partey zahle, müsse die andere auch zahlen, und somit höre der Begriff von Bestechung auf. Endlich, sagen die Democraten, es sey das beste Mittel das Geld aus den Beuteln der Reichen auf anständige Weise in Circulation unter den Aermern zu bringen, und ein kostspieliger Parlamentswahlstreit (aus diesem Grunde allein wird oft ein Gegencandidat aufgestellt!) sey eine Wohlthat für das Land und seine Industrie. Auf diese Weise wird man von jedem Mißbrauch gute Folgen darthun können.

Leider ist aus dem Werke alles, was nur aus Persönliche streifen könnte, aus der Besorgniß des geachteten Autors, in dieselbe Classe mit den Modeklätschern über England geworfen zu werden, fortgeblieben, und wir vermissen die Lebenszüge in dem großen Gemälde, welche von seiner Feder von so großem Interesse gewesen wären. Alle, auch die berühmten Personen, mit denen er zusammentrifft, sind nur mit Buchstaben angedeutet. Zwar kann man viele derselben errathen, die Mehrzahl aber bleibt unbekannt; und was hilft es, wo uns von Herrn X oder Y charakterische Züge und Bemerkungen gegeben werden, wenn uns der

Digitized by Google

persönliche Standpunkt fehlt, auf den wir den Redenden oder Beurtheilten placiren können. Männer, wie Sir Robert Peel, Lord John Russel, Hr. Spring Rice und die Herzoge von Lansdowne und Devonshire stehen doch so mit allem, was sie sind und meinen, in der Publicität, daß es einem Fremden, ohne Indiscretion erlaubt seyn dürfte, sie zu nennen. Ueberhaupt muß uns die Abneigung, welche die Engländer aller Parteyen gegen die satyrischen Briefe des Fürsten Pükler affectiren, und um deren willen jeder reisende Deutsche jetzt argwöhnisch in England angesehen wird, seltsam dünken in einem Lande, wo die Zeitungen die Gallakleider jeder Dame bey den Hoffesten bis aufs Kleinste beschreiben, und die Ladys selbst so gefällig sind, zu diesem Behuf eine detaillirte Schilderung ihrer Toilette, von ein Paar Goldstücken begleitet, in die Zeitungsbureaus zu senden; auf keinen Fall hätte aber diese beschränkte Aengstlichkeit einen bewährten Historiker von Hrn. v. Raumers Rufe abhalten sollen, uns Nachrichten über die Persönlichkeit der public characters zu geben, welche wir bis jetzt nur aus den gefärbten Gläsern unlauterer Parteyberichte kennen. Nur einen Mann, der sich über den Ruf erhoben hat, malt er uns, den Agitator O'Connel, der eben nichts, wie man gern vermuthet, Mephistopheliſches an sich, sondern das Aeußere eines gutmüthigen, wohlwollenden Lebemannes hat. Den auch viel besprochenen Roebuck glauben wir in dem benthamistischen Radicalen R — wieder zu erkennen, einen Mann, der mit liebenswürdiger Unbefangenheit dem eintretenden Fremden — sein Herz mögen wir nicht sagen, aber seine Grundsätze aufschließt, Grundsätze, die alles menschliche, bewährte, historische, kurz die ganze Entwickelungsgeschichte vernichten möchten, um ein System einzuführen, welches aus Menschen Zahlen machen würde. Diese oberflächlichen, demokratisirenden Systematiker stehen wurzellos vereinzelt in dem großen England da. Beachtenswerth ist, und es gehört zu diesem Kapitel von den Persönlichkeiten, daß die Zeit der Karikaturen, in denen der englische Humor sich so groß zeigte, vorüber scheint. Zwar werden dergleichen noch publicirt, aber sie sind nicht von Bedeutung und ohne großen politischen Einfluß. Die Mehrzahl scheint auf Bestellung der goldreichen Torypartey ans Licht gefördert. Nichtpolitische, humoristische Genrebilder sind dagegen noch immer an der Tagesordnung; aber sie verleugnen nicht, so viel Ref. davon bekannt wurde, ihre Abkunft von dem unerreichten Stammvater Hogarth.

Entsetzend klingen die Zahlenberichte über das Branntweintrinken, wenn in den vierzehn Hauptschenken Londons in einer Woche der Besuch von 142,453 Männern, 108,593 Weibern und

Digitized by Google

18,391 Kindern nachgezählt und behauptet wird, daß Weiber und Kinder in der Regel sich noch ungebührender in den Schenken betragen als die Männer. Die Mäßigkeitsgesellschaften arbeiten mit Anstrengung dagegen; aber mit Recht sagt der Verfasser: »Nur da wo ein gutes Getränk sehr wohlfeil ist, wie in Süd-Frankreich und Italien, besäuft sich das Volk nicht.« Warum nennt er nicht auch zum Theil Süd-Deutschland? Der wohlfeile Wein in Oesterreich wirkt auch hier sehr günstig auf die unteren Volksklassen; vielleicht günstiger als das gute, aber schwere Bier auf die höheren Klassen in dem benachbarten Bayern. Uebrigens sieht es mit der Zahlenrichtigkeit bey den Branntweintrinkern, wie bey der Berechnung, durch welche die Zunahme der Verbrechen erwiesen werden soll, mißlich aus, wenn man nicht die Umstände mit erwägt. Den Tabellen nach gibt es jetzt mehr Verbrechen, als früher; aber in ältern Zeiten wurden diese Tabellen nicht so genau geführt, die Polizey war schlechter, und sehr viele Verbrechen kamen gar nicht zur richterlichen Cognition, ja nicht einmal zur Anzeige, weil gewissenhafte Leute sich scheuten, geringfügige Verbrechen zu denunciren, auf denen nach damaliger Strenge der Gesetze der Tod stand. Dieselben Umstände, so wie die größere Bevölkerung und der ausgebreitetere Verkehr machen auch zweifelhaft, ob die vergrößerten Branntweintrinkerlisten auf eine mehrere Demoralisation des Volkes zu schließen erlauben. Noch unsicherer sind die gewöhnlichen Angaben über die Anzahl der liederlichen Dirnen in London. Eins zu beachten aber ist, daß es auch hierin kein juste milieu in England gibt. Die einmal Gefallene ist grausam für immer aus der Zahl der Ehrbaren ausgestoßen, und dadurch von selbst zu den ganz Gesunkenen verwiesen, und die Ehrbaren und Unehrbaren sind in allen Lebensverhältnissen schroff von einander gesondert. Daß die Demoralisation im Ganzen keine Fortschritte gemacht, scheint auch aus den Sterbelisten, und der danach ungemein verminderten Sterblichkeit hervorzugehen. Im Jahre 1740 starb Einer von 35, im Jahre 1780 Einer von 40, im Jahre 1790 Einer von 45, im Jahre 1800 Einer von 47, im Jahre 1810 Einer von 53, endlich im Jahre 1820 nun Einer von 59. Und die leben Gebliebenen sind im Durchschnitt (nur in Irland nicht) besser genährt, gekleidet und eingewohnt als sonst.

Ein nicht minder bedeutendes Kapitel als dasjenige, welches die Geschichte der Parlamentsreform liefert, ist dem Städtewesen und der jetzt durchgegangenen Corporationsbill gewidmet. Hier ist Hr. v. R. auf seinem Felde, da er bekanntlich als rüstiger Schriftsteller in den Erörterungen über die preußische Städteordnung seiner Zeit aufgetreten ist. Auch hat er während seines

Londoner Aufenthaltes Anlaß gefunden, sich in den dortigen Blättern auszusprechen, und mit Peel, Russel, Spring Rice und O'Connel darüber conferirt. Die Reform der alten geschlossenen Corporationen ist für England durchgesetzt, wenn auch mit manchen Modifikationen des ursprünglichen Reformplanes. Peel hat bekanntlich als gemäßigter Opponent gegen diese Reform, deren Nothwendigkeit an sich kaum bestritten wurde, zu der gegenwärtigen Gesetzgebung thätig mitgewirkt. Mehrere der nun beseitigten Mißbräuche, in die das alte Corporationswesen, weniger durch bösen Willen, als durch Zufall und Altersschwäche gerathen war, übersteigen selbst als Antiquitäten den Glauben daran, wenn man z. B. erfährt, daß in einer Stadt ein Theil der regierenden Magistratsfamilien das Armenrecht hatte, in andern Städten diese Familien von allen Abgaben frey waren, und doch die Vortheile der neuen, kostbaren Unternehmungen theilten. Daneben waren die Rechts- und Verwaltungsverhältnisse auf die bunteste Weise verwickelt, und während die Corporationen in gewissen Angelegenheiten fast souveräner Herrlichkeit genossen, durften sie keine Gasröhren zur Beleuchtung ihrer Stadt legen, sondern es mußte dazu ein besonderer Parlamentsschluß erwirkt werden.

Wenn uns in der Ferne bey diesen englischen Kämpfen so oft der Gedanke an eine gefährliche Krisis kommt, hat dieß für den Unterrichteten einen ganz andern Anschein. Zu fest ruht Englands Verfassung auf vielhundertjährigen Fundamenten, um einem plötzlichen Aufschwunge, dem Fieberparoxysmus einer neuen Idee zu erliegen. Nur dann sinkt hie und da ein Theil, wenn durch diese Jahrhunderte nichts zu seiner Erhaltung und Auffrischung gethan ist. Aber wenn er so stürzt nach den allgemeinen Naturgesetzen für alles Vergängliche, reißt er nun deßhalb das Umsichstehende nicht mit ein; denn jede Partikel dieser alten Verfassung hat ihren eigenen Kern, ihre eigene Wurzel, die ihr das Recht für sich selbst zu leben, sichern. In diesem Abhandenseyn einer administrativen Centralisation ruht die Sicherheit Englands bey Stürmen, welche Frankreich so oft und so leicht erschütterten, und der Verfasser führt außerdem, um diese verschiedenartige Wirkung in England und Frankreich zu erklären, noch einen Hauptgrund an, die ganz verschiedene Polizeyverfassung beyder Länder. In England gibt es keine eigentliche zuvorkommende, präventive Polizey, wie in Frankreich. Wenn in Paris ein Tumult ausbricht, so ist dieß ein Anzeichen, daß die Präventionsmittel in der Regel schon erschöpft sind, und Alles »rasch ins Ungemessene und Willkürliche rettungslos überschlägt.« In England kann und darf der ungezügelten Bewegung erst dann gesteuert werden, wenn sie bis an eine wahrhaft gefährliche Stelle,

Digitized by Google

bis zu einer Verletzung der Gesetze gesteigert ist; es geschieht aber dann mit entscheidender Uebermacht, und findet von allen Seiten die allgemeinste und nachdrücklichste Unterstützung. Ein früheres Eingreifen würde aber von den Engländern aller Parteyen für eine Verletzung der natürlichen und gesetzlichen Freyheit angesehen werden, und dieses Zuvorkommen nirgends Unterstützung finden. Dieser Grundzug im englischen Nationalcharakter, der durch die Nuancen aller Parteymeinungen hindurchgeht; diese Abneigung gegen alles Einmischen in das, was zwischen den vier Wänden geschieht, veranlaßte auch einsichtsvolle und loyale Männer mit Mißtrauen auf die neue, durch Robert Peel eingeführte Polizey, und darin eine Kränkung ihrer alten Rechte zu erblicken. Glücklicher Weise erfahren wir jetzt durch Hrn. v. Raumer, daß dieses Vorurtheil ganz und gar verschwunden ist, und die neue Polizey sich als zweckmäßige und wohlthätige Einrichtung bewährt hat. Jeder Polizeybeamte trägt seine auf Pergament gedruckte Anweisung, die in den kürzesten, einfachsten und deutlichsten Sätzen abgefaßt ist, bey sich in der Tasche, um sie jederzeit, bey etwa streitigen Fällen, hervorzuholen. Außerdem freylich steckt an demselben Orte ein minder harmloses Instrument, ein mit Bley ausgegossener, kurzer Stock; die Waffe, welche man im Gedränge der Straßen als die am meisten praktische ermittelt hat.

Holland und England wetteifern auf dem alten Continente in ihren Vereinen zum allgemeinen Nutzen. Einen so umfassenden, wie die Holländer to't nut van't allgemeene, haben zwar die Engländer nicht, er würde auch bey der Ausdehnung des Reiches, schwerlich das Nützliche für Alle befördern, aber es gibt nach Hrn. v. R. auch in England fast keine Kunst, keine Wissenschaft, keinen irgend anziehenden, gemeinnützlichen oder lehrreichen Zweck, wofür die Engländer nicht besondere Vereine gestiftet, und dadurch die ungenügenden Kräfte und Mittel des Einzelnen erstaunlich vermehrt und verstärkt hätten. Der Werth solcher Vereine bewährt sich überall, indem den Einzelnen viel Mittel zu Gebote stehen, und die Regierung als solche wenig allgemeine Richtungen einschlägt, sondern es diesen und ihrer Verbindung überläßt den Anfang zu machen. In wie vielen Fällen auch dieß, bey Englands besondern Verhältnissen, günstig ausschlagen mag, dennoch bliebe in manchen, wie z. B. beym Schulwesen, ein allgemeiner Antrieb und eine regelnde Gesetzgebung zu wünschen. — Essen und Trinken, wo es bey den englischen Vereinen und Clubs Statt findet, bleibt immer Nebensache. Vortrefflich für alle wissenschaftlichen Zwecke ist das Athenäum in London, welches freylich bey einer Jahreseinnahme von über 90,000 schweren Gulden etwas Erhebliches ausrichten kann.

Digitized by Google

Zwischen den Vereinen zu rein praktischen Zwecken (z. B. für Versicherungen, Posten, Wege, Kanäle, Fabriken, Bergwerke) und der zu wissenschaftlichen (wie die royal institution, wo Vorlesungen über mannigfaltige Wissenschaften gehalten werden) stehen die sehr großen Vereine für Gefängnisse, Kranken- und Waisenhäuser in der Mitte. Das so gegründete Hospital von Charingcroß hat seit seiner Entstehung an 40,000 Kranke verpflegt. Mit Ausnahme der Bibelgesellschaft ist die für Verbreitung nützlicher Kenntnisse die wirksamste und folgenreichste gewesen, welche nützliche Bücher für das Volk schreiben läßt, und sie zu billigen Preisen verkauft. Eine große Zahl von Gedanken und Kenntnissen kommt auf diese, früher nicht geahnte Weise in Umlauf, und mit ernster Thätigkeit wird der schlechten, unsittlichen und verführerischen Litteratur dadurch entgegen gearbeitet, daß man dem Volke das Bessere wohlfeiler bietet. Hierbey ist übrigens, und mit Absicht, jede religiöse Tendenz ausgeschlossen, da bey dem verschiedenen Stande der religiösen Parteyen eine Vereinigung schwer fallen würde.

Die große Abhandlung des Hrn. Verf. über den Ackerbau, und die entgegengesetzten Parteyansichten über das, was der Staat ihn zu schützen und fördern thun oder unterlassen müsse, spielt in ein so specielles Gebiet der Staatswirthschaft über, daß wir in dieser generellen Anzeige des Werkes füglich darüber weggehen; zumal da diese materiell so wichtige Frage auch in England noch keineswegs so klar durchgearbeitet ist, daß, wie in den meisten andern Lebensfragen, die Vernunft ihre Antwort fertig hätte. »Das Widersprechendste, Unvereinbare,« sagt Hr. v. R., »wird mit größter Zuversicht behauptet und mit angeblich mathematischer Bestimmtheit erwiesen.« Wie z. B.: der Ackerbau schreitet rasch vorwärts, und: er geht unaufhaltsam rückwärts. Oder: England kann sich immerdar genügend mit Nahrungsmitteln versorgen, und: es kann nie den hinreichenden Bedarf erzeugen. Oder: die Korngesetze sind nothwendig, und: sie sind völlig überflüssig. Oder: der Landmann ist zu hoch besteuert, und: er ist auf irrige Weise begünstigt. Im Ganzen neigt sich der Verf. zur Ansicht derer, welche in der Stabilirung kleiner Eigenthümer vor den gegenwärtigen Pächtern einen sittlichen Fortschritt zur echten Cultur erblicken, und noch entschiedener zu der Ansicht, daß auch der englische Ackerbau durch Abstreifung der zu seinem Schutz im Lauf der Jahrhunderte eingeführten Prohibitivmaßregeln gewinnen müsse. Ueber die Geschichte der vielbesprochenen Korngesetze erfahren wir, daß bis zur Zeit der Königin Elisabeth die Einfuhr frey gewesen, die Ausfuhr aber nicht begünstigt, weil man geringe Preise zum Besten der Verbrauchenden herbey zu führen

Digitized by Google

wünschte. In den Jahren 1670 und 1689 erschwerte man umgekehrt die Einfuhr, und bewilligte Prämien für die Ausfuhr, um den Ackerbau zu befördern und die Eigenthümer für eine auferlegte Grundsteuer zu entschädigen. Hierdurch entstand der erste künstliche Zustand. Zwischen 1688 und 1815 sind nicht weniger als 73 verschiedene Korngesetze erlassen, welche auf den widersprechendsten Grundsätzen beruhten, z. B. daß jedes Land zu viel, oder jedes Land zu wenig erzeuge. Von den Parteyen verlangt jetzt die eine: Erhöhung des Einfuhrzolls vom Getreide, die andere dringt auf völlige Abschaffung der Korngesetze.

An das Kapitel über den Ackerbau reiht sich, dießmal in systematischer Folge, das über die Manufakturen und den Handel, welches, aus demselben Gesichtspunkte, hier auch nur berührt werden kann. Gegen die unermeßlichen Vortheile, welche die Fabriken dem Lande im Gegensatz zu dem frühern zünftigen Handwerksbetrieb bringen, treten die moralischen Nachtheile, bis jetzt noch nicht ganz überwunden, heraus, welche jedem Gemeinwesen entstehen, sobald der lebendige Mensch zur Maschine gemacht wird. Während beym alten Zunftwesen die freundlichste Wechselwirkung zwischen Meister, Gesellen und Lehrburschen herrschte, und die rauhen Seiten in der Familienverbindung verschwanden, so kann beym Fabrikwesen auch der mildgesinnte, herablassende Fabrikherr kein eigentliches Familienleben mit allen seinen Arbeitern beginnen. »Er bleibt so weit getrennt von ihnen, daß an geistige Gemeinschaft, Wechselwirkung und unmittelbare Erziehung gar nicht zu denken ist. — So steht der demokratische Haufen der Arbeiter verlassen da, oder anmaßlich; die Meisterschaft ist verschwunden, oder an eine ganz andere Stelle eingerückt.« Am unheilbringendsten erscheint das Fabrikwesen, wie es jetzt ist, für die aufwachsende Generation. Die Vervollkommnung der Maschinen lehrt, daß man Kinder so gut wie Erwachsene dabey anstellen kann; Kinder sind wohlfeiler, und die Fruchtbarkeit des Menschengeschlechts steht, wie die Erfahrung lehrt, mit der Armuth in demselben traurigen Progressionsverhältniß. Daher in den Fabrikstädten diese Unmasse früh bey der geistödtendsten Werkthätigkeit beschäftigter Kinder. Doch geschieht jetzt auch für sie mehreres: denn die moralische Stimme des Unwillens über ihre geistige Verkrüppelung ist zu laut geworden. Dagegen nimmt bey wachsender Erkenntniß der Haß im Volke gegen die Maschinen immer mehr ab. Es ist jetzt so gewiß »als zwey Mal zwey vier ist,« sagt der Verf., daß seit der Erfindung und durch den Gebrauch der Maschinen mehr Menschen beschäftigt werden können und wirklich beschäftigt werden, als zuvor. Einige schlagende Beyspiele werden angeführt. In

der Mitte des vorigen Jahrhunderts belief sich der jährliche Verbrauch der baumwollenen Waaren in England etwa auf 12 Mill. Yards, jetzt auf 400 Millionen; er ist also in größerm Verhältniß gewachsen als die Bevölkerung. Mehr Arbeiter werden beschäftigt, und jeder Einwohner hat Vortheil von dieser Wendung. Was jetzt vielleicht 350,000 Menschen erzeugen, dazu würden vor 50 Jahren 42 Millionen Menschen erforderlich gewesen seyn. Nach einer Berechnung bringt jetzt Einer so viel zu Stande wie damals 150, nach einer andern Berechnung so viel als 266 Personen in ältern Zeiten. — Vor hundert Jahren noch trugen wenig Leute Strümpfe, jetzt sind 50,000 Familien mit deren Anfertigung beschäftigt, und die Ausfuhr beträgt 1.200,000 Pfund Sterling. — Mit einem Bushel Kohlen, welcher einen Viertel Schilling kostet, hebt eine Dampfmaschine so viel Wasser, als Menschenkräfte, die 50 Schilling kosten würden. Sollten die in England verbrauchten Kohlen durch Menschenhand herbeygeschafft werden, so müßte man die ganze Ackerbau treibende Bevölkerung dazu gebrauchen. — In den Seidenfabriken sind die Engländer nach dem Minister Huskisson ausnahmsweise hinter den Continentalen, aber lediglich durch das Prohibitivsystem, zurückgeblieben, welches statt die inländische Cultur zu schützen, den ganzen Betriebszweig herunterbrachte. Nach der spätern Zulassung der französischen Seidenfabriken (doch noch immer gegen einen hohen Schutzzoll von 30 Procent) hatte der Wetteifer die englischen Waaren bald so verbessert, daß Niemand mehr die besten, welche vor dieser Zeit fertig geworden, kaufen wollte. Wie thöricht die Klagen über Abnahme der Erwerbsthätigkeit häufig sind, ergab ein schlagendes Beyspiel. Es wurde behauptet, durch Zulassung der französischen Handschuhe seyen unzählige Menschen unglücklich und arm geworden. Das Parlament verhängte eine Untersuchung, und das Resultat war: 1) daß sehr Viele jetzt, nicht in Folge der Einfuhr französischer lederner Handschuhe, sondern in Folge der Mode, leinene und baumwollene Handschuhe trügen; 2) daß während nur etwa eine Million Paare aus Frankreich eingeführt worden, im Reiche selbst 15 Millionen gefertigt worden; 3) daß die Einfuhr und der Verbrauch von Häuten zu Handschuhen in den letzten Jahren zugenommen hatte; 4) daß ein Zoll von 22 Procent mehr als genügend war, den englischen Handschuhmacher zu schützen, wenn er nur nicht hinter dem französischen an Geschicklichkeit und Geschmack ganz zurückblieb. Gerade diese Handschuhmacher erhoben aber die lauteste Klage!

Am gegründetsten erschienen die Beschwerden der Schiffer und Schiffseigenthümer gegen die Zulassung fremder Schiffe, in sofern diese nicht, wie die alten Bestimmungen es verlangten,

Digitized by Google

nur Produkte ihres Landes einbrachten. Denn, sagten die Rheder, ein Schiff vom Continent, z. B. aus den preußischen Ostseehäfen, kostet auszurüsten, Alles in Allem nur 258 Pfund, während ein Schiff in England 343 Pfund kostet; die Mehrausgabe des Engländers beträgt also 107 Pfund, unter welchen Umständen er nicht Concurrenz halten kann. Deßhalb wurde eine erneute Ausschließung oder übermäßige Besteuerung aller fremden Schiffe verlangt. Es genügte indeß, um den Antragsteller zu widerlegen, die einfache Frage des Vorsitzenden beym Parlamentsschlusse: ob er glaube, daß, wenn andere Staaten reciproce gegen England eben so verführen, die englischen Rheder noch den Vortheil beziehen würden, den sie voraussetzten? Auf dem Wege jener Berechnung, meint der Verf., käme man zu dem thörigen Schlusse, daß das ärmste Volk, von Naturwegen, auch das erste Handelsvolk sey, was aber eben durch einen Blick auf England widerlegt wird. Auch leidet jene Behauptung noch an manchen Unrichtigkeiten, deren Aufzählung aber hier zu weitläufig wäre. Wenn die Einnahme der englischen Schiffseigenthümer gesunken ist, so ist überdem auch ihre Ausgabe sehr bedeutend herunter gegangen (z. B. kostete ein Barrel Schweinefleisch 1818 noch 120 Schilling, 1833 aber nur etwas über 18 Schilling; auch sind Holz und der Lohn der Matrosen gesunken), und jedes Jahr werden neue Handelsschiffe gebaut. Die Fracht bringt, nach glaubwürdigen Aussagen, noch immer einen vollkommen genügenden Gewinn. Nur sind die Zeiten, wo man in einem Jahre ein reicher Mann werden konnte, vorüber. Dieß sind immer nur Uebergangsperioden der Aufregung und Unruhe, und vertragen sich nicht mit dem Zustande vollkommenen Friedens und einer glücklichen Civilisation.

Von einer Art praktischer Moralität, die in England herrscht, weiß man viel Beyspiele aus alter Zeit, und sie ist noch nicht ausgegangen; wir meinen jene Moralität, die, ohne an die starre Römertugend zu streifen, den eigenen Vortheil hingibt, da, wo großartige und ernste Vaterlandsangelegenheiten im Spiele sind. Der Franzos, in seinem Factionseifer, opfert von den Interessen des Vaterlands, wenn er seiner Galle gegen seine Gegenpartey Luft machen kann; der Engländer ist erst Engländer, ehe er Reformer, Whig oder Tory ist. Auch als Parteyschriftsteller vergißt er, im heftigsten Federkampfe nicht, daß er seinem Lande nicht vor den Fremden schaden darf. Er plaudert keine Geheimnisse aus, um sein Blatt pikant zu machen. Diese ideelle Rückhaltung gilt auch bey den materiellen Interessen. Der Egoismus des Kaufmanns wird noch von höhern Rücksichten gezügelt. Man erinnere sich bey der ersten unwillkommenen, den

Digitized by Google

Engländern so verhaßten Eigenthumsteuer, deren Erfolg nur von Treu und Glauben der ergrimmten Besteuerten abhing, da jeder, ohne weitere Controlle, sein Eigenthum selbst angeben mußte, welche ungeheure Summen, alle Erwartung überschreitend, von Einzelnen angegeben wurden. Hr. v. Raumer führt einige Beyspiele aus der letzten Zeit an, authentische, denn er hörte sie aus dem Munde des Kanzlers der Schatzkammer, welche den Beleg abgeben, daß dieser rechtliche Sinn noch immer in Altengland lebt. Eine Dame schickt 10 Guineen ein, und ein Kaufmann an 3000 Pfund Sterling, weil sie mit Unrecht früher diese Zahlung an die Steuerkasse umgangen hätten. — Einer der originellsten englischen Charaktere starb während des Reisenden Aufenthalt dort, der sogenannte Radicale Cobbet, ein wahrer Prototyp des Altengländers, wie nach ihm kein zweytes Exemplar gefunden wird. »Die Demagogie,« sagt der Verfasser, »welche aus dem rohen, unbebauten Boden des Volkes mit wilder Kraft heranwächst, trägt ein Naturleben in sich, welches geregelt und gezügelt, zu den edelsten Erscheinungen, z. B. zu einer heldenmüthigen Aufopferung für das Vaterland, hinan führen kann. Die Demagogie dagegen, welche aus der Abstraktion der Bücherstube hinabsteigt, im Ausstreichen alles Positiven ihre Kraft sucht, und mit ein Paar kahlen Formeln Völker zu bezaubern wähnt, diese Demagogie ist flach in ihrem Ursprunge, anmaßlich in ihren Fortschritten, und verderblich in ihren Ergebnissen.« Cobbet und Hunt dachten, lebten und fühlten wie Plebejer; ihre Reden waren der Wiederhall der echten Volksstimme, und alle Parteyen wünschten solche Repräsentanten derselben im Unterhause erhalten, um die Dinge in einem Lichte, und von einem Standpunkte aus betrachtet zu sehen, auf welchen ein, im gewöhnlichen Gange der Bildung herangewachsener Mensch sich nie hinstellt, oder in den er sich nur hinein künstelt. Aber mit Cobbet dürfte dieses Genre ausgegangen seyn. Die Cultur hat auch in diesen Klassen »geleckt.« — Cobbets Wirksamkeit im Parlamente war bekanntlich nicht bedeutend, aber merkwürdig die Achtung, welche ihm die Tory zeigten, mit denen er einst in unversöhnlicher Fehde lag. Den Reisenden treibt unter andern Gründen auch der scheinbar seltsame zu einer schleunigern Rückkehr, weil es rathsam wurde, seine Bemerkungen über das heutige England »rasch drucken zu lassen.« Er motivirt ihn durch die triftige Bemerkung: jeder Tag treibe neue Thatsachen und Beziehungen hervor, und ein letztes, für immer genügendes sey in diesen Regionen nicht zu finden. Wenn man bald darauf die Vergleichung zwischen der Schnelligkeit der Posten von jetzt und ehemals liest, wie vor 60 Jahren die Postkutsche von London nach Edinburg 12 bis 14 Tage brauchte,

Digitized by Google

und heut kaum 48 Stunden, und ahnet, welche andere Schnelligkeit durch Einführung der Dampfwagen bevorsteht, so muß man ihm freylich recht geben, den Moment seiner Wahrnehmung zu fesseln; denn um ein Jahr später, und sein Werk käme vielleicht zu spät. So verdanken wir denn dieser gelegentlichen Reflexion ein Buch, das auch als ein außerordentliches Product der deutschen Schnellkraft im Auffassen, Denken und Bearbeiten gelten mag. Bekanntlich erscheint es binnen kurzem auch in englischer Sprache, von der wackern Schriftstellerin Mistris Austin, die sich durch eine gediegene Kenntniß der deutschen Literatur auszeichnet, übersetzt; auch eine seltene Erscheinung der neuern Literatur, daß Engländer es für nöthig achten, sich die Druckbogen eines erscheinenden deutschen Werkes senden zu lassen, um es schleunigst für ihre Landsleute zu benutzen.

So wie die Preise verhältnißmäßig von allen zum Lebensunterhalt nothwendigen Gegenständen heruntergegangen sind, hat sich auch die Bevölkerung in den letzten Jahren bedeutend vermehrt. Während sie 1801 in den drey Reichen nur über sechzehn Millionen betrug, bestand sie 1831 aus über vier und zwanzig Millionen. Diese 24 Millionen befinden sich in keinem Falle schlechter als früher die 16 Millionen, und die Steuern haben seit dem Frieden in einem Verhältniß abgenommen, wie in keinem andern europäischen Staate. Die Handel und Gewerbe treibende Bevölkerung umfaßt 41 bis 47, die Ackerbau treibende 25 bis 35 vom Hundert. In England selbst leben ungefähr 500,000 Frauen mehr als Männer. Ueberall aber hat die Sterblichkeit abgenommen. In England ist das zwanzigste, in Wales das dreyzehnte, in der Grafschaft Radnor das siebente Kind unehelich. In dem einen Jahre 1833 wanderten dagegen über 60,000 Personen in die Fremde aus.

Auch die englische Küche ist nicht vergessen; der Verfasser hat sich indessen nicht von ihren Verehrern bekehren lassen. Er sagt, die brittische Kochkunst, »oder richtiger Kocherey,« sey die Natur, wie sie Homer schon beschreibt. Eine gute Natur sey daher die Grundlage und unerläßliche Bedingung alles guten Essens. Fehle also gutes Fleisch, guter Fisch, gutes Gemüse, so sey jede Mühe und Arbeit verloren; und weil die Engländer dieß alles haben, glauben sie sich am Ziele. Ihnen fehle aber die zweyte Entwicklungsstufe, die Kunst, oder die erkenntnißreiche und geschmackvolle Verbindung der Natur und Kunst. So gebe es tagtäglich und in allen Gesellschaften nur eine und dieselbe Brühe zu den vortrefflichen Fischen; jedes Gemüse stelle sich unerzogen und in puris naturalibus vor, und jede Suppe suche ihre Schwäche mit einem Ueberhang von Pfef-

Digitized by Google

ser und Gewürz zuzudecken. Bey gleicher Güte des Stoffes wisse also die französische Kochkunst mehr damit anzufangen und ihn fortzubilden. Uebrigens ist in den Häusern der Reichen die französische Kochkunst schon beynahe eingebürgert, wie denn auch die, aus der eigentlichen englischen Küche verbannte Suppe bey den meisten Mittagstafeln jetzt eingeführt ist.

Daß das Verkaufen der Ehefrauen durch einen Strick um den Hals weder durch ein Gesetz noch durch die Sitte jemals anerkannt, noch eine solche Scheidung irgend von rechtlichen Folgen gewesen, bestätigt, nach genauer Erkundigung bey Rechtsgelehrten, auch unser Verfasser. Jetzt, wo der Versuch gemacht wird, wird er an den Theilnehmern in der Regel mit zwey Monat Einsperrung bestraft. Nur wegen Ehebruch kann das geistliche Gericht von Tisch und Bett scheiden; dem Parlament allein steht die Befugniß einer Scheidung zu, welche völlig lösende Kraft hat, und sie ist mit großen Schwierigkeiten und Kosten verknüpft. Von praktischer Wirksamkeit dagegen sind die Klagen auf Schadenersatz, die ein Ehemann gegen den Ehebrecher anstellt. Im Ganzen ist der sittliche Familienzustand durch diese Schwierigkeit in England mehr geschützt als in Ländern, wo der unzufriedene Theil die Möglichkeit einer Ehescheidung vor Augen hat.

Durch das ganze Werk wird den Engländerinnen das Wort geredet. Ihre Schönheit, besonders in den höhern Ständen, begeistert den feurigen Reisenden an mehreren Orten. Intensiver ist das Lob im vier und funfzigsten Briefe, wo schon eine genauere Kenntniß vorausging. Die meisten Frauen und Mädchen haben, nach unserem Berichterstatter, sehr gute Kenntnisse, so daß das Gespräch in den Gesellschaften keineswegs auf flache Complimente und Gemeinplätze beschränkt bleibe. Sie besäßen mehr gesellige Beweglichkeit und ansprechende Gewandtheit als die Männer. Der Reisende fand, sobald er sich nur einigermaßen in der schweren Sprache auszudrücken gelernt, immer Anklang und Erwiederung, und in so lebendiger, heiterer, frischer, natürlicher Weise, daß er sich keine angenehmere und bequemere Geselligkeit denken könne. Von der verschrieenen Steifheit und erkünstelten Würde fand er eben so wenig eine Spur, als von flacher Schönthuerey. Glücklich, wenn alle unsere Landsleute dasselbe Urtheil fällen können.— Sehr galant nennt Hr. v. R. die Frauen jetzt die einzigen Trägerinnen des dichterischen Gefühls, welches in England, seit dieß seinen größten dichterischen Geist, wenn auch nicht größten Dichter, Lord Byron, verlor, unter der Fülle praktischer Richtungen im Ersterben ist. Für die Philosophie fehlen aber die Träger und Trägerinnen

Digitized by Google

überall; denn Benthams Schule will er nicht als eine echt philosophische gelten lassen.

Betrübend, trotz aller Besserungen und Besserungsversuche, sieht es noch mit dem Schulwesen aus. Es gibt in ganz England kein System einer allgemeinen, volksthümlichen Erziehung durch Schulen und Universitäten, und gar keine Behörde zu einer umfassenden oder auch nur theilweisen Leitung des Ganzen. Obgleich kein Land so viel alte, würdige Stiftungen für diese Zwecke besitzt als England, so wird doch mit diesen verhältnißmäßig reichsten Mitteln am wenigsten ausgerichtet. Die meisten der öffentlichen Schulen gehören zu zwey großen Gesellschaften, zu der nationalen und der brittisch auswärtigen, die weder Abhängigkeit noch Aufsicht, sondern lediglich die Aehnlichkeit gewisser angenommener Grundsätze verbindet. Außerdem blühen seit den letzten funfzehn Jahren die Sonntagsschulen, meist für die sechs Tage auf dem Lande und in den Fabriken beschäftigten Kinder errichtet; aber die wenigen Lernstunden geben nur einen kümmerlichen Ersatz für einen umfassendern und gründlichern Schulunterricht, und reichen auch nicht einmal quantitativ aus. In Manchester z. B. gehen an 15,000 Kinder gar nicht zur Schule. Die Mängel der öffentlichen Erziehungsanstalten treiben eine Menge von Privatunternehmungen (die boarding schools) herher, die, ohne öffentliche Prüfung und Aufsicht, nur zu oft in Geldspeculationen ausarten. Nichts desto weniger ist in England noch immer eine große Opposition dagegen, daß der Staat sich um die Erziehung kümmere; und der Verfasser nennt mit Recht die Besorgniß, daß jede Einwirkung durch Obrigkeit und Gesetz zu einem Despotismus der Minister führe, abgeschmackt. Als Preuße bekämpft er auch Lord Broughams irrthümliche Ansicht, daß der Schulunterricht im Preußischen mit einem militärischen Zwange verbunden sey. — Die innere Einrichtung der Schulen ist gleich der der Universitäten veraltet. Die körperlichen Züchtigungen der Lehrer und wechselseitige Tyranneyen der Schüler herrschen vor. Der Unterricht beschränkt sich fast allein auf das Lateinische und Griechische; und dieß wird zum Theil nach veralteten Compendien mit falschen Lesarten, die längst durch neuere Philologen siegreich emendirt sind, gelehrt. Viel Zeit und Mühe wird auch auf das veraltete Kunststück: lateinische Verse zu machen, unnütz verwandt. Mit verhältnißmäßig geringern Mitteln haben die Schotten viel mehr ausgerichtet; hier hat doch jedes Dorf seine Schule, und auch die Universitäten sind mehr frey von der »Bocksbeuteley,« welche den Englischen anhängt. Deßungeachtet haben sich auch hier veraltete Mißbräuche eingeschlichen, und man streitet noch über die Frage: ob

es nöthig sey, auf den Universitäten Geschichte zu lehren? Auch hat hier der Professor der Chemie die höchste Einnahme. Das irländische Schulwesen greift in den allgemeinen, namenlosen Jammer dieses unglücklichen Landes.

Das Bild von Glück und Wohlbehaglichkeit begleitet den Verfasser auch auf seiner Reise durch das Land, welche er um Mitte Sommers 1835, mit Empfehlungsbriefen in Uebermaß ausgestattet, unternimmt. England, sagt er, hat viele Jahre Krieg geführt, aber keinen Krieg in dem eigenen Lande gehabt. Das ist ein Hauptgrund seiner Cultur und seiner Fortschritte. »Was sind alle Taxen gegen die Leib und Seele zerrüttende Last fremder, hochmüthiger Einquartierung!« Aufmerksam schaut der Reisende nach Zeichen des Verfalls aus, und sieht auch wohl hie und da ein zerbrochenes Fenster, eine morsche Gartenthür; aber keine so oft, als ein Landschaftsmaler dergleichen Dinge herbeywünscht. Auch die kleineren Landstädte, so oft auf dem Continent ein trauriges Bild heruntergekommener Bedeutung, verdecken ihre Blößen, und schreiten mit der allgemeinen Cultur vorwärts; die Leichtigkeit des Verkehrs, die trefflichen Wege und Pferde und zum Theil schon die Eisenbahnen helfen da auf, wo die Natur nichts gethan. Dennoch hat auch die Betriebsamkeit noch manches zu verbessern, z. B. die englischen Diligencewägen, die keineswegs mit dem übrigen Comfort mitgegangen sind. So wenig man in dem cultivirten Lande eigentliche Wälder erblickt, um so mehr Bäume, die in den anmuthigsten Gruppirungen die Hügel und das flache Land überschatten. Sie und die Cultur der lebendigen Hecken verwandeln England in einen überall anmuthigen Garten.

Die Reise bis Schottland und durch Schottland geht in solchem Fluge, daß die Beobachtungen und Betrachtungen im Verhältniß zu den übrigen nur brockenweis gegeben werden können. Die Kohlenbergwerke und ihr ungeheurer, wunderbarer Betrieb durch die sinnreichsten und doch einfachen mechanischen Vorkehrungen veranlassen den Verf. abermals, die Thörigkeit der Fürchtenden ins hellste Licht zu stellen, und wie England, durch die Vervollkommnung der Maschinen, weder selbst zu Grunde gehen, noch den Continent zu Grunde richten wird. Die Einnahmen aus den Kohlenbergwerken sind ungemein groß, und doch ist auch die Existenz der Arbeiter eine mehr als erträgliche. Außer Kartoffelfeld und Wohnung bezieht jeder einen Tagelohn, der durchschnittlich zwey Gulden Conventionsgeld beträgt, eine jetzt in England, wo die Fabrikarbeiten so wohlfeil als in Deutschland verkauft werden, bedeutende Einnahme. Der Verf. beweist hiernach, der allgemeinen Annahme zum Trotz, daß die Abgaben der

Digitized by Google

Engländer die geringsten in der Welt sind, weil sie nach Abzug derselben an Capitalien und Einkommen dennoch weit mehr übrig behalten und besser leben als Deutsche, Franzosen, Spanier, Italiener und Sarmaten. Ganze Reihen voller Wagen rollen in diesen Kohlenbergwerken allein die schrägen Flächen nach dem Hafen zu hinab, und ziehen zugleich die leeren Wagen auf einem zweyten Wege neben sich empor. Wo unzählige Menschen, Pferde und Stunden Zeit nöthig wären, genügt hier ein einziger Arbeiter.

In Schottland findet sich der Reisende in mancher Beziehung heimischer als in England. Die von Scott gefeyerten Gränzgegenden erscheinen ihm unbedeutend, — selbst die Ruinen der alten Melrose nur merkwürdig — er bestätigt dadurch, was jüngst Washington Irving andeutete, daß Scott's patriotisches Auge ihnen Reize geliehen, die außer ihm wenig Andere wahrgenommen hätten. Die wahrhaft schönen und pittoresken Gegenden der Hochlande zu sehen hinderte ihn die Ungunst des Wetters. Dagegen kann er nicht genug Edinburgs schöne Lage rühmen. Auch die ganz neuen Theile der Stadt überbieten an Geschmack und edler Pracht was er in den neuern Städten Europas gesehen; wo Berlin in seinen schönen Partieen denen Edinburgs gleich kömmt, fehlen ihm doch die reizenden Aussichten. Die Edinburger Baukünstler übertreffen bey weitem die Londoner, und die Begeisterung der öffentlichen Beamten für die Verschönerung ihrer Hauptstadt hat so das gewöhnliche Maß überschritten, daß sie auch mancher Tadel getroffen hat. Schottland ist überhaupt in vielen gesellschaftlichen Verbesserungen schneller und ohne so hartnäckige Kämpfe als England vorgeschritten, indem es, aus einem Zustande der Verwilderung in die neue Zeit übergehend, sich bald bewußt wurde, daß die Adoption vieles Fremden nothwendig wurde. England beharrte starrsinniger beym Alten, weil es sich umgekehrt bewußt war, daß es in sich fortgeschritten war, und alles Gute sich selbst verdanke. — Die Stadt Glasgow macht in ihrer blühenden Betriebsamkeit einen wohlgefälligen Eindruck. Anno 1560 zählte sie 4500 Einwohner, jetzt nähert sich die Zahl einer Viertelmillion. Die Einrichtung der berühmten Universität nähert sich mehr der der deutschen Gymnasien, und an Docenten, die durch geistigen Wetteifer sich anspornen könnten, ist kein Ueberfluß. Die Gefängnisse überbieten an Zweckmäßigkeit der Einrichtung und Billigkeit der Unterhaltungskosten bey weitem die englischen. Nur in Glasgow hat die bilderstürmende Wuth der Puritaner sich gebrochen, als diese die erhabenen Dome des Mittelalters verwüsteten; die ehrwürdige Kathedrale steht noch wohlerhalten da; aber das Standbild des Reformator Knox auf

Digitized by Google

dem Kirchhofe der Stadt scheint ihr verdrießlich den Rücken zu kehren. Den puritanischen Erscheinungen, als er sie in der Nähe sieht, will der Verfasser fast weniger das Wort reden, als dem erstarrten Buchstabendienste der Anglicaner. Die düstern Predigten einzelner Inspirirten in den Gassen, die Verachtung des Lebens und nichts als Todesgedanken predigen, widern ihn an, und überzeugend drängt sich ihm hier wieder der Gedanke auf, daß es die übertrieben strenge Sabbatsfeyer ist, welche, alle gesunde Heiterkeit erstickend, die 1393 gefüllten Branntweinsläden dieser Stadt ins Leben rief.

In Zornflammen getaucht ist des Verfassers Feder, mit der er den kurzen Durchflug durch Irland schildert. Wo die Entrüstung über solchen Jammer nicht mehr ernste Töne genug findet, um sich auszudrücken, wie sie fühlt, borgt der Schriftsteller dießmal die Form der Ironie. Es ist zweifelhaft, was schlagender wirkt. Irland, ruft er aus, ist das jammervollste Beyspiel in der neueren Weltgeschichte, daß ein großes, edles Volk Jahrhunderte lang in gleicher Ungerechtigkeit und Verblendung kann befangen seyn, und alle hochgerühmten Formen der Verfassung vor der Gewalt der Leidenschaften und Vorurtheile oft alle Kraft verlieren. In keinem Lande der Welt hat er solche Schaaren solcher Bettler gefunden. »Gespenster der Art bleiben sonst in ihren Höhlen, bis das Licht des Tages entwichen, und die Dunkelheit der Nacht eingetreten ist; hier muß die Sonne bezeugen, daß auch Europa seine Parias hat.« Und diese Bettler durchstreifen nicht das Land allein, sondern drängen sich in Dublins Hauptstraßen zwischen den hochgeputzten Spaziergängern. Er sieht eine Mutter am Wege die von einem Reisenden ausgespuckten Stachelbeerschalen aufraffen, und sie ihrem Kinde in den Mund stecken! Wo die Anmuth der grünen Gegend, des gesegneten Bodens, wo eine historische Erinnerung den lebhaften Geist des Reisenden ansprechen will, überall erfaßt, beherrscht und hält ihn fest der eine Gedanke des unbeschreiblichen Elends so vieler Tausende. »In England suchte ich vergeblich nach Elend, und fand alle Klagen einseitig und übertrieben; hier erreichen keine Worte das, was mit entsetzlicher Wahrheit in die Augen springt. Man muß diese Häuser gesehen haben, — nicht Häuser, sondern Hütten; nicht Hütten, sondern Höhlen; meist ohne Fenster oder Oeffnungen, derselbe Eingang, derselbe winzige Raum für Menschen und Schweine. Diese frisch, glatt und wohlgenährt; jene in Lumpen gehüllt, oder vielmehr mit Bruchstücken von Lumpen hie und da behangen, in einer Weise zerrissen, wie man sich keinen Begriff machen kann.« Er gedenkt dabey mit Widerwillen der gemästeten Diebe in den eng-

Digitized by Google

lischen Gefängnissen, und bewundert, daß trotz der sehr natürlichen Mehrung irländischer Verbrecher die Kraft der Sittlichkeit noch so groß ist, und daß nicht das ganze arme Volk nach England wallfahrtet und stiehlt, um, eingefangen und gestraft, ein glücklicheres Leben zu beginnen.

Neben den herrlichsten, bebauten Feldern findet man ganz verwilderte, mit hohem Unkraut überzogene Strecken liegen. Der Boden ist gleich gut. Warum bearbeitet der Irländer sein Land nicht? — Weil er keines hat. — Warum beschäftigt der Herr den Untergebenen nicht? — Weil kein Herr da ist. — Wo sind die Herren? — Sie sind abwesend. Sie sind oft nie da gewesen, und werden nie dahin kommen. Sie lassen ihr Land in kleinen Theilen verpachten, auf ein Jahr, um den höchst möglichen Ertrag daraus zu ziehen, und leben in England, oder fern auf Reisen in Italien oder Frankreich. Erworben haben sie dies Land durch die gräuelvollen Confiscationen gegen die unglücklichen katholischen Anhänger der Stuarts, aber es ist diesen erwerbenden Familien nie zum Vaterlande geworden. »Wer Land besitzt,« ruft der Verfasser, »ohne es als Vaterland zu lieben, dem verschwindet der edelste Grund des Eigenthums, und nur der todte Buchstabe des Rechts bleibt übrig.« Mit Recht lobt er den deutschen Adel, der mehr und mehr zur Ueberzeugung kömmt, daß er seine Erfüllung löst, indem er selbst auf seinen Gütern lebt und sein Land bebaut. Wo dieß in Irland geschieht, kehrt übrigens sichtlich der Segen ein, das Land hebt sich, der Schmutz verschwindet, und mit der Reinlichkeit kehrt eine Art Wohlstand bey den unglücklichen Bewohnern ein. Mit einer schlagenden Anführung entkräftet er den Einwand, daß die Gutsbesitzer doch aber im Rechte wären, indem sie ihre katholischen Unterthanen nach Belieben einsetzten und fortjagten, und ihr Mark im Auslande verzehrten: »Ihr seyd in demselben Rechte wie Shylok, als er Antonio das Herz ausschneiden wollte.« Die christliche Gerechtigkeit ist eine andere als die heidnisch-römische, deren Symbolum lautet: summum jus, summa injuria! Dem Namen des großen Wilhelm von Oranien konnte, nach des Verfassers Ansicht, keine größere Schmach im Grabe widerfahren, als daß die den Katholiken feindliche Partey sich nach ihm nennt. Nicht von diesem edlen Schirmherrn der europäischen Selbstständigkeit gegen des vierzehnten Ludwig Anmaßungen, sondern von den Whigs jener Zeit gingen die unduldsamen Gesetze aus, und die heutigen Whigs müssen noch viel mehr thun, um das Unrecht ihrer Vorgänger wieder gut zu machen. Die Emancipation war nur eine erste Maßregel aus einer ganzen Reihe von Maßregeln,

Digitized by Google

die kommen werden und kommen müſſen, um den Katholiken Genugthuung und Sicherheit zu verſchaffen. Darunter gehört vor allem die Einführung eines Armengeſetzes, indem die Zahl der Armen allen Glauben überſteigt, und ſich Niemand um ſie kümmert, ſo wie eine hohe Beſteuerung der Abweſenden. Wie die Katholiken lange Zeit ohne Grund höhere Abgabenſätze getragen, ſo iſt es auch zu rechtfertigen, daß die Absentee's aus guten Gründen mehr beſteuern müſſen, um die Armen vorm Hungertode zu bewahren. Hr. v. R. nennt die Tage ſeines Aufenthalts in Irland die ſchmerzlichſten ſeines Lebens.

Liverpool, Mancheſter werden auf der Rückreiſe beſucht, ihre Fabrikthätigkeit gleich den ungeheuren Fortſchritten ihrer Bevölkerung ſtaunend betrachtet. Als ein verkehrter Reſt des altengliſchen Prohibitivſyſtems erſcheint das noch beſtehende Verbot, Maſchinen auszuführen. England würde in dieſer Fabrikation alle andern Länder überflügeln, während jetzt kein Geheimniß auch nur einige Jahre verborgen bleibt, und dann das Ausland ſich ſelbſt verſorgt. Mit dem Erziehungsweſen in Mancheſter ſteht es nach den officiellen Unterſuchungen über die Maßen ſchlecht; zwey Drittel der Kinder beſuchen keine Schule, und die Schulen ſelbſt ſind zum Theil die traurigſten Anſtalten einer bettelhaften Induſtrie. Gegen die Vertheidiger des alten voluntary system, wonach kein Kind gezwungen werden ſoll, die Schule zu beſuchen, und die freye Preſſe den mangelnden Schulunterricht erſetze, erklärt ſich Hr. v. R. mit ſchlagenden Gründen. Der erwachſene Engländer werde durch ſeine Prohibitivgeſetze zu ſo vielen Dingen und Handlungen gezwungen, wo der Continentale in den abſolutiſtiſchen Staaten die vollkommenſte Freyheit zu thun und zu laſſen habe, daß dagegen ein ſo wohlthätiger Zwang als der iſt, daß die Aeltern ihre Kinder in die Schule ſchicken müſſen, gar nicht zur Erwägung kommen dürfe. Die freye Preſſe, von Factionswuth bewegt, erſetze aber in keinem Falle die Intelligenz. Die engliſchen Fabrik- und Handelsſtädte erſcheinen auf die Dauer einförmig gegen das mannigfaltige Leben, welches ſich in den weit ärmern und minder volkreichen deutſchen Städten zur Geſtaltung hervorneigt. Nur Oxford und Edinburg machen unter den brittiſchen Städten durch die ſchroff ausgeprägte Eigenthümlichkeit ihrer Erſcheinung eine Ausnahme.

Die von Oxford, die mit ihren vielen gothiſchen Kollegiengebäuden einer Verſteinerung des geſammten Mittelalters gleicht, hat vielleicht nichts ihr Aehnliches in der ganzen Welt. »In vielen Städten,« ſagt der Verfaſſer, »findet man eine alte Kirche

Digitized by Google

oder die Ruinen eines alten Schlosses, aber sie stehen vereinzelt, fremdartig, untergeordnet; ja sie verschwinden meist vor der Ueberzahl und Uebermacht des Neuern, davon ganz Verschiedenen. Hier das Gegentheil: eine ganze Stadt voll der großartigsten, erstaunenswürdigsten Denkmale einer frühern Zeit, und alles Neue wie bedeutungslose Zugabe eingeklemmt und angehängt. Und jene frühere Zeit ist nicht vergangen, ohnmächtig, sondern lebendig, gegenwärtig, und noch in voller Kraft herrschend. Es ist dieß eine Stiftung, polarisch entgegengesetzt dem jetzt in England herrschenden industriellen Systeme; von den Männern dunkler Jahrhunderte uneigennützig, ohne äußern Vortheil, für den Geist errichtet. Die Stifter können nicht dafür, daß was damals Geist war, es heute nicht mehr ist, und daß die Kleinen, die in den ungeheuren Räumen sich eingenistet, sich in den Buchstaben der alten Stiftungen verschanzen, um das Wehen keines neuen Luftzugs herein zu lassen. Als Universität kann Oxford auch mit der geringsten deutschen Universität keinen Vergleich aushalten; fehlt doch die medicinische und juristische Facultät gänzlich, und die theologische und philosophische ist nicht vollständig besetzt. Was gelehrt wird, wird nach veralteten Compendien und Auszügen der Classiker vorgetragen, und was zur Zeit der Königin Elisabeth das beste System war, kann heute zum schlechtesten herabgesunken seyn. Es wird aber so streng an den Satzungen gehalten, daß, hätte ein Freund der Sternkunde im Mittelalter befohlen, dieselbe nach dem ptolemäischen System zu lehren, man noch heute seiner Stiftung nachkommen würde. — Die Londoner Universität ist aus Opposition gegen die Oxforder gestiftet; aber sie krankt von ihrer Geburt an. Ihr fehlt eine genügende, unabhängige Fundation. Zwar läßt sie jeden, ohne Rücksicht auf seine Religion, zu, und erkennt die Nothwendigkeit an, das System des Unterrichts zu erweitern und den Bedürfnissen unserer Zeit anzupassen; aber auch sie ist auf einseitige Principien gegründet, indem sie die Theologie ganz ausschließt, keine Geschichte lehren läßt, und Jurisprudenz wie Philosophie auf eine ungenügende Weise abgefertigt werden. Dadurch, daß sie keine akademischen Grade ertheilen kann, büßt sie für England alle praktische Wirksamkeit ein. Für die Rechtsgelehrsamkeit fehlt durch ganz England der wissenschaftliche, akademische Unterricht, und das Studium der jungen Leute ist auf Privatfleiß und Praxis bey den Advokaten hingewiesen.

Die Abhandlung über die Finanzen hat den Vorzug, daß der englische Minister Spring Rice dem Verfasser die authentischen Data lieferte. Ein Kapitel; wo strenge Zahlenangaben

Digitized by Google

die Hauptsache sind, läßt sich nicht excerpiren, und Ref. begnügt sich, einzelne Notizen daraus zu entnehmen, mehr wie sie ihm als interessant aufstießen, als in der Absicht, damit ein Resumé dieser gewichtigen Abhandlung zu liefern. Die Beliebtheit der Königin Elisabeth beruhte gutentheils darauf, daß sie eine sehr gute Wirthin war, und das Volk niemals mit übermäßigen Forderungen belästigte. Erst während der Rebellion und der Herrschaft der Parlamenter wuchsen unverhältnißmäßig die Taxen und Schulden. Eine seltsame Verordnung erging damals: jedermann solle wöchentlich ein Gericht weniger essen, und das dadurch Ersparte dem Staate einzahlen. Unter der langen Regierung Georgs III. wuchs die Staatsschuld zu der ungeheuren Höhe an, und die Einnahmen wuchsen nicht ganz in gleichem Verhältnisse. Die Furcht vor einem Staatsbankerott, der England stürzen müsse, weist der Verfasser, wie schon angeführt, als durchaus thöricht zurück. Denn, gesetzt auch, daß eine Herabsetzung des Zinsfußes oder gar eine Minderung oder Vernichtung der Staatsschuldcapitalien eintrete, wie könnte dadurch das materiell so blühende und kräftig schaffende England vernichtet werden, wo so viele andere Nationen und Staaten, ohne diesen Reichthum, nach einer solchen traurigen Maßregel, nicht allein forteristirt, sondern auch zu neuem, kräftigern Wachsthum gediehen wären. Dann aber sey auch jene bedingte Gefahr nicht vorhanden, wo eine Verwaltung, wie die gegenwärtige, den Muth habe, den Vorurtheilen der Einzelnen und der Privilegirten entgegen zu treten, wenn es Maßregeln zum Wohl des ganzen Landes gelte. In Frankreich müsse der Handelsminister sich vor dem Reichthume der einzelnen Puissancen des Handels und der Fabriken beugen; in England habe selbst eine Macht, wie die ostindische Compagnie, den Fortschritten einer gesündern Handelspolitik nicht trotzen können. Jedes Jahr gewährt glänzendere Resultate in Englands Finanzen, in jedem Jahre werden mehr und mehr müßige Ausgaben abgeschafft, Sinecuren gehen ein, und der Steuerdruck wird geringer, wobey die Minderung der Armentare die bedeutendste Rolle spielt. Ja, gegen alle bisherige Annahmen behauptet Hr. v. R., daß kein europäischer Staat mit verhältnißmäßig so wenigen Kosten verwaltet werde als England, und daß seine Kraft unendlich größer und sein Finanzwesen unendlich besser und glänzender geordnet sey, als fremde Gegner glauben, und die einheimischen Querulanten zugäben.

Um Mitte September 1835 schreibt Hr. v. R. seinen letzten Brief aus England in die Heimat. Vor Ende des Jahres war

Digitized by Google

der Briefwechsel durch den Druck schon dem Publicum bekannt; im Augenblick, wo Ref. in Begriff ist, diesen Bericht zu schließen, wird die vollständige Uebersetzung der Mistriß Austin in London ausgegeben seyn, nachdem schon vorläufige Auszüge in den englischen Zeitungen die allgemeine Aufmerksamkeit darauf gelenkt haben. Der Verfasser nimmt mit Wehmuth Abschied von England; Ref. empfindet ein ähnliches Gefühl, indem er die letzte Seite des inhaltreichen Buches umschlägt. Werke der Art erscheinen nicht häufig in unserm Vaterlande. Unter denen des berühmten Verfassers möchte es einen hohen Rang einnehmen, nicht sowohl durch die Kunst der Darstellung, als durch die Kraft der Gesinnung, die sich darin abspiegelt. Statt eines kritischen Lobes, dessen es nicht bedarf, ziehen wir zum Schluß einige allgemeine Bemerkungen des Verfassers aus, die über den Geist, in dem die Briefe geschrieben sind, jede in ihrer Art, am deutlichsten sprechen.

Frankreichs Zustände mit denen Englands vergleichend, sagt er: »Die französische Opposition geht in der Regel dahin, die Brücken, welche zu den Gegnern führen könnten, abzubrechen; die englischen Kämpfe bezwecken, diese Brücken zu bauen. Während (wie man meint) hier alles in Sturm und Braus zu Grunde gehen soll, spricht sich dies preiswürdige Bestreben auf das deutlichste und unverkennbarste aus.«

»Ein Geschlecht (das erwies die französische Revolution), welches die Achtung gegen seine Vorfahren zur Seite wirft, wird als wurzellos selbst zur Seite geworfen; ein Geschlecht, welches alle Hülfe lediglich im Rückwärtssehen suchte, würde wie Lots Weib zur Salzsäule werden.«

Ein sogenannter liberaler Deutscher soll in London verächtlich von seinem Vaterlande gesprochen haben. Der Verf. ruft aus: »Das ist edel und löblich, daß vertriebene Spanier, Franzosen, Polen, so streng sie auch über ihre Gegner urtheilen mögen, doch immerdar ihr Vaterland über Alles lieben, daß die Flamme ihrer Begeisterung sich in Blicken, Bewegungen, Worten kund gibt, sobald Spanien, Frankreich, Polen nur genannt wird. Ueber Deutschland allein ist die Schmach gekommen, daß Deutsche, welche meist nur ihre eigene Thorheit aus der Heimat hinwegtrieb, daß diese unter andern Völkern umhergehen, und es sich zur Ehre rechnen, ihr Vaterland lieblos und gemüthlos anzuklagen. Nicht die Liebe treibt ihre Klagen und ihre Beredsamkeit hervor, sondern lediglich Eitelkeit, Haß und Hochmuth. Anstatt mit sorgsamer Hand zu leiten, anstatt mit Aufopferung zur Heilung des erkrankten Vaterlandes beyzutragen, freuen sie

Digitized by Google

sich jedes neu hervorbrechenden Uebels, und wühlen, den Geyern des Prometheus vergleichbar, in den Eingeweiden dessen, der ihnen das Leben gab.«

Und an einem andern Orte: »Vaterland, Landesvater! — In diesen beyden Worten, in der Art, wie sie zu einander gehören, sich wechselseitig durchdringen, in Liebe umfangen, Freude und Leid theilen und ertragen, sich pflegen und stützen; es liegt der ewige Codex des ganzen germanischen Staatsrechts in diesen beyden so geheimnißvollen und doch so offenbaren Worten. — Es mag Länder geben, wo man mit vinaigre aux quatre voleurs einen Bestandtheil ausscheidet und für genügend hält, es mag andere Länder geben, wo man einen Fortschritt darin sieht, beyden mit roher Schmiedearbeit eine angeblich größere Einheit zu geben; — dem Deutschen bewahre der Himmel dieß Doppelleben, welches im höchsten Sinne wiederum nur ein einiges ist.«

Und womit können wir besser unsere Anzeige schließen, als mit den hochherzigen Worten und dem frommen Wunsche, womit der Verfasser selbst sein Werk schließt: »Allerdings ist England in gar mancher Beziehung von Deutschland verschieden; noch größer erscheinen aber bey höherem, unbefangenen Ueberblicke die Wahlverwandtschaften und Anziehungen. Wenn Italien noch immer auf den Lorbeeren seines großartigen Doppellebens im Alterthume und den mittleren Jahrhunderten ausruht; wenn Spanien nach aufgezwungener Unthätigkeit erwachend, in wilden Gegensätzen maßlos wider sich selbst wüthet; wenn Frankreich niemals das letzte Heil finden kann, so lange es nicht zum Muthe die Demuth, zur Herrschaft nicht die Selbstbeherrschung, zur Bewegung nicht die Beharrlichkeit und zum Talente nicht die Zucht und Sitte gesellt; — wo liegt da die Hoffnung der Welt, die Bürgschaft der Zukunft, das Rettungsmittel gegen einbrechende Barbarey? — Es liegt in dem uralten, festen Stamme germanischer Entwicklung und seinen beyden Hauptzweigen, Deutschland und Großbritannien. Wenn diese beyden Völker ihre große Aufgabe recht erkennen und alle Kräfte zu ihrer Lösung einsetzen, so werden auch die erkrankten Theile Europas ihre Gesundheit wieder finden, die Harmonie des mannigfachsten Lebens nochmals ertönen, und der kleinste Welttheil, nach wie vor, trotz aller Flecken in welthistorischer Entwicklung voranleuchten.«

— r —

Art. IX. Sammlung kleiner Schriften aus dem Gebiete der mathematischen und alten Geographie. Von C. G. Reichard. Güns 1836, bey C. Reichard.

Der um die Geographie der alten und neuen Zeiten hochverdiente Verf. theilt hier die Sammlung mehrerer seiner früheren Aufsätze über diesen Gegenstand mit. Diese Aufsätze sind größtentheils in sehr voluminösen Zeitschriften zerstreut, die nicht im Bereiche von Jedermann sind (in den allg. geogr. Ephemeriden, in der Jen. allg. Lit. Zeitung, in der Hertha u. f.), und daher auch bisher selbst von den Forschern zuweilen übersehen, oder doch nicht genug beachtet wurden, wie denn noch immer einige sehr auffallende Irrthümer der alten Geographie, die R. eben durch jene Aufsätze berichtigt und aufgeklärt hatte, von den neueren, selbst vorzüglicheren geographischen Schriftstellern unverändert beybehalten worden sind. Durch das Zusammenstellen dieser Memoiren in einem mäßigen Bande wird der Gebrauch derselben offenbar bedeutend erleichtert. Allein der Verf. begnügte sich nicht mit einem bloßen Wiederabdrucke jener Abhandlungen, sondern da er seit der bedeutenden Zeit, in welcher die ersten jener Aufsätze erschienen sind, sowohl durch eigene, als auch durch fremde Forschungen seine früheren Ansichten berichtigt und erweitert hatte, so hat er jene Verbesserungen, wie zu erwarten war, auch in dieser Sammlung gehörig berücksichtigt, und sie an ihren Orten eingeschaltet. — Die meisten dieser Aufsätze sind aus den »allgemeinen geographischen Ephemeriden« genommen, die bekanntlich von Bertuch in Weimar herausgegeben wurden, und von welchen unser Verf. seit Gaspari's Abgang nach Dorpat, d. h. seit d. J. 1800, Mitredacteur gewesen ist. Hier war es, wo sich die schon in der ersten Jugend geäußerte Liebe Reichard's zur Geographie in ihrer vollen Thätigkeit entwickelte. Außer den wichtigen und bedeutenden Arbeiten in und an der erwähnten Zeitschrift, ohne Zweifel der ersten geographischen Zeitschrift Europas, erhielten wir von ihm noch eine Reihe von sehr schätzbaren Werken über denselben Gegenstand, von welchen wir hier nur die folgenden anführen: Orbis terrarum antiquus in 29 Blättern; orbis terrarum veteribus cognitus in 21 Blättern; Weltkarte nach Mercator's Projection in 4 großen Blättern; einen schönen Handatlas, den er gemeinschaftlich mit Stieler herausgab; und endlich sein: Germanien unter den Römern. Man kann nicht ohne Bedauern hinzusetzen, daß sein Thesaurus noch immer unvollendet ist, da von dessen zweytem Theile nur die Karten gestochen sind, während der Text noch als Manuscript in den Händen des Verf.'s liegt, weil der Verleger, Hr.

Digitized by Google

Campe zu Nürnberg, Mangel an Abſatz fürchtet, und daher die darauf zu verwendenden Koſten ſcheut. Es wäre zu wünſchen, daß dieſem Umſtande von einer Seite, wo allein Hülfe zu erwarten iſt, begegnet werden möchte, weil ſonſt bey dem vorgerückten Alter des würdigen Verfaſſers die ganze große und preiswerthe Unternehmung, auf die bereits ſo viel Zeit, Geld und Mühe verwendet worden iſt, für immer unterbrochen bleiben könnte.

Wir wollen nun einige der hier zuſammengeſtellten Abhandlungen ihrem Inhalte nach kurz anführen. Die erſte iſt gleichſam eine Einleitung oder auch eine Anleitung zu dem Gebrauche des von R. ſchon i. J. 1798 angekündigten großen Atlaſſes des ganzen Erdkreiſes. Er hatte zu den ſechs Karten dieſes Atlaſſes, auf den Rath des bekannten Aſtronomen Zach in Gotha, die ſogenannte Centralprojection gewählt, d. h. er hat die Oberfläche der Erde in ſeinen Karten ſo dargeſtellt, wie dieſe Oberfläche einem im Mittelpuncte der Erde ſtehenden Auge auf einer ebenen Tafel erſcheinen würde, wenn dieſe Tafel die Oberfläche der Erde berührt. Der Verf. ſucht die Vortheile der Centralprojection ſo viel als möglich hervorzuheben, allein er verſchweigt dabey die Nachtheile derſelben, und ſo wird er es uns nicht verargen, wenn wir ſeiner Anſicht nicht beyſtimmen, und den Beyrath des Aſtronomen, dem er gefolgt iſt, nicht gutheißen können. Alle bekannten perſpectiviſchen Projectionen, zu welchen auch die von dem Verf. gewählte gehört, haben den Fehler, daß dadurch nur derjenige Theil der Erdoberfläche, welcher dem Auge gerade gegenüber liegt, dem Originale getreu abgebildet werden kann, während die ſeitwärts liegenden Theile immer mehr von ihrem Urbilde auf der Kugel abweichen, je weiter ſie von jenem, dem Auge gegenüber liegenden Puncte der Kugel, entfernt ſind. Man hat dieſem Uebelſtande ſchon in früheren Zeiten (z. B. La Hire in den Mém. de Paris f. d. J. 1701) auf mannigfaltige Weiſe abzuhelfen geſucht, aber immer vergebens, weil der Fehler in der Natur der perſpectiviſchen Projection ſelbſt liegt, und daher, ſo lange man dieſe beybehält, nicht weggebracht werden kann. Dadurch wird alſo das erſte und wichtigſte Geſetz, nach welchem eine gute Karte conſtruirt werden ſoll, übertreten, nämlich die Uebereinſtimmung, die Aehnlichkeit des Bildes mit dem Original. Je weiter ein Land von jenem mittleren Puncte der Karte entfernt iſt, deſto mehr wird es zuſammen oder aus einander gezogen und verzerrt, ſo daß es am Ende ſeinem Urbilde gar nicht mehr gleicht. Bey der orthographiſchen Projection ſind die Länder an den Gränzen der Karte alle zuſammen geſchoben oder zu ſehr geſchmälert, bey der ſtereographiſchen aber im

Digitized by Google

Gegentheile aus einander gezogen oder erweitert, weil sie sich, in der letzten Projection, wie die Tangenten der halben Entfernungen von der Mitte der Karte ausdehnen. Und dieser letzte Uebelstand hat in einem noch viel höheren Grade bey der von unserem Verf. gewählten centralen Projection Statt, weil hier diese das ganze Bild verzerrende Ausdehnung der Länder sogar wie die Tangenten ihrer Entfernungen selbst von der Mitte der Karte zunehmen. Um diese Abweichungen nicht gar zu grell zu machen, muß man sich bey der Centralprojection nur auf kleinere Theile der Kugel beschränken, da es ganz unmöglich ist, die volle Hälfte der Kugel in einer einzigen Karte zu geben, und dieß ist ein zweyter Nachtheil dieser Verzeichnungsart. Denn immer wird man doch die Oberfläche der ganzen Erde in bloß zwey Blättern, in sogenannten zwey Planigloben vorgestellt, einer in mehrere Theile zerstückelten Karte vorziehen, um so mehr, da jenes bereits von der stereographischen Projection mit einer in den meisten Fällen vollkommen hinreichenden Genauigkeit geleistet wird. Warum daher ihr eine andere substituiren, die offenbar dasselbe nicht leisten kann? Auch hat unser Verf., durch seine Wahl gezwungen, statt zwey Karten, deren sechs nehmen müssen, um dadurch die ganze Erde noch auf eine erträgliche Weise geben zu können. Darin ist ihm aber schon lange vorher der bekannte Doppelmayer voraus gegangen, der seine Himmelskarten ganz auf dieselbe Art in sechs Blättern gegeben hat. Allein bey einer Kartenprojection, sie sey perspectivisch oder nicht, muß auch noch, nebst der getreuen Darstellung, die immer Hauptsache bleiben wird, auf einen andern Umstand Rücksicht genommen werden, der zunächst wohl nur den Künstler angeht, welcher diese Karte entworfen oder in Kupfer gestochen hat, der aber auch für den spätern Gebrauch der Karte, um daraus z. B. die Distanzen der verschiedenen Orte zu finden, von großer Wichtigkeit ist. Man hat daher schon längst die Regel aufgestellt, daß jede gute Karte für ihre Meridiane und Parallelkreise keine anderen Linien anwenden soll, als gerade und kreisförmige, weil nur diese beyden von dem Künstler mit Leichtigkeit und Sicherheit gezogen werden können. Allein in der Centralprojection erscheinen alle Parallelkreise, die nicht durch den Mittelpunct der Karte gehen, als Kegelschnitte, und zwar in der centralen Aequatorial-Projection als Hyperbeln, und dieser Umstand, verbunden mit der gewaltigen Verzerrung am Rande der Karte, hätte den Verf. allein schon abhalten sollen, die von einem sonst berühmten practischen Astronomen vorgeschlagene Wahl in der That zur Ausführung zu bringen. Wenn er durchaus bey einer

perſpectiviſchen Verzeichnung beharren wollte, ſo hätte er die ſtereographiſche nehmen ſollen. Wenn aber jenem Aſtronomen die wichtige Abhandlung Lagrange's (in den Mém. de Berlin 1779) bekannt geweſen wäre, ſo würde er wahrſcheinlich eine andere Wahl getroffen haben, denn diejenige Vollendung, welche dieſer Gegenſtand erſt in unſeren Tagen durch Gauß erhalten hat (Aſtron. Abhandlungen. Altona 1825), konnte damals noch nicht berückſichtigt werden, wird es aber hoffentlich von nun an in allen den Fällen, wo von einer größeren Unternehmung dieſer Art die Rede iſt.

In Nr. II wird ein anderes Planiglobenpaar, das der Verf. i. J. 1814 herausgegeben hat, in Beziehung auf ſeine Conſtruction näher erklärt, was damals wenigſtens nöthig war, da die Projection, welche dieſen Karten zu Grunde liegt, noch weniger bekannt war. Es iſt dieß die früher von Lambert vorgeſchlagene Projection, in welcher der Radius nach dem Sinus der halben Diſtanzen getheilt iſt, die man z. B. in der Chorographie (Wien bey Beck 1833) S. 123 angeführt findet, und die allerdings eine ſehr brauchbare und daher mit Unrecht bisher ſo vernachläßigte Entwerfungsart iſt.

Nr. V enthält topographiſche Berichtigungen des alten Galliens aus den Feldzügen Hannibal's und Cäſar's. Hier werden mehrere alte Städtenamen berichtigt, die in der Geſchichtserzählung des Livius und Cäſar's vorkommen, und ihre Identität mit den neueren, noch beſtehenden Städten nachgewieſen, der Ort mehrerer kleiner Völkerſchaften in Gallien näher angegeben, und vor allem der eigentliche Zug Hannibal's berichtigt. Durch die Unterſuchungen des Verf.'s ſcheint es nun ausgemacht, daß dieſer Zug nicht, wie Millin und Ebel behaupteten, über den Mont Cenis ging, ſondern daß Hannibal ſeinen Weg durch die cottiſchen Alpen genommen hat. Ein Gleiches geſchieht nun auch mit dem Zuge Cäſar's in Gallien, wo die vielen Fehler, die d'Anville in ſeinem eigenen Vaterlande, ja in der nächſten Umgegend von Paris, gemacht hat, treffend nachgewieſen werden. Durch dieſe ſorgfältige Unterſuchung ſind zugleich mehrere Widerſprüche aufgehoben worden, welche diejenigen Philologen, die keine Geographen waren, in den Beſchreibungen von Cäſar und Livius gefunden haben wollten.

Nr. VI beſchäftigt ſich mit der näheren Beſtimmung der Gränzen des römiſchen Reichs längs den Gegenden des Rheins und der Donau. Schön werden zuerſt die Urſachen beleuchtet, wegen welchen das alte Deutſchland uns ſelbſt ſo lange unbekannt

Digitized by Google

blieb, während das alte Italien, Griechenland, Gallien und Spanien schon vor hundert und mehr Jahren den spätern Bewohnern desselben so genau bekannt geworden ist. In den letzten Ländern fanden sich noch bedeutende Ueberreste der Alten über und selbst unter der Erde, während wir kaum einige Städte (Augsburg, Salzburg, Wien, Laybach, Cilly, Bregenz, Innsbruck ꝛc.) nachweisen können, die den Alten schon bekannt gewesen sind. Wie viele andere, welche sie auch in ihren Schriften namhaft machen (Carnutum, Virunum, Noreja, Terporos u. a.) können wir jetzt noch mit Sicherheit nachweisen? Bey dieser Gelegenheit wird S. 118 der eigentlichen Verdienste des Ptolemäus gedacht, der von den neuern Geographen so oft gebraucht und gemißbraucht worden ist, so wie der großen, nicht genug erkannten Schätze, die unter den Deutschen vorzüglich Cluver, der erste Schüler des Salmasius, und Cellarius für die alte Geographie des Vaterlandes zu Tage gefördert hat. Ueber die drey altrömischen Mauerwälle bey Gunzenhausen, Stormfels und Wallthüren und ihren Zusammenhang hat uns bekanntlich zuerst Prof. Buchner aus Regensburg belehrt, und auf dieser Basis baut hier unser Verf. fort, und zeigt, daß dieser Wall, über 90 deutsche Meilen lang, durch die Gegenden von Wesel, Köln, Ems, Homburg, Aschaffenburg, Rindsheim, Jarthausen und Lorch gegangen ist, und daß daher auch dieß als die Gränze des röm. Reichs angesehen werden muß. Alles Nähere muß im Werke selbst oder in den neuen allg. geogr. Ephem. X Vol. 4. Stück) nachgesehen werden, da hier kein Raum dazu ist. Der Freund dieser Gegenstände und auch der Kenner derselben wird die ganze, mit Scharfsinn durchgeführte Untersuchung nicht ohne besonderes Interesse lesen, da sie auch in Beziehung auf ihren Vortrag als ein Muster in ihrer Art gelten kann.

Nr. VII sucht die bisher so räthselhaften Campi Raudii (die Felder des Ortes Rauda) zu bestimmen, wo die Cimbern, die ganz Italien zu verschlingen drohten, von den Römern auf das Haupt geschlagen wurden. Mit seltener Belesenheit und einer tief in den Gegenstand eingehenden Beurtheilungskraft wird nun, nachdem die Gelehrten Jahrhunderte lang vergebens hin und her gestritten haben, über allen Zweifel erhoben, daß die Campi Raudii des Vellejus Paterculus II. 12 die Ebene bezeichnen, die nahe anderthalb Stunden unterhalb der Stadt Vercelli anfängt, und in der noch jetzt ein Ort, Rotta genannt, gefunden wird.

Nr. VIII beschäftigt sich mit demjenigen Theile der altrömi-

Digitized by Google

schen Straßen aus Pannonien nach Dacien, die der alte fleißige Marsigli noch unerörtert gelassen hat. In Nr. IX wird gezeigt, daß der Fluß Pasitigris der Alten nichts anders, als der Susianische Tigris oder der heutige Dsjeraki ist, bey welcher Gelegenheit wieder eine große Anzahl dunkler Stellen bey den Alten aufgeklärt werden. Nr. X gibt eine Darstellung des Feldzuges des Darius Hystaspis im Lande der Scythen, mit Erläuterungen über das alte Sarmatien (dem heutigen europäischen Rußland). Die Reiche von der Weichsel und Donau bis zum Ural nannten die Griechen bekanntlich Scythien und die Römer Sarmatien. Der älteste klassische Geschichtschreiber, Herodot, gibt uns in seinem vierten Buche den Feldzug des Darius durch dieses Land, und damit die frühesten Nachrichten, die uns von diesen Gegenden bekannt geworden sind. Zuerst wird die Geschichte dieses Feldzugs, nach Herodot, in seinen Hauptzügen sehr zweckmäßig aufgestellt, um den Leser mit dem Gegenstande, über den nun gesprochen werden soll, völlig bekannt zu machen. Diese Geschichte macht, wie der Verf. mit Recht bemerkt, ein merkwürdiges Vorspiel zu der Katastrophe von 1812. Nach dieser Einleitung sagt nun der Verf., welche Ausbeute sich aus dieser Erzählung für die alte Geographie von Rußland machen läßt. Zuerst findet er, auf eine oft sehr entfernte Aehnlichkeit der Namen sich stützend, viele von Herodot genannte Orte in den heutigen Städten Rußlands wieder; aber wir fürchten, daß der Analogie bey dieser Unternehmung viel zu weite Schranken gesetzt worden sind, und daß die meisten der aufgefundenen sogenannten Entdeckungen auch nicht einmal als wahrscheinlich erwiesen werden können. Wie es mit den aufgefundenen Wohnsitzen der verschiedenen von Herodot angeführten Völkerschaften des alten Rußlands stehen mag, ist nicht unseres Orts, zu entscheiden. Russische Gelehrte oder vielmehr fremde Alterthumsforscher in Rußland und besonders die Akademiker in Petersburg haben dieses Buch Herodot's oft genug untersucht, von allen Seiten geprüft, und mit Ort und Stelle, die in dem Buche gemeint seyn kann, selbst verglichen; allein die Ausbeute war bisher nur gering, und wird es wahrscheinlich immer bleiben. Der erwähnte Feldzug des Darius fällt, nach der gewöhnlichen Rechnung der Chronologen, in das Jahr 514 vor Chr. G., also in die Zeit von Tarquinius Superbus und Pythagoras. Wie viele Städte aus jener Zeit mögen noch heut zu Tage übrig seyn in einem Lande, in welchem damals wahrscheinlich nur sehr wenige, unsern heutigen Dörfern ähnliche Städte mit hölzernen Häusern existirten, und wo beynahe das ganze Volk noch noma-

Digitized by Google

disch herumzog, wie Herodot selbst bemerkt. Ja unser Verf. geht in noch weit entferntere Zeiten zurück, und glaubt in den heutigen Städten Rußlands unmittelbaren Zusammenhang mit den wahrscheinlich nur mythischen Erzählungen, die Herodot von jenen altergrauen Zeiten mittheilt, aufgefunden zu haben. Im Cap. V — VII des IV. Buches gibt uns nämlich Herodot etwas von der ältesten Geschichte der Scythen, wie der Verf. selbst sich ausdrückt, »in eine Fabel eingekleidet zum Besten.« Es heißt daselbst nämlich: Targitaus, ein Sohn des Zeus und der Tochter des Borysthenes, hatte drey Söhne, Lipoxaris, Arpoxais und Colaxais, von welchen der letzte die oberste Regierung des väterlichen Reichs überkommen.« — Diese Stelle ist für unsern Verfasser ein wichtiger Wink zur Weiterforschung, ein Faden, mit dem er sich in das dunkle Labyrinth der ältesten Geschichte Rußlands herablassen, und bisher tief unter der Erde verborgene Schätze zu Tage fördern will. Und wie verfährt er dabey? — Er nimmt die neuen Karten Rußlands, welche die Petersburger Akademie herausgegeben hat, und die ihm glücklicher Weise so eben zur Hand gekommen sind — er nimmt diese Karten vor, und sucht darin alle die heutigen Städtenamen auf, die mit Targ oder Lipo oder Arpo oder endlich mit Col anfangen, und scheint große Lust zu haben, diese neuen Städte mit jener alten Geschichte, die 1500 vor Chr. G., also zur Zeit des Moses oder des Deucalions Statt haben sollte, in unmittelbaren Zusammenhang zu bringen. »Von diesen vier Stammnamen,« sagt er S. 267, »glaube ich noch heut zu Tage folgende Spuren aufgefunden zu haben,« und nun soll von dem seit 3300 Jahren verstorbenen König Colaxais, wenn derselbe überhaupt je gelebt hat, die Kreisstadt Kolomna im Gouvernement Moskwa, Kolno an dem Flusse Pripez, Kologriw im Gouv. Kostroma; Kolischky, ein Dorf im Gouv. Mohilew, »und so viele andere, die sich mit Col oder Colo anfangen, den Namen erhalten haben, und wenn man annehmen darf, daß sich schon damals Scythen gegen das Eismeer hin verloren, und sich dort Wohnorte gebaut haben, so würden selbst Kola und Kolmogory bey Archangel diesen Namen verrathen, ob sie schon in das Land der Hyperboräer fallen.« — Ohe, jam satis est, ohe libelle! Es könnte einen artigen Roman geben, wenn man dieses Verfahren weiter fortsetzen, denn was steht ihm weiter entgegen, und mit dem andern Roman, der Bevölkerung Amerikas durch Wanderungen aus Ostasien, verbinden wollte. Welche Gelehrsamkeit ließe sich dabey auskramen, wenn man diese nomadischen Scythen, nachdem sie bis Cola und Archangel gekommen

Digitized by Google

waren, entweder östlich über Colima in Sibirien, oder westlich über die beyden hebridischen Inseln Coll und Colonsay nach Nordamerika einwandern ließe, wo heut zu Tage noch das ganze große Land Colleton in den vereinigten Staaten ihren Namen trägt. Aber auch da wird man keineswegs stehen bleiben dürfen, so wenig, als dies wanderungslustige Volk selbst, nach allen Gründen der Wahrscheinlichkeit, daselbst für immer festen Fuß gefaßt haben wird. Man hat ja schon oft genug behauptet, daß der Süden von Amerika bloß durch Einwanderungen vom Norden bewohnt worden sey. Zwar hat man keine Gründe, wenigstens keine hinreichenden Gründe dafür angegeben — aber, man erschrecke nur nicht zu sehr, diese unsere Scythen selbst, wer hätte das erwarten sollen, geben uns ja eben diesen so lang gesuchten Beweis. Denn wie in aller Welt hätte es zugehen sollen, daß wir in Südamerika, am dem Fuße der Anden, einer Stadt Colima begegnen, ganz und gar einer mit jener gleichlautenden und gleichgeschriebenen Stadt, welche diese Scythen vor 3300 Jahren im nördlichen Sibirien an den Ufern des Eismeeres erbaut haben, wie wir bereits oben ausgemacht, und über allen Zweifel erhoben haben. Ja selbst in Afrika und in Australien gibt es noch eine Menge Districte und Orte, die sich alle mit Cola oder doch mit Col anfangen, und die daher eben so unbestreitbar von denselben Scythen, ihrem Könige zu Ehren, gegründet worden sind, so daß am Ende nichts hindert, die ganze Erde und selbst alles, was über und unter ihr ist, in gerader Linie von dieser ersten aller Nationen, von diesem einzig wahren Urvolke abzuleiten. — Der sonst so schätzenswerthe Hr. Verf. mag uns diese Digression zu Gute halten, die wir nur in der Absicht vorgebracht haben, um nicht von ihm selbst, unserer Leichtgläubigkeit wegen, belächelt zu werden, wogegen wir, zum Ersatze, hiemit erklären wollen, daß wir auch seine Behauptungen, so ernsthaft er sie auch zu meinen scheint, nur als im fröhlichen Scherze mitgetheilt betrachten.

In Nr. XII wird die eigentliche Lage des einst weltberühmten Hafens von Myos Hormos in Aegypten untersucht. Dieser Ort war in der Vorzeit eine der Hauptniederlagen des arabisch-ägyptischen Handels nach Europa. Ptolemäus setzt ihn in 27° 30′ nördlicher Breite, also gegenüber der Insel Sappirine, zwischen dem heutigen Koseir und Dsaffatine. Allein mehrere Stellen in anderen Schriftstellern sind damit im Widerspruch, und unseren Alterthumsforschern war es bisher unmöglich, diese Widersprüche aufzuklären. Den meisten schien der Hafen Myos Hormos viel südlicher zu liegen, als Ptolemäus angibt. — aber wie viel, darüber konnten sie nicht einig werden. Der Verf.

Digitized by Google

geht nun alle Stellen der alten und neuen Schriftsteller über diesen Gegenstand durch, von Ptolemäus und Strabo bis auf die ägyptische Expedition unter Napoleon, discutirt sie auf das sorgfältigste, beleuchtet sie mit kritischem Geiste, und findet endlich das Resultat, daß der Hafen Myos Hormos in der nördlichen Breite von 24° 50′ liegt, einen Grad südliches als das alte Thebä, und nur einige Minuten südlicher als das alte Apollonos, welche beyde letzten Städte an dem Nile lagen. Eine sehr sorgfältig gearbeitete Karte von Aegypten und dem arabischen Meerbusen, für die klassische Zeit dargestellt, liegt der Abhandlung bey.

Den vorhergehenden verwandten Gegenden sind auch die beyden Abhandlungen XIV und XV gewidmet, in denen die alte westliche und südöstliche Küste Arabiens und die lang bezweifelte Verschiedenheit der Flüsse untersucht wird, die bey den Alten die Namen Nil, Niger und Gir getragen haben. Auch sie zeugen, wie die meisten der übrigen Abhandlungen, von dem unermüdlichen Fleiße und von der Belesenheit des Verfassers in allen Werken der alten und neuen Geographen, und von dem oft durchdringenden Scharfsinn, mit welchem er die verborgensten Aehnlichkeiten zu finden und Probleme aufzulösen weiß, die den meisten seiner Vorgänger, so sehr sie sich auch daran abgemüht haben, ein Räthsel geblieben sind. Die übrigen hier nicht ausdrücklich erwähnten Abhandlungen sind größtentheils Beurtheilungen von geographischen Werken, die zur Zeit des Verfassers erschienen sind, und die hier, als Anzeigen von Anzeigen, die überdieß schon längst in andern Zeitschriften erschienen sind, nicht gut eine Stelle finden können. Wir bedauern übrigens, daß die von dem Verf. hier gegebene Sammlung seiner früheren Aufsätze sich größtentheils nur auf ältere, außereuropäische Orte, auf Afrika und Asien, und auch hier nur auf bloße Küstenländer bezieht. Der Verf. sagt, daß seine übrigen Arbeiten über diese beyden Welttheile, als den zweyten Theil seines oben erwähnten Thesaurus bildend, noch als Manuscript in seinen Händen liegen, und einem Verleger schon seit langer Zeit entgegensehen. Aber warum hat er nicht, nun er den gegenwärtigen Verleger gefunden hat, statt dem Wiederabdruck schon bekannter Schriften, uns mit dem Abdrucke von wenigstens einem Theile jenes Manuscriptes erfreut, das noch ganz unbekannte Untersuchungen enthält, die nicht nur dem Verleger der hier vorliegenden Sammlung, sondern auch ohne Zweifel allen Lesern viel willkommener gewesen wären, selbst wenn sie den Inhalt jenes zweyten Theiles des Thesaurus nur in einer Art von Auszug gegeben hätten, obwohl

wir ihm auch für das Gegenwärtige unſeren Dank gern bringen, durch welches er uns, was früher, in ganzen Bibliotheken zerſtreut und an mehreren Orten mühſam aufgeſucht werden mußte, nun in einem mäßigen Bande dargeſtellt, und uns dadurch eine Maſſe von hellen Ideen und wichtigen Berichtigungen nicht bloß der alten Geographie, ſondern auch der alten klaſſiſchen Werke ſelbſt, als ein ſchätzbares Geſchenk, übergeben hat.

Littrow.

Digitized by Google

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. LXXIII.

Hammer's morgenländische Handschriften.

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

235.

لواقح آلانوار فی طبقات الاخیار

d. i. Melkkamehle der Lichter in den Classen der Besten, vom Scheich Abdallah Esch-Schaarani, gest. i. J. 973 (1565). Ein großer Foliobaud von 338 Bl. Nach der Einleitung, welche eine Abhandlung über das beschauliche Leben, beginnt die Folge der Scheiche in folgender Ordnung: 1—4) Die vier ersten Chalifen, Nachfolger Mohammeds; 5) Talha B. Abdallah, gest. i. J. 35 (655); 6) Sobeir B. el-Awam; 7) Saad B. Ebi Wakaß; 8) Said B. Ebi Mesid, gest. 55 (674); 9) Mohammed B. Abderrahman B. Auf, gest. 32 (653); 10) Ebu Obeidet Aamir B. el-Dscherrah; 11) Abdallah B. Mesud; 12) Chabbab Ibnol-Ereb; 13) Ebi B. Kaab; 14) Selman der Perser; 15) Temimdari; 16) Ebu Dorda; 17) Abdallah, der Sohn Osmans des Chalifen; 18) Ebuser; 19) Hodaifa B. el-Jemani; 20) Ebu Hureire; 21) Abdallah B. Abbas; 22) Abdallah B. Sobeir; 23) Hasan, der Sohn Ali's, der Enkel Mohammeds; 24) Hosein, der Enkel Mohammeds; 25) Oweis el-Karni; 26) Aamir B. Abdallah B. Kas; 27) Mesruk B. Abderrahman; 28) Alkama B. Kais; 29) Eswed B. Jesid en. Nachaai; 30) Rebil B. Chaitem, gest. 67 (686); 31) Habbe B. Habbari; 32) Ebu Moslim-el Chaulani; 33) Ebusaid Hasan el-Baßri; 34) Said Ibnol-Mosejeb; 35) Irwet Ibnes-seter, gest. 94 (712); 36) Mohammed B. el-Hanifet; 37) Ali B. Seinol Aabidin, gest. 94 (712); 38) Ebu Dschaafer Mohammed el-Bakir der Imam, gest. 117 (735); 39) Ebu Abdallah Dschaafer eß-Sadik, der sechste Imam; 40) Omer B. Abdolasif der Chalife; 41) Mobarek B. Abdallah Ibnes-Sachir! 42) El-Ala Ibnes Sachir, Bruder des Vorigen; 43) Sbafwan Ibnol-Moharrif el-Masani; 44) Ebul-Aalijet, gest. 90 (708); 45) Bekr B. Abdallah el-Meseni, gest. 108 (726); 46) Sbalt Ibn Eschim el-Aadewi; 47) El-Ala B. Said; 48) Ebu Hasim; 49) Mohammed B. Seirin, gest. 110 (738); 50) Sabit B. Eslem el-Benani; 51) Junis B. Obeid; 52) Ferkad-esch-Schedscheni; 53) Mohammed B. Wasil; 54) Suleiman el-Teimi; 55) Ebu Jahja Malik B Dinar, gest. 131 (748); 56) Mohammed el-Monkedir; 57) Sbafwan B. Sche-

Digitized by Google

lein, geſt. 132 (749); 58) Mirsa el-Kiaſim, der ſiebente Imam, geſt. 133 (750); 59) Mohammed B. Kaab el-Karſi, geſt. 140 (777); 60) Obeid B. Omeir; 61) Modſchahid B. Habir, geſt. 102 (720); 62) Aattar B. Riah, geſt. 115 (733); 63) Akarma B. Mola Ibn Abbas; 64) Taus J. Keisan el-Jemeni; 65) Abdallah Wahab B. Minijet, geſt. 114 (732); 66) Meimun B. Mehran; 67) Ebu Wail Schakik; 68) Ibrahim Eteimi; 69) Ibrahim B. Jeſid en-Nachaai, geſt. 95 (713); 70) Aun B. Abdallah B. Aatba; 71) Said B. Dſchebir, geſt. 95 (713); 72) Aamir B. Seradſchil eſch-Schoobi, geſt. 104 (722); 73) Mahan B. Kais; 74) Rebii B. Haraſch; 75) Talha B. Moßrif, geſt. 112 (730); 76) Seid el-Tami, geſt. 122 (740); 77) Manßur B. el-Mootim; 78) Suleiman B. Mehran; 79) Ebu Idris el-Chaulani; 80) Ed-Dimiſchki; 81) Jeſid B. Meisere; 82) Kaabol-achbar; 83) Abderrahman B. Omer el-Ewsaai; 84) Hasan B. Aatije; 85) Abdol Wahid B. Seid; 86) Ebubekr Sdalih el-Merri; 87) Ebul Mohadſchirin Amru el-Kaisi; 88) Abu es-Selmi; 89) Atba el-Ghulam; 90) Soſian Ibn Said el-Thus, dritthalb Blätter; 91) Ebu Abdallah Mohammed B. Idris eſch-Schafii; 92) Melik B. Ins, geſt. 193 (808); 93) Ebu Hanifet Naaman; 94) Ibn Hanbal; 95) Mohammed B. Soſian B. Aijnet, geſt. 178 (794); 96) Schoobet Ibnol-Hedſchadſch; 97) Mesaar B. Kidam, geſt. 155 (770); 98) Al. J. Hosein J. Sdalih J. Hai, geſt. 154 (770); 99) Abdallah Ibnol-Mobarek, geſt. 181 (797); 100) Abdolaſſi Ibn Newad, geſt. 159 (775); 101) Ebul-Abbas es-Semmak, geſt. 133 (750); 102) Abderrahman Moh. B. En-naßr el-Haris; 103) Moh. B. Jusuf el-Iſſahani, geſt. 184 (800); 104) Jusuf B. Esbat, geſt. 190 (805); 105) Hodaifa el-Meraaſchi, geſt. 207 (822); 106) Ebul-jeman J. Moawijet el-Eswed; 107) Moslim B. Meimun; 108) Ebu Obeidet el-Chawwaß; 109) Ebubekr B. Abbas, geſt. 193 (808); 110) Ebu Ali el-Hosein el-Haſchim; 111) Wekii B. el-Dſcherrah, geſt. 197 (812); 112) Abderrahman B. Mohdi; 113) Moh. B. Eslem et-Tusi, geſt. 226 (840); 114) Moh. B. Ismail el-Bochari; 115) Jeſid B. Harun el-Waſiti, geſt. 206 (821); 116) Junis B. Obeid, geſt. 139 (756); 117) Abdallah B. Aun, geſt. 151 (768); 118) Abdallah eß-Suri; 119) Abdolaſſi el-Omri, geſt. 184 (800); 120) Ibrahim el-Herwi; 121) Ebu Naim el-Iſſahani. Abſchnitt der Frauen der Frommen. 122) Moaadet el-Aadewijet; 123) Rabiaat el-Aadewijet; 124) Midſchadet el-Karſchijet; 125) Aiſche Bint Dſchaafer; 126) die Gemahlin des Rebadſch el-Karsi; 127) Fatime von Niſchabur, geſt. 23 (643); 128) Rabiaat, die Tochter Ismails; 129) Omm Harun; 130) die Gemahlin Habib's; 131) Ommetol-Dſchelil; 132) Obeidet Bint Ebi Kelab; 133) Aakiret el-aabidet; 134) Schaawanet; 135) Eminet von Ramla; 136) Menkuset, die Tochter Seid's; 137) Neſiset, die Tochter Hasan's; hier endet der Abſchnitt der Frauen. 138) Saadwan el-Medſchnun; 139) Behlul der Reiſende; 140) Ebu Ali el-fadhil B. Ajadh; 141) Ebu Jshak Ibrahim B. Ibr. B. Manßur; 142) Sul Nun el-Mißri; 143) el-Kaſchi B. Firuſ; 144) Ebu Naßr Beſchr Ibnol-Haris el-Hafi; 145) Ebul Hasan B. Seri Es-Sokti; 146) Ebu Abdallah el-Haris J. Seid el-Mehasini; 147) Ebu Suleiman Daid Ben-Nadhir et-Tai; 148) Ebu Ali Schakik J. Ibrahim el-Balchi; 149) Ebu Seid Taifun B. Jsa el-Bestami; 150) Ebu Mohammed Sehl B. Abdallah; 151) Ebu Suleiman Abderrahman B. Etejet ed-Darani; 152) Ebu Moh. el-Feth B. Said el-Moßuli; 153) Ebu Abderrahman B. Anwan el-Aßamm; 154) Ebu Sekeria Jahja J. Moaf; 155) Ebu Hamid Moh. B. Hadhrweih el-Balchi;

Digitized by Google

156) Ebul Husein Ahmed Ibnol Dschewari; 157) Ebu Hafs Omer B. Salim el-Haddad von Nischabur; 158) Ebu Turab Asker el-Hosein; 159) Ebu Moh. Abdallah J. Honeif el-Antaki; 160) Ebu Ali Ahmed B. Aaßim el-Antaki; 161) Manßur B. Ammar der Prediger; 162) Hamdun B. Ahmed el-Kaßßar; 163) Ebul Hasan el-Mokri; 164) Esseid Abdallah; 165) Ebulkasim el-Dschoneid; 166) Ebu Osman el-Hairi; 167) Hosein Ahmed B. Moh. en-Nuri; 168) Ebu Abdallah Moh. Ibnol-Dschela; 169) J. Moh. Rewim B. Ahmed; 170) Ebu Abdallah Moh. B. el-Fadhl el-Balchi; 171) Ebubekr B. Moh. Ibnef-ſokak; 172) Ebu Abdallah Moh. Amru B. Osman; 173) Ebul-Hasan Semnun B. Hamſa; 174) Ebu Obeid el-Baßri; 175) Ebu Ali Hasan B. Ali el-Dschordschani; 176) Ebulfewaris Schah B. Schudschaa; 177) Ebu Jakub Jusuf B. Hasan er-Rasi; 178) Ebu Abdallah Moh. B. Ali; 179) Ebubekr Moh. B Omer el-Hakim; 180) Ebu Said Ahmed B. Isa el-Charaf; 181) Ebu Abdallah Moh. B Ismail el-Maghrebi; 182) Ebul-Abbas Ahmed B Mesruk; 183) Ebul Hasan Ali B. Sehl el-Iſſahani; 184) Ebu Moh. B. Ahmed el-Hariri; 185) Ebul-Abbas Ahmed B. Moh. B. Semil B. Ata el-Ademi; 186) Ebu Ishak Ibrahim B. Ismail el-Chawwaß; 187) Ebu Moh. Abdallah B. Mohammed; 188) Ebul Hasan B. Moh. B. Hamdan B. Said el-Dschemal; 189) Moh. J. Ahmed Ibnol-Wird; 190) Ebu Hamſa Moh. B. Ibrahim el-Beſar; 191) Ebubekr Moh. B. Mirſa el-Kiaſim; 192) Abdallah eſch-Schedſchri; 193) Mahfuf B. Mahmud von Nischabur; 194) Tahir el-Mokaddesi; 195) Ebu Amru ed-Dimiſchki; 196) Ebubekr Moh. B. Hamid el-Tirmeſi; 197) Ebul Hosein B. Said el-Werrak; 198) Ebul-Hasan B. Sehl Eß-ßaigh; 199) Ebu Ishak Ibrahim B. Daud el-Kaßßar; 200) Mumſchid ed-Dinuri odec Deineweri; 201) Ebul-Hosein Chaironnesadſch; 202) Ebu Hamſa el-Chorasani; 203) Ebu Abdallah Hosein B. Abdallah; 204) Ebu Dſchaafer Ahmed B. Ali B. Sinan; 205) Ebubekr Delfe B. Hadſchder eſch-Schobli; 206) Ebu M. Abd. B. M. el-Morteasch; 207) Ebu Ali er-Rudbari; 208) Ebu Ali Moh. B. Abdol-wehhab es-Sakfi; 209) Ebu Abdallah Moh. B. Meſin; 210) Moghais el-Hosein el-Manßur; 211) Ebulchair el-Aklaa Et-Titani; 212) Ebubekr B. Moh. B. Ali B. Dſchaafer el-Kenasi; 213) Ebu Jakub Ishak B. Moh. En-nehrdſchuri; 214) Ahmed B. Ali el-Moſcjin; 215) Ebu Ali el-Hosein B. Ahmed el-Kiatib; 216) Ebul Hosein B. Sinan el-Dſchemal; 217) Ebubekr Abdallah B. Abdallah el-Ebheri; 218) Moſaffer el-Karmisini; 219) Ebul Hosein B. Hind el-Karſchi; 220) Ebu Jehak Ibrahim B. Scheiban el-Karmisini; 221) Ebubekr Hosein B. Ali B. Daniar; 222) Ebu Ishak Ibrahim B. Ahmed B. El-Mowellid; 223) Ebu Abdallah Moh. B. Ahmed B. Selim; 224) Moh. B. Alian en-Neſchri; 225) Ebubekr Ahmed B. Moh. B. Saadan; 226) Ebu Said Ahmed B. Moh. B. Said; 227) Ebu Amru Moh. B. Ibrahim eſ-ßinhadſchi; 228) Dſchaafer B. Moh. B. Naßir el-Chawwaß; 229) Ebul Abbas B. el-Kasim B. Mehdi; 230) Ebu Abdallah Moh. B. el-Chafif eſ-ſabi; 231) Ebu Abdallah B. Moh. B. Abdallah er-Rasi; 232) Ebu Amru Ismail B. Moh. es-Selmi; 233) Ebul Hasan Ahmed B. Sehl el-Buſchendſchi; 234) Ebu Abdallah Moh. B. Chafif eſ-Sabi; 235) Ebul-Husein eſch-Schirasi; 236) Ebubekr et-Tahistani; 237) Ebul Abbas Ahmed B. Moh. ed-Dinuri; 238) Ebu Osman Said B. Selam el-Arabi; 239) Ebul Kasim B. Ibrahim B. Moh. en-Naßrabadi; 240) Ebul-Hasan Asi B. Ibrahim el-Haßri; 241) Ahmed B. Aba J. Ahmed er-Rudbari; 242) Ebu Abdallah Moh. B. Hasan

Digitized by Google

er-Rewaghandi; 243) Ebul Hasan Ali B. Monser B. Hosein; 244) Ebubekr Moh. B. Ahmed B. Dschaafer; 245) Ebu Abdallah Moh. B. Ahmed B. Hamdun; 246) Ebu Abdallah Ahmed B. Moh. el-Mokri; 247) Ebu Moh. Abdallah B. Moh. er-Rabisi; 248) Ebu Abdallah Moh. B. Abdol-Chalik; 249) Ebu Ssalih Sidi Abdolkadir el-Dschilani, sechsthalb Blätter; 250) Ebubekr B. Hewar el-Bataihi; 251) Ebu Moh. esch-Scheniki; 252) Asaf B. Mostewdii el-Bataihi; 253) Manßur el-Bataihi; 254) Ebul Wefa; 255) Hamad B. Moslim ed-Debas; 256) Ebu Jakub Jusuf B. Ejub el-Hamedani; 257) Okail el-Menihi; 258) Ebul-ofa el-Maghribi; 259) Ada B. Mosafir el-Aadewi; 260) Ali B. Weheb es-Sindschari; 261) Musa B Mahin es-suli; 262) Ebu Nedschib Sührwerdi; 263) Ahmed B. Husein er-Rufaai, der Stifter des Ordens der Derwische, vier Blätter; 264) Ali B. el-Heini; 265) Abderrahman et-Taffundschi; 266) Baka B. Behrun; 267) Ebu Said el-Kilewi; 268) Mater el-Baderani; 269) Ebu Mohammed Madschid el-Kurbi, geſt. 561 (1107); 270) Dschagir; 271) Ebu Mohammed el-Kasim Ebu Abdallah el-Baßri; 272) Ebu Amru Osman B. Merſuk, geſt. 564 (1168); 273) Suweid es-Sindschari; 274) Hajat B. Kais el-Haſeni, geſt. 581 (1185); 275) Arslan ed-Dimiſchki; 276) Ebu Medin el-Maghribi; 277) Ebu Moh. Abderrahman el-Maghribi el-Kanawi; 278) Ebul Abbas Ahmed el-Molessem; 279) Ebulhedschadsch el-Akßari; 280) Kemaleddin B. Abdeſ-ſahir; 281) Kotbeddin B. el-Kastelani; 282) Ebu Abdallah el-Karschi; 283) Moh. B. Ebu Hamſa; 284) Abdol-ghaffar el-Kußi; 285) Ebul-Hasan B. eßßabagh; 286) Ebus-suud B. Ebil-aſchair; 287) Seidi Ibrahim el-Karschi ed-Desuti, funfzehn volle Blätter, mit Proben von ſeinen Gedichten; 288) Ahmed el-Bedewi, vier Bl.; 289) Sidi Omer esch-Schetawi; 290) Mohijeddin Ibnol-Arabi, geſt. 638 (1240); 291) Daud B. Machla, acht Blätter; 292) Moh. B. Abdoldschebbar el-Ghafri; 293) Ebul-ſeth el-Wasiti; 294) Ali el-Meledſchi; 295) Abdolaſiſeddirini; 296) Abdallah B. Ebi Hamſa el-Andalusi; 297) Abdallah B. Moh. el-Aarschi; 298) Abdolhakk B. Sebiin el-Mersi; 299) Moh. el-Konewi; 300) Moh. el-Abderi; 301) Ibrahim el-Dschaaberi; 302) Abdallah el-Menuſi; 303) Hosein el-Dschaki, geſt. 737 (1304); 304) Chidhr el-Kurdi; 305) Scherefeddin el-Kurdi, geſt. 767 (1365); 306) Ghanim Ebul Ghanaim; 307) Moh. B. Harun; 308) Jahja Eßßanaferi; 309) Ebul-abbas en-naßir; 310) Hasan el-Moslemijet; 311) Ali es-Sedar; 312) Ebul Hasan esch-Schedeli, ſieben Blätter; 313) Ebul-Abbas el-Merri, ſieben Blätter; 314) Sidi Jakut el-Karschi, geſt. 707 (1307); 315) Tadſcheddin B. Abdallah; 316) Musa, beygenannt Ebil-Amrun, der fünfte Sohn Scherawi's, geſt. 707 (1307); 317) Sadi Moh. Wefa; 318) Uetad weledihi Sidi Ali, mehr als 38 Blätter, weil der Artikel mehrere Excurſe enthält; 319) Jusuf el-Kurdi; 320) Ebul Hasan esch-Schuſteri; 321) Ebul mewahib, der Freygelaſſene Schedeli's, zehn Blätter, mit einem halben Dutzend Excurſe; 322) Husein el-Adami; 323) Ahmed B. Suleiman der Eremite; 324) Sadi Omer el-Kurdi, 325) Sadi Ibrahim el-Metiuli, drey Blätter; 326) Hosein Ebu Ali. geſt. 890 (1485); 327) Sadi Moh. el-Ghamri, geſt 880 (1475), zehn Blätter mit Excurſion; 328) Obeid, geſt. 890 (1485); 329) Sadi Medin B. Ahmed el-Aſchmuni, mit dem der Richter im J. 915 (1509) geſtorben; 330) Sadi Moh. esch-Schawimi; 331) El-Halfawi, geſt. ums J. 815 (1446); 332) Sadi Moh. el-Farghal, geſt. ums J. 850 (1446); 333) Ebubekr ed-Dakdusi;

Digitized by Google

334) Osman el-Chattab, geſt. 800 (1397); 335) Moh. el-Chidri, geſt. 897 (1491); 336) Isa B. Nedſchm Aakin; 337) Schihabeddin el-Merhumi; 338) Mohammed B. Ochti Sidi; 339) Sidi Ali el-Mohalli, geſt. 910 (1494); 340) Sadi Ali B. Schihab, der Großvater des Verfaſſers. Hier beginnt der Schluß des Werkes unter der Ueberſchrift: Scheiche, welche im zehnten Jahrhundert geboren. 341) Abdolaſif ed-Dirini; 342) Sadi Mohammed eſch-Schedeli, drittehalb Blätter; 343) Moh. B. Inan, vierthalb Blätter; 344) Ebulabbas el-Omri el-Wasiti, geſt. 905 (1499); 345) Nureddin el-Hasani el-Medini; 346) der Mufti Sekeria el-Anßari, geſt. 926 (1519); 347) Ali et-Tibini edh-Dharir; 348) Ali B. Dſchemal; 349) Abdol-Kadir B. Inan, geſt. 920 (1514); 350) Moh. el-Adl; 351) Moh. B. Daud el-Menſelewi (von Menſele); 352) Moh. Eſch-Scherewi, geſt. 932 (1525); 353) Nureddin Ali el-Merßafi, geſt. 930 (1523); 354) Tadſcheddin eſ-ſakir; 355) Ebusuud el-Dſchariḥi, geſt. 930 (1523); 356) Moh. el-Munir, geſt. 930 (1523); 357) Ebubekr el-Hadidi geſt. 925 (1519); 358) Moh. eſch-Schenawi; 359) Ebu Chodet, geſt. 920 (1514); 360) Moh. Scherbini, geſt. 920 (1514); 361) Ali eſ-Soweil, geſt. 937 (1530); 362) Moh. Es-Satiha; 363) Behaeddin der Abſorbirte; 364) Abdolkadir er-Reſchberti; 365) Hasan el-Iraki; 366) Ibrahim Aßaifair, geſt. 942 (1535); 367) Schihab der Büßer, geſt. 940 (1533); 368) Abderrahman der Abſorbirte; 369) Mohammed er-Romeihal el-Urjan; 370) Habib der Abſorbirte; 371) Feredſch der Abſorbirte; 372) Ibrahim der Abſorbirte; 373) Ahmed der Abſorbirte, bekannt unter dem Namen von Habber-reman (Granatenkern), geſt. 920 (1514); 374) Ibrahim el-Urjan, d. i. der Nackte, geſt. 930 (1523); 375) Moheisin el-Burlaſi, geſt. ums J. 940 (1533); 376) Ebul-Chair el-Kelibati, geſt. 910 (1503); 377) Omer el-Bedſchaji; 378) Suud der Abſorbirte; 379) Soweidan, geſt. 919 (1512); 380) Berekat el-Chajat, d. i. der Schneider, geſt. 923 (1517); 381) Ali eſch-Scherif; 382) Ahmed eſ-Susawi, der Bruder Schernewi's, geſt. 923 (1517); 383) Ahmed el-Behlul, geſt. 928 (1521); 384) Emireddin, der Imam der Moſchee el-Ghamri; 385) Ebul-Harun el-Ghamri, geſt. 939 (1532); 386) Obeid el-Balkiſi, geſt. 930 (1523); 387) Jusuf el-Hariri, geſt. 924 (1518); 388) Abderreſak et-Turabi, geſt. 930 (1523); 389) Mochliß, geſt 940 (1533); 390) Saadreddin el-Bekri, geſt. 918 (1560); 391) Merdas el-Mohammedi, geſt. 930 (1523); 392) Ibrahim, geſt. 940 (1533); 393) Morſchid, geſt. 940 (1533); 394) Naßireddin Ebil-Amaim, geſt. 919 (1513); 395) Scherefeddin eß-ßadir; 396) Ebul-Kasim el-Maghribi; 397) Ali el-Bülbüli; 398) Ebu Lahaf der Abſorbirte; 399) Moh. B. Seraat, geſt. 914 (1508); 400) Ali Wahſch B. Mahaſib el-Bochartiet, geſt. 917 (1511); 401) Scherif der Abſorbirte; 402) Ali ed-Demiri der Abſorbirte; 403) Ali el-Chawaß El-Burlaſi, der Meiſter des Biographen, und deßhalb in ſechzehn Blättern behandelt; 404) Ali el-Bohairi, geſt. 953 (1546); 405) Ebul Abbas el-Hariri; 406) Nureddin Schuni, Meiſter des Verfaſſers, in ſieben Blättern; 407) Ebulfadhl el-Ahmed, Freund und (geiſtiger) Bruder des Biographen; 408) Naßireddin en-Nahas, geſt. 945 (1538); 409) el-Kiaſewani; 410) Ali el-Esrar, geſt. 930 (1523); 411) Eß-ßaliḥ el-Weri der Eremite, geſt. 921 (1515); 412) Moh. Es-Sindſawi, geſt. 933 (1526); 413) Ahmed er-Rumi, geſt. 900 (1494); 414) Abdol-Kadir es-Sebeki, geſt. 900 (1494); 415) Ahmed el-Kaaki, geſt. 952 (1545); 416) Ali el-Hindi, mit dem der Verfaſſer i. J. 947 zu Mekka geſprochen; 417) Schaa-

Digitized by Google

ban der Abſorbirte, geſt. 930 (1523); 418) Eßalih el-Motefil anen-nas, geſt. 900 (1494); 419) Moh. eß-ßofi, geſt. 935 (1528); 420) Abdolaal der Abſorbirte, geſt. 930 (1523); 421) Chalil der Abſorbirte; 422) Aamir der Abſorbirte, geſt. 900 (594); 423) Omer der Abſorbirte, geſt. 900 (1494); 424) Selman el-Hamiti, geſt. 900 (1523); 425) Schihabeddin el-Menſelawi, geſt. 951 (1544); 426) Ali el-Abbari der Eremite, geſt. 900 (1494).

Schaarani vollendete ſein Werk i. J. 952 (1545). Der Abſchreiber ſagt, daß dieſes die zwey und dreyßigſte Abſchrift ſey, die er verfertigt habe. Ohne Angabe der Jahreszahl.

236.

كتاب الكواكب الدرّيّة في تراجم السادة الصوفيّة

d. i. das Buch der glänzenden Wandelſterne in den Lebensbeſchreibungen der Herren der Sofi, von Abderruuf el-Menawi, in ſieben Hauptſtücken. Daſſelbe beginnt mit der Biographie Mohammeds: 1) Beginn der Lebensbeſchreibung des Propheten; 2) von ſeinen äußeren Eigenſchaften; 3) von ſeinen inneren Eigenſchaften; 4) von ſeinem Wanderleben; 5) von ſeinen Eigenthümlichkeiten; 6) von ſeinen Gebeten; 7) von ſeinem Tode. Erſte Claſſe. Elif: 1) Ebubekr; 2) Omar; 3) Osman; 4) Ali; 5) Ebi Ibn Kaab; 6) Ebu Dorda; 7) Ebuſer el-Ghaffari; 8) Ebu Hureiret, geſt. 87 (705); 9) Ebu Musa el-Eſchaari, geſt. 50 (670); 10) Ebu Obeidi Aamir Ibnol-Dſcherrah, geſt. 18 (639). Be (B): 11) Belal, der gebeteifrigſte der Propheten. The (T): 12) Temimdari. Dſchim (Dſch): 13) Dſchaafer B. Ebi Talib et-tajar, geſt 8 (629). He (H): 14) Hoſeifet B. el-Jemen, geſt. 36 (656); 15) Hasan, der Sohn Ali's, geſt. 49 (669); 16) Hosein, der Sohn Ali's, geſt. 61 (680). Sin (S): 17) Said Ibnol-Aamir el-Karſchi, geſt. 19 (640); 18) Selman der Fünfte, geſt. 36 oder 37 (659). Sſad (ß): 19) Ssoheib B. Sinan, geſt. 38 (658). Ain: 20) Aaßim B. Tabit; 21) Aamir B. Fehire; 22) Aamir B. Rebiaa, geſt. 33 (653); 23) Abdallah B. Omar el-Chattab, geſt. 73 (692); 24) Abdallah B. Mesud, geſt. 33 (653); 25) Abdallah B. Abbas, geſt. 68 (687); 26) Abdallah B. Sobeir, geſt. 72 (691); 27) Abdallah B. Hedſchaſch; 28) Abdallah B. Rewahat, geſt. 81 (700); 29) Abdallah Sun-nedſchadin; 30) Akabat B. Ghaſiwan, geſt. 53 oder 54 (673); 31) Osman B. Metuun, geſt. 68 (679); 32) Omar B. Jasir, geſt. 37 (657); 33) Omeir B. Saad el-Anßari, ſtarb zu Ende des Chalifats Omar's oder des Osman's. Mim (M): 34) Moßaab B. Omeiredari; 35) Moßaab B. Dſchebel, geſt. 35 (655); 36) Mikdad Ibnol-Eswed, geſt. 33 (653). Zweyte Claſſe, hundert vier und ſechzig. Elif: 37) Ibrahim B. Edhem, geſt. 62 (681); 38) Ibrahim B. Jeſid; 39) Ibrahim B. Seid en-Nachaai, geſt. 90 (708); 40) Eslem B. Seid el-Dſchohin; 41) Oweis B. Aamir el-Karni, geſt. 100 (718); 42) Ebul-Dſchewſa Aus B. Abdallah er-Rabii; 43) Ebu Idris el-Chaulani; 44) Ebubekr B. Ajaſch; 45) Ebu redſcha el-Attari; 46) Ebu Haſim Selma B. Dinar, geſt. 148 (765); 47) Ebu Omran el-Dſchuni; 48) Ebu Obeide el-Chawwaß; 49) Ebu Moslim el-Chaulani, ſtarb unter dem Chalifate Moawia's; 50) Ebu Osman el-Hawasani; 51) Ebu Rihanet Abdallah B. Matar; 52) Ebu Ejub Es-Sachtiani, geſt. 63 (682). 53) Eminet er-Remlijet die fromme

Digitized by Google

Frau; 54) Omm Hasan el-Kufijet, die fromme Frau; 55) Omm Sofjan et-Thuri; 56) Ochol-Fadhl, die fromme Frau; 57) Ommet-ollah, die Gemahlin des Rebah; 58) Omm Talak; 59) Ommel-Benin, der Sohn des Chalifen Omer B. Abdol-asis; 60) Oluf el-Waßilet die fromme Frau; 61) Ommije Bint Ebil-weran, die fromme Frau. Be (B): 62) Bedil B. Meiseret, geſt. 130 (747); 63) Beſchr B. Manßur es-Selim; 64) Bekr B. Abdallah el-Meſeni, geſt. 108 (726); 65) Bekr B. Omer en-Nadſchi; 66) Belal B. Saad; 67) Bedret eß-ſarimijet, die fromme Frau; 68) Bahiret, die fromme Frau. The (Th): 69) Sabit B. Eslem, geſt. 127 (744). Dſchim (Dſch); 70) Dſchaber B. Seid, geſt. 193 (808); 71) Dſchaafer eß-Sadik, der ſechſte Imam, geſt. 148 (765). Ha (H): 72) Hasan el-Baßri, geſt. 110 (728); 73) Hasan B. eß-ſalih el-Kufi, geſt. 154 (770); 74) Habib der Perſer; 75) Hoſaifa B. Kotadet el-Meraaſchi, geſt. 192 (807); 76) Hamid B. Selma; 77) Hamid B. Seid, geſt. 181 (797); 78) Habibet el-Adewijet, die fromme Frau. Cha (Ch): 79) Chalid B. Abdallah el-Aßri; 80) Chalid B. Maadan el-Kelaai, geſt. 104 (722); 81) Chosaima B. Abderrahman el-Kufi. Dal (D): 82) Daud B. Naßr et-Tai. Re (R): 83) Rebah B Amru el-Kaisi; 84) Ribii B. Chaisum; 85) Rebii B. Ebi Reſchid; 86) Rebii B. Abderrahman Ibn Muddet; 87) Rebii B. Charaſch; 88) Reſin Habiſch, geſt. 120 (737); 89) Rabiaat el-Adewijet, geſt. 180 (796); 90) Rabiaat, die Tochter Ismails Adewijet, geſt. 135 (752); 91) Rakkijet el-Moßulijet; 92) Rihanet el-Machbunet, die fromme Frau. Se (lindes S): 93) Serader B Aufa el-Dſcherſchi geſt. 73 (692). Sin (ſcharfes St); 94) Salim B. Abdallah, geſt. 188 (802); 95) Selam B. Ebi Motii; 96) Saik el-Abadeni; 97) Said, Ibnol mosebeb, geſt. 84 (703); 98) Said B. Dſchebir; 99) Sofjan B. Said eth-Thuri, geſt. 162 (778); 100) Sofjan B. Jabinet, geſt. 198 (813); 101) Suleiman el-Chawwaß, geſt. 162 (778); 102) Suleiman B. Tarchan lebte ums J. 77 (696); 103) Suleiman B. el-Motamer; 104) Sejar B. Dinas. Schin (Sch): 105) Schoobet Ibnol-Hedſchadſch, geſt. 77 (696); 106) Scheich B. Hares el-Kindi; 107) Schahik B. Ibrahim, geſt. 194 (809); 108) Schakel B. Selma el-Eredi, geſt. 99 (717); 109) Schemit B. Aſchlan; 110) Scheiban er-Raai; 111) Schuunet, die fromme Frau. Sad (ß): 112) Ssalih B. Kais el-Meri, geſt. 172 (788); 113) Ssafwan B. Selim, geſt. 132 (749); 114) Ssifwan B. Moharref el-Maſeni; 115) Ssalt J. Eſchim el-Aaderi. Dhad (Dh): 116) Dhaiaim B. Malik. The (Th): 117) Thaus B. Keisan, geſt. 186 (802); 118) Thalha B. Moßrif el-Hamadani, geſt. 112 (730); 119) Aamir B. Abdallah, bekannt als Ibn Abd Kais el-Anberi; 120) Abdol-aaſif Ibn Ebi Warid; 121) Abdallah B. Saib el-Chaulani ſtarb zur Zeit Moawia's; 122) Abdallah B. Ghalib; 123) Abdallah B. Jeſir, geſt. 154 (770); 124) Abdallah B. Aun, geſt. 151 (768); 125) Abdallah B. el-Mobaret, geſt. 182 (802); 126) Abdallah eß-Ssuri; 127) Abdallah B. Abdolaaſif el-Omri, geſt. 184 (800); 128) Abdallah B. Amru el-Ewſaai, geſt. 157 (773); 129) Abdolaaſif B. Selman; 130) Abdol Wahid el-Baßri; 131) Obeid B. Omeir; 132) Akabat el-Gholam; 133) Irwet Ibn Sobeir B. el-Awwam, geſt. 99 (717); 134) Alkama B. Kais el-Hamadani, geſt. 162 (778); 135) el-Ola B. Siad, geſt. 74 (693); 136) Ali B. el-Hosein, der Enkel Ali's; 137) Ali B. el-fadhil; 138) Omran el-Kaßir; 139) Ali B. Bekias eſch-Schami, geſt. 199 (814); 140) Omer Ibn Abdol-aaſif der Chalife; 141) Omer J. Arbe; 142) Omer J. Kais el-Melai;

Digitized by Google

143) Aun J. Abdallah, geſt. 110 (728); 144) Aabidet el-Aadewijet, die fromme Frau; 145) Aiſchet, die Tochter Dſchaafer's, geſt. 145 (762); 146) Obeidet, die Tochter Ibnol-Kelab's; 147) Aakiret von Baßra; 148) Omret, die Gemahlin Habib's. Si (lindes S): 149) Safir Ferkad, geſt. 131 (748); 150) el-Fadhil B. Ajadh; 151) Feth B. Saad el-Moßuli, geſt. 120 (737). Kof (K): 152) Kasim B. Moh., der Sohn Ebubekr's; 153) Kotadet B. Doaamet ed-Dusi; 154) Kasamet B. Sobeir. Kiaf (Ki): 155) Kiaab al-achbar, geſt. 32 (652). Mim (M): 156) Malik B. Dinar, geſt. 81 (700); 157) Malik B. Ins, geſt. 172 (788); 158) Modſchahid B. Dſchir el-Machſumi, geſt. 132 (749); 159) Moh. B. Serin, geſt. 110 (728); 160) Mohammed B. Kiaab el-Karſi, geſt. 118 (726); 161) Moh. B. Wasii, geſt. 120 (737); 162) Moh. B. Sſubh, geſt. 130 (747); 163) Moh. B. Nadhr el-Hariri; 164) Moh. B. Selem, geſt. 124 (741); 165) Moh. el-Bakir der Imam, geſt. 117 (735); 166) Moh. B. el-Monkeder; 167) Moh. B. Jusuf von Iſſahan, geſt. 184 (800); 168) Mesruk B. Abdallah el-Hamadani; 169) Mochaleid B. el-Hosein, geſt. 181 (797); 170) Motrif B. Abdallah, geſt. 95 (713); 171) Moslim B. Jesar; 172) Moawie B. Koiret, geſt. 113 (731); 173) Monser B. Malik; 174) Mesruk el-Idſchli, geſt. ums J. 100 (718); 175) Misaar; 176) Mekhul, geſt. 113 (731); 177) Manßur B. Saden; 178) Manßur Ibnol Motaamer, geſt. 132 (741); 179) Meimun B. Mehran, geſt. ums J. 80 (699); 180) Musa el-Kuſim der Imam; 181) Mowafiket von Moßul, die fromme Frau; 182) Medſchut el-Karſchijet, die fromme Frau; 183) Merjem von Baßra; 184) Moaadet el-Aadewijet, die fromme Frau; 185) Meimunet el-medſchnunet, die fromme Frau; 186) Meimunet von Baßra. (Nun (N): 187) Naaman B. Sabit Ebu Hanife der Imam, geſt. 150 (767). He (lindes H): 188) Harun B. Rabab el-Esedi; 189) Herm B. Hajan. Waw (W): 190) Wekii Ibnol-Dſcherrah, geſt. 197 (812); 191) Weheb B. Menijet, geſt 120 (737); 192) Weheb Ibnol Wird, geſt. 153 (770). Ja (J): 193) Jahja B. Ebi Kesir; 194) Jahja B. Said, geſt. 198 (813); 195) Jeſid B. Abdallah B. Schachir; 196) Jeſid B. Aban el-Rakaſchi, geſt. 129 (746); 197) Jusuf B. Esbat, geſt. 191 (807); 198) Jeman Ebu Moawia el-Esewed. Dritte Claſſe, enthält 77 Scheiche: 199) Ibrahim B. Ahmed el-Chawwaß, geſt. 284 (897); 200) Ibrahim B. Saad el-Alewi; 201) Ibrahim el-Herwi; 202) Ibrahim el-Chorasani; 203) Ibrahim el-Harbi, geſt. 285 (898); 204) Ibrahim B. Isa; 205) Ibrahim B. Jshak el-Kaßßar, geſt. 326 (937); 206) Ahmed B. Moh. B. Hanbal; 207) Moh. En-Nuri, geſt. 295 (907); 208) Ahmed Ibn Ebilwird; 209) Ahmed B. Moh. Ibn Mesruk, geſt. 298 (910); 210) Ahmed B Aaßim; 211) Ahmed B. Hafruje, geſt. 240 (854); 212) Ahmed B Ebil-Hawari, geſt. 246 (860). 213) Ahmed B. Naßr el-Choſaai; 214) Jsmail B. Jusuf ed-Dilemi; 215) Ibrahim es-Saiy; 216) Ebu Turab en-Nachſchi; 217) Ebu Dſchaafer el-Mahjoli; 218) Ebubekr el-Hilali; 219) Ebul-Kasim el-Munadi; 229) Ebu Hamfa el-Chorasani, geſt. 290 (902); 221) Ebu Abdallah ed-debili; 222) Ebu Haſchim el-Sahid; 223) Ebu Schoaib el-Berani; 224) Ebu Ejub el-Hammat; 225) Ebu Harun eſch-Schamiet; 226) Beſchr B. el-Haris el-Haſi; 227) Baka B. Jahja B. Jeſid, geſt. 296 (908); 228) Behlul; 229) Dſchebelet B. Mahmud, geſt. 299 (911); 230) el-Dſchoneid Ebul-Kasim; 231) el-Haris B. Esed el-Mohasibi; 232) Hatim el-Balchi, bekannt als Hatim der Richter; 233) Hamdun el-Kaßßar; 234) Habibol-Adſchemi; 235) el-

Digitized by Google

Hasan el-Kallas; 236) Chairen-nesadsch; 237) Sulnum el-Mißri, vier Blätter; 238) Sehrol-Walihat; 239) Es-Seri Es-Sokti, geſt. 253 (867); 240) Soweid B. Ismail, geſt. 298 (910); 241) Said B. Jeſid en-niahi; 242) Said B. el-Abbas er-Raſi; 243) Sahnun B. Hamſa el-Chawwaß, geſt. 383 (896); 244) Sehl B. Abdallah B. Abdallah el-Ferhan, geſt. 276 (889); 245) Schakran el-Maghribi; 246) Taifur B. Isa Ebu Jeſid el-Beſtami, geſt. 226 (840), fünfthalb Blätter; 247) Et-taib B. Ismail es-Seheli; 248) Abderrahman B. Nabijet, geſt. 215 (830); 249) Abdallah B. Habik el-Kufi; 250) Abdallah B. Daud, geſt. 213 (828); 251) Abdallah B. Daud el-Hamdani, geſt. 213 (828); 252) Abdallah B. Moh. er-Raſi; 253) Ali B. el-Mowaffik, geſt. 265 (878); 254) Ali er-Riſa B. Musa, der achte Imam; 255) Ali B. Soheil el-Isbahani; 256) Ali B. Moh. B. Sehl eß-ßaigh, geſt. 330 (941); 257) Omar el-Haddad B. Selmet en-Nisaburi, geſt. 267 (880); 258) Amru B. Osman el-Mekki, geſt. 191 (806); 259) Feth B. Schahreb, geſt. 273 (886); 260) Fatime von Nischabur, geſt. 213 (828); 261) el-Kasim J. Osman el-Dſchuui; 262) Moh. B Ebilwird, geſt. 263 (876); 263) Moh. J. Ibrahim von Bagdad, geſt. 289 (901); 264) Moh. B. Ibrahim B. Hamſch; 265) Moh. B. Eslem; 266) Moh. B. Manßur el-Insi, geſt. 254 (868): 267) Moh. B. Idris esch-Schafii; 268) Moh. B. Ismail el-Maghribi, geſt. 299 (911); 269) Moh. B. Moslim, geſt. 286 (894); 270) Moh. B. el-Mobarek eß-ßuri; 271) Madha B. Isa esch-Schami; 272) Maaruf B. Firuf el-Karchi; 273) Mimſchad ed-Dinuri; 274) Manßur B. Aamir el-Merweſi; 275) Nakiaa, die Tochter Hasan B. Seid B. Hasan's B. Ali's B. Ebitalib's; 276) Jahja B Med er-Raſi. Vierte Claſſe, die Scheiche des vierten Jahrhunderts, enthält 97 Scheiche. 277) Ibrahim B. Ahmed; 278) Ibrahim B. Scheiban, geſt. 330 (941); 279) Ibrahim B. Ahmed, geſt. 399 (1008); 280) Ibrahim B Ahmed, geſt. 356 (966); 281) Ibrahim B. Mohammed, geſt. 367 (977); 282) Ibrahim el-Edſchra; 283) Ahmed B. Hamdan, geſt. 313 (925); 284) Ahmed B. Moh.; 285) Ahmed B. Moh., geſt. 320 (932); 286) Ahmed B. Moh. B. el-Hoſein el-Dinuri, geſt. 311 (923); 287) Ahmed B. Moh., geſt. 344 (955); 288) Ahmed B. Moh. ed-Dinuri, geſt. 340 (951); 289) Ahmed B. Moh. B. Ahmed el-Abbasi, geſt. 370 (980); 290) Ahmed B. Ibrahim Ebu Ali; 291) Ahmed B. Dſchaafer B. Hani; 292) Ahmed B Sehl, geſt. 348 (951); 293) Ahmed el-Chajat, geſt 373 (983); 294) Ahmed es-Sebebi; 295) Ahmed B. Moh. el-Mokri, geſt. 360 (970); 296) Ahmed B. Moh. B. Sehl el-Adami, geſt. 311 (923); 297) Ahmed B. Jahja el-Dſchela, geſt. 386 (996); 298) Ahmed B. Aba, geſt. 369 (979); 299) Ismail B. Neſchid, geſt. 396 (1005); 300) Iſhak Ebu Mohammed, geſt. 333 (944): 301) Ebubekr B. el-ebjadh; 302) Ebubekr el-Farsi; 303) Ebu Ali es-Sokak; 304) Ebulchais el-Akbaa; 305) Ebu Amru ed-Dimiſchki; 306) Ebu Ali el-Maatuh; 307) Ebul-Abbas el-jesari, geſt. 342 (953); 308) el-Kasim J. Ahmed el-Maghribi; 309) Ebu Abdallah el-berati; 310) Ebul-feth el-Kawwas; 311) Ebu Ahmed el-Kalausi; 312) Benan B. Moh. el-Hammal, geſt. 316 (928); 313) Bindar el-Hosein von Schiraf, geſt. 353 (964); 314) Beſchr B. Beſchar; 315) Dſchaafer B. Mohammed, geſt. 348 (959); 316) Hosein B. Manßur el-Halladſch, hingerichtet im J. 309 (921); 317) Hasan B. Abdallah eß-ßabihi; 318) Hasan B. Ahmed der Seeräuber, geſt. 340 (951); 319) Hosein B. Ali B. Berdaniar; 320) Hosein B. Ali el-Dſchordſchani; 321) Diaf

Digitized by Google

B. Hadſchdcr Ebubekr Eſch-Schubli; 322) Dinar el-aabid; 323) Ruim B. Ahmed, geſt. 303 (915); 324) Semir B. Naaim el-Baji; 325) Scheria B. Ebiß-ßalt; 326) Said B. Selam; 327) Schah B. Schudſchaa; 328) Tahir el. Mokaddesi; 329) Tahir B. Baſched der Grammatiker; 330) Abdallah J. Moh. J. Abderrahman er-Rasi, geſt. 353 (964); 331) Abdallah er-Nasbi: 332) Abdallah J. Moh. el-Morteaaſch von Niſchabur; 333) Abdallah B. Tahir el-etheri, geſt. 330 (941); 334) Ali B. Ibrahim el-Haßri; 335) Ali B. Bindar; 336) Ali B. Moh. J. Sehl ed-Dinuri. geſt. 330 (941); 337) Ali B. Sehl J. el-Eſher, geſt. 307 (919); 338) Ali B. Moh. el-Meſin, geſt. 328 (939); 339) Ali B. Moh. Ibn Beſchar, geſt. 313 (925); 340) Ali B. Hind el-Karſchi; 341) Aiſchet, die Tochter Osman's, geſt 346 (957); 342) Moh. B. Omer el-werrak, der Papierhändler; 343) Moh. B. Ibr. ef-ſudſchadſch der Glaſer, geſt. 348 (959); 344) Moh. B. Ahmed B. Hamdun; 345) Moh. B. Ahmed el-Mokri, geſt. 366 (976); 346) Moh. B. Abdol-Chalik ed-Dinuri, geſt. 368 (978); 347) ein anderer Moh. B. Abdol-Chalik von Dinur oder Deinewer. geſt. 370 (980); 348) Moh. B. Ali B. Hasan et-Tirmedi, geſt. 328 (932); 349) Moh. B Suleiman, geſt. 369 (979); 350) Moh. B. Moh. B. Ismail, der Sofi von Bagdad; 351) Moh. B. Iſhak; 352) Moh. B. el-Hosein el-Churſchuui; 353) Moh. B. Jakub; 354) Moh. B. Chaſif edh-Dhabi; 355) Moh. B. Ali Ebubekr B. Dſchaafer, geſt. 322 (933); 356) Moh. B. Alian el-Tesnewi; 357) Moh, B. Abbas el-Balchi; 358) Moh. B. el-Hasan en-Nesughandi, geſt. 350 (961); 359) Moh. B. Saad el-Werrak, geſt. 320 (932); 360) Moh. B. Abdol-Dſchebbar; 361) Moh. B. Abdolwehhab es-ſakfi, geſt. 328 (939); 362) Moh. B. Munaſil von Niſchabur, geſt. 329 (940); 363) Moh. B. Ahmed B. Sed, bekannt als Moallim Ebubekr et-Temimi, geſt. 301 (913); 364) Moh. B. Musa Ebubekr el-Wasiti, geſt. 320 (932); 365) Moh. B. Jusuf Maadan; 366) Moh. B Jusuf; 367) Mahfuf B. Mahmud el-Moſin el-Maabud wel Wasik bil wudud, d. i. der dem Angebeteten geſtehende und der an dem Alliebenden feſthaltende, geſt. 304 (916); 368) Moſaffer el-Karmisini. Unmittelbar folgen hier die Scheiche des fünften Jahrhunderts, und folglich der fünften Claſſe, jedoch ohne beſondere Ueberſchrift, während nach denſelben die zweyte Hälfte des Werks mit der ſechsten Claſſe beginnt, es ſind nur die folgenden ein und zwanzig: 369) Ibrahim el-Karſchi; 370) Abdolkerim Ebulkasim el-Koſcheiri; 371) Ibrahim B. Ismail, geſt. 486 (1093); 372) Ibrahim B. Ali B. Jusuf el-Firuſ abadi, geſt. 496 (1102); 373) Ahmed B. Moh. B. Ibrahim, berühmt als Saalebi, geſt. 437 (1045); 374) Hasan B. Ali el-Uſtad ed-Dakak von Niſchabur, geſt. 406 (1015); 375) Hasan B. Beſchr el-Dſchewheri; 376) Abdallah J. Moh. B. Ali Scheichol-Islam Ebu Ismail el-Anßari, geſt. 481 (1088); 377) Abdallah B. Abdolkerim B. Hewaſin Ebu Saad el-Koſcheiri, geſt. 477 (1084); 378) Abderrahman B. Abdolkerim el-Koſcheiri, geſt. 482 (1089); 379) Abdolkerim B. Hewaſin von Niſchabur, geſt. 465 (1072); 380) Abdol-Mohsin B. Ahmed ed-Darui, geſt. 475 (1082); 381) Ali B. el-Hasan el-Chalii; 382) Ali B. el-Chattab el-Hariri; 383) Ali B. Omar el-Kaſwini; 384) Ghus el-Bagdadi; 385) Fadhl Moh. B. Moh. el-Farhedi, geſt. 477 (1084); 386) Fadhlallah B. Ahmed; 387) Moh. B. el-Hosein el-Sedani, geſt. 494 (1100); 388) Moh. B. el-Hosein B. Musa el-Eſedi, geſt. 402 (1011); 389) Moſaffer B. Erdeſchir el-Jbadi; 390) Ebu Iſhak B. Tarif B. Arabi; 391) Ebu Suud B. Schobe el-Bagdadi;

Digitized by Google

392) Ebu Jaafa Beknur B. Abderrahman; 393) Ebubekr en-Nablusi; 394) Ebul Wefa Tadschol-aarifin; 395) Ahmed B. Ebil Chair, geſt. 559 (1163); 396) Ahmed B. el-Hosein, bekannt als Ibn Kasi; 397) Ahmed B. Moh. et-Tusi, geſt. 520 (1126); 398) Ahmed Ibn Ali er-Rufaii, der Stifter des Derwiſchordens; 399) Ebul Abbas Ibnol-Aarif-eß-ßinhadschi; 400) Ebu Abdallah el-fewwail; 401) Ebul-Kasim, bekannt als el-Akbaa; 402) Baka B. Batu, geſt. 553 (1158); 403) Dschagir el-Kurdi; 404) Hasan B. el-aatik; 405) Schoaib el-Maghribi, geſt. 580 (1184); 406) Tahir B. Schoaib; 407) Abdallah el-Moghadir el-Maghribi; 408) Abdallah B. Moh., bekannt als Ebi Sur; 409) Abderrahman B. Ali ed-Dimiſchki; 410) Abderrahim B. Abdol-Kerim; 411) Abdol-Kahir B. Abdallah Ebunedſchib Es-Sührwerdi, geſt 532 (1137); 412) Abdolkadir B. Musa B. Jahja el-Dſchilani, geſt. 560 (1164); 413) Abdes-selam B. Abderrahman, geſt. 536 (1141); 414) Abderrahim el-Kanai, geſt. 572 (1176); 415) Abdolmelik et-Taberi; 416) Oéman B. Merſak el-Karſchi; 417) Abu B. Mosafir, geſt. 558 (1162); 418) Okail el-Menbedſchi; 419) Ali B. Ibrahim el-Anßari, geſt. 564 (1168); 420) Ali B. Ahmed eſ-Seidi; 421) Ali-el-Kurdi; 422) Ali B. Weheb es-Sindſchari; 423) Ali B. el-Heibi, geſt. 564 (1168); 424) el-Kasim B. Moh. el-Baßri; 425) Kadhibol-ban, geſt. 570 (1174); 426) Madſchid el-Kurdi, geſt. 561 (1165); 427) Moh. el-Hißar el-Maghribi el-Fesi, geſt. 597 (1200); 428) Moh. B. el-Fadhl, geſt. 538 (1143); 429) Moh. el-Awani; 430) Moh. B. Moh. B. Ibrahim; 431) Moh. B. el-Mowaffik el-Chabuſchani, geſt. 567 (1171); 432) Moh. B. Reslan, geſt. 591 (1194); 433) Moh. B. Moh. el-Tusi, fünf Blätter; 434) Matar el-Kurdi; 435) Musa B. Mahin eſ-Suli; 436) Moferridſch el-Medſchſub; 437) Jahja B. Hasan B. Hasan Eſch-ſchihab es-Sührwerdi; 438) Jahja B. Baghan; 439) Jusuf B. Jachlaf el-Kuſi; 440) Jusuf B. Ejub, geſt. 535 (1140). Siebente Claſſe, die Scheiche des ſiebenten Jahrhunderts. 441) Ibrahim er-Resuki, vierthalb Blätter; 442) Ibrahim Ibn Madhad B. Schedad, geſt. 687 (1288); 443) Ibrahim B Saad B. Dſchemaa el-Kenani, geſt. 677 (1278); 444) Ibrahim B. Ali B. Abdol-ghaffar el-Andalusi; 445) Ahmed B. el-Habſedſch; 446) Ahmed B. Mesud B. Schedad el-Mokri; 447) Ebu Ahmed el-Andalusi; 448) Ebul-Abbas el-baßir; 449) Ebul-Abbas el-Mersi, geſt. 680 (1281); 450) Ebubekr B. Jusuf el-Mekki, geſt. 677 (1278); 451) Ebubekr B. Kawam, geſt. 658 (1259); 452) Ebubekr B. Ali B. Omer el-Ihlal; 453) Ebul-Abbas el-Harar el-Maghribi; 454) Ebu Abbas B. Arif; 455) Ebubekr B. Moh. B. Naßireddin el-Homeiri, geſt. 646 (1248); 456) Ebubekr B. Hewar el-Bataihi; 457) Ebul-Abbas el-Buni; 458) Ebul Hasan el-Tuſchteri; 459) Ebul-fadhl eſch-Scherif el-Abbasi; 460) Ebusuud B. Schaaban, geſt. 644 (1246); 461) Ebu Said el-Kaßßab; 462) Ebul-ghais B. Dſchemil, geſt. 651 (1253); 463) Ebul-hedſchadſch el-Akßari; 464) Ebul Kasim B. Manßur B. Jahja, geſt. 675 (1276); 465) Ebul-Kasim B. Suleiman el-Edfui, geſt. 694 (1294); 466) Ebu Jahja B. Schaſii, geſt. 649 (1251); 467) Ahmed B. Omar B. Moh.; 468) Ahmed B. Moh. Ebulabbas el-Moselim, geſt. 672 (1273); 469) Ahmed B. Moleßem; 470) Ahmed B. Musa Adſchil el-Jemini; 471) Ahmed B. Holwan el-Jemeni, geſt. 665 (1266); 472) Ahmed B. el-Dſchaad el-Emini; 473) Ahmed B. Musa el-Jnsi, geſt. 654 (1256); 474) Ahmed B. Hosein Es-seibi; 475) Ahmed B. Abderrahman, geſt. 797. (1394); 476) Ahmed B. Ali B Ibrahim Bi Moh. Ibn Ebi-

Digitized by Google

bekr el-Bedewi, geſt. 733 (1332); 477) Ismail B. Moh. B. Ismail el-Hadhremi, geſt. 677 (1278); 478) Ismail B. Abdol-melik el-Bagdadi; 479) Bedir B. Moh. B. Jusuf B. Seriet, geſt. 650 (1252); 480) Baki B. Omar Ebus-sedschid; 481) Dschibreil B. Abderrahman el-Akßari, geſt. 695 (1295); 482) Dschewher B. Abdallah; 483) el-Hasan B. Ali, des Chalifen Sohn; 484) Hasan B. esch-Scheich Abderrahim; 485) Hasan B. Ali el-Hariri, geſt. 645 (1247); 486) Hasan el-Kurdi; 487) Hasan B. Ali B. Omar el-Homairi, geſt. 680 (1281); 488) Hamed B. Moklim; 489) Chalil el-Kurdi; 490) Daud el-Aafeb; 491) Daud B. Bachla; 492) Reslan ed-Dimiſchki; 493) Rihan B. Abdallah el-Aadeni; 494) Soheir B. Hermas; 495) Selim B. Moh., geſt. 630 (1232); 496) Sofian B. Abdallah el-Ebini; 497) Suleiman B. Ali B. Abdallah B. Jasin, drey Blätter; 498) Scherefeddin Ebu Ruh Isa, geſt. 637 (1239); 499) Schoaib Ebu Medin, geſt. ums J. 650 (1252); 500) Abdallah Ebu Jbad el-Hadhri, geſt. 687 (1288); 501) Abdallah el-Belsahi; 502) Abdallah B. Moh. Esch-Schaai, geſt. 697 (1297); 503) Abdolhekim el-Amad el-Maghribi; 504) Abderrahman B. Moh. B. Abdallah el-Jemeni; 505) Abderrahman Ennoweiri; 506) Abderrahman B. Ebil-chair, geſt. ums J. 640 (1242); 507) Abderrahim B. Ahmed, geſt. 620 (1223); 508) Abder-resak el-Kebir; 509) Abdol-hakk B Jbrahim B. Moh. B. Naßr, geſt. 660 (1261); 510) Abdesselam et-Teliji; 511) Abdolaſif B. Ahmed ed-Dirini, geſt. 690 (1291); 512) Abdolaſif B Abdesselam, geſt. 660 (1261); 513) Abdolaſif B Jahja B. Ali B. Abderrahman el-Okbi, geſt. 700 (1300); 514) Abdolaſif B. Bekr el-Karſchi, geſt. 676 (1277); 515) Abdolaſif B. Abdol-kerim el-Kaſwini, geſt. 665 (1266); 516) Abdolkerim B. Moh. el-Kaſwini, geſt. 623 (1226); 517) Aſaf B. Mostewdii el-Bakaibi, geſt. 700 (1300); 518) Ali B. Ahmed B. Jsmail, geſt 612 (1215); 519) Ali B. el-Hasan Ibn Manßur el-Baßiri, geſt. 645 (1247); 520) Ali eß-Ssabagh, geſt 687 (1288); 521) Ali el-Melihi; 522) Ali J. Ahmed B. el-Hosein B. Ahmed B. Jbrahim en-Nedſchibi, geſt. 638 (1240); 523) Ali Ebul-Hasan B. Abdallah Esch-Schedeli, geſt. 656 (1258), drey Blätter; 524) Ali B. Ahmed B. Dſchaafer, geſt. 701 (1301); 525) Ali B. Wehed B. Motii, geſt. 667 (1268); 526) Ali Ebul; Hasan el-bakkal Jbnol-Faridh; 527) Ali el-Beka el-Mokadderi, geſt. 670 (1271); 528) Omer B. Moh. B. Omer; 529) Omer B. Ebil Hasan B. Ali Morſchid; 530) Omer B. Said B. Ebisuud, geſt. 631 (1234); 531) Omer B. Osman el-Hukmi; 532) Omer B. Ebidekr, geſt. 676 (1278); 533) Omer B. Mohammed el-Awani, geſt. 686 (1287); 534) Omer B. Moh. B. Ghalib; 535) Omer B. Moh. Jbn Omer; 536) Omer B. Mobarek el-Dſchoofi; 537) Jsa B. Jkbal, bekannt als el-Hebar, geſt. 686 (1287); 538) Jsa B. Ahmed B. Elias et-Tutini, geſt 654 (1256); 539) Jsa B. Hedſchadſch el-Aamiri, geſt. 664 (1265); 540) Mohejeddin B. Ali B. Moh. Jbn Arabi, geſt. 636 (1235), acht Blätter; 541) Moh. B Harun; 542) Moh. B. Abdallah el-Morſchidi, geſt. 637 (1239); 543) Moh. B. Chalil, geſt. 696 (1296); 544) Moh. B. Jsmail Jbn Ebiß-ßaif, geſt 686 (1287); 545) Moh. B. Ebi Habre, geſt. 700 (1300); 546) Moh. B. Ebidekr el-Hukmi, geſt. 617 (1220); 547) Moh. B. el-Hasan el-Achmimi; 548) Moh. B. Hasan el-Jdſchli, geſt. 621 (1224); 549) Moh. B. el-Hasan Jbn Abder-Rahim el-Tenaji, geſt. 690 (1291); 550) Moh. B. Suleiman esch-Schebibi; 551) Moh. B Jshak B. Moh. er-Rumi; 552) Jusuf edh-Dſchodſchaai, geſt. nach dem J. 600 (1203); 553) Moh., beygenannt

Digitized by Google

Fachreddewlet; 554) Moh. B. Abdallah eß-ßidiki, geſt. 700 (1300); 555) Moh. Iſa es-Silaai; 556) Moh. B. Abdallah es-Scheni; 557) Merſuk B. Haſan eß-ßarifi el-Jemeni, geſt. 617 (1220); 558) Manßur el-Bataihi; 559) Yuſuf B. Ahmed, geſt. 668 (1269); 560) Jahja B. Scheref en-Newewi, geſt. 676 (1277); 561) Yuſuf B. Yuſuf B. Said esch-Scheibani, geſt. 619 (1222); 562) Yuſuf B. Ali el-eſchkel; 563) Yuſuf B. Omer el-Ateb. Achte Claſſe, enthält die Scheiche des achten Jahrhunderts. 564) Ibrahim B. Ibrahim, geſt. 728 (1327); 565) Ibrahim B. Seineddin, geſt. 726 (1325); 566) Ahmed B. Moh. B. Abdolkerim, geſt. 709 (1309); 567) Ahmed B. Omer es-Silaai, geſt. 704 (1304); 568) Ahmed B. Seidun, geſt. 793 (1390); 569) Ebul-Abbas B. Schatir; 570) Ebubekr B. Moh. B. Jakub; 571) Ebubekr B. Moh. B. Iſa B. Hedſchadſch el-Jemeni, geſt. 757 (1356); 572) Ebubekr B. Moh. B. Omran, geſt. 776 (1374); 573) Ebubekr B. Ibrahim; 574) Ebubekr B. Moh.; 575) Ebubekr B. Ahmed B. Daasin el-Karſchi, geſt. 752 (1351); 576) Ebubekr B. Ali B. Moh. en-Neſchiri, geſt. 772 (1370); 577) Ebu Jakub el-Habaſi; 578) Ebubekr B. Ali B. Abdallah esch-Scheibani, geſt. 797 (1394); 579) Ebulkaſim B. Omer B. el-Ehdel el-Jemin; 580) Ismail B. Yuſuf el-Enbaji; 581) Haſan et-Tuſchteri; 582) Huſein B. Ibrahim J. Huſein el-Dſchaki, geſt. 739 (1338); 583) Hamat der Eremite, geſt. 726 (1325); 584) Chalil J. Abdallah el-Mekkid; 585) Chiſr el-Kurdi; 586) Scherefeddin B. Nureddin B. Essadreddin el-Erbeli; 587) Esalih B. Omer el-Berihi el-Jemeni, geſt. 714 (1314); 588) Talha B. Iſa, berühmt als el-Hebar der Prediger, geſt. 768 (1366); 589) Abdallah B. Esaad el-Jafii; 590) Abdallah el-Menufi; 591) Abdel Moal, der Nachfolger Seid Ahmed Bedewi's; 592) Abdol-Ghaffar el-Kußi, geſt. 708 (1308); 593) Abder-reſak B. Muſa B. Abder-reſak el-Mesiri; 594) Abderrahim Ibnol-Haſan B. Ali el-Mohakkik, geſt. 772 (1370); 595) Abdolkadir B. Moheſib B. Dſchaafer, geſt 725 (1324); 596) Abdolwehhab el-Dſchewheri; 597) Iſa B. Iſal el-Alemi, geſt. 701 (1301); 598) Iſa B. Muſa B. Abderreſak; 599) Ali B. Abdallah et-Tewarichi; 600) Ali B. Ibrahim, geſt. 720 (1320); 601) Ali B. Abdallah eß-Sofi, geſt. zu Anfang des achten Jahrhunderts; 602) Ali B. Omer B. Hoſein el-Ertaja; 603) Ali B. Naaim; 604) Ali B. el-Morteſa; 605) Ali B. Moh B. Nedſchah, geſt. 787 (1385); 606) Ali B. Ebibekr B. Schehad; 607) Ali-eleſrak el-Jemeni; 608) Ali es-Sedar, geſt. 778 (1376); 609) Omer B. Amran B. Essadaka el-Hilali, geſt. 754 (1353); 610) Omer B. Ahmed el-Chattab, geſt. 778 (1376); 611) Feredſch B. Abdallah Ebus-sürur, geſt. zu Anfang des achten Jahrhunderts; 612) Katiaat, die Tochter des Abbas, geſt. 714 (1314); 613) Fachrijet, die Tochter Osmans, die Mutter Yuſuf's; 614) Moh. B. Ibrahim der Scheich; 615) Ahmed B. Moh. B. Tenum, geſt. 741 (1340); 616) Moh. B. Ismail el-Mokedeſch, geſt. 798 (1395); 617) Moh. B. Abdollah el-Mueſin el-Jemeni; 618) Moh. B. Abdallah B. el-Medſchd el-Morſchidi, geſt. 737 (1336); 619) Moh. B. Omer en-Nebaai, geſt. 782 (1380); 620) Moh. B. Muſaan Nihari, geſt. 747 (1346); 621) Moh. B. Omer B. Ahmed B. Haſchir, geſt. 718 (1318); 622) Moh. B. Ahmed el-Chalati, geſt. 706 (1306); 623) Moh. B. Jakub Ibnol-Komeit eß-ßogh; 624) Moh. B. Ali B. Weheb Ebul-feth Takieddin el-Koſcheiri el-Menfaluti, geſt. 702 (1302), vier Blätter; 625) Moh. B. Abdallah eß-ßofi Behaeddin el-Karſuni, geſt. 769 (1367); 626) Moh. B. Haſan B. Merſuk, geſt. 721 (1321); 627) Moh. B. Abdallah B.

Digitized by Google

Saki, geſt. 708 (1308); 628) Moh. B. Hasnun el-Homeiri, geſt. 750 (1349); 629) Moh. B. Moh. B. Maabid ed-Deraani, geſt. 720 (1320); 630) Moh. B. Wefa es-Sikenderi; 631) Merſuk B. Mobarek el-Jemini; 632) Moslim es-Selmi; 633) Manßur B. Maadan, geſt. 753 (1352); 634) Nadſchi B. Ali el-Muradi; 635) Jakut el-Aarſchi el-Habeſchi, geſt. 732 (1331); 636) Jahja eß-ßanafiri; 637) Jusuf B. Abdallah B. Omer el-Adſchemi, geſt. 768 (1366); 638) Jusuf B. Kais el-Harani, geſt. 719 (1319); 639) Jusuf B. Ebibekr el-Kalißi; 640) Jusuf B. Ibrahim, geſt. 785 (1383); 641) Jaakub B. Moh. B. el-Komeit; 642) Jaakub B. Suleiman el-Jemeni. Die neunte Claſſe, die Scheiche des neunten Jahrhunderts. 643) Ibrahim B. Ali B. Omer el-Anßari, drey Blätter; 644) Ibrahim B. Moh. B. Abdol-Kaf, geſt. 863 (1458); 645) Ibrahim B. Omer B. Moh. el-Jttikawi, geſt. 834 (1430); 646) Ibrahim B. Moh. B. Behadir el-Maghribi esch-Schafii, geſt. 816 (1413); 647) Ibrahim B. Abdorebbihi, geſt. 878 (1473); 648) Ibrahim el-Ghanem; 649) Ibrahim eſ-ſiat, geſt. 861 (1457); 650) Ahmed B. Akaba el-Hadhremi; 651) Ahmed B. Arus el-Moghribi el-Kusi, geſt. ums J. 860 (1455); 652) Ahmed B. Moh. B. Abdolghani, geſt. 861 (1456); 653) Ahmed el-Eſchbiti, geſt. 883 (1478); 654) Ahmed B. Ibrahim el-Jemani; 655) Ahmed B. Omer B. Scheref esch-Schihab el-Jraki; 656) Ahmed B. Hasan el-Maghribi, geſt. 880 (1475); 657) Ahmed B. Chiſr el; Medſchſub, d. i. der in Gottes Anſchauung Abſorbirte, geſt. 865 (1460); 658) Ahmed der Eremite, geſt. 820 (1417); 659) Ahmed B. Moh. el-Hukmi, geſt. 801 (1398); 660) Ahmed B. Ahmed eſ-ſuhuni el-Adſchemi der Abſorbirte, geſt. 801 (1398); 661) Ahmed B. Hilal, geſt. 823 (1420); 662) Ahmed, Sohn des Richters Naſſeddin er-Redad, geſt. 873 (1468); 663) Ahmed B. Ebibekr Ibn Ali, geſt. 873 (1468); 664) Ahmed B. Jahja esch-Schawi el-Jemeni, geſt. 841 (1437); 665) Ahmed B. Hosen B. Arslan; 666) Ahmed el-Halfawi; 667) Ebu feraat, geſt. 813 (1410); 668) Jsmail eß-ßawab Ahmed; 669) Jsmail B. Jbrahim el-Harreti es-Sebedi; 670) Ebubekr B. Moh. B. Hasan el-Mißri; 671) Ebul Kasim B. Moh. es-Sohami, geſt. 817 (1414); 672) Ebul-Kasim B. Jbrahim B. Abdallah B. Dſchemaan el-Jemeni, geſt. 877 (1472); 673) Dſchemal, geſt. 880 (1474); 674) Hosein el-Ademi el-Maghribi, geſt. 811 (1408); 675) Hosein Ebu Ali, geſt. 898 (1492); 676) Dawer B. Bedrol-Hoseini, geſt. 801 (1398); 677) Derwiſch el-akßari; 678) Said B. Abdolmelik el-Maghribi; 679) Suleiman el-Eſchbiti, geſt. 887 (1482); 680) Selim B. Abderrahman el-Askalani; 681) Schihabeddin el-Merhumi; 682) Ssalih B. Moh. B. Musa er-Riahi; 683) Abdol-Hosein Ali; 684) Osman el-Chattab; 685) Abdallah B. Moh. B. Jsa Dſchemaleddin el-Aufi, geſt. 845 (1441); 686) Abdallah B. Saad B. Abdol-Kafi, geſt. 801 (1398); 687) Abderrahman B. Begtimur der Eremite; 688) Abdollah B. Moh. el-Dſchudſchi; 689) Ali B. Moh. B. Ebilwefa el-Bedri, geſt. 844 (1440); 690) Ali B. Moh. Wefa es-Sikenderi, vier Blätter; 691) Omer B. Moh. B. Esaad, bekannt als Chodegan; 692) Omer el-Kurdi, geſt. 860 (1455); 693) Omer el-Kurdi; 694) Omer er-Ruſcheni, geſt. in Beginn dieſes Jahrhunderts; 695) Omer B. Ali B. Moſaffer, geſt. 803 (1400); 696) Omer B. Ali B. Ghanim; 697) Jsa B. Redſchm; 698) el-Feraal B. Ahmed, geſt. 860 (1455); 699) Kemal el-Berberawi (der Bereber); 700) Moh. B. Ali el-eſchdſcher, geſt. 818 (1415); 701) Moh. B. Heran B. Ali Schemseddin eß-ßoſi, vier Blätter; 702) Moh. B. Ahmed et-Junisi, dritthalb Blätter;

Digitized by Google

703) Moh. B. Omer B. Ahmed; 704) Moh. B. Sâalih en-Simrawi, geſt. 876 (1471); 705) Moh. el-Attar el-Maghribi, geſt. 860 (1455); 706) M. B. Ibrahim el-Kurdi; 707) M. B. Sâadaka der Abſorbite, geſt. 854 (1450); 708) M. B. Ahmed B. Ebilwefa, geſt. 852 (1455); 709) M. B. Said B. Ali B. M., geſt. 829 (1425); 710) Madin der Eremite, geſt. 862 (1457); 711) M. B. Ahmed; 712) Jahja B. M. B. M. B. Ahmed B. Machluf der Scheich der Scheiche, acht Blätter. Die zehnte Claſſe, die Scheiche des zehnten Jahrhunderts. 713) Ibrahim el-Maghribi el-Kairewani, geſt. 945 (1538); 714) Ibrahim Gülſchani el-adſchemi; 715) Ibrahim, bekannt als Morſchid; 716) Ibrahim Ghaſnafeir; 717) Ibrahim der Abſorbite, geſt. ums J. 980 (1572); 718) Ibrahim Ebu Lahaf; 719) Ibrahim Ebut-tajib, geſt. 920 (1514); 720) Ibrahim der Abſorbite, geſt. 924 (1518); 721) Ahmed der Abſorbite; 722) Ebul-Hosein el-Bekri, geſt. 950 (1543); 723) Ahmed en-Nedſchai der Abſorbite, geſt. 945 (1538); 724) Ahmed el-Behlul, geſt. 920 (1514), 725) Ahmed B. Chiſr el-Matuui; 726) Ahmed eſch-Schenewani; 727) Ahmed el-Sewawi, geſt. 923 (1517); 728) Ahmed er-Rumi, geſt. 956 (1549); 729) Ahmed el-Kaaki, geſt. 952 (1545); 730) Ahmed el-Moghair; 731) Ahmed es-sabih, geſt. 942 (1535); 732) Ebulabbas el-Hariri, geſt. 944 (1537); 733) Ebulchair el-Kelibati, geſt. 912 (1508); 734) Ebusſuud el-Dſcharihi; 735) Ebulfadhl el-Ahmedi, geſt. 942 (1535); 736) Ebul-abbas el-Ghamri, geſt. 916 (1510); 737) Emineddin Ibnen-nedſchar, geſt. 929 (1522); 738) Behaeddin el-Kadiri der Abſorbite, geſt. 922 (1516); 739) Berekiat der Abſorbite, geſt. 925 (1519); 740) Berekiat el-Chajjat (der Schneider), geſt. 930 (1523); 741) Bedreddin en-Nuri, geſt. 930 (1523); 742) Tadſcheddin eſ-ſahir; 743) Habib der Abſorbite, geſt. ums J. 920 (1514); 744) Hasan el-Hamaki; 745) Hasan er-Rumi; 746) Husein der Abſorbite, geſt. 920 (1514); 747) Husein el-Iraki, geſt. 930 (1523); 748) Charuf der Abſorbite, geſt. 930 (1523); 749) Demirdaſch el-Mohammedi; 750) Sekeria B. Ahmed der Scheichol-islam, geſt. ums J. 920 (1514); 751) Seinol-aabidin B. Scheich Abdol-kelkaini; 752) Suud der Abſorbite; 753) Suleiman el-Chadhiri, geſt. ums J. 900 (1494); 754) Suweidan der Abſorbite; 755) Schahin, geſt. 954 (1547); 756) Schereſeddin eßbaidi; 757) Schaaban der Abſorbite; 758) Schihabeddin B. Daud, geſt. 951 (1544); 759) Aamir el-Bidſchin, geſt. 956 (1549); 760) Abdallah, beygenannt el-Feta; 761) Abdolkadir ed-deſchtuſi, geſt. 930 (1523); 762) Abderrahman der Abſorbite, geſt. 944 (1537); 763) Abdolhakim B. Moßlih el-Menſelewi (von Menſele gebürtig); 764) Abdolaal el-Dſchaaferi; 765) Abder-reſak et-Turabi, geſt. 930 (1523); 766) Abdolwehhab Ibn Ahmed eſch-Schaarhwi, der Meiſter Menawi's, geſt. 973 (1565) (767) Abdolkadir B. Juan, geſt. ums J. 920 (1514); 768) Obeid er-Rihawi, geſt. 735 (1334); 769) Ali el-Morßaſi, geſt. 930 (1523); 770) Ali ed-Duweib, geſt. 947 (1540); 771) Ali eſch-Schernubi, geſt. 933 (1526); 772) Ali el-bülbüli el-maghribi, geſt. 920 (1514); 773) Ali ed-demiri der Abſorbite; 774) Ali el-Bedſchiri, geſt. 953 (1546); 775) Ali Schihabeddin, beygenannt et-tawil, d. i. der Lange, geſt. 940 (1533); 776) Ali eſch-Schenuni, geſt. 944 (1537); 777) el-Kiaſwani, geſt. 956 (1549); 778) Ali el-Mahalli, zwey Bl.; 778) Ali en-Nebiteni, geſt. 916 (1510); 780) Ali Ebu Chodet, geſt. 920 (1514); 781) Ali el-Dſchemaſi, geſt. 990 (1582); 782) Omer el-Abuſiri, geſt. 917 (1511); 783) Omer el-Bedſchaji, geſt. 919 (1513); 784) Ghanim el-Matuni, geſt. 590 (1582); 785) Gharib ed-dib, geſt.

Digitized by Google

zu Anfang des zehnten Jahrhunderts; 786) Feredsch der Absorbite; 787) Kasim el-Maghribi, gest. 956 (1549); 788) Moh. el-Maghribi esch-Schedeli, gest. 911 (1505); 789) Moh. B. Inan, gest. 922 (1516); 790) Moh. es-Serwi, gest. 982 (1574); 791) Moh. el-Munir, gest. 931 (1524); 792) Moh. Teifur der Absorbite, gest. 914 (1508); 793) Moh. B. Ibr., gest. 930 (1523); 794) Moh. B. el-Kasi der Absorbite; 795) Moh. el-Chadhiri, gest. 907 (1501); 796) Moh. esch-Schawi, gest. 932 (1525); 797) Moh. ed-debruti, gest. 930 (1523); 798) Moh. esch-Scherbini, gest. 927 (1520); 799) Moh. er-Rudschil der Absorbite; 800) Moh. B. Seran, gest. 923 (1517); 801) Moh. ed-deldschi; 802) Moh. el-Beriri der Absorbite; 803) Merwan der Absorbite; 804) Moh. eß-ßidiki el-Bekri; 805) Moh. B. Ahmed B. Moh, zwey Blätter; 806) Naßireddin en-Nehas, gest. 945 (1538); 807) Naßireddin, bekannt als Ebil-amaim, gest. 919 (1513); 808) Haschim der Absorbite, gest. 948 (1541); 809) Wahisch der Absorbite, gest. 917 (1511); 810) Jusuf der Inder, gest 957 (1550); 811) Jusuf el-Hariri, gest. 924 (1518); 812) Ibrahim en-Nebiteni; 813) Abdallah B. Moh. Ibn Obeid; 814) Ali B. Ghanim el-Mokadderi; 815) Nureddin B. Ali B. el-Asmet der Absorbite; 816) Moh. B. Moh. der Dolmetsch; 817) Moh. B. Turki el-Chalweti; 818) Moh. er-Rumi. Die letzten sieben, welche in neuer alphabetischer Ordnung beginnen, sind Scheiche des eilften Jahrhunderts, Zeitgenossen des Verfassers, welcher sein Werk im J. 1024 (1615) vollendete. Die Abschrift ein Jahrhundert später vollendet i. J. 1122 (1710). Der Schrift nach zu urtheilen, ward das Werk zu Cairo geschrieben.

237.

تاج التراجم في طبقات الحنفية

d. i. die Krone der Lebensbeschreibungen in den Classen der Hanefiten, vom Scheich Imam Abul-fadhl Kasim B. Kutlu Buga, gest. 879 (1474). Gesammelt aus den Denkwürdigkeiten der Scheiche Makrisi's und aus den Dschewahirol-madhijet, d. i. die glänzenden Perlen in den Classen der Hanefiten, des Scheiches Mohijeddin Abdolkadir El-Karschi, gest. 775 (1373). Ein kleines, aber sehr nützliches Compendium, welches 251 Artikel mit der Angabe des Sterbejahres und der vorzüglichsten Werke bey den meisten enthält. 144 Blätter in Octav, geschrieben i. J 948 (1541), und zu Constantinopel mit einer andern Handschrift verglichen und berichtigt i. J. 953 (1546) von Fasleddin Ibn Junis, der die Varianten an dem Rande bemerkt hat.

1) Ibrahim B. Suleiman Refieddin er-Rumi der Logiker, gest. 739 (1330). 2) Ibrahim B. Rustem El-Merwesi der Ueberlieferer, gest. 211 (826). 3) Ibrahim Er-Resenghi der Rechtsgelehrte, gest. 675 (1276). 4) Ibrahim Ebu Ishak El-Moßuli, gest. 628 (1230). 5) Ibrahim, der Verfasser der Fetawi Tartusije, gest. 758 (1356). 6) Ibrahim, berühmt als Abdolhakk el-Wasiti, gest. 744 (1343). 7) Ibrahim el-Dschudami von Nischabur, gest. 321 (933). 8) Ahmed B. Abdolwehhab Bedreddin von Erserum, gest. 620 (1223). 9) Ahmed B. Hafß Ebu Hafß el-Kebir, ohne Jahr und Todesjahr. 10) Ahmed B. Ali Ibnes-Saati, lebte ums J. 690 (1291). 11) Ahmed B. Ali Ebubekr Er-Rasi, bekannt als Dsche-

Digitized by Google

ſſaß, geſt. 870 (1465). 12) Ahmed Ebul Huſein El-Koduri, geſt. 428 (1036). 13) Ahmed B. Moh. B. Ahmed El-Okeili, geſt. 657 (1258). 14) Ahmed B. Moh. Et-Tahawi, geſt. 321 (933). 15) Ahmed B. Moh. Ebul Abbas En-Natiki, geſt. 446 (1034). 16) Ahmed B. Moh. El-Itabi, geſt. 586 (1190). 17) Ahmed B. Moh. B. Moh. Ebu Naßr el-Aktaa, geſt. 474 (1081). 18) Ahmed B. Moh. El-Ghaſnewi el-Kiaſani, geſt. 593 (1196). 19) Ahmed B. Moh. B. Ebubekr eß Sabuni, geſt. 580 (1184). 20) Ahmed B. Mesud B. Abderrahman el-Konewi, ohne Sterbejahr. 21) Ahmed B. Naßir B. Sehir Burhaneddin, geſt. 689 (1290). 22) Ahmed B. Ibr. B Ejub el-Aintabi, geſt. 767 (1365). 23) Ahmed B. Ibrahim, berühmt als Ibnol-Burhan, geſt. 738 (1337). 24) Ahmed B. Ibr. Es-Serudſchi, geſt. 727 (1326). 25) Ahmed B. Schihabeddin, berühmt als Ibnef-ſerkeſchi, geſt. 738 (1337). 26) Ahmed B. Huſein, bekannt als Ibnet-Taberi, geſt. 677 (1278). 27) Ahmed B. Abdolkadir B. Mektum Tadſcheddin, geſt. 749 (1348). 28) Ahmed B. Hubballah B. Ibrahim El-Mahbubi, ohne Sterbejahr. 29) Ahmed B. Osman B. Ibrahim el-Dſchuſdſchani, geſt. 744 (1343). 30) Ahmed B. Ali B. Ahmed, berühmt als Ibnol-Faßih, geſt. 755 (1354). 31) Ahmed B. Ali B. Manßur Scherefeddin, geſt. 782 (1380). 32) Ahmed Ebu Ali Ebubekr El-werrak, ohne Angabe des Sterbejahres. 33) Ahmed B. Kiamil el-Kadhi Eſch-Schehari, geſt. 350 (961). 34) Ahmed B. Abdallah, bekannt als Kadhiol-haremein, geſt. 351 (962). 35) Ahmed B. Moh. Ebulabbas Elbertii, geſt. 286 (899). 36) Ahmed B. Moh. Ebu Sehab el-Achſiketi, geſt. 528 (1133). 37) Ahmed B. Moh. B. Mesud el-Konewi, geſt. 424 (1032). 38) Iſhak B. Behlul, ohne Angabe des Sterbejahres. 39) Esed B. Amru el-Koſcheiri, geſt. 188 (803). 40) Esaad B. Moh. B. Huſein el-Keraiſi, ohne Sterbejahr. 41) Ismail B. Ibrahim Scherefeddin Schiraſi, geſt. 630 (1232). 42) Ismail B. Hammad, Sohn des Imams Ebu Hanife, geſt. 212 (827). 43) Emir Kiatib B. Emir Omer el-Amid, geſt. 747 (1346). 44) Berke B. Ali Berke, geſt. 605 (1208). 45) Bekires oder Mengubereſch, geſt. 650 (1252). 46) Bekiar Ibn Koteibe, geſt. 270 (883). 47) El-Dſchamii, der Beyname Ebi Iſmet Nuhs, geſt. 173 (789). 48) Dſchaafer B. Moh. Ibnol-Motef En-Neſefi, geſt. 433 (1041). 49) Dſchaafer B. Tarchan, ohne Sterbejahr. 50) Dſchelal B. Ahmed, berühmt als Et-Tebani, geſt. 773 (1370). 51) Hasan B. Sijad El-Lului, geſt. 204 (819). 52) Hasan B. Manßur, berühmt als Kaſichan, geſt. 592 (1195). 53) Hasan B. Ahmed, bekannt als Emineddewlet, geſt. 658 (1259). 54) Hasan B. Iſhak B. Nebil, ohne Angabe des Sterbejahres. 55) Hasan B. El-Chatiri, geſt. 578 (1182). 56) Hasan B. Abdallah Ibnol-Merſebani, geſt. 368 (978). 57) Hasan B. Moh. Ebulfadhail Eß-Saghani, geſt. 650 (1252). 58) Husein B. Dſchaafer el-Meidani, geſt. 212 (827). 59) Husein B. Ali Eß-Sighnaki, geſt. 711 (1311). 60) Husein B. Moh., bekannt als Redſchm, geſt. 512 (1117). 61) Husan B. Moh. B. Hasan el-Balchi, geſt. 522 (1127). 62) Hasan B. Abdallah Ebu Ali B. Sina, geſt. 428 (1036). 63) Hasan B. Ali B. Moh. Eß-Ssaimuri, geſt. 436 (1044). 64) Husein B. Jahja Es-Sendusi, ohne Sterbejahr. 65) Hakim el-Kadhi, ohne Angabe des Sterbejahres. 66) Chitab B. Ebilkasim el-Karabißari, geſt. 717 (1317). 67) Chaleſ B. Ejub, geſt. 225 (839).

Digitized by Google

68) Chalil B. Ahmed B. Chalil, geſt. 378 (988) 69) Chamir El-Webri. 70) Daud B. El-Chamir. 71) Daud B. el-Haſchim, geſt. 316 (928). 72) Saad B. Abdallah B. Ebilkasim. 73) Sofjan B. Sahban. 74) Schedad B. Hekim. 75) Said B. Moh., geſt. 343 (954). 76) Tahir B. Moh. B. Ahmed Er-Reſchid. 77) Tahir B. Moh. B. Ebulabbas el-Haſſi. 78) Tahir B. Mahmud Sadreddin. 79) Abdallah Ibn Ahmed B. Mahmud En-Neſefi, geſt. 710 (1310). 80) Abdallah B. Moh. B. Chalil el-Bochari, geſt. 340 (951). 81) Abd. B. Mahmud Medſchdeddin, geſt. 599 (1202). 82) Abdallah B. Ahmed Ebulkasim el-Balchi, geſt. 319 (931). 83) Abdallah Husein, bekannt als Naſſihi, geſt. 747 (1346). 84) Abdallah B. Ali, bekannt als der Richter Manßur's, geſt. 108 (726). 85) Abdallah B. Moh. B. Bakia, geſt. 485 (1092). 86) Obeid el-Baki. 87) Abdol-Dſchebbar, geſt. ums J. 500 (1106). 88) Abdol-Hamid B. Abdolaſif der Richter, geſt. 292 (904). 89) Abderrahman B. Moh. B. Emiret Er-rujet, geſt. 543 (1148). 90) Abderrahman B. Moh. B. Chaska, geſt. 374 (984). 91) Abderrahman B. Mahmud Es-Serchasi, geſt. 493 (1099). 92) Abderrahman B. Moh. B. Abdolaſif el-Lachmi, geſt. 943 (1536). 93) Abderrahman B. Mahmud Ebit oder Ibn Dort, geſt. 431 (1039). 94) Abderrahman B. Abdolaſif, bekannt als Amadol-Islam. 95) Abder-Reſchid B. Ebi Hanife el-Welwaidſchi, geſt 540 (1145). 96) Abdolaſif B. Ahmed B. Moh. el-Bochari. 97) Abdolaſif B. Ahmed Schemſoleimmet el-Holwani, geſt. 449 (1057). 98) Abdolaſif B. Osman B. Ibr. B. M. B. Redſcha. 99) Abdol Motallib B. el-Fadhli, geſt. 616 (1219). 100) Obeidollah B. Omer Ebu Seid Ed-Deburi, geſt. 430 (1038). 101) Abdol-Challak B. Esed B. Sabit el-Dſchewal, geſt. 583 (1387). 102) Abderrebb B. Manßur B. Ismail el-Ghasnewi. 103) Abdolghaffur B. Naaman B. Moh., geſt. 560 (1164). 104) Abdolkadir B. Moh. B. Ebul-Wefa el-Karſchi, geſt. 775 (1373). 105) Abdolkerim B Abden-nur Kotbeddin, geſt. 745 (1344). 106) Abdol-medſchdid B Ismail el-Kaißari el-Herwi, geſt. 537 (1142). 107) Abdol-Wehhab B. Ahmed B. Wehban, geſt. 768 (1366). 108) Obeidollah B. Hosein B. Ebul Hasan el-Karchi, geſt. 240 (854). 109) Abdallah B. Said B. Chatim Es-Sahari, geſt. 440 (1048). 110) Obeidollah B. Abdallah B. Ahmed B. Moh. B. Chaſchkan, geſt. 480 (1087). 111) Obeidollah B. Mesud Sadreſch-ſcheriaat. 112) Osman B. Ibrahim B. Muſtafa, bekannt als Ibnet-Turkmani, geſt. 731 (1330). 113) Osman Ibn Ali B. Mohdſchir B. Ebu Omer Es-Silaai, geſt. 743 (1342). 114) Ali B. Said Ebul Hasan Er-Roſtofoghni. 115) Ali B. Moh. Fachrol-eslam el-Jeſdewi, geſt. 400 (1009). 116) Ali B. Musa B. Jeſded el-Kammi. 117) Ali B. Ebibekr Burhaneddin el-Morghainani, geſt. 593 (1196). 118) Ali B. el-Mekki Imam Hosameddin er-Rafi, geſt. 593 (1196). 119) Ali B. Balban B. Abdallah el-Farsi, geſt. 739 (1388). 120) Ali B. Husein B. Moh. Es-soghdi, geſt. 462 (1068). 121) Ali B. Chalil B. Ali El-Husein Dimiſchki, geſt. 608 (1211). 122) Ali B. Sendſcher, bekannt als Ibnes-sebak, geſt. 660 (1262). 123) Ali B. Osman, bekannt als Alaeddin et-Turkmani, geſt. 750 (1349). 124) Ali B. Moh. B. Ahmed Ebulkasem B. Holwani, geſt. 443 (1051). 125) Ali B. M. B. Ismail el-Iſfidſchabi, geſt. 535 (1140). 126) Ali B. Moh. B. Hasan Ebulkasem En-Nachaai. 127) Ali B. M. B. Ebilfehm Daud et-Tenuchi, geſt. 342 (953). 128) Ali B. Moh. B.

Digitized by Google

Ali el-Imam Hamideddin Dharir, geſt. 666 (1267). 129) Ali B. Naßr B. Omer el-Imam Nureddin Es-Susi, geſt. 695 (1295). 130) Omer B. Bedr B. Said B. Moh. Tengiſ Siaeddin, geſt. 622 (1225). 131) Omer B. Abdol-aſiſ, berühmt als Hosam eſch-Schehid, geſt. 588 (1187). 132) Omer B. Ahmed B. Ismail Ebu Haßß En-Neſefi, geſt. 537 (1142). 133) Omer B. Moh. B. Omer Dſchelaleddin el-Chabbaſi, geſt. 691 (1291). 134) Omer B. Ibrahim B. Moh. B. Ahmed B. Ali, geſt. 539 (1144). 135) Omer B. Iſhak B. Ahmed el-Ghaſnewi Siradſcheddin el-Hindi, geſt. 773 (1371). 136) Omer B. Moh. B. Said el-Moßuli. 137) Isa B. Ebibekr B. Ejub, geſt. 576 (1180). 138) Ghali B. Ibrahim B. Ismail Ebu Ali Tadſcheſch-ſcheriaat, geſt. 599 (1202). 139) El-Fadhl B. Abbas B. Jahja Eß-Ssaghani, geſt. 420 (1029). 140) Kasim B. Jusuf el-Medini. 141) Kasim B. Husein B. Ahmed El-Chuareſmi, geſt. 617 (1220). 142) Kasim B. Husein Ebul-Obeid. 143) Kasim B. Ali B. Husein B. Moh. Ebu Naßr, geſt. 563 (1167). 144) Moh. B. Ahmed B. Ebi Said Ahmed, geſt. 604 (1207). 145) Moh. B. Ahmed B. Schoaib B. Harun Eſch-ſchii, geſt. 357 (985). 146) Moh. B. Ahmed B. Omer Sahireddin, geſt. 619 (1222). 147) Moh. B. Ahmed B. Mahmud B. Ebu Dſchaafer En-Neſefi, geſt. 414 (1023). 148) Moh. B. Ahmed Schemsol-eimmet es-Serchasi, geſt. ums J. 500 (1106). 149) Moh. B. Esaad B. Moh. B. Naßr, geſt. 567 (1171). 150) Moh. B. Hasan B. Ferked Eſch-Scheibani, geſt. 189 (804). 151) Moh. B. Semaat, geſt. 233 (847). 152) Moh. Ibneſch-Schudſchaa el-Balchi, geſt. 266 (879). 153) Moh. B. Abdol-Hamid B. Husein, geſt. 552 (1157). 154) Moh. B. Abdol-Chalik Ibnol-Mobarek, geſt. 667 (1268). 155) Moh. B. Abderrahman, bekannt als eſ-ſahid el-Ola, geſt. 546 (1151). 156) Moh. B. Abderrahman Es-Sendſchawi, geſt. 721 (1321). 157) M. B. M. Seriedſcheddin Sedſchawendi. 158) M. B. M. El-Achsiketi, geſt. 644 (1246). 159) M. B. M., bekannt als Dſcheladdin Chosrewi, geſt. 670 (1271). 160) M. B. M. B. Neſil Morghaini, geſt. 726 (1325). 161) M. B. M., bekannt als Burhan en-Neſefi, geſt. 687 (1288). 162) M. B. M. B. Ebu Hamed, benannt Roknol-Aamidi, geſt. 615 (1218). 163) M. B. M. Nefreddin Burhanol-islam Serchasi. 164) M. B. M. B. Mahmud El-Materidi, geſt. 332 (944). 165) M. B. Musa B. Abdallah el-Belasghuni, geſt. 506 (1112). 166) M. B. Ibr. Ebu Dſchaafer Er-Rasi, geſt. 614 (1217). 167) M. B. Ahmed Schemseddin El-Turkmani, geſt. 750 (1349). 168) M. B. Ahmed Ebu Manßur es-Semarkandi. 169) M. B Ebibekr el-Kasimi, bekannt als Imamſade, geboren i. J. 490 (1097). 170) M. B. Ahmed B. Hamid el-Kaſi el-Bikendi, geſt. 482 (1089). 171) M. B. Ahmed Naßireddin El-fenewi, geſt. 764 (1362). 172) M. B. Ahmed B. M. Ebu Dſchaafer Es-Semnani, geſt. 444 (1052). 173) Ebu Abdallah Es-Selami, geſt. 616 (1219). 174) M. B. Ahmed B. Jusuf Behaeddin el-Jeſidſchabi. 175) M. B. Hasan Ibneß-ßaigh, geboren i. J. 645 (1247). 176) M. B. Hasan Ebubekr el-Iſfahani, geſt. 606 (1015). 177) M. B. Husein, bekannt als Bekr Chuaherſade, geſt. 483 (1090). 178) M. B. Ibad Sadreddin el-Chalati, geſt. 652 (1254). 179) M. B. Abdallah B. Abdun, geſt. 299 (911). 189) M. B. Abdallah Bedreddin B. Ebil-baka, geboren 769 (1367). 181) M. B. Abdallah Ebu Dſchaafer el-

Digitized by Google

Hinduwani, geſt. 362 (972). 182) M. B. Abderrahman, bekannt als Schemseddin B. eß-ßaigh, geſt. 777 (1375). 183) M. B. Abderrahman B. Ssabr el-Kadiasker, geſt. 380 (990). 184) M. B. Abdes-Setar, bekannt als el-Kerderi, geſt. 642 (1244). 185) M. B. Ali B. Abdek, geſt. 347 (958). 186) M. B. Ali el-Chalati, geſt. 600 (1203). 187) M. B. Omer B. Ahmed, bekannt als Ibnol-aadim, geboren 353 (964). 188) M. B. M. Ebu Selmet Eß-Ssajafi. 189) M. B. M. B. Huſein Ebuljusr el-Jeſdewi, geſt. 423 (1031). 190) M. B. M. B. M. Ekmeleddin el-Baiburti, geſt. 786 (1384). 191) M. B. Mahmud Ebul Moejed el-Chuareſmi, geſt. 655 (1257). 192) M. B. Mahmud Eſ-ſuſeni. 193) M. B. Muſtafa B. Sekeria Edduruki Eß-Ssalghiri, geſt. 631 (1233). 194) M B. Moſaffer B. Bekran B. Abdeß-ßamed, geſt. 488 (1095). 195) M. B. Jahja B. Selmet B. Musa B. Amran, geſt. 550 (1155). 196) M. B. El-Jeman Ebubekr es-Semarkandi, geſt. 286 (899). 197) M. B. Jusuf Schemseddin el-Konewi, geſt. 788 (1386). 198) M. B. Ahmed B. Hasan Amadeddin el-Farjabi, geſt. 597 (1200). 199) Mahmud B. Ahmed Ebul Hamid el-Haßiri, geſt. 636 (1238). 200) Mahmud B. Ahmed Ibnolferdſch Ibnol-aſſi Es-saghudſchi, geboren 480 (1087). 201) Mahmud B. Ebibekr Ebil Ola Schemseddin Ebil Ola, geſt. 700 (1300). 202) Mahmud B. Ahmed B. Sehir Schemseddin el-Larendi, geſt. 720 (1320). 203) Mahmud B. Ahmed B. Abdolaſif Ebulmeaali. 204) Mahmud B. Ahmed B. Mesud Dſchemaleddin Ebu Sena, geſt. 759 (1357). 205) Mahmud B. Seid el-Ameſchi. 206) Mahmud B. Abdol-dſchebbar. 207) Mahmud B. Obeid Tadſchesch-Schereat el-Achjoli. 208) Mahmud B. Omer Ebulkasem Eſ-Samachſcheri, geſt. 538 (1143). 209) Mahmud B. Chaßadol-Imam Modſchirol-Islam, geſt. 746 (1248). 210) Mahmud B. Moh. B. Daud el-Efsendſchi el-Lulewi, geſt. 671 (1272). 211) Mahmud B. Mesud. 212) Mahmud B. el-Weli, geſt. 520 (1126). 213) Mahmud ed-Dſchelwi. 214) Mochtar B. Mahmud, geſt. 658 (1259). 215) Mofadhal B. Mesud Ebulferedſch Ettenuchi, geſt. 442 (1050). 216) Musa B. Noßair Ebu Sehler-Raſi. 217) Musa B. Emir Hadſch, geboren 669 (1270). 218) Musa B. Suleiman el-Dſchordſchani. 219) Mohsin B. Abdallah B. Moh. Ebul-Kasim et-Tenuchi, geſt. 417 (1026). 220) Mohsin Ebil-Kasim Ali B. Moh. B. Ebilfehm, geſt. 384 (994). 221) Mesud B. Ebibekr. 222) Mesud B. Husein B. Saad el-Kadhi, geſt. 591 (1194). 223) Mesud B. Schudſchaa Burhaneddin Elomrewi, geſt. 599 (1202). 224) Mesud B. Schehbib B. Husein Es-Sendi. 225) Moslim B. Selamet. 226) Motehher B. Husein. 227) Maghlatai, geſt. 262 (875). 228) Manßur B. Ahmed Ebu Mohammed El-Chuaremi, geſt. 475 (1082). 229) El-Mowaffik B. Moh., geſt. 634 (1236). 230) El-Moejed B. El-Mowaffik, geſt. 640 (1242). 231) Meimun B. Moh. Ebul-moin En-Nesefi, geſt. 508 (1114). 232) Naßir Ebul-mekarim Es-Seid B. Ali Ebulfeth El-Mobarreſi, geboren 536 (1141). 233) Naßr B. Moh. B. Ahmed Ebul-Leis Es-Semarkadi, geſt. 390 (999). 234) Naaman B. Ibrahim B. Chalil Tadſcheddin Serbuhi, geſt. 940 (1533). 235) Nuh B. Manßur. 236) Naßr B. Ahmed B. Ibrahim Ebul-feth El-Herwi, geſt. 510 (1116). 237) Hilal B. Jahja B. Moslim er-Rai el-Baßri, geſt. 245 (859). 238) Hebetollah B. Ahmed Schudſchaaeddin et-Turkeſtani,

Digitized by Google

geſt. 670 (1271). 239) Hened B. Ibrahim B. Moh. B. Amru Ebul-moſaffer en-Neſefi, geſt. 465 (1072). 240) Jakub B. Ibrahim B. Habib Ebu Jusuf der Richter, geſt. 187 (797). 241) Jusuf B. Ebibekr B. Ali Es-Sekaki, geſt. 626 (1228). 242) Jusuf B. Ali el-Dſchordſchani. 243) Jusuf B. Mohammed, geſt. 728 (1327). 244) Jusuf B. Ahmed Ebibekr El-Chuareſim. 245) Jusuf B. Ebi Saad B. Ahmed Es-Sedſchiſtani, geſt. 666 (1267). 246) Jusuf B. Hasan B. Abdallah B. El-Merſaban, geſt. 385 (995). 247) Jusuf B. Karaghli Ahmed Schemseddin Sett Ibnol Dſchuſi, geſt. 654 (1256). 248) Jahja B. Ebibekr. 249) Jahja B. Abdol-Mobi Ef-Sewawi, geſt. 628 (1230). 250) Jahja B. Moh. B. Saad, geſt. 460 (1067). 251) Jahja B. Moſaffer B. Hasan B. Berke, geb. 530 (1135).

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Schriften der Deutſchen in den letzten Jahrzehenden über europäiſche Lepidopterologie.

Die Lepidopterologie (Schmetterlingskunde) hat ſich ſeit noch nicht achtzig Jahren von einem Spielzeuge, das einzelne große und kleine Kinder unterhielt, und von den übrigen Großen und Kleinen mit Verachtung angeſehen wurde, zu dem Range eines der intereſſanteſten Zweige der Naturgeſchichte erhoben. Derſelbe Zauber, der uns beym näheren Studium der Ornithologie und Botanik feſthält, iſt hier, wo möglich, in noch reicherem Maße vorhanden; — wir finden den nämlichen Farbenſchmelz, dieſelbe Mannigfaltigkeit der Formen, vor allen aber die bewunderungswürdige Folge der Metamorphoſen, welche ſchon ältere Dichter und Philoſophen als das ſchönſte Bild unſerer Fortdauer nach dem Tode bezeichneten.

Den ruhigen, ſorgſamen, langprüfenden Deutſchen iſt es, ohne Widerrede, auch hier beſchieden geweſen, anderen Nationen voraus zu ſchreiten. So viel in letzter Zeit, in Frankreich, Rußland und einigen anderen Ländern in Forſchungen dieſer Art geleiſtet wurde, ſo ſind die dortigen Schriftſteller doch immer nur in die Fußſtapfen unſerer Landsleute getreten. Der allbekannte Umſtand, daß die Fremden in der, erſt ſeit kurzem näher beachteten Microlepidopterologie (Kunde der kleineren Schmetterlinge) immer nur jene Abtheilungen zu cultiviren begannen, welche Deutſche vor ihnen geordnet und verzeichnet hatten, dann ihre ſyſtematiſchen Verzeichniſſe, die ſich, obwohl mit Abänderungen, ſtets an die unſerigen lehnen, und ſelten weiter als bis zu den Spannern (Geometr. Linn.) gehen, geben den vollgültigen Beweis, daß wir ihre Vorgänger, ſie unſere, zum Theil allerdings raſchen, Nachläufer geweſen und geblieben ſind. Keine andere Nation beſitzt ein Werk über Lepidopterologie von dem Umfange des »Hübner'ſchen Schmetterlingswerkes,« noch ein ſo vollſtändiges und wirklich geendigtes, wie »die Schmetterlinge von Europa, von Ochſenheimer und Treitſchke,« und manches Jahrzehend dürfte vergehen, bis ſich wieder ſo viele einzelne günſtige Umſtände, nicht zum Beginne, aber zur Durchführung ähnlicher Unternehmungen vereinigen. Wir finden ſpäter Gelegenheit, die Schwierigkeiten anzudeuten, die dabey jeder Schriftſteller zu beſiegen hat; zur

Digitized by Google

allgemeinen Einleitung möge jetzt eine kurze geschichtliche Uebersicht des Erwachens und der Entwicklung unserer Wissenschaft hier stehen.

Der erste Deutsche, dem wir über europäische Insecten, und vornehmlich über Schmetterlinge, sorgfältige Bemerkungen verdanken, ist Johann Leonhard Frisch. In einem dicken, aus 13 Theilen bestehenden Quartbande (welcher von 1720 bis 1736 bey Nicolai in Berlin erschien) lieferte er eine »Beschreibung von allerley Insecten in Teutsch-Land, nebst nützlichen Anmerkungen und nöthigen Abbildungen von diesem kriechenden und fliegenden Gewürme, zur Bestätigung und Fortsetzung der gründlichen Entdeckung, so Einige von der Natur dieser Creaturen herausgegeben, und zur Ergänzung und Verbesserung der Anderen;« — und darin mancherley, noch jetzt Nützliches, seitdem in Vergessenheit Gerathenes und spät wieder zum zweyten Male Entdecktes (m. s. z. B. die Naturgeschichte von Xanth. Ochroleuca, bey »Treitschke, V. Bd. 2. Abthlg. S. 345,« die Frisch schon im 10. Thle. S. 21, Tab. III. N. 19 ausführlich gegeben hat, ohne daß sie so lange weiter beachtet wurde). Es war dem frommen, fleißigen Manne, wie überhaupt vorzugsweise den älteren, reiner, voller Ernst bey ihren Vornehmen, und wahrhaft rührend ist es, wenn er im Vorberichte dieses, jetzt seltenen Buches von sich selber sagt: »Das Gutheißen und den Beyfall »aller verständigen Leute verspreche ich mir eben so wohl bey meinen »Schriften von diesem Stück der Naturhistorie, als ich desselben von »Einigen bereits bey meinen mündlichen Gesprächen hiervon versichert »worden: welches allein kräftig genug wäre, mich unermüdet hierinnen »zu machen, wenn ich nicht ohne dieses eine beständige Begierde hätte, »die Werke göttlicher Weisheit zu betrachten. Sie ziehen mich »nicht minder auf die Erde, als die Sterne ihre Mes»ser an den Himmel. Wie jene mit ihrem Fernglase »die Allmacht Gottes betrachten, so sehe ich mit meinen »Vergrößerungsgläsern ein Gleiches an den unermeß»lich kleinen Erd- und Wassergewürmen.«

Ihm folgte bald darauf August Johann Rösel von Rosenhof, dessen »Insectenbelustigungen« (Nürnberg 1746 u. f. in vier Quartbänden) noch jetzt allen Liebhabern wohl bekannt sind, während seine herrlichen Abbildungen nur selten erreicht und übertroffen wurden. Rösel trennte zuerst das ihm Bekannte durch Beobachtung und genaue Darstellung der ersten Stände, und unbezweifelt hat er am meisten die Eintheilung der Schmetterlinge in Tagvögel, Schwärmer und Nachtvögel, letztere wieder in mehrere Classen veranlaßt. Allgemeines Kriegsgetümmel von 1756 bis 1763 dämpfte das friedliche Wirken deutscher Naturfreunde; aber um so mächtiger loderte die Flamme gleich in den folgenden Jahren auf. Scopoli in seiner »Entomologia Carniolica, Vindob. 1763;« Hufnagel in den Schmetterlingstabellen im »Berliner Magazin 1766 u. f.,« so wie viele Uebersetzungen aus Réaumur, De Geer und Geoffroi, und einzelne Tractate von Götze, Schäffer und Anderen, neben manchen Prachtwerken der Franzosen, Engländer und Niederländer, letztere doch meistens über exotische Arten, dienten als Morgenröthe des Tages, der über alle Naturreiche durch den großen, unsterblichen Linné hereinbrach.

Carl von Linné ist zwar eigentlich kein Deutscher, aber das Ansehen, welches sein Name am ersten und überall bey uns errang, die wiederholten Auflagen und Uebersetzungen seiner Werke in unserem Lande, dann die willige Annahme seines Lehrgebäudes haben ihn uns auf das

Digitized by Google

Innigſte befreundet, und den Weltbürger zum geiſtig nahe verwandten Mitbürger gemacht. In mehreren Schriften, vornehmlich in ſeiner Fauna Suecica, Ed. 2. Holm. 1761, und am vollſtändigſten im Syst. Naturae, davon die zwölfte Ausgabe Holm. 1766 als Wegweiſer und Leitfaden fortgilt, claſſificirte er das Heer der Lepidopteren. Seine Eintheilung beſteht, wenn auch verändert und vermehrt, noch heute, und daß ſie trotz der neuen Auflöſung der Claſſen in einzelne Genera doch fortbeſtehen könne und ſolle, wird ſich deutlich ergeben.

Jede Wiſſenſchaft, jede Kunſt hat eine Periode nachzuweiſen, wo durch den Impuls, den einer oder mehrere gleichzeitige hohe Geiſter verliehen, ſchnell ihr goldenes Zeitalter eintrat, unter dem wir nicht ſowohl den Augenblick der hellſten Erkenntniß, als den der allgemeinen Begeiſterung dafür (durch welche die Erkenntniß erzeugt wird) verſtehen. Neben Linné, und bald nach ihm, fing eine Menge Naturkundiger an, ſich mit den Inſecten zu beſchäftigen. Von den Deutſchen nennen wir nur: Bergſträßer, Brahm, Fueßly, Herbſt, Illiger, Laspeyres, Kleemann, Knoch, Panzer, Schrank, Schwarz, Schneider, Scriba, Sulzer, Thunberg, Tiſcher und das, von einer Geſellſchaft herausgegebene, dreyßig Bände ausfüllende Werk: »Der Naturforſcher« (Halle, bey J. J. Gebauer, 1774—1802). In jenen letzten drey Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts entfaltete ſich unbezweifelt die meiſte entomologiſche Thätigkeit nach allen Seiten, und muſterhaft bleibt dabey die friedliche Eintracht, in welcher Alle neben einander wirkten. Aus den vorgenannten Schriftſtellern leuchten aber folgende als Sterne erſter Größe hervor:

Die Verfaſſer vom »ſyſtematiſchen Verzeichniß der Schmetterlinge der Wiener Gegend« (Wien, bey Trattner, 1776). Es waren dieſes die würdigen Männer Denis und Schiffermüller, welche (in einem Quarthande) ein, mit kurzen Andeutungen erläutertes Regiſter der ihnen vorgekommenen europäiſchen Schmetterlinge lieferten. Nach ihrem Vorſatze ſollte die umfaſſende Naturgeſchichte folgen, was aber, leider, unterblieb, und nur aus ihren und ihrer Freunde und Schüler hinterlaſſenen Sammlungen iſt uns der größte Theil der aufgezählten Arten ſicher bekannt geworden. Ihre Eintheilung, unter dem Namen: »Das Syſtem der Thereſianer« (da beyde Lehrer am k. k. Thereſianum waren), folgt ziemlich genau dem Linné'ſchen, und zeichnet ſich beſonders dadurch aus, daß auf die Geſtalt und Lebensweiſe der Raupen Rückſicht genommen wurde.

Etwas ſpäter (1788—1794 bey Varrentrapp und Wenner in Frankfurt) trat Moritz Balthaſar Borkhauſen mit einer »Naturgeſchichte der europäiſchen Schmetterlinge in fünf Bänden« hervor, die durch neue Andeutungen, genaue Nachrichten über die früheren Stände und ſcharfe Bezeichnung der Arten, ſich höchſt vortheilhaft empfiehlt. Doch gelangte ſie nicht weiter, als bis zum Ende der Spanner. Die kleineren Gattungen wurden damals weder der näheren Beobachtung, noch ſelbſt des Sammelns werth gehalten. Esper unternahm um gleiche Zeit ein großes Werk unter dem Titel: »Die Schmetterlinge in Abbildungen nach der Natur, mit Beſchreibungen.« Auch hiervon erſchienen nur fünf Theile, indem es wieder hinter den Spannern abbrach. Die colorirten Kupfer laſſen viel zu wünſchen übrig; die Beſchreibungen ſind gut, aber zu umſtändlich, und man würde es mit Dank erkennen,

Digitized by Google

wenn ein Theil der Mühe bey den letzteren zur Verbesserung der ersteren verwendet worden wäre. Doch bleibt dem Ganzen das Verdienst, daß es als das erste seiner Art, mit Muth und Liebe begonnen, dasteht, und die nähere Kenntniß der größeren Gattungen, mit ihr also den einen Theil der europäischen Lepidopterologie ziemlich sicher stellt. Auch Esper und Borkhausen folgten dem Linné'schen Systeme ohne wesentliche Veränderung.

Neben den Theresianern, Borkhausen und Esper, wandelt noch ein erhabener Geist: Johann Christian Fabricius; von Vielen unbedingt vergöttert, von Manchen dagegen verfolgt und tief herabgezogen. Die Wahrheit liegt, wie gewöhnlich, in der Mitte. Hier kann nur die Rede von dem seyn, was er für die Schmetterlinge in seinem Systeme der Glossaten, Entomologia Systematica, Hafniae 1793. T. III. P. 1. 2. et Suppl. leistete. Ochsenheimer, in seiner Einleitung zu den Schmetterlingen von Europa, I. Bd. S. 11, würdigt das Geschehene sehr richtig, wenn er sagt: »Ich verkenne die großen »Verdienste nicht, welche er sich (Fabricius) um die Entomologie »überhaupt, und bey den Schmetterlingen insbesondere durch Aufstellung »einiger untadelhaften Gattungen, dann durch die Kürze und Bestimmt»heit seiner Beschreibungen erwarb; aber gewiß hat er auch auf der an»deren Seite, durch die Flüchtigkeit seiner Beobachtungen auf Reisen, »indem mancher Schmetterling zwey- und dreymal unter verschiedenen »Namen bey ihm vorkömmt, durch die Unzuverlässigkeit seiner Synonymie »und durch die Sorglosigkeit in Angabe der Raupen, welche er, beym »Mangel eigener Erfahrungen, auf Treu und Glauben von Anderen an»nehmen mußte, Verwirrungen veranlaßt, welche zu heben er schwerlich »selbst im Stande seyn dürfte.« Fabricius, eben wegen Unkenntniß der Metamorphosen, classificirte auf eine unhaltbare Weise nach den Mundtheilen des vollkommenen Geschöpfes, und weil diese bey den verschiedensten Gattungen oft einfach und übereinstimmend gebildet sind, nahm er noch die Fühler zu Hülfe. Auch diese boten wieder zahlreiche Ausnahmen, und so fehlt seinem Versuche eines Systems der Glossaten bey weiten die Vollkommenheit und Bestimmtheit, welche man an jenem der Eleuteraten schätzt und bewundert.

Von Linné wich er darin ab, daß er, bey der schnell zunehmenden Menge der Entdeckungen, die sonstigen Unterabtheilungen in einzelne Genera aufzulösen begann, dabey aber die Linné'schen Namen als generische Hauptabtheilungen (Papilio, Sphinx etc.) behielt. Später veränderte er auch hier Manches, zum Theil ohne Glück. So vertauschte er die Linné'sche Benennung Tortrix mit der von Pyralis L., und vereinigte die ganze Gattung Pyralis mit seiner Gattung Phalaena, welche nach Linné den wohlgewählten Namen Geometra führt. Diese willkürlichen Verwirrungen sind fast von Niemand beybehalten worden.

Nach Fabricius haben sich mehrere Schriftsteller vergebens abgemüht, ein einzelnes Kennzeichen zu entdecken, welches zur Vereinigung oder Trennung der verschiedenen Gattungen führen könnte. Außer den Palpen zog man noch den Adernlauf der Flügel, die Schwanzspitzen der Puppen, die Form des Eyes u. s. w. zu Rathe; stets aber gerieth man damit in ein Chaos von Widersprüchen. Wir stimmen ganz den Forschern bey, welche zur generischen Verbindung nicht Ein, sondern mehrere Zeichen der Aehnlichkeit an dem Schmetterlinge, unter Betrachtung seines früheren Lebens, suchen. Dieser Wegweiser, der uns bey den größeren Gattungen nur

Digitized by Google

einige Male ausnahmsweise verläßt, bey den kleineren aber (z. B. den Schaben) nur darum noch nicht mit Sicherheit anzuwenden ist, weil ihre nähere Kenntniß kaum begonnen hat, dünkt uns der einzig empfehlenswerthe. »Kein System wird überhaupt vollkommen seyn, denn es »ist Menschenwerk, und kann nicht anders als in Reihen laufen, »d. h. eine Art muß der anderen nach der Linie folgen. Die Natur »arbeitet aber netzförmig, zugleich nach allen Seiten; jede »Art berührt nicht allein eine folgende, sondern viele, einander scheinbar »fern liegende Arten, und so hängt alles, ja hängen selbst die verschie»denen Naturreiche durch Fäden der Aehnlichkeit zusammen« (Treitschke, Hülfsbuch, S. 7 u. 8).

In den ersten Jahren unseres jetzigen Jahrhunderts ruhte die entomologische Schriftstellerey fast ganz, aber jene eben geschilderten Vorarbeiten trugen ihre Früchte. Die Liebe zur Entomologie verbreitete sich immer mehr, viele bedeutende Sammlungen entstanden, die Zahl derselben war sogar ansehnlicher als jetzt. (So besaß damals Wien, bey Privaten, gegen zehn wichtige Schmetterlingskabinette, während wir jetzt nur eines von Bedeutung kennen *).

Mit dieser etwas langen, aber, wie wir uns schmeicheln, nicht uninteressanten Einleitung, da noch niemand eine solche chronologische Uebersicht der Lepidopterologie zusammenstellte, kommen wir zu dem jüngsten Zeitraume und einer näheren Kritik über dessen Leistungen. Wir besprechen heute nur Deutschlands Wirken; erstens, weil Deutschland, Anderen voraus, das Meiste und Beste that, dann, weil eine gleichzeitige Richtung nach mehreren Seiten die Blicke zerstreuen würde. Findet unser Vornehmen Beyfall, so soll ein zweyter Aufsatz auch die Bemühungen des Auslandes nennen und würdigen.

Schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war ein Werk begonnen worden, das erst später, bey zunehmendem Umfange, Aufmerksamkeit erregte; wir meinen die »Sammlung europäischer Schmetterlinge von Jakob Hübner in Augsburg.« Auf illuminirten Kupfertafeln in Quart lieferte der Verfasser, bey größeren Arten zwey bis drey, bey kleineren vier bis sechs und noch mehr Schmetterlinge in natürlicher Größe. Er trennte sie, nach Linné, in neun verschiedene Theile, arbeitete aber an allen zugleich, und so gelang es seinem, nicht genug zu lobenden und karg vergoltenen Fleiße, daß er im Zeitraume von dreyßig Jahren (Hübner starb den 19. Sept. 1826) eine Sammlung vereinigte, die an Reichhaltigkeit alles übertrifft, was das In- und Ausland jemals von lepidopterologischen Abbildungen besaßen. Nach seinem Tode hat Carl Geyer in Augsburg die Fortsetzung übernommen. Um eine Uebersicht der ganzen ungeheuren Arbeit zu geben, setzen wir die Zahl der bis jetzt erschienenen Tafeln nach ihren Theilen her:

---

*) Die verschiedenen Anleitungsbücher für Fremde in Wien, und unsere Hauskalender, welche ohne Prüfung die alten Listen von Jahr zu Jahr neu abdrucken, darf man freylich darüber nicht nachschlagen; denn dort findet man Sammlungen erwähnt, deren Besitzer uns schon langst verließen (z. B. Mazzola † 1811, Podevin † 1816 u. A.).

Digitized by Google

Papilio	Tab.	200
Sphinx	»	36
Bombyx	»	82
Noctua	»	179
Geometra	»	111
Pyralis	»	32
Tortrix	»	53
Tinea	»	70
Alucita	»	7
Zuſammen	Tab.	770

Neben dieſem Rieſenwerke begann Hübner ein zweytes, das im Umfange wenig hinter dem erſten zurückbleibt. Es iſt die »Geſchichte europäiſcher Schmetterlinge,« welche von beynahe ſiebenhundert Arten die Raupen und Puppenſtände, Geſpinnſte und Futterpflanzen, letztere gewöhnlich in der Zeit, da die Raupe dort zu finden iſt, mit Blüthe oder Frucht, naturgetreu auf 438 illuminirten Tafeln darſtellt. Auch hiervon hat Geyer Fortſetzungen geliefert.

Viel größer noch würde der Werth beyder Unternehmungen ſeyn, wenn Hübner für einen entſprechenden Text geſorgt hätte, — entweder für einen umfaſſenden, der Heimat, Naturgeſchichte und bey einzelnen Seltenheiten den Beſitzer meldete, und ſeine »Sammlung« und ſeine »Geſchichte europäiſcher Schmetterlinge« innig dadurch verbände; oder, wenn dieſes ihm zu ungewohnt, zerſtreuend oder zeitraubend war, doch für eine kurze Ueberſicht, die dem Forſcher weitere Erkundigung möglich machte. So aber, wie das erſte Werk daliegt, erhält man zwar die Abbildungen einer Sammlung, aber einer ungeordneten und ſehr oft falſch bezeichneten. Sind nun hier die Beſtimmungen nicht richtig, ſo werden es die im zweyten Werke, das ſich an das vorige ſchließen ſoll, eben ſo wenig ſeyn, und wenn ſelbſt in dieſem letzten, deſſen Tafeln ſpäter erſchienen, Verbeſſerungen Statt fanden, müſſen ſich durch unerläuterte Abweichungen, neue Irrthümer ergeben. Auch hat Hübner den Bedarf eines Textes ſelbſt gefühlt, und einzelne Verſuche deßhalb gemacht, indem er Bogenweiſe zu den erſchienenen Bildern Beſchreibungen folgen ließ; ſie waren aber ſo kurz und in jeder Hinſicht ſo mangelhaft, daß ſie unbeachtet und ungekauft blieben, bald wieder abbrachen, und ſich in dieſer fragmentariſchen Geſtalt nur in den Händen weniger Beſitzer der Tafeln befinden. Den eigentlichen Text zu Hübner's Arbeiten muß man aus dem Ochſenheimer-Treitſchke'ſchen Werke entnehmen, in welchem jene Abbildungen angezogen, die Benennungen geprüft und verbeſſert, und Vaterland und Lebensweiſe vorgetragen ſind. Ein Regiſter über Hübner's Tafeln, mit Hinweiſung auf Ochſenheimer und Treitſchke bey jeder Art, würde für das entomologiſche Publikum eine ſehr willkommene Gabe ſeyn. Sollten Herr Treitſchke oder Geyer nicht Luſt und Muße dazu finden? Vielleicht erwarten dieſelben nur den Schluß der zwey Hübner'ſchen Unternehmungen, um eine ſolche Arbeit als Regiſter und Ueberſicht zu geben; denn, ſo durchdrungen wir auch von dem Werthe und dem Nutzen des Hübner-Geyer'ſchen Werkes ſind, ſo glauben wir doch, und alle unſere Freunde ſtimmen uns bey, daß es wohlgethan ſeyn würde wenn Geyer das Vorhandene mit fortlaufenden Nummern ordnete (eine Arbeit, welche vorzüglich der »Geſchichte eur. Schmetterlinge« noth thut), die Tafeln, die durch Zufall nicht

Digitized by Google

mehr vorräthig seyn sollten, neu auflegte, ein genaues Register nach obigen Andeutungen verfertigte oder verfertigen ließe, und dann das Ganze, als ein geendigtes Werk, vielleicht mit herabgesetztem Preise, einer größeren Zahl von Liebhabern zugänglich machte. Jetzt schreckt, außer dem Capitale des Ankaufs (die »Sammlung« kostet 313 fl. 12 kr. rhein., die »Geschichte eur. Schm.« aber 176 fl. 12 kr. rhein. Beyde zusammen 489 fl. 24 kr. rhein. oder 407 fl. 50 kr. C. M) noch die Aussicht auf eine fortdauernde beträchtliche Steuer, die neuen Käufer ab; die älteren aber sterben aus, oder hören mit der Anschaffung auf, und damit wird der wohlbekannte doppelte Umstand deutlich, daß Geyer jetzt kaum auf seine Kosten kömmt, während im Antiquarhandel ältere unvollständige Exemplare niedrig genug erscheinen. Ein schmähliches, langsames Absterben aber verdient das ehrenwerthe Unternehmen nicht! Herr Geyer nehme, wenn ihm diese Zeilen zu Gesicht kommen sollten, den wohlgemeinten Rath zu Herzen. Es bleibt ihm unbenommen, unter anderem Titel die künftigen Entdeckungen zu liefern, aber der Bau eines Thurmes, dessen Spitze bis an die Wolken reicht, ist noch niemand gelungen.

In der sicheren Erwartung einer Uebersicht, wie erst besprochen, durchlaufen wir die verschiedenen Theile der »Sammlung,« und merken nur das Hauptsächlichste über die Abbildungen der größeren Gattungen an:

Lepid. I. Pap. Tab. 7. Fig. 38, 39 Isis. Ist unbezweifelt Var. von Pales; Arsilache aber Fig. 36, 37 eigene Art. — Tab. 11. Fig. 57, 58 Thalia, ist Selene, Var. — Tab. 20. Fig. 94—98 Prorsa und Levana. Neuere Beobachtungen haben bewiesen, daß beyde zusammengehören. — Tab. 30. Fig. 137, 138 Autonoë. Aus Rußland. Das Recht der Art ist jetzt entschieden. — Tab. 38. Fig. 173 Polymeda, ist Hyperanthus, Var. — Tab. 50. Fig. 231, 232. Hiervon ist nur ein einziges Exemplar, ein Weib, entdeckt, welches sich, aus der Schiffermüller'schen Sammlung, jetzt im k. k. Museum in Wien befindet. Es wurde auf den Alpen von Oberösterreich gefangen. Die Abbildung ist sehr treu. — Tab. 81. Fig. 407. Ist die schöne Var. von Napi, welche in der Schweiz, aber auch um Wien, auf Bergen, vielfach wechselnd, vorkömmt, und sonst unter den Namen Bryoniae verhandelt wurde. — Tab. 87. Fig. 440, 441 Helice. Gilt gewöhnlich als Var. von Edusa. Sollte sie nicht eher Var. von Hyale L. seyn? Wir fingen ein Exemplar, unter Hyale fliegend. — Tab. 90. Fig. 452, 453 Altheae. Gehört als Var. zu Malvae. — Tab. 93. Fig. 469, 470 Tessellum. Wohl eine große Local-Varietät von Carthami? — Tab. 106. Fig. 544, 545 Aurora. Gewiß eigene Art, aus Südrußland. Boisduval hat in seinen Icones hist. des Lepid. d'Europe, Cah. IV. Pl. 7 nähere Nachricht darüber gegeben. — Tab. 114. Fig. 585—588 Pyronia. Ist Athalia, Var. — Tab. 124. Fig. 635, 636 Apollinus (unter dem Namen Thia). Fliegt auf Naxos und einigen anderen griechischen Inseln. Um Smyrna häufiger. — Tab. 133. Fig. 678, 679 Chrysippus. Das merkwürdige Erscheinen dieses Tagfalters in den Jahren 1807 u. 1808 bey Neapel und ihr Wiederverschwinden erzählt Ochsenheimer im IV. Bde. d. Schm. v. Eur. S. 120. Die spätere Entdeckung auf einigen Inseln des Archipelagus löst das Räthsel, doch nur theilweise. — Tab. 704—707 Narica. Soll nur in der asiatischen Türkey vorkommen. — Tab. 141. Fig. 712—715 Chloridice. Von Schweizer Alpen. Noch wenig in Deutschland bekannt, und fälschlich deßwegen für Var. von

Digitized by Google

Daplidice gehalten. — Tab. 142. Fig. 716, 717 Tartarus. Kein Europäer, sondern aus Brasilien. Dort nicht selten. — Tab. 144 und anderwärts Bryce. Daß diese Art, Cordula und Hippodice, Hbnr., als die verschiedenen Geschlechter des nämlichen Geschöpfes gelten müssen, welchem der Name Cordula gebührt, ist unbezweifelt gewiß. — Tab. 147. Fig. 740, 741 Philomene. Aus Schweden; Palaeno, Var. — Tab. 161. Fig. 803 — 806 Orbifer. Nichts Anderes als Eucrate, nur größer. — Tab. 169. Fig. 836 — 839 Adrasta. Nur Var. von Maera. — Tab. 171. Fig. 845, 846 Pyrrhomelaena. Var. von Polychloros. — Tab. 174. Fig. 861, 862 Anthelea. Aus Smyrna. In Europa noch nicht aufgefunden. — Tab. 177. Fig. 873 — 878 Aetherie. Var. von Phoebe? Aus Sicilien. — Tab. 185. Fig. 910 — 913 Cassandra. Ist Polyxena, Var. — Tab. 189. Sind die Unterschriften verwechselt. Fig. 929. 930 sollen Belemida (besser Belemia), Fig. 931 — 934 Belledice (Bellidice, Var. von Daplidice) heißen. — Tab. 190. Fig. 935. Ein Hermaphrodit von Paphia; links, Paphia, m. und rechts, Valesina, f. Er beweist das Zusammengehören beyder Varietäten in Eine Art, welche neuerdings ohne Grund angefochten wurde. — Tab. 192. Fig. 947 — 950 Deione. Neu. Aus Südfrankreich

Lepid. II. Sph. Tab. 1 — 8. Fig. 1 — 54. Viele Namenverwechslungen, die einzeln aufzuzählen zu weitläufig wäre. — Tab. 9. Fig. 55 ist Bombyliformis. Fig. 56 Fuciformis, Linn. Der Umtausch beyder Benennungen ist durch Laspeyres, Illiger, Ochsenheimer und Treitschke in Ordnung gebracht. — Tab. 21. Fig. 102 Gorgon. Aus Südrußland. Eine der größten Seltenheiten. — Tab. 25. Fig. 117 Fuciformis, Hbnr. Var. Wäre also Bombyliformis; wir glauben aber, daß diese Abbildung zu Milesiformis, Tr. gehöre. Im Tr. Werke ist sie, vielleicht bey ihrer Zweifelhaftigkeit, zur Vermeidung von Mißverständnissen, nirgends citirt. — Tab. 27. Fig. 125 Zygophylli. Ungemein selten. Wir sahen den Schmetterling in der Natur. Die Abbildung ist sehr gelungen. — Tab. 31. Fig. 143 Ligustri. Vor einigen Jahren wurde eine Raupe hiervon auf einer, nicht näher bezeichneten nordamerikanischen Pflanze gefunden. Sie war in halber Größe, und ganz ohne die sonstigen schiefen, violetten und weißen Seitenstreife. Als sie in der Gefangenschaft den gemeinen Hartriegel zur Nahrung empfing, häutete sie sich, und die Seitenstreife erschienen. Der Schmetterling erreichte nur das Ausmaß der vorliegenden Abbildung. — Tab. 32. Fig. 146 Celerio. So viele Exemplare wir davon sahen, so fanden wir doch kein, der jetzigen übertrieben bunten Figur nur entfernt ähnliches.

Lepid. III. Bomb. Tab. 7. Fig. 30 Tremula. Der Name ist richtiger als der gewöhnliche Trepida; denn Linné hat gewiß diesen und keinen anderen Schmetterling damit gemeint — Tab. 10. Fig. 37 Fuscinula. Aus Rußland; nach der Raupe entschieden eigene Art. — Tab. 11 u. 12 liefern das G. Platypteryx, das aber nicht hierher, sondern zwischen die Eulen und Spanner gehört. — Tab. 23. Fig. 91 Cinereola. Eine wenig bekannte Art, welche nicht als Var. der übrigen gelten darf. — Tab. 31. Fig. 135 Colona. Gewiß exotisch. — Tab. 44. Fig. 190. Betulifolia, Hbnr. ist Ilicifolia, Linn., und die folgende Fig. 191, 192 unter dem Namen Ilicifolia, Hbnr., erhält die erledigte Benennung Betulifolia. — Tab. 56. Fig. 243 Minax ist Var. von Vinula. — Tab. 61. Fig. 261 Dubia. Aus Rußland; äußerst selten. Wir kennen nur den Mann. — Tab. 62. Fig. 264 Trifolii. Dürfte

Digitized by Google

wohl eher als Var. zur neuen, nahe verwandten Art Cocles gehören. M. s. Tab. 79. — Tab. 65. Fig. 274, 275 Repanda. Anfänglich für exotisch gehalten. Kommt in der Gegend von Cadix häufig vor. — Tab. 67. Fig. 282 Cecropia. Der Umstand, daß sich diese nordamerikanische Art in Europa in der Gefangenschaft fortpflanzte, macht sie so wenig als Mori, Tab. 64 u. f., zu einer europäischen, für welche wir nur die im Freyen sich erzeugenden annehmen dürfen. Mit gleichem Rechte wäre sonst die Löwenfamilie des Hrn. Van Aken unserem Welttheile zuzurechnen. — Tab. 74. Fig. 309 — 313 Alba. Die ganze Gestalt zeigt, daß dieser Schmetterling nicht hierher, sondern zu den, im Schilfe lebenden Schaben gehöre. — Tab. 76. Fig. 319 — 322 Persona. Eigene Art, und nicht Var. von Dominula. Aus Neapel und Sicilien. — Tab. 79. Fig 332 — 335 Cocles. Neu. Aus Sicilien. Bey diesem Theile können wir uns die Bemerkung nicht versagen, daß er mit ganz besonderem Fleiße, und viel musterhafter als der folgende ausgeführt sey.

Lepid. IV. Noct. Tab. 1. Fig. 4, 5 sind die zwey Arten Psi und Tridens in der Namensunterschrift verwechselt worden. — Tab. 6. Fig. 26 ist wohl eine wahre Spoliatricula, die beträchtlich abändert, und nicht, nach Treitschke, V. Bd. 1. Abthlg. S. 60 die, von Spoliatricula allerdings wesentlich verschiedene Exeptricula. — Tab. 35. Fig. 166, 167. Wieder eine Verwechslung in den Unterschriften. Fig. 166 ist die wahre Munda; Fig. 167 aber Lota. — Tab. 37. Fig. 177 — 179. Vaccinii, Polita und Spadicea gehören unter der ersten Benennung zusammen. — Tab. 86. Fig. 404 Chalcedonia. Exotisch. Aus Brasilien. — Tab. 93. Fig. 440. Albicosta. Aus Nordamerika. — Tab. 103. Fig. 487 Amatrix. Ebenfalls von dort. — Tab. 105. Fig. 493. Eine zweyte Candelisequa, nicht mit der ersten, Tab. 85. Fig. 397, zu verwechseln, und wenn sie näher bekannt seyn wird, neu zu benennen. — Tab. 111. Fig. 520 Mendacula. Wohl Spoliatricula, Var. — Tab. 123. Fig. 569 Mneste. Nur eine kleine Abart von Promissa, die wir aus der gleichen Raupe erhielten. — Tab. 135. Fig. 617, 618, wieder eine Namenverwechslung. Unter Fig. 617 soll Congener, unter 618 Turbida stehen. — Tab. 137. Fig. 628, 629 Guttans. Nur Paludicola, Var. Wir erzogen sie unter der Stammart. — Tab. 143. Fig. 655, 656 Nurus. Aus Nordamerika.

Von hier an bis zu Ende des Theiles sind die Abbildungen wenig gelungen. Sie liefern größtentheils Seltenheiten und neue Entdeckungen, deren Prüfung der Zukunft aufbehalten bleiben mag.

Der fünfte Theil umfaßt die Spanner (Geometra Linn.). Ihre Benennungen sind meistens nach dem Wiener Verzeichnisse, und darum fast immer richtig. Abt Mazzola, Hübner's Freund, trug für diese, seine Lieblinge, besondere Obsorge.

Ueber die letzten vier Theile können wir ebenfalls Einzelnes erfahren. Das Meiste ist in einem verdienstlichen Werkchen: »Die Zünsler, Wickler, Schaben und Geistchen, des syst. Verz. der Wiener Gegend, von Charpentier, mit Anmerkungen von Dr. Zincken, genannt Sommer,« erwogen, von Treitschke aber, in s. Werke, Bd. VII bis X bestätigt, zuweilen auch bestritten worden, wohin wir verweisen. Die Microlepidopteren sind überhaupt von Namenverwirrungen deßwegen ziemlich frey geblieben, weil nur neuere Naturforscher sich noch mit ihnen beschäftigten, diese aber, in seltener ruhmwürdiger Freundschaft, sich vor der Bekanntmachung verständigten. Treitschke in Wien,

Digitized by Google

Fischer von Röslerstamm in Nixdorf in Böhmen, Schmidt in Laybach, von Tischer in Dresden, Büringer in Gunzenhausen in Franken, Konewka in Berlin, Mussehl in Kotelow in Mecklenburg, Zeller in Glogau, und mehrere Andere, haben seit fünf Jahren mit unendlicher Anstrengung das Vorhandene gemeinsam geordnet, und durch neue Beobachtungen die Zahl der Arten weit über das Doppelte vermehrt. Wir können nicht umhin, eines Unternehmens des Hrn. Fischer von Röslerstamm zu gedenken, welches wenigen Freunden der Entomologie bekannt seyn, von noch wenigeren aber nachgeahmt werden möchte. F. v. R. scheute weder Gefahr noch Kosten, und ließ im Sommer 1835 seine ganze große und werthvolle Sammlung von Microlepidopteren nach Wien transportiren, um sie gegen die Treitschke'schen Originale zu den »Schmetterl. v. Europa« zu halten, und für sich und seine Freunde gleiche Bestimmungen zu erzwecken. Da der Schluß jenes Werkes schon im Drucke war, so konnten nicht alle gegenseitigen Berichtigungen dort angeführt werden; sie folgen aber in den nächsten Heften der »Röslerstamm'schen Abbildungen,« als eine gewiß willkommene und interessante »Nachlese.«

Hübner's »Geschichte europäischer Schmetterlinge« ist in Rücksicht der technischen Ausführung noch verdienstlicher, als die vorgedachte »Sammlung;« vorzüglich ist das Nebenwerk, die Abbildung der Nahrungspflanzen, so genau und umständlich behandelt, daß nur des Verfassers Freude daran ihm, bey dem geringen Preise (von 24 kr. rhein. oder 20 kr. C. M. für das illuminirte Blatt) die große Mühe vergelten konnte. Die Tafeln sind mit einer Menge Zeichen, Zahlen und Buchstaben angefüllt, dennoch aber keineswegs geordnet, von einigen bestehen auch verschiedene Ausgaben, und wer sie citiren will, kann es nicht, ohne vollständige Abschrift der ganzen darauf befindlichen Zauberformeln.

Hiermit, durch den Raum beengt, verlassen wir ein Werk, dessen Nutzbarkeit zur gegenseitigen Verständigung nicht nur von Deutschland, sondern von ganz Europa, so weit dieser Welttheil entomologische Forscher und Sammler zählt, anerkannt wurde. Wir gehen zu dem zweyten über, das nicht weniger von Fleiß und Ausdauer zeugt, zu dem, von 1807 bis 1835 in zehn Bänden (oder siebzehn Theilen bey Gerhard und Ernst Fleischer in Leipzig erschienenen, eben geendigten: »Die Schmetterlinge von Europa, von Ferdinand Ochsenheimer und Friedrich Treitschke.« Der kenntnißreiche, vielseitig gebildete k. sächsische Hofschauspieler Ochsenheimer, welcher sich, nach der ehemaligen Einrichtung jener geachteten Bühne, im Winter in Dresden, im Sommer in Leipzig aufhielt, besaß eine ansehnliche, doch nur bis zu den Spannern gehende Schmetterlingssammlung. Er verfertigte den Catalog, schrieb manche schätzbare Bemerkungen, die er bey eigener Raupenpflege machte, zu den Arten, theilte letztere seinen Freunden mit, und so entstand allmälich ein Buch, von dem er den ersten Theil unter dem Titel: »Die Schmetterlinge Sachsens, mit Rücksicht auf alle bekannte Arten« (Dresden und Leipzig, bey Heinrich Gerlach, 1805) herausgab. Mißverständnisse mit der Verlagshandlung unterbrachen sein Vorhaben, aber nur, um es in größerer Ausdehnung neu zu wagen. 1807 erschien also die erste und Anfang 1808 die zweyte Abtheilung des ersten Bandes der »Schmetterlinge von Europa,« welcher die Tagfalter umfaßte. Indessen war O. zum k. k. Hoftheater in Wien berufen worden, und sein dort angestellter Freund Treitschke wurde eigens nach Dresden geschickt, um dessen Frey-

Digitized by Google

lassung aus dem bestehenden Contracte zu erwirken. Im November 1807 traf O. in Wien ein, und hier endigte er 1808 den zweyten Band: »Die Schwärmer oder Abendschmetterlinge,« dem 1810 der dritte: »Die Spinner,« folgte. Deutschland erkannte seine Bemühungen, indem ihn nach und nach die naturforschenden Gesellschaften in Berlin, der Wetterau und Halle zum Mitgliede wählten.

Leider störte zunehmende Kränklichkeit den Anfangs erwiesenen lebhaften Betrieb. Er sammelte nur langsam Materialien für die Folge und Nachträge zum Vorhandenen. Im Vorgefühle, daß sein Feyerabend nahe, lieferte er dieses alles 1816 in einem vierten Bande als Supplement zu den drey ersten; ferner den Versuch eines generischen Namensverzeichnisses über das Beschriebene und die nach den Spannern zur Folge bestimmten Eulen (Noct. Linn.). Treitschke, der sein Schüler und Begleiter auf allen Excursionen war, und den müden Meister an Ausdauer übertraf, hatte an diesem vierten Bande wesentlichen Antheil.

Ochsenheimer starb am 2. Nov. 1822, und die vorhandenen entomologischen Notizen wurden, nach seinem Willen, an Treitschke übergeben, doch hatte er selbst sie durch jenen vierten Band schon ziemlich ausgebeutet, und von einer Fortsetzung fand sich nur das G. Acronycta unvollständig vor. Ein glücklicher Zufall wollte zugleich, daß Tr. mehr Muße erhielt, und dadurch sich geeignet sah, nach der Aufforderung aller Freunde des Verblichenen, den abgerissenen Faden aufzunehmen. Er kaufte Ochsenheimer's Nachlaß an Büchern, bestimmte, mit Dahl zugleich, seine eigenen, schon ansehnlichen Vorräthe nach der Sammlung des Verblichenen (sie wurde später ein Eigenthum des k. Museums in Pesth), und begann dann rüstig die Arbeit, von welcher Ende 1824 die erste Abtheilung des fünften Bandes erschien. Tr. hatte sich die Weise der Ochsenheimer'schen Beschreibungen so eigen gemacht, daß man durchaus keinen Unterschied zwischen beyden bemerkt; er besaß, wie ein gelehrter Beurtheiler dieses Bandes im Oesterreichischen Beobachter vom 26. März 1825 sagte: »eine überaus glückliche Gabe, das in Worte zu fassen, was selbst mit Farben auszudrücken schwierig ist.« Auch im Aeußeren schloß sich die Fortsetzung an die ersten vier Bände auf das Genaueste, indem der Verleger für gleiches Format, Papier und Schriften sorgte.

Seitdem fuhr der neue Verfasser unermüdet im Ordnen und Beschreiben fort. Jedes Jahr brachte gewöhnlich die Abtheilung eines Bandes. Der fünfte (Noctua, Linn. 1825—1826) zerfiel durch den Reichthum des Stoffes in drey Theile. Der sechste (Geometra, Linn. 1827—1828) in zwey Theile. Der siebente Band (Pyralis, Linn. 1829), wie der achte (Tortrix, Linn. 1830) sind ungetheilt. Der neunte dagegen (Tinea et Alucita, Linn. 1832—1833) hat wieder zwey Abtheilungen. Für alle neun Bände gilt der zehnte, in drey Abtheilungen (1834—1835) als Supplement. Er bringt zuerst eine Menge Nachträge, entweder über neue Arten, die in dem langen Zeitraume, seit dem Beginne des Werkes, sich zahlreich gesammelt hatten, oder er macht Berichtigungen über die ersten Stände und die Synonymie des Beschriebenen bekannt. In der zweyten Hälfte jeder Abtheilung befindet sich das »systematische Verzeichniß,« und zwar beträchtlich verbessert. Unter den Arten sind, zum Nachschlagen, die Seitenzahlen des Werkes und die Citate der später darüber erschienenen Schriften angegeben, eine wahrhaft ungeheure Arbeit, die aber nun das vollständige Aufsuchen

Digitized by Google

leicht möglich macht. Dieſes Verzeichniß geht in der erſten Abtheilung bis zu Ende von Euprepia (der Spinner), ſo weit Ochſenheimer beſchrieb; die zweyte Abtheilung läuft bis Ende von Idaea (der Spanner), die dritte endlich begreift die Microlepidopteren, von G. Herminia (Anfang der Zünsler), bis zum G. Orneodes (Ende der Geiſtchen).

Vergleicht man die Mühen, welche O. und Tr. anzuwenden hatten, gegen einander, ſo erkennt man augenblicklich, daß O. nur den Grund des Gebäudes legte, und dasjenige, — zwar in beſſerer Ordnung und Schreibart, — doch ziemlich genau — wiedergab, was Borkhauſen und Eſper im Ganzen, Laſpeyres u. A. im Einzelnen vor ihm ſchon entſchieden hatten. Seine »Tagfalter« lehren nur wenig Neues, denn dieſes findet ſich meiſtens erſt im zehnten Supplementbande vor. Im »zweyten Bande« zeichnet ſich das G. Zygaena durch deutliche Auseinanderſetzung und Vollſtändigkeit aus. Das G. Sesia iſt treu nach Laſpeyres trefflicher Abhandlung: »Sesiae Europeae Iconibus et descriptionibus illustratae. Berol 1801. Sumptibus Auctoris,« geordnet. Die eigentlichen Schwärmer (Sph. legitimae, Linn.) wurden nach eigenen Beobachtungen, vornehmlich in den erſten Ständen, beſchrieben; neue Arten dieſer Abtheilung, welche überhaupt in Europa ziemlich ſparſam vorkömmt, liefern wieder die »Nachträge, Bd. X. S. 124 — 142.« (Unſerem Verfaſſer und wahrſcheinlich vielen anderen Entomologen iſt ein werthvoller, hierher gehöriger Aufſatz unbekannt geblieben, der ſich in den Philosophical Transactions of the Royal Society of London, 1834. Part. II. p. 389 etc befindet. Er handelt »on the nervous System of the S. Ligustri, Linn. during the latter stages of its Pupa and its Imago state etc. By George Newport, Esq.« Man findet genaue Nachrichten über die Zergliederung von Raupe und Puppe von Sph Ligustri; alles mit guten Abbildungen dargeſtellt, ungefähr wie in »Dr. Herold's Entwicklungsgeſchichte der Schmetterlinge,« von welcher wir ſpäter ſprechen.) Im »dritten Bande« Ochſenheimer's wäre die ſcharfſinnige Bearbeitung des G. Psyche und die Menge der dort gegebenen Aufſchlüſſe allein hinreichend, ſeinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, obwohl hier noch Vieles zu entdecken bleibt, und dann wahrſcheinlich alle Arten ſchicklicher neben die Sackträger unter die Schaben zum G. Adela übergehen dürften. (Wer erkennt nicht z. B. die nahe Verwandtſchaft von Ps. Pseudobombycella und Ad. Masculella?) Wir begreifen nicht recht, warum O. ganz gegen ſeine Gewohnheit ausnahmsweiſe den generiſchen Namen Linné's, Altacus, bey Pyri, Spini und Carpini verließ, und den ſpäteren, Saturnia, von Schrank, vorzog. Wollte er vielleicht den erſten für einige, durch ihre ſichelartigen Flügel ausgezeichnete, exotiſche Arten, als: Atlas, Ceeropia, Luna u. ſ. w. bewahren? Das G. Lithosia dürfte wohl einſtens auch in die Nähe der Schaben, ungefähr bey Galleria, zu ſtehen kommen, ſo wie die von O. als Phycis bezeichneten Schmetterlinge durch Tr. ſchon zum G. Tinea, mit vollem Rechte, verſetzt worden ſind. Einzelne Irrungen werden im Supplementbande X. 1. Abtheilung, S. 142 — 210 beſeitigt, und vieles intereſſante Neue dort zugleich bekannt gemacht. Der »vierte Band,« eigentlich nur ein Nachtrag zu den drey erſten, da er das Syſtem nicht weiter befördert, und die Eintheilung der Bände nach Linné'ſcher Ordnung, der Zahlenfolge nach, aufhebt, ſetzt zuerſt die generiſche Benennung des bis dahin Beſchriebenen feſt. Man hat durch eine faſt allgemeine Annahme, noch mehr dadurch, daß verſuchte Aenderungen nur ſelten Verbeſſerungen

Digitized by Google

gewesen sind, ihren Werth bestätigt. Die einzelnen Zusätze betreffend, sind dieselben fast eben so viele Goldkörner der Erfahrung, und so hörte Deutschland mit Bedauern das schnelle Hinscheiden eines Mannes, dessen Rüstigkeit und heitere Laune eine viel längere Lebensdauer versprachen. O. starb im fünf und funfzigsten Jahre, und Tr. hat ihm im VI. Bde. 1. Abthlg. S. 371 durch den Abriß seiner Lebensgeschichte ein wohlverdientes Denkmal gesetzt.

Beym »fünften Bande,« wo Tr. begann, werden die nutzbaren Vorarbeiten schon sparsamer. Hier befahl, wie oft, die Noth, allein und ohne Führer vorzuschreiten. Wer möchte darum nicht gern einiges Straucheln und Fallen entschuldigen!

Ochsenheimer hatte 42 Genera beschrieben, Treitschke gibt deren im Ganzen 162. Es blieben also für ihn noch volle 120 übrig. Da aber selbst der Ochsenheimer'sche Entwurf nur bis G. 90 ging, so sind die letzten 72 von Tr. allein festgesetzt worden. Die ansehnliche Reihenfolge der »Eulen« im V. Bande bedurfte einer strengen Sichtung; sehr Vieles dafür ist im X. Bde. 2. Abthlg. geschehen, und dabey die treffliche Recension dieses Werkes in der »allgemeinen Literaturzeitung 1817, Nr. 218,« welche bekanntlich von Dr. Zincken, gen. Sommer, in Braunschweig herrührt, oft und überzeugend benützt. Der »sechste Band« bespricht die Spanner. Wir sind mit ihrer generischen Eintheilung einverstanden; sie hält sich fast ohne Ausnahme an jene im »Wiener Verzeichnisse.« Auch diese wurde allgemein angenommen. Nur bedarf die ungemein schwierig zu bestimmende Gattung Larentia eine strenge nochmalige Durchsicht. Wir wollen nicht ermangeln, durch einige Bemerkungen, die sich auf Zucht und sichere Erfahrung gründen, unser Scherflein beyzutragen.

Cydoniata, Borkh. Sahen wir in der Natur. Sie dürfte wahrscheinlich Var. von Rectangulata seyn.

Togata ist muthmaßlich eine schöne und große Var. von der, auch im Ausmaße so vielfach wechselnden Strobilata; wenigstens war Togata bey Kuhlwein nichts Anderes.

Pimpinellata, Tr. heißt richtiger Castigata. Es ist nämlich ungewiß, ob Hübner aus seiner abgebildeten Raupe, welche dieselbe ist, aus der wir Castigata zogen, seine Pimpinellata erhalten habe. In diesem Falle müssen Pimpinellata und Castigata als Var. vereinigt werden. Die Beschreibung von Pimpinellata bey Tr. ist aber nach Exemplaren der eigentlichen Castigata verfaßt.

Oxydata, Tr. gehört unfehlbar zu Succenturiata, welche bis ins Unkenntliche abändert.

Pusillata ist bey Tr. als Subumbrata nach blassen Stücken geschildert worden. Seine Beschreibung von Pusillata ist nach dunklen, erzogenen Exemplaren gegeben. Die eigentliche Subumbrata blieb also Tr. fremd, und müßte einst neu verfaßt werden.

Graphata, aus dem G. Cidaria, steht besser hinter Denticulata.

Endlich sind uns noch einige hieher gehörige Arten bekannt, von denen wir keine Beschreibung finden.

Der »siebente Band,« bey welchem bis zu Ende des Werkes die Vorarbeiten fast ganz aufhören (wir nehmen die Hübner'schen Abbildungen und das schon erwähnte Buch: »Die Zünsler, Wickler u. s. w., von Charpentier und Dr. Zincken aus), bringt in klarer, ebenfalls nun allgemein geltender Ordnung »die Zünsler.« Sie scheiden sich durch Verschiedenheit der Form und Lebensweise leicht von einander,

Digitized by Google

und lassen uns wenig zu erinnern übrig; es müßte denn seyn, daß wir Ochrealis, Tr. nach ihrer Beschreibung für eine Var. von Ferrugalis, oder eine eigene neue Art halten müssen; Crocealis, Tr. aber höchst wahrscheinlich die echte Ochrealis, Hbnr. seyn wird. Ferner scheint uns Ostrinalis nur eine der vielen Localvarietäten von Purpuralis. Andere Berichtigungen, z. B. wegen Suffusalis, Opacalis und Nebulalis, Tr., sind schon im Supplem. Bd. X. 3 erfolgt.

Der »achte Band, die Wickler.« ist in der Eintheilung gut, in der Zahl der beschriebenen Arten entsprach er bey seinem Erscheinen nicht ganz den Erwartungen der Sammler, welche durch Hübner's Figuren und durch einen kurz zuvor erschienenen kleinen Tractat: »Enumeratio Tortricum Würtembergiae, Auct. F. A. G. Frölich (Tubingae, Typis Schoenhardtianis), die Beschreibung einer viel größeren Zahl von Arten erwarteten. Indessen hat die Folge gezeigt, daß Tr. nur darum Manches überging, weil er in ihnen Varietäten des bereits Vorhandenen erkannte. Hier hat wieder der Supplementband nachgeholfen, er gibt X. 3. 44 — 148 viele neue Entdeckungen, und erklärt durch die Zucht manche nöthige Vereinigung von zwey, drey, ja von vier und fünf Hübner'schen und folglich auch Frölich'schen Namen. In keiner Abtheilung der Schmetterlinge trifft man so ungeheure Verschiedenheiten des nämlichen Geschöpfes in seiner Färbung; ohne die schlagenden Beweise, welche Tr und Fischer von Röslerstamm darüber beybringen, würde z. B. Niemand das Zusammengehören von Paed. Parmatana mit Ratana, Sylvana, Sordidana und Semimaculana unter dem ersten Namen, oder die wunderbaren Räthsel glauben, die das ganze G. Teras und in ihm wieder vornehmlich Sparsana aufgibt, von welcher letzteren wir schon Byringerana, Radiana, Combustana und Aquilana als Varietäten kennen, und noch mehrere kennen lernen werden. Das bloße Einsammeln, ohne Beobachtung des früheren Lebens, gewährt hier keine haltbaren Resultate.

Der »neunte Band« umfaßt in zwey Abtheilungen »die Schaben« (Tinea, Linn.) und zum Schlusse »die Geistchen« (Alucita). Es ist noch nicht lange, daß man über die Versicherung der Naturforscher lächelte, welche hierin wirkliche Schmetterlinge gewahrten. Auch bekümmerte man sich höchstens um jene, die Kleider, Pelzwerk, Möbeln und Getreide zerstören. Welche ungeahnte Pracht schloß sich hier plötzlich dem Beobachter auf. Tr. sagt wahre, seitdem oft wiederholte Worte in der hierher gehörenden Vorrede, deren Schluß Fischer von Röslerstamm zum Motto seiner Hefte nahm. »Andere Welttheile, durch Klima und Pflanzenmenge höher begünstigt, als unser, im Vergleich mit ihnen, nur kühles und kahles Europa, zeichnen sich in wundersamen Formen und zauberischen Farben auch bey den ansehnlicheren Arten aus; — wir dagegen finden die reichste Herrlichkeit allein, wo die Natur das Große aufgibt, und künstliche Sehwerkzeuge uns belehren.« Diese Abtheilung der Schaben zählt nun, in mehrere Genera vertheilt, nicht weniger als 371 Arten, jene der Geistchen 28, und jedes Jahr, jeder Monat bringen, seit sich der Eifer mehrerer Forscher ihnen zuwandte, Neuigkeiten zu unserer Kenntniß. Wir dürfen, bey der Ansicht und dem Besitze vieler unbeschriebenen, wenigstens 500 europäische Schaben als schon entdeckt betrachten, und hegen die volle Ueberzeugung, daß wir in einem Jahrzehend das Doppelte kennen werden. Ueber die Stellung Mancher in diese oder jene Gattung strenge richten zu wollen, wäre zu voreilig; Vieles wird ver-

Digitized by Google

setzt, Einiges getrennt werden müssen (als Beyspiel erwähnen wir die G. Lita, Adela und Oecophora, auch Phycis, obgleich für Letzteres Dr. Zincken schon prüfend voranging). Aber es ward doch durch das Geschehene unläugbar ein wüstes Chaos entwirrt, und ein festes Gerippe dem Ganzen geliehen, — und das ist viel, — so viel, als nur ein Einzelner zu leisten vermag.

Der Inhalt und das Verdienstliche des »zehnten« oder »Supplementbandes« wurde schon gewürdigt. Er mußte das Werk durchaus beschließen, indem er das Neue mit dem Aelteren verband, und strenge Ordnung über eine Arbeit brachte, die sonst nur ein Magazin von Erfahrungen, wohl auch von Widersprüchen wäre. Wir schätzen ihn bey weiten am Höchsten. Was nach ihm geleistet werden wird, gehört nun einer neuen Periode an, der wir einen eben so genauen, emsigen Archivar, wie der jetzt geschlossenen, wünschen. Denn, wie es anfänglich erinnert wurde: gar Vieles muß sich schicken und fügen, daß ein solches Unternehmen zum Ziele gelangt. Die persönliche Stellung des Autors, da es sich nur um Ehre und nicht um Gewinn handelt, Zeit und Geduld zur Ausdauer durch lange Jahre; feste Gesundheit in dieser ganzen Zeit; Sprachen- und Bücherkenntniß; der Besitz einer Bibliothek und Sammlung; die Mithülfe bewährter Kenner und Freunde; ein weitverbreiteter umständlicher Briefwechsel; der Aufenthalt in einer Hauptstadt, wo Prachtwerke und Museen zur vergleichenden Ansicht vorhanden sind; — und wenn dieses alles sich wirklich vereinigte, — noch das am schwierigsten zu Findende: eine Verlagshandlung, die, wie hier, standhaft, mehr den Zweck als den Nutzen erwägend, den Anfang wagt, in der Mitte nicht verzweifelt, und in der Zeit der Pfennig- und Hellermagazine, Romane und Frivolitäten geduldig das Ende erwartet! Treitschke und Hübner haben mit ihren Werken nicht weniger für die Lepidopterologie geleistet, als was Adelung mit seinem Wörterbuche für die deutsche Sprache that; und alle drey waren damit wohl oft »den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit.«

Das Hübner'sche, noch mehr das Treitschke'sche Werk erzeugten, wie es zu gehen pflegt, eine Menge Nachtreter, die den urbar gemachten Boden mit ihren Kielen und Pinseln nochmals durchackerten. Wir wollen ihnen nicht die Ehre anthun, sie zu nennen, denn es handelt sich hier um die Fortschritte in einer Wissenschaft, die ihnen bloß die Kuh ist, die sie mit Butter versorgt. Seit zwanzig Jahren erhielten wir zahlreiche »Leitfaden, Unterrichte, Verzeichnisse, Raupenkalender« u. dgl., alles Extracte aus dem Vorhandenen, und klüglich nicht weiter gehend, als ihre Originale erschienen waren. Die Zerstörung dieser Raubbienen-Arbeit unternahm Tr., indem er für den ersten Unterricht und als Leitfaden zu seinem größeren Werke ein »Hülfsbuch für Schmetterlingsammler, Wien 1834, bey J. B. Wallishausser,« herausgab. Diesen Zweck spricht er mit einiger Bitterkeit in der Vorrede aus. »Meine gütigen Gönner und Freunde glaubten, daß es mir selbst zukomme, den von mir zuerst angebauten Boden zu benützen, und die Weigerung, daß dieses ohnehin gar oft mit meinen Worten, also gewiß nach meinem Sinne, geschehen sey, nicht gelten zu lassen.« Tr. lieferte in einem starken Quartbande, »und mit vier guten illuminirten Kupfertafeln erläutert,« ein als nützlich und wohlfeil anerkanntes Werkchen. Die erste Abtheilung lehrt die systematische Stellung der Schmetterlinge, Naturgeschichte, Jagd, künstliche Zucht und Aufbewahrung. Die zweyte gibt ein beschrei-

bendes Verzeichniß von siebenhundert, meistens deutschen, bekannteren Arten, und nennt in Anmerkungen die nahe verwandten seltenen oder fremden, mit dem betreffenden Citate aus Hübner. Die Kupfer zeigen die Requisiten zum Fange und zur Zucht, dann die gewöhnlichsten Formen der Schmetterlinge, Puppen, Raupen und Eyer. Die Belehrungen über Fang, Raupenpflege und Einrichtung der Behältnisse dürfte auch vorgerückten Sammlern, vorzüglich in Gegenden, wo sich nichts Aehnliches zum Muster vorfindet, willkommen seyn. Die Auflage ist eben so elegant als correct.

Schon früher, beym Hübner'schen Werke, konnten wir ein anderes Büchlein nicht unberührt lassen. Es ist dieses: »Die Zinsler (Zünsler), Wickler, Schaben und Geistchen des systematischen Verzeichnisses der Schmetterlinge der Wiener Gegend, verglichen mit den, in der Schiffermüller'schen Sammlung in Wien befindlichen, und von J. Hübner abgebildeten Arten dieser Gattung. Von T. von Charpentier, mit Anmerkungen von Dr. Zincken, gen. Sommer. Braunschweig 1821, in der Schulbuchhandlung.« Wir geben den etwas weitläufigen Titel nur im Auszuge. V. Charpentier, k. preuß. Oberbergrath, ein geschätzter Entomolog, besuchte im Sommer 1819 Wien, und benützte seine freyen Stunden, um die, im k. k. Naturalienkabinette befindliche Schiffermüller'sche Sammlung genau durchzugehen, und mit dem Verzeichnisse der Theresianer und den Hübner'schen Abbildungen zu vergleichen. Er theilte dem vielerfahrenen Dr. Zincken, gen. Sommer, in Braunschweig, seine, an der Stelle niedergeschriebenen Notizen mit, und dieser versah sie mit zahlreichen Anmerkungen. Die Herausgabe hat über Vieles Licht verbreitet, doch sind die gewonnenen Resultate keineswegs untrüglich. Daß sie es wären, dazu würden zwey Bedingungen erfordert; erstens müßte jene Sammlung wirklich die Originale zum »Wiener Verzeichniß« enthalten; zweytens müßte sie ungestört in ihren Bestimmungen, also im nämlichen Zustande, wie zur Zeit der ersten Aufzeichnung, geblieben seyn. Leider findet weder das Eine noch das Andere Statt. Nach einer Erklärung aus Schiffermüller's eigenem Munde war dieses die dritte Sammlung, welche er, spät nach der ersten, die er einst beschrieb, und die zersplittert wurde, in seinen letzten Jahren anlegte. »Ich bin ein alter Mann, mein Gedächtniß fängt an mich zu verlassen,« sprach er, als man ihn über Zweifel befragte. Diese dritte Sammlung hat also an und für sich keine volle Autorität. Noch mehr verliert sie dieselbe, wenn man die Gewißheit hat (wie wir sie wirklich haben), daß aus guter Absicht Umsteckungen und Ergänzungen des zu Grunde gegangenen erfolgten. Erst in neuerer Zeit ist sie genau, wie man sie übernahm, erhalten worden. Endlich muß drittens noch eine Bedenklichkeit gegen die Aussprüche der vorliegenden Schrift entstehen. Dr. Zincken entscheidet nämlich, ohne die Schmetterlinge gesehen zu haben. Daß er auf diese Weise oft irrte, davon wird sich jeder überzeugen, der mit den Anmerkungen in der Hand vor die Sammlung tritt. Wir können also diesem Buche nur den Rang einer geistreichen Forschung einräumen. Treitschke und Andere haben nicht selten die etwas dictatorischen Aussprüche überzeugend widerlegt.

Das von 1813 bis 1825 in vier Bänden (bey Joh. Christ. Hendel und Sohn in Halle) erschienene »Magazin der Entomologie, von Germar und Zincken, gen. Sommer,« war ein

Digitized by Google

ehrenwerthes Unternehmen, das über andere Ordnungen der Insecten viel Neues und Merkwürdiges verbreitet, aber auch für die Lepidopterologie wichtige Aufsätze enthält. Hierher gehören vornehmlich: im ersten Bande S. 19—46, »Bemerkungen über die Sackträger, ihre Fortpflanzung und Entwicklung;« im zweyten Bande: »Die Linné'schen Tineen in ihre natürlichen Gattungen aufgelöst und beschrieben,« S. 24—113, wo wir eine treffliche Monographie der Gattung Chilo finden; — im dritten Bande: »Ueber den Bombyx der Alten, S. 8—36, von Keferstein;« dann die Fortsetzung der vorgedachten Linné'schen Tineen, bestehend in: »Zusätze zu Chilo und Monographie der Gattung Phycis;« im vierten Bande endlich »die Gattung Galleria und Nachträge zu Chilo,« diese trefflichen Monographien sämmtlich von Dr. Zincken; bedauern muß man nur, daß ihr Verfasser Zeit oder Lust zur Bearbeitung anderer Gattungen verlor. Mangel an Unterstützung, zum Theil wohl auch die allzu große Verbreitung über Gegenstände von geringerem Interesse, haben dieses Magazin allzu früh unterbrochen.

Noch einmal kommen wir auf Hübner zurück, um in Kürze einer Nebenarbeit zu gedenken, die er in Augsburg 1816—1826 bogenweise, im eigenen Verlage, mit einem nicht deutschen Titel: »Verzeichniß bekannter Schmettlinge, verfaßt von Jacob Hübner,« und einer undeutschen Vorrede versehen, drucken ließ. Wir wünschten zu seinen Ehren, daß die Arbeit noch viel unbekannter geblieben wäre, als sie es wirklich ist. Er stellt alles in zahllose Genera, nach der wunderlichsten, weder Gestalt noch Naturgeschichte berücksichtigenden Laune, und plündert die ganze Göttergeschichte und alle Wörterbücher, um seinen »Vereinen« recht barbarische Namen zu verschaffen. Unter solchen Umständen ist das Vorhandenseyn vieler kleineren Druckfehler, da das Ganze ein einziger großer ist, verzeihlich. Es ist uns keine Sammlung bekannt, die nur theilweise darnach geordnet wäre.

Eine Abhandlung, welche volle Aufmerksamkeit verdient, wurde schon angezogen; wir erinnern ihren Titel, um sie aus der Menge des Vergessenswerthen hervorzuheben: »Entwicklungsgeschichte der Schmetterlinge, anatomisch und physiologisch bearbeitet von Dr. Herold, mit 33 illum. und schwarzen Kupfertafeln. Cassel und Marburg, bey Krieger, 1815.« Der Verfasser hat P. Brassicae in allen Ständen untersucht, und beschreibt die Veränderungen, welche durch den Uebergang der Raupe in die Puppe, und aus dieser in das vollkommene Insect entstehen. Er zeigt deutlich, was vor ihm oft bezweifelt wurde, daß das Geschlecht des Schmetterlings schon durch die innere Bildung der Raupe entschieden ist. (Folglich vom ersten Entstehen an, auch vom Ey) Zahlreiche Beobachtungen, die sich an die älteren von Lyonnet und die neuesten von Newport schließen, sind für die Physiologie der Insecten ein herrlicher Gewinn. Es wäre zu wünschen, daß mehrere Entomologen gleiche Untersuchungen bey anderen Raupenarten vornähmen, zuerst bey solchen, die in Menge zu haben sind. Wie interessant müßte z. B. die Betrachtung von Bomb. Mori in dieser Hinsicht seyn? Es ist hier nicht der Ort, anatomische Einzelnheiten anzugeben; nur so viel, daß die Wahrheit des, von den Theresianern aufgestellten Metamorphosensystemes daraus siegreich hervorgeht. Die zum Werke gehörigen zahlreichen Kupfer sind vom Verfasser gezeichnet, von Walwert gestochen, durchgehends gut und genau.

»Beyträge zur Geschichte europäischer Schmetterlinge, mit Abbildungen nach der Natur, von C. F. Freyer. 3 Bände.«

Digitized by Google

Unter obigem Titel erschien, auf Kosten des Verfassers (in Commission bey der Wolff'schen Buchhandlung in Augsburg), 1827—1830 in zwanglosen Heften, deren acht einen Band bildeten, das Resultat der Erfahrungen eines thätigen Sammlers. Das Streben, seine Arbeit neben und über die Fortsetzung des Hübner'schen Werkes von Geyer zu stellen, ist überall sichtbar. Der Werth der Abbildungen, als der Hauptsache, steht in beyden Unternehmungen ungefähr gleich. Freyer übertrifft Hübner und Geyer nicht selten; aber dann und wann bleibt er wieder hinter ihnen zurück, und jedenfalls ist zuerst zu tadeln, daß er so oft unnöthige Wiederholungen gibt, wodurch der Werth seiner »Beyträge« bedeutend sinkt, indem ihr Preis eben so steigt. Er gesteht es nicht selten selbst ein, indem die Beschreibungen mit den Worten anfangen: »Von dieser Art haben wir bis jetzt nur gute Abbildungen bey Hübner.« Warum also die zweyte seinige, da noch vieles Andere gar nicht oder nur undeutlich vorhanden ist? So finden wir im »ersten Bande«: Mel. Artemis, Lyc. Helle, Zyg. Onobrychis, Pyr. Calvarialis, Lip. V. nigrum, Arg. Latonia. Geom. Bajularia, Apat. Clytie (Ilia, Var.) Notod. Carmelita, Lim. Populi, Notod. Argentina, Pol. Herbida, Eypr. Matronula, und einige mehr, die wirklich unnöthig dastehen. Gelungen und willkommen sind eben dort: Arg. Amathusia, Maer. Oenotherae (wo aber Raupe und Puppe verfehlt wurden), Org. Abietis, Zer. Sinuata, Zyg. Fausta, Pol. Occulta, Harp. Erminea, Noct. Punicea, Dipht. Coenobita, Herc. Manualis. Deil. Hippophaes, Amph. Perflua, Pol. Advena, Mel. Asteria, Phl. Fovea, Car. Lenta, Enn. Adspersaria u. A., vorzüglich wegen ihrer nach der Natur dargestellten früheren Stände. Störend für das Auge und ärmlich in der Ausführung ist die durchgehends nach Esper angenommene Methode, den Schmetterling auf der einen Seite mit zwey Flügeln von oben, und eben so auf der anderen von unten abzubilden. Es entsteht daraus ein Unding, das den nicht Geübten zerstreut und verwirrt. Etwas sinniger wäre noch das Bild, wenn es die Flügel der Unterseite von der Oberseite des Körpers getrennt lieferte. Ueberhaupt kommt die sehr veränderliche und meistens nur mit verwischten Schatten bezeichnete Unterseite der Schwärmer und Nachtfalter selten in nähere Erwägung, bey den Tagschmetterlingen ist sie dagegen die Hauptsache, z. B. beym G. Argynnis, und dann verdienen die dort vorhandenen Schönheiten eben so gut als die oberen eine sorgfältige, ganze Nachahmung. Der Text ist der schwächste Theil dieser Arbeiten, vornehmlich wenn Freyer als Kritiker oder Verbesserer auftritt. Er wählt die Namen, ohne ein System dafür zu befolgen, nach Willkür und Gewohnheit, stellt Angaben auf, die er in den Zusätzen widerruft, auch scheint er nicht in der Lage zu seyn, genugsame Originale oder mehrere Werke vergleichen zu können. Der Corrector verdient eine ernstliche Zurechtweisung, indem er eine Menge Fehler, besonders im Lateinischen, stehen ließ. Sonst haben die Hefte ein nettes Aussehen, nur ist, wie es später Freyer selbst erkannte, das Format (in Sedez) bey großen Gestalten zu beengend.

Im »zweyten Bande« loben wir als gelungen und nothwendig: Mel. Athalia (Raupe und Puppe), Man. Maura, Cab. Punctaria, Van. Prorsa, Plus. Orichalcea; Acid. Byssinata, Arg. Aphirape (Raupe und Puppe); Agr. Trux, Dipht. Ludifica, N. Triangulum, Plus. Illustris, Agr. Senna, Fid. Picearia, Had. Peregrina, Agr. Signifera, Plus. Moneta, Plus. Concha, Plat. Sicula, Cuc. Thap-

Digitized by Google

siphaga, Cuc. Blattariae, Cuc. Verbasci, Cuc. Scrophulariae, Br. Ereptricula, Enn. Albofascialis, ... Sepulcralis (letzte Art ist eine wahre Eule, und gehört in d. G. Ophiusa, neben Jucunda und Suasa), Had. Perplexa, Had. Capsincola, Had. Cucubali, Pl. Chrysitis, Fid. Immoraria, Mel. Trivia (Raupe und Puppe), Deil. Nicaea (die junge Raupe), Plus. Jota, Oph. Pastinum. Als überflüssig erscheint dagegen: Harp. Furcula, Fid. Pendularia. (Macr. Fuciformis und Bombyliformis erhielten, sehr willkürlich, einen Umtausch ihrer Benennungen. Es wird auch noch zu erörtern seyn, ob Fuciformis, Freyer, nicht die neue Art, Milesiformis, Tr., vorstelle, wie wir vermuthen. Die wahre Bombyliformis, welche nur in Oesterreich und Ungern vorkömmt, scheint damit nicht gemeint). Ferner hätte wegbleiben können: Noct. Brunnea, Enn. Amataria, Harp. Bifida, Hipp. Jolaus, und die übrigen sardinischen Arten, welche sämmtlich eben so gut und früher bey Bonelli und Hübner abgebildet waren, und die Freyer irrig als von Fiume herrührend anzeigt. Pont. Simplonia (richtiger Ausonia), Noct. Baja, Had. Convergens und einige Andere. In diesem »zweyten Bande,« dessen Werth sich über den ersten erhebt, sind die genauen Nachrichten über das Zusammengehören von Prorsa und Levana, dann jene über die vier, sich so nahen Cucullia-Arten, am meisten die genauen Beobachtungen über einige leicht zu verwechselnde Raupen aus dem G. Plusia, besonders empfehlenswerth.

Der »dritte Band« gibt folgendes Belehrende und Neue: Lyc. Melanops, N. Conflua, Mam. Rubrirena, Oph. Limosa, Plus. Festucae, Had. Peregrina (die Raupe), Plus. Mya, Asp. Vespertaria, Id. Decussata, Orth. Lota, C. Oxalina, Arg. Pales und Arsilache, diese mit Recht als zwey verschiedene Arten. Ses. Systrophaeformis ist kein eigener Schmetterling, sondern das Weib von Ichneumoniformis. Chim Lugubris ist, nach mehreren neuen Beobachtungen, das Weib von d. ehemaligen Eypr. Ciliaris, und Freyer's Meinung, daß man sie zu Scard. Anthracinella stellen solle, widerlegt sich damit ohne weiteres. Orth. Nitida (die ersten Stände), An. Heliaca (eben so), Enn. Advenaria, Herm. Griscalis, Not. Torva, Plus. Quaestionis, Lar. Annexata, Min. Asinata, Lyc. Legeri (richtiger Ottomanus), Lyc. Rippertii, Gastr. Lineosa, Oph. Lusoria, Anth. Glarea, Hel. Cognata, Hel. Purpurites, Enn. Alternaria, Ap. Fucosa (ist Nictitans, Var.). Das meiste Uebrige hätte als bekannt wegfallen können.

Mit diesem Bande schloß Freyer; begann aber 1831 in einem anderen (Quart-) Formate, sonst nach der vorigen Weise, die Fortsetzung unter dem Titel: »Neuere Beyträge zur Schmetterlingskunde, mit Abbildungen nach der Natur. Augsburg, beym Verfasser und bey C. Kollmann.« Hier geben 16 Hefte, jedes Heft mit 6 Tafeln und 12 Seiten Text, einen Band. Wir haben dieselben, bis einschließend das 27 Heft, vor uns. Die Tafeln sind beträchtlich kleiner als die Hübner'schen, erhalten aber durch einen breiten weißen Rand ein gleiches Papiermaß. Die Ausführung ist meistens fleißig, und übertrifft die von den »älteren Beyträgen.« Der Text aber leidet an den gerügten Gebrechen, und wie zuvor hat sich, besonders in den neueren Lieferungen, die seit einiger Zeit langsam folgen, viel Unnöthiges eingeschlichen. Unangenehm ist es, daß Geyer und Freyer, die auf dem reichen Felde der neuesten Entdeckungen genugsam Stoff neben einander fänden, ihre Lieferungen gegenseitig wiederholen, so daß die

Digitized by Google

Besitzer beyder Werke alles doppelt empfangen und bezahlen müssen. Da sie in Einer Stadt wohnen und in freundschaftlichen Verhältnissen stehen, ist dieses leicht zu vermeidende Verfahren um so weniger zu entschuldigen.

Der erste, 1833 geendigte Band, den der Verfasser mit seinem Bildnisse zieren ließ, enthält auf 96 Tafeln folgendes Interessante: Sat. Caecigena, Had. Marmorosa, Cuc. Gnaphalii, Acid. Sexalata (sämmtlich mit Raupe und Puppe), Eypr. Candida, Had. Thalassina (als eigene Art mit dem Namen Achates abgebildet, während alle Entomologen sie kaum als Var. betrachten), Herm. Tarsicrinalis und Barbalis, Mel. Merope, Hipp. Nerine, Noct. Leucogaster, Myth. Viscosa (richtiger Implexa), Non. Hospes, Plus. Circumscripta, Plus. Accentifera (heißt hier durchaus Laureum, oder wohl L. aureum?), Boarm. Ambustaria, Herm. Emortualis, Herm. Tarsiplumalis, Gastr. Spartii, Lith. Ancilla, Cuc. Campanulae, Acid. Ruberata, Fid. Plumularia (richtiger im G. Aspilates), Herm. Tentaculalis, Hyp. Obesalis, Gastr. Cocles, Hipp. Neoridas, Lyc. Telicanus, Fid. Spartiaria, Fid. Conspicuaria, Boarm. Selenaria, Agr. Valligera und einige Andere. Das Meiste in den kleineren Gattungen, von den Eulen abwärts, wäre dagegen zu ersparen gewesen; man sieht klar, daß Freyer ihre Arten nur wenig kennt, indem er Bekanntes als neu gibt, oder Verwechslungen macht, die Treitschke im X. Bde. 3. Abthlg. berichtigte. Bey den großen Gattungen findet man in seiner Bomb. Alba die länger bekannte Scirp. Phantasmella; Cassandra und Demnosia sind Var. von Polyxena; Pol. Viridicincta ist unkenntlich; Eypr. Konewkai gehört zu Villica; Agr. Terranea zu Trux; Plus. Ancora zu Jota; Bry. Troglodyta und Ereptricula sind Eines; G. Vitiosata erscheint zuweilen als Var. von Ches. Variata, und N. Vulturina eben so von Had. Adusta; Gastr. Lunigera und Lobulina verbinden sich als helle und dunkle Abart unter dem letzteren Namen; Ap. Didyma ist undeutlich, weil der characteristische Punkt unter der Nierenmakel fehlt (fast vermuthen wir in Fig. 1 eine Abbildung der folgenden Unanimis, Tr.); Hipp. Eumenis kann unmöglich mit Medusa vereinigt werden, sondern ist eine, an der türkischen Gränze häufig vorhandene Localvarietät von Psodea; und so bliebe gar Manches noch anzuführen. Am unglücklichsten ist der Verfasser mit den, am Schlusse mancher Hefte angehängten Bemerkungen, z. B.: »Ueber den Tauschverkehr, mit Hinsicht auf die Dahl'schen Preise.« Dahl bestimmte sie nach der größeren oder geringeren Zahl seiner Vorräthe, dann nach der Sicherheit des Wiederersatzes. Wenn er einen Schmetterling in Menge erzog, mußte er natürlich den Verkauf durch niedrige Berechnung fördern. Auch war der Catalog beynahe zehn Jahre alt und längst vergriffen, als Freyer ihn beurtheilte, und wie Vieles hatten die letzten Reisen Dahl's seitdem geändert! Der Aufsatz schließt mit der tiefsinnigen Bemerkung, die ihn für überflüssig erklärt: »Es muß daher die Gabe und Gegengabe am sichersten den Betheiligten überlassen bleiben.«

Vom »zweyten Bande« besitzen wir erst eilf Hefte. Drey andere sollen zur Herausgabe bereit liegen; es läßt sich also mit Sicherheit die Beendigung der dann zu diesem Abschnitte noch mangelnden zwey erwarten. Wir zeichnen wieder aus: Lyc. Jolas, Agr. Cursoria, Noct. Bella, Sim. Nervosa, Phlog. Scita, Oph. Viciae, Oph. Craccae, Hel. Cognata und Cardui, Bot. Turbidalis, Org. Coenosa, Plus. Circumflexa, Leuc. Straminea, Had. Distans, Had. Vittalba, Zer.

Digitized by Google

Ulmaria, Van. V. album, Agr. Simplonia, Non. Nexa, Ap. Erraticula (uns unbekannt), Ap. Suffuruncula (nicht deutlich), Tortr. Klugiana (mit Raupe und Puppe), Gastr. Repanda, Eypr. Corsica, Agr. Lata, Mam. Sodae (nicht gut), Cosm. Xerampelina, Lemm. Salicella und Gelatella (nebst den früheren Ständen), Ap. Imbecilla, Cat. Diversa, Had. Freyeri (uns unbekannt), Ap. Airae (eben so), Ant. Wimmerii (nicht zum Besten). Vom Uebrigen ist das Meiste überflüssig; Einiges aber erfordert Berichtigung: Tab. 108 ist durchaus mißrathen. Pont. Raphani ist bestimmt exotisch. Tin Treitschkeella wurde sehr fleißig nach allen Ständen und in mehreren Abänderungen gegeben; aber der Name kann nicht bleiben, denn Treitschke selbst hat im X. Bde. 3. Abthlg. S. 161 erwiesen, daß T. Cicatricella, Hbnr. Tab. 68. Fig. 455 der nämliche Schmetterling sey, zu dem Strigellus, Tr. als Varietät gehört. Es muß daher die älteste Benennung, nur mit veränderter Endsylbe, Cicatricellus, gelten. Van. Pyromelas ist eine unter Polychloros nicht selten fliegende, dunklere Abart, und die nämliche, welche auch Xanthochloros genannt worden ist. (Hier findet sich in einer Anmerkung im Texte der Satz aufgestellt, daß Valesina eigene Art, und nicht Var. von Paphia sey. Wenn Freyer das Hübner'sche Bild, Pap. T. 190. Fig. 935, aufmerksam angesehen hätte, so würde er dort den Beweis des Zusammengehörens gefunden haben. In der Regel ist stets die Var. Valesina weiblich, wie es z. B. von Briseis die Var. Pirata ist. Freyer sah also magere Weiber oder Weiber mit angesetztem männlichen Hinterleibe für Männer an.) N. Ustula ist Car. Lurida, Tr. Der Schmetterling fliegt in Syrmien. Cosm. Xerampelina ist allerdings die nächste Verwandte unserer gemeinen Trapezina, und in der Gegend von Lyon vorhanden. Die strengste Rüge verdient endlich das Freyer'sche Verfahren, Correspondenznachrichten, welche nur Zweifel und Fragen enthalten, bekannt zu machen, und sie damit ohne weiteres zu Entscheidungen zu erheben. So sind wir überzeugt, daß es Herrn Fischer von Röslerstamm sehr unangenehm seyn muß, seine Bemerkungen über Spanner und kleine Gattungen, von 1831, 1835 abgedruckt zu sehen, denn wie Vieles ist seitdem erhellt und weit anders, als es die Freyer'schen Zusätze erwarten lassen, bestimmt worden! Hiermit schließen wir unsern Bericht über ein Unternehmen, das manches Gute enthält, welches aber viel fruchtbringender würde, wenn Freyer und Geyer sich zu Einem Werke ausschließend für die größeren Gattungen vereinigten, während Fischer v. R. die Lieferung der Microlepidopteren möglichst thätig fortsetzte. Diese Abgeschlossenheit ist überhaupt ein Fehler der Deutschen, der im Publicum zu Spaltungen, und wieder zum Mangel an Unterstützung und baldigem Absterben manches löblichen Beginnens führt.

Das jüngste hierher gehörende, schon mehrmals erwähnte Werk, dessen nähere Betrachtung wir mit Vergnügen vornehmen, da es bey weitem die früheren Kupferwerke überflügelt, und als ein neues Denkmal vaterländischer Kunst und Mühe würdig hervortritt, ist folgendes: »Abbildungen zur Berichtigung und Ergänzung der Schmetterlingskunde, besonders der Microlepidopterologie, als Supplement zu Treitschke's und Hübner's europäischen Schmetterlingen, mit erläuterndem Texte.«

J. E. Fischer von Röslerstamm, in Nixdorf in Böhmen, gibt in Heften, in Großquart, deren jedes fünf Kupfertafeln und acht

Digitized by Google

bis zwölf Seiten Text enthält, entschieden neue, noch unabgebildete Arten, oder solche, deren bisherige mangelhafte Abbildung eine zweyte bessere unumgänglich nöthig macht. Die Kupfer sind von Harrer in Dresden sorgfältig gestochen und nach der Natur colorirt. Der Text enthält in gedrängter Kürze darüber das Nöthige, und F. v. R. braucht seit dem dritten Hefte noch die Vorsicht, ihn mit den Originalzeichnungen vor dem Drucke mehreren Kennern und Freunden zur Prüfung und Aeußerung allenfallsiger Zweifel mitzutheilen. Das erste Heft zeigt auf vier Tafeln die merkwürdige Paed. Parmatana in 24 Varietäten, und führt, indem es zugleich die ganze Naturgeschichte gibt, den Beweis, daß mehrere Hübner'sche Arten hier vereinigt werden müssen. Dieses Beyspiel ist kräftiger als die längste Vorrede, um das sorgfältige Studium der ersten Stände zu empfehlen. Die fünfte Tafel stellt die neue artige Lit. Fischerella dar. Die Nahrungspflanzen sind meisterlich ausgeführt. Raupe und Puppe finden sich im natürlichen Ausmaße, einzelne Theile auch vergrößert, und zur vollen Sicherheit beym Vergleiche sehen wir eine Seite der Flügel des Schmetterlings im doppelten Ausmaße. Das zweyte Heft breitet sich über mehr Arten als das vorige aus. Pyr. Honestalis, Tr.; Bot. Ophialis, Tr.; Bot. Fulvalis, Hbnr. Elach. Rhamnifoliella, Tischer, T. Granitella, Tr. Tortr. Adjunctana und Cinnamomaeana, Tr. Tortr. Orana, Tischer, Tortr. Gnomana, Linn. und Tortr. Rusticana, Tr. bilden den bunten Inhalt. Nur von Rhamnifoliella und Granitella sind dießmal die ersten Stände geliefert. (Im Texte zur letzteren Art finden wir doch einen Druckfehler von Bedeutung; Z. 9 v. oben soll es statt Buphthalmam grandifolium — B. grandiflorum heißen.)

Das dritte Heft bringt Tortr. Grotiana, Fabr. Tortr. Laevigana, W. V. Coch. Kindermannana, Tisch. Coch. Tischerana, Tr. L. Heroldella, Hbnr. Verz. L. Cerasiella, Hbnr. Oec. Pygmaecella, Hbnr. Oec. Sorbiella, Tisch. Oec. Cornella, Fabr. Oec. Fundella, Tisch. — Heroldella und Cerasiella sieht man auch als Raupen und Puppen. Im Texte von Cerasiella Z. 22 v. oben sollte statt Cerasiella, Caesiella, Hbnr. Fig. 300 stehen. Ohne diese Verbesserung geben die Worte keinen klaren Sinn.

Das vierte Heft endlich zeigt uns: Chil. Gigantellus, Chil. Forficellus, Chil. Mucronellus, Chil. Phragmitellus, die bey Freyer schon besprochene Tin. Treitschkeella, unter dem richtigeren Namen Chil. Cicatricellus, Graph. Mitterpacheriana, Tort. Klugiana, Tortr. Fulvana, Fisch. Tortr. Dumetana, Tr. — Dieses Heft ist vorzüglich durch die scharfen Auseinandersetzungen der Naturgeschichte einiger ebengenannten Arten des G. Chilo interessant, um so mehr, als sie gleichzeitig mit der letzten Abtheilung des Treitschke'schen Werkes erschienen, und beyde Berichte vollkommen übereinstimmen. Sie sind aber auch aus der nämlichen Quelle, aus Mittheilungen des Hrn. Moritz in Hage in Brandenburg geschöpft, eines jungen, thätigen Naturforschers, der die Sommer 1833 und 1834 mit großer Aufopferung, meistens in Sümpfen zwischen Schilf zubrachte, um die dort wohnenden Insecten zu belauschen, nun aber, einen größeren Wirkungskreis suchend, sich im August 1835 nach Columbien eingeschifft hat, wo er mehrere Jahre sammeln will.

Wir haben bey diesem ruhmwürdigen Unternehmen den doppelten Wunsch auszusprechen, daß F. v. R. die Lust zur Fortsetzung, welche

Digitized by Google

große Opfer seinerseits fordert, nicht verliere; dann, daß die zwanglos erscheinenden Hefte in kürzeren Zeiträumen als seither folgen mögen. Wenn nur das Erste nicht eintritt, wird wohl auch zum Zweyten Rath werden. Aller Anfang ist schwer, und die technische Herstellung zerfällt in viele Einzelnheiten, welche nach und nach in Gang gebracht werden müssen; denn da bis jetzt noch nicht das fünfte Heft fertig ist, das erste zu Ostern 1834 erschien, zwanzig Hefte aber zu einem Bande oder einer Centurie mit Inhaltsverzeichniß bestimmt sind, so würden die Besitzer bey gleich langsamem Fortgange das Ende nur des ersten Bandes erst in Jahren erwarten dürfen. Indessen wachsen die neuen Entdeckungen unverhältnißmäßig gegen die mitgetheilten an.

Kürzere Erwähnung zum Schlusse möge noch einigen hierher gehörenden Arbeiten werden: »Systematische Beschreibung der europäischen Schmetterlinge, mit Abbildungen auf Steintafeln, von J. W. Meigen.« Dieses Werk, welches 1827 (Aachen und Leipzig, bey J. M. Mäger) begonnen wurde, jetzt aber abgebrochen scheint, da wir seit dem fünften Hefte des dritten Bandes, 1833, keine Fortsetzung empfingen, liefert in guten Figuren die bekannteren Schmetterlinge nebst kurzen Beschreibungen. Auf jeder Tafel stehen im Durchschnitt gegen sechzehn Schmetterlinge. Es läßt sich nicht wohl errathen, was Meigen, dessen Leistungen in anderen Classen der Insecten großes Lob verdienen, eigentlich mit dieser erzwecken wollte. Seine Bilder sind nicht illuminirt, und er traut seiner Kunst allzuviel, wenn er allein mit Licht und Schatten deutlich zu werden erwartet. Bey den größeren Gattungen, den Tagfaltern, Schwärmern und Spinnern, möchte es allenfalls möglich seyn; bey den Eulen und noch mehr den Microlepidopteren, reicht er ganz gewiß nicht aus, indem hier nur gutgewählte Farben die zarten Unterschiede auszudrücken vermögen. Es sollen zwar auch colorirte Exemplare auf Bestellung verfertigt werden, aber diese müssen bey der Menge der Figuren leicht eben so theuer als das Hübner'sche Werk zu stehen kommen, und was ist dann gegen das schon vorhandene, vollständigere, gewonnen? M. sagt ferner, daß er sich dem Ochsenheimer'schen Systeme, als dem bekanntesten, anschließe, er verläßt es aber oft, und beginnt gleich mit G. Papilio statt mit G. Melitaea, spaltet das G. Hipparchia in zwey, als G. Melanargia und Maniola u. s. w. Auch wählt er andere Namen für einzelne Arten, ohne den Grund anzugeben, und die Gelegenheit zum Vergleiche mehrerer Stücke scheint ihm ebenfalls zu mangeln. So können wir nur die verwendete Mühe bedauern, und das lange Verzeichniß lepidopterologischer Schriften, die kein Ende erlebten, damit um eine Nummer vermehrt sehen.

»Deutschlands Insecten, von Panzer. Eine vor mehr als vierzig Jahren entstandene Unternehmung, wo heftweise, in kleinen Bildern und Beschreibungen, die verschiedensten Insecten, doch meistens Käfer, sich dargestellt finden. Sie ist von Hand zu Hand durch verschiedene Herausgeber gegangen, und zuletzt, vom 110ten bis 118ten Hefte, von Dr. Herrich-Schäffer fortgesetzt worden. Wir erhielten stets selten, in den letzten Jahren aber kaum jährlich einmal etwas Bedeutendes. Meistens sind Zeichnung und Färbung der Bilder gleich verfehlt; auf die ersten Stände ist fast nie Rücksicht genommen.

Mehrere Zeitschriften haben der Schmetterlingskunde Raum zu Beyträgen gegeben. Obenan steht die mit Recht hochgeschätzte »Isis« von Oken. Dann folgen die »allgemeine« (Halle'sche) und die »Jenaische Literaturzeitung,« in mehr oder minder befriedigenden Recensionen

Digitized by Google

der letzten hierher gehörenden Erscheinungen. In Oesterreich haben sich »die Beyträge zur Landeskunde Oesterreichs unter der Enns,« und in diesen vorzüglich der zweyte Band (1832) durch ein »systematisches Verzeichniß der Schmetterlinge im Erzherzogthume Oesterreich, von V. Kollar, Inspector (jetzt Custos) am k. k. Hof-Naturalienkabinette,« wohlverdient gemacht. K. gibt, was der Titel besagt, dem O. Tr. Systeme folgend, in kurzen, deutlichen Diagnosen, und liefert aus eigener Erfahrung geschöpfte Zusätze und Entdeckungen. Nur bey der zweyten Hälfte der Schaben, so weit damals das Tr. Werk noch nicht reichte, ist K. gezwungen worden, dem früheren unvollständigen Entwurfe zu folgen; und hier hat er zur besseren Verständlichkeit die Zahlen der dahin gehörenden Hübner'schen Figuren angesetzt.

Dieser Aufsatz sollte, seinem Titel nach, das umfassen, was Deutsche über Europa, in Bezug auf seinen lepidopterologischen Reichthum, in den letzten Jahrzehenden geschrieben haben. Ueber andere Welttheile ist wenig von ihnen geliefert worden. Esper und später Hübner gaben Abbildungen mit oder ohne Text von Ausländern, doch hat es sich sehr oft nur um einen angenehmen Zeitvertreib für den Verfertiger und eine Augenweide für den Käufer gehandelt. Die Deutschen waren von überseeischen Verbindungen entfernter, als Engländer, Franzosen und Russen. Ihre meisten Exoten befanden sich schon in den Prachtwerken anderer Nationen, wohl selbst in den früheren von Cramer, Drury u. s. w. Ueberlassen wir Jenen willig die größere fremde Fläche, indem auf der kleineren heimischen noch für so viele Köpfe und Hände genugsam Arbeit bleibt. Aus der Erforschung von Provinzen entsteht die Kenntniß der Reiche, aus der Kenntniß dieser erst der Ueberblick unseres Ländervereins, der so klein und doch so schwer in der allgemeinen Wagschale liegt!

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Digitized by Google

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. LXXIV.

Hammer-Purgstall's
morgenländische Handschriften.

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

b) Persische Werke.

238.

تاريخ الوزرا للخواندمير

d. i. die Geschichte der Wesire, vom Chuandemir, dem Verfasser der beyden großen historischen Werke, des Habibes-sijer (des Freundes der Legenden) und des Chulaßatul-achbar (Ausbund der Kunden). Hadschi Chalfa gibt in seinem bibliographischen Wörterbuche unter dem Artikel der Geschichte der Wesire die folgenden sechs Werke an: 1) Die Kunde der Wesire, von Ismail Ibid Eß-ßahib, dem gelehrten Großwesire, gest. i. J. 355 (966); 2) von Ibnol Hasan Mohammed Ben David El-dscherrah; 3) von Sooli Eß-ßabi; 4) die Geschichte der Wesire, von Tadscheddin Ali Ben Nedschdari aus Bagdad, gest. 674 (1275); 5) die Zeitanecdoten (Nukat el-aaßrije) der ägyptischen Wesire, von Nedschmeddin Ebi Mohammed Ahmed Ben Ebil Hasan Jemini, gest. 569 (1076), 6) die Geschichte der Wesire, von Chuand-Emir, welcher i. J. 927 (1520) den Freund der Legenden geschrieben. Ssafedi führt in den Prolegomenen seiner Geschichte noch die Geschichten der Wesire 7) von Dschehefschiari, 8) Ibrahim B. Musa aus Wasit, 9) Ahmed B. Ali B. Akal, 10) Ebi Ali Ibnol-Maschita, 11) Ibnol-Mehdani und 12) die der Barmekiden von Ibnol Dschasi auf. Chuandemir sagt zwar nicht, welche von diesen Geschichten der Wesire er zur Abfassung der seinen benützt habe, aber es ist wahrscheinlich, daß er aus den besten ihm zu Gebote stehenden Quellen geschöpft. Seine Geschichte beginnt mit Aßaf, dem in der morgenländischen Geschichte so berühmten Wesir Salomons, und endet mit Chodscha Esdhaleddin Mohammed Kermani, welcher i. J. 878 (1473) in Persien die Wesirschaft angetreten. In allem dritthalbhundert Wesire 1) der alten Geschichte, 2) der Chalifen, 3) der Samaniden, 4) der Dilemiten oder der Beni Buje, 5) der Ghasnewiden, 6) der Seldschuken, 7) der Assassinen, 8) der Chuaresmschahe, 9) der Salghiren, 10) der Jndschu, 11) der Ali Mosaffer, 12) der Nachkommen Dschengischans, 13) der Timuriden. Ein Quartband von 164 Blättern guter Nestaalik.

Digitized by Google

I. Wesire der alten Geschichte. 1) Aßaf B. Berchia, der Wesir Salomons; 2) Büsürdschimihr, d. W. Nuschrewans. II. Wesire der Beni Ommeje. 3) Serhun B. Manßur er-Rumi, W. Moawije's, des Sohnes Ebi Sofjan's; 4) Ssafin, der Schielende, W. Merwan's; 5) Haßß B. Soweib, W. Abdolmelik's; 6) Leis B. Ebi Rakije, und 7) Kofaa B. Chalil, W. Welid's; 8) Suleiman B. Naim, W. Omers Abdolasis; 9) Esami B. Seid, W. Jesid's II.; 10) Halim, W. Hischam's; 11) Said B. Abdolmelik, W. Welid's II.; 12) Suleiman B. Said, W. Jesid's III.; 13) Ebu Dschaadi, W. Merwan's II.; 14) Abdol Hamid, ebenfalls Wesir Merwan's, des letzten Fürsten der Beni Ommeije; 15) Dschelali Kaakaa Ben Isa; 16) Dscherrah Ben Abdallah el-Hukmi; 17) Tekrin Schemah el-Lahmi, vom Geschichtschreiber Mohammed el-Assi aufgeführt, ohne daß die Namen der Chalifen, denen sie dienten, bekannt sind. III. Wesire der Chalifen aus dem Hause Abbas. 18) Ebu Selma B Suleiman; 19) Ebul-Dschehm B. Atije, W. Seffah's; 20) Murjani Hamid B. Kahtabe, W. Manßur's; 21) Ebul-fadhl Ben Rebii B. Junis, W. Manßur's; 22) Ebu Ejub, W. Manßur's; 23) Chalid B. Suleiman, W. Manßur's; 24) Jakub B. Daud; 25) Ebu Chalid der Schielende, W. Mehdi's; 26) Moawije B. Abdallah el-Eskari, W. Mehdi's; 27) Amru B. Tebaa, W. Musa's; 28) Ibrahim B. Sefwan Harani's, W. Musa's. Die sieben Barmegiden, nämlich: 29) Dschaafer, der Vater Chalid's; 30) Chalid B. Chalid's; 31) Jahja B. Chalid's; 32) Dschaafer B. Jahja's; 33) Moh. B. Jahja's; 34) Fadhl B. Jahja's; 35) Musa B. Jahja's; 36) Fadhl B. Rebii, nach dem Sturze der Barmegiden der Wesir Harun Reschid's; 37) Fadhl B. Sehl; 38) Hasan B. Sehl; 39) Ahmed Ebil-Chaled; 40) Fadhl B. Merwan; 41) Moh. B. Abdolmelik es-Sejaf; 42) Feth B. Chakan's, W. Motewekkil's; 43) Musa B. Abdolmelik, ebenfalls; 44) Ahmed B. el-Chatib, W. Montaßar's; 45) Ahmed Ssaliḥ Schirsad; 46) Dschaafer B. Mohammed, W. Mosteain billah's; 47) Ahmed B. Israil, W. Moteasbillah's; 48) Mohammed B. es-Sewarif, ebenfalls; 49) Abdallah B Jahja Chakan; 50) Hasan B. Mochalled; 51) Suleiman B. Wehib; 52) Ssaid B. Mohammed, W. Motemed alallah's; 53) Abdallah B. Suleiman, W. Motadhed billah's; 54) Kasim B. Abdallah, nach Mokteft's Tode; 55) Ebul Hasan Ali B. Mohammed B. Abdallah; 56) Ebu Ali Moh. B. Abdallah; 57) Ali B. Isa Dscherrah; 58) Ibnol Forat; 59) Hamid B. Abbas; 60) Ebul Kasim el-Chakani; 61) Ebul-Abbas Ahmed B. Abdallah el-Haßini; 62) Ebu Ali B. Mokla; 63) Suleiman B. Hasan El-Mochalled; 64) Ebul Kasim Abdallah el-Edani, W. Moktader's; 65) Hasan B. Kasim, ebenfalls; 66) Ebulfadhl B. Dschaafer B Mohammed el-Forat, ebenfalls; 67) Mohammed B. Kasim; 68) Ahmed B. Abdallah; 69) Abderrahman Isa Dscherrah, W. Radhi billah's; 70) Ebu Dschaafer Mohammed B. Kasim el-Karchi W. Mottaki billah's; 71) Ahmed B. Meimim; 72) Moh. el-Kawaiti; 73) Mohammed B. Abdallah el-Isfahani, ebenfalls; 74) Ahmed B. Ali; 75) Samari B. Fadhl, W. Mostekfi billah's; 76) Ahmed B. Fadhl, W. Motii billah's; 77) Ebulfadhl Hadschib B. Naaman, W. Kaim biemrillah's; 78) Ebu Talha Mohammed B. Ejub, ebenfalls; 79) Eminedewlet Medschdolwesaret; 80) Ebu Naßr

Moh. B. Sahir el-Moßuli; 81) Mohammed B. Reiser-ruesa; 82) Schireddin Ebu Schudschaa Mohammed el-Husein; 83) Eschrefeddin Abdeddewar Mohammed B. Fachreddewlet; 84) Medschdeddewlet Ebulkasim Ali B. Fachreddewlet's; 85) Hebetollah Mohammed B. Ali, bekannt als Ibnol-matleb; 86) Dschelaleddin Ebu Ali; 87) Ebulkasim Ali B. Taraſi; 88) Schehabeddin Esfer; 89) Auneddin Abire; 90) Scherefeddin Ebu Dchaafer B. Ahmed; 91) Adhadeddin Reiser-ruesa, der Oberſtkanzler; 92) Sahireddin Ebibekr Abbas; 93) Dschelaleddin Ebul-Moſaffer; 94) Dschelaleddin Ibn Hebetollah; 95) Moiseddin Ben Ebul-had, W. Naßiredden Allah's; 96) Ibnol-Kaßab; 97) Naßireddin Moh. B. Nafid; 98) Ebu Thalib Moejededdin Mohammed el-Alkami. IV. Weſire der Dynaſtie der Beni Saman. 99) Ebulfadhl Belaami; 100) Ebu Abdallah Moh. B. Ahmed; 101) Ebulfadhl Moh. B. el-Hakim Ahmed; 102) Ebu Dchaafer el-Otbi; 103) Ebul Husein el-Otbi; 104) Ebul Hasan el-Meſani; 105) Abderrahman Farsi; 106) Abdolaſif; 107) Ebul Hasan Damaghani; 108) Ebu Ali Damaghani; 109) Ebu Naßr Ebu Seid; 110) Ebul-Moſaffer Moh. B. Ibrahim; 111) Ebul-Hasan Humuli. V. Weſire der Fürſten Dilems. 112) Ebulfeth B. Hamid; 113) Moh. B. el-Mehdi; 114) Ebu Dschaafer Moh. Edh-dhanuri; 115) Naßr B. Harun B. Naßrani; 116) Ssahib Ismail B. Ibad; 117) Chatir Ebu Ali; 118) Ibn Sehlan; 119) Ebu Ghalib; 120) Ebu Ali B. Bakula; 121) Ssahib Ebu Ali; 122) Ibn Sina. VI. Weſire der Ghaſnewiden. 123) Ebul Abbas Fadhl Ahmed el-Iſferaini; 124) Ahmed Hasan Meimendi; 125) Hasnek Mikal; 126) Ebu Naßr Ahmed B. Abdeß-ßamed Schiraſi; 127) Tahir el-Meſtuſi; 128) Abderreſak Ahmed Hasan Meimendi; 129) Hasan B. Mehran; 130) Ebubekr Ssalihy; 131) Ebu Sehl Chodschendi; 132) Abdol Hamid Ahmed B. Abdeß-ßamed. VII. Weſire der Seldſchuken. 133) Ahmed el-Melik; 134) Niſamol-mülk; 135) Hasan Ssabah; 136) Iſolmülk, der Sohn Niſamol-mülk's; 137) Moejedolmülk, Sohn Niſamol-mülk's; 138) Saadolmülk Ewhad; 139) Siaolmülk Ahmed, Sohn Niſamol-mülk's; 140) Modſchirol-mülk; 141) Fachrolmülk, Sohn Niſamol-mülk's; 142) Ssadreddin Mohammed, deſſen Sohn; 143) Schihabol-islam Abderreſak Tusi; 144) Scherefeddin Abu Tahir Saad Ben Ali el-Alkami; 145) Tagharbeg Moh. Kaſchghari; 146) Moineddin Ebu Manßur Ahmed Kiaſchani; 147) Naßireddin Moh. Moſaffer Chuaresmi; 148) Kawameddin Hasan ed-Dergeſini; 149) Naßireddin Tahir, Sohn Fachrol-mülk's, des Sohnes Niſamol-mülk's; 150) Kemaleddin Ali Es-Semiri; 151) Chatirol-mülk el-Jeſdi; 152) Schemseddin, Sohn Niſamol-mülk's; 153) Scherefeddin Ali Purbeha; 154) Scherefeddin Nuſchrewan; 155) Amadeddin Ebul-berekat; 156) Kemaleddin Mohammed; 157) Iſ-elmülk Medſchdeddin es-Sedſchterdi; 158) Moijededdin Merſeban; 159) Tadſcheddin Ebu Thabib Schiraſi; 160) Schemseddin Ebu Redſchib ed-Dergeſeni; 161) Dschelaleddin; 162) Kawameddin B. Weſir Kawameddin Ebulkasim; 163) Kemaleddin Ebu Schudſchaa eſ-ſengani; 164) Kemaleddin Ebi Omer Eſ-ſengani; 165) Ebu Manßur; 166) Moineddin, Sohn des Weſirs Fachreddin. VIII. Weſire der Ismailiten. 167) Ebu Ali Ahmed Ben Eſdhal; 168) Melik Ssalih; 169) Schawur (ſonſt Schawer), der Weſir des letzten der fatimitiſchen

Chalifen; 170) Esededdin Schirkuh; 171) Ssalaheddin Jusuf; 172) Dehdar Ebu Ali; 173) Schemseddin, Wesir der letzten Fürsten der Assassinnen. IX. Wesire der Chuaresmschahe. 174) Nisamolmülk Seaadeddin Mesud Ali Ebheri; 175) Ssadreddin Ali, Sohn des Vorhergehenden; 176) Nisamol-mülk Mohammed B. Ssalih; 177) Scherefol-mülk Fachreddin Ali. X. Wesire der Fürsten der Salghire. 178) Tadscheddin Schirasi; 179) Emineddin Kiarsuni; 180) Rokneddin Ssalah Kermani; 181) Amideddin Ebu Nasr Esaad; 182) Chodscha Nisameddin Ebubekr. XI. Wesire der Familie Indschu. 183) Mewlana Schemseddin Mohammed Es-ssain der Richter; 184) Emir Sahireddin Ibrahim; 185) Seid Ghajasseddin Ali Jesdi; 186) Mobarisseddin Mohammed. XII. Wesire der Familie Mosaffer. 187) Chodscha Tadscheddin Iraki; 188) Chodscha Burhaneddin; 189) Chodscha Kawameddin Ssahib; 190) Kemaleddin Reschidi; 191) Chodscha Dschelaleddin Turanschah; 192) Kotbeddin Suleimanschah B. Chodscha Mohammed; 193) Schah Rokneddin B. Said Moineddin; 194) Chodscha Ssadreddin Enari; 195) Chodscha Tadscheddin Muschteri. XIII. Wesire der Dschengisiden. 196) Seid Ssahib Mahmud Jalawadsch; 197) Mesud, dessen Sohn; 198) Emir Ahmed Binaketi; 199) Schemseddin Mohammed el-Dschuweini und seine Söhne; 200) Behaeddin Mahmud; 201) Scherefeddin Harun; 202) Dschelaleddin Muchliß Semnani; 203) Seaadeddewlet B. Seaadeddin; 204) Chodscha Dschemaleddin Sendscher Dewati; 205) Chodscha Seaadeddin Mohammed Ewhi; 206) Chodscha Reschideddin, der Arzt, der Geschichtschreiber; 207) Chodscha Tadscheddin Ali Schah; 208) Rokneddin Ssain; 209) Ghajaseddin, der Sohn Reschideddin's; 210) Chodscha Alaeddin Moh.; 211) Dschemaleddin Schirwani; 212) Schemseddin Sekeria; 213) Chodscha Ghajaseddin Mohammed; 214) Melek Abdol Haji; 215) Chodscha Mahmud Demaghani; 216) Chodscha Nedschibeddin; 217) Chodscha Alaeddin Rami. XIV. Wesire der Timuriden. 218) Amadeddin Mesud Semnani; 219) Dschelalol-islam; 220) Ghajaseddin Semnani; 221) Fassiheddin Semnani; 222) Seid Fachreddin Mohammed; 223) Nisameddin Ahmed Daud; 224) Ghajaseddin Sidi Ahmed B. Chodscha Nisameddin Ahmed's; 225) Emir Ali Medschdeddin Mohammed; 226) Chodscha Pir Ahmed; 227) Chodscha Nasireddin Nasrollah Andschowani; 228) Seid Aamadeddin Mahmud Dschenabedi; 229) Wedschiheddin Ismail Semnani; 230) Kelan Terkesch; 231) Chodscha Ali Emir; 232) Chodscha Schemseddin; 233) Chodscha Seaadeddin; 234) Chodscha Schemseddin Mohammed, Sohn Chodscha Sidi Ahmed's; 235) Chodscha Moiseddin Schirasi; 236) Chodscha Mosaffir Mochtar Sebsewari; 237) Mewlana Emir Samarkandi; 238) Chodscha Ismail Chuaschani; 239) Abdol Hamed Kermani; 240) Chodscha Nisameddin Taus Semnani; 241) Chodscha Abdallah Achtab; 242) Chodscha Nisameddin Bachtjar; 243) Chodscha Mohammed Merwarid; 244) Alaeddin Ssami; 245) Chodscha Mosaffir Schubankiare; 246) Chodscha Medschdeddin Mohammed, Sohn Chodscha Ghajaseddin Emir Ahmed's; 247) Chodscha Kiwameddin Nisamol-mülk Chawafi; 248) Chodscha Amadol-Islam; 249) Chodscha Esdhaleddin Mohammed Kermani.

Digitized by Google

239.

مناقب افلاکی

d. i. Lobeserhebungen der großen Scheiche Mewlewi, von Eflaki. Ein Quartband von 277 Blättern. Enthält in zehn Abschnitten den Lobpreis der folgenden zehn großen Scheiche: 1) Mohammed Ben el-Huſein B. Ahmed el-Chatibi's von Balch, beygenannt Beha Welid, der Gefeyerte desſelben Namens; 2) Termedi's; 3) Dſchelaleddin Aamid; 4) deſſen myſtiſcher Freund Schems Tebriſi; 5) des Scheichs Serkub; 6) des osmaniſchen Scheichs Ibn Achi; 7) des Scheichs Behaeddin, Sohnes Dſchelaeddin Aami's; 8) Tſchelebi Emir Aarif's; 9) Tſchelebi Emir Aabide; 10) Namen der Kinder und ihrer Nachfolger Behaeddin Chatibi's aus Balch. Das Ganze, bis auf die erſten 14 neu ergänzten Blätter, in ſehr leſerlicher und gleicher Taalik geſchrieben i. J. 1041 (1631).

c) Türkiſche Werke.

240.

ترجمه وفيات الاعيان

d. i. Ueberſetzung der (vorzüglichſten) Biographien Ibn Challikans, von Mohammed Ben Mohammed, berühmt unter dem Namen Rodoſiſade, welcher dieſelben i. J. 1087 (1676) für den Großweſir Muſtafapaſcha (den Belagerer Wiens) überſetzte, enthält von den neunthalbhundert Biographien Ibn Challikans nur ein Viertel, nämlich die folgenden 183 merkwürdigſten: 1) Ibrahim Muruſi; 2) Ibrahim El-Iſſferani; 3) Scheich Juſuf Firuſabadi; 4) Ibrahim El-Chatib El-Iraki; 5) Ibrahim, der Richter Selamije's; 6) Ibrahim Ibnol-Medhi der Abbaside; 7) Ibrahim von Moſul, der große Tonkünſtler; 8) der Grammatiker Beneſtuje; 9) der Grammatiker Sudſchadſchi; 10) Ibrahim Sabaji der Dichter; 11) Ibrahim El-Kairewani der Dichter; 12) Ibn Karakul von Hama, Verfaſſer des Matalii; 13) der Imam Hanbeli, Stifter des nach ihm genannten Ritus; 14) der Richtere Scherih; 15) Ahmed Et-Taberi, einer der Imame Schafiiten; 16) Tahawi, der große hanefitiſche Rechtsgelehrte; 17) Ahmed Iſferaini der Schafiite; 18) der Imam Bihaki; 19) der Imam Ahmed En-Nisaji; 20) der Scheich Koduri; 21) der Imam Seaalebi aus Niſchabur; 22) der Richter Ebi Daud; 23) der Kanzelredner von Bagdad der Geſchichtſchreiber; 24) der Imam Ghaſali; 25) Ahmed der Grammatiker; 26) der Grammatiker Sealebi; 27) der Dichter Ebu Amru Ahmed El-Ommewi; 28) Abul-Ola der Leſer des Korans; 29) Motenebbi; 30) Ahmed Errejı der Lexicographe; 31) der Dichter Haſif Bedieſ-ſeman (Zeitwunder); 32) Ahmed El-Minari der Secretär; 33) Meidani; 34) der Dichter Ahmed El-Erdſchani; 35) der Fromme Ahmed El-Haſchimi; 36) Ibnol-Aarif; 37) der Scheich Ahmed Errufaji; 38) der Ueberlieferer Eſher-Elbahili; 39) der Philologe Esamet B. Monkad; 40) der Ueberlieferer Ibn Rahuje; 41) der Grammatiker Scheibani; 42) der Philologe Ibrahim von Moſul; 43) der ſchafiitiſche Rechtsgelehrte Adſchli aus Iſſahan; 44) Esaad

Digitized by Google

El-adschli; 45) der schafiitische Imam Ismail B. Ishak; 46) der Dichter Ismail Nimri; 47) der Wesir Abul-Kasim El-Talakani; 48) der Philologe Abu-ß-ßalt; 49) der Richter Ajas Ibnol-Hilal; 50) der Philologe Abu Tahir der Afrikaner; 51) der Gefährte des Propheten El-Beschr El-Hafi; 52) der Richter Bekkiar; 53) Ebubekr Machsumi, einer der ersten sieben Rechtsgelehrten des Islams; 54) Maseni der Grammatiker; 55) Buran, die Tochter Sehl's, des Wesirs Mamun's; 56) der Heilige Si Nun der Aegypter; 57) der Dichter Dscherir Ibnol-atije; 58) Dschaafer der Barmekide; 59) der Astronom Abu Maaschr von Balch; 60) der Heilige Dschoneid von Bagdad; 61) Dschewher der Feldherr in Afrika; 62) der Dichter Ebi Temam; 63) der Tyrann Hedschadsch; 64) der Heilige Hasan El-Baßri; 65) der Grammatiker Sirafi; 66) der Grammatiker Ebu Ali der Perser; 67) der Dichter Ebi Nuwas; 68) der Dichter Wesir Hasan El-Mohellebi; 69) der Wesir Nisamol-mülk; 70) der Mystiker Halladsch El-Manßur; 71) Ebu Tahir, der Stifter der Karmaten; 72) Abu Ali Sina (Aviceuna); 73) der Lexicograph Ibu Chaluje; 74) der Imam Dschemad B. Naaman; 75) der Statthalter Irak's Koschairi; 76) der Prosodiker Chalil; 77) der Dichter Befaail El-Chofaai; 78) Rebii, der Kämmerer des Chalifen Maamun Dewaniki; 79) der Philologe Ebu Dolama; 80) der Imam Sefr; 81) der Jünger des Propheten Said B. Dschebir; 82) der Rechtsgelehrte (einer der sieben) Said B. El-mosejib, 83) der Imam Rechtsgelehrte Aamasch; 84) der Richter Tahasi; 85) der Seid El-Ahnef; 86) Tahir Sel-Jemini, der Feldherr Manßur's; 87) der Grammatiker Suuli; 88) der Richter Ebu Musa El-Eschaari; 89) Ebu Amru Esch-Schaabi; 90) Abdollah B. Mobarik, der Jünger des Propheten; 91) der Philologe Ibnol-moif; 92) Said Ibn Hamid der Secretär; 93) Tabataba; 94) Abdallah, der Sohn Tahirs Sul-jeminein; 95) der hanbelitische Imam Abkeri; 96) der Philologe Ibnol-Chaschab; 97) El-Aadhed, der letzte Herrscher der Obeiditen in Africa; 98) Ibnol-Dschusi; 99) Sabt Ibnol-Dschusi, der Enkel Dschusi's; 100) der hanefitische Imam Sehli; 101) Abu Moslim der Chorasane; 102) der Imam der beyden Hareme; 103) Aßmaai; 104) Abdeß-ßamed, der Oheim Seffah's; 105) der Imam Koschairi; 106) Irwet, einer der sieben ersten Rechtsgelehrten des Islams; 107) der Imam Seinol-aabidin; 108) Ebu Mohammed Ali, der Oheim Seffah's; 109) der Imam Kosaji, einer der sieben Leser des Korans; 110) Scherif Morteſa der Wohlberedte; 111) Ibnol-Bewwab der Secretär; 112) Abu Ali Es-seich; 113) Ibnol-Esir El-Dscheseri; 114) der Dichter Ibner-Rumi; 115) der Richter Tenuchi; 116) der Dichter Bacherſi (der Antholoye); 117) Amadeddewlet der Bujide; 118) Seifeddewlet; 119) Sibeweih der Grammatiker; 120) Ebu Amru Ola, einer der sieben Leser des Korans; 121) Dschahiſ; 122) Ibn Jahja der Barmekide; 123) Sehl, der Wesir Mamun's; 124) Adhadeddewlet, der König der Beni Hamdan; 125) Hariri; 126) Kabus der Dilemite; 127) Kotaiba Bahili; 128) Kiasur Achschidi; 129) Kesir; 130) der Imam Melik; 131) El-Mobarik El-Mestufi; 132) der Richter Mohsin B. Temini Tenuchi; 133) der Imam Mohammed B. Idris Schafii; 134) Mohammed, der Sohn Ali's, der Imam; 135) Mohammed B. Moslim,

Digitized by Google

der Jünger des Propheten; 136) der Richter Mohammed Ben Ebi Leila's; 137) der Imam Mohammed Scheibani; 138) der Imam Mohammed Bochari; 139) Mohammed Ghasali; 140) der Imam Fachreddin Rasi; 141) der Richter Bahlani; 142) der Lexicographe Ibnol-Arabi; 143) Mohammed El-Moberrid der Grammatiker; 144) Ibn Doreid der Dichter; 145) Mohammed Edh-dharir der Dichter; 146) Mohammed El-Wakidi; 147) Mohammed der Secretär, der Schahspieler; 148) Moh. Scherif, beygenannt Radha; 149) Moh., der letzte der Könige Hira's; 150) Moh. B. Tomart; 151) Toghrulbeg; 152) Ibnol Amid der Staatssecretär; 153) Moh. Aamadeddin Kiatib El-Isfahani; 154) Moh. El-Farabi der Philosoph; 155) Moh. B. Musa B. Schakir; 156) Moh. Samachschari; 157) Mahmud der Ghasnewide; 158) der Dichter Abulferedsch Nehrewani; 159) Ebu Obeide Moammer der Grammatiker; 160) Ebul-Welid B. Moin B. Saide; 161) Melikschah, der Sohn Alparslans; 162) Musa B. Nasir El-Lahmi; 163) Nefrin B. Schemil der Grammatiker von Basra; 164) Naaman B. Sabit; 165) Welid B. Scheibani; 166) Ibnol-Katan der Dichter; 167) Ebu Ferais Hemam; 168) Abderrahman El-heisem; 169) Ichja B. Ektem; 170) Ebu Sekeria Jahja B. Moaf Er-rasi der Prediger; 171) Jahja B. Sijad der Kanzelredner; 172) Jahja El-aduf, bekannt als Jesidi Maarra; 173) Jahja B. Chalid der Barmekide; 174) Jahja B. Moh. B. Scheibani der Wesir; 175) Jahja B. Ebilferedsch; 176) Jahja B. Dschisch B. Mobrik; 177) Abu Chalid Besaf B. Mohelleb; 178) Abu Chalid Besaf B. Moejed B. Saide's des Scheibaniten; 179) der Imam Ebu Jakub Jusuf; 180) Abu Omer Jusuf aus Cordova; 181) Abdollah Jusuf B Omer Es-saffi; 182) Jusuf B. Ejub B. Schafr; 183) Biographie Ibn Challikians von Rodosisade.

Ein Quartband von 267 Blättern, geschrieben i. J. 1154 (1741).

241.

تذكرة الحكم في طبقات الامم

d. i. Denkwürdigkeiten der Weisheitssätze in den Klassen der Völker, von Abderrahman Eschref verfaßt i. J. 1151 (1738), in 36 Denkwürdigkeitstafeln (Tefkeret) nach Ordnung der Wissenschaften abgetheilt, wo bey jeder die größten Männer derselben aufgeführt werden; das beste türkische Compendium arabischer Literaturgeschichte, welches eben sowohl den encyclopädischen als den historischen Werken beyzuzählen, wie aus dem folgenden Inhaltsverzeichnisse erhellt. Ein Quartband von 206 Blättern, geschrieben i. J. 1183 (1769).

1) Von den Indern; 2) Persern; 3) Syriern; 4) Hebräern; 5) Griechen; 6) Römern; 7) Aegyptern; 8) Arabern; 9) von ihren Dichtern, die Moslimen geworden; 10) von den Dichtern nach den vier ersten Chalifen; 11) von den Arabern im Islam; 12) Nothwendigkeit, das Arabische zu wissen; 13) Jünger des Propheten Leser des Korans; 14) die sieben Leser; 15) von drey anderen Lesern nach den Sieben; 16) von den Gelehrten der Koranslesekunst; 17) von den Grammatikern; 18) von denen, die über die Grammatik des Korans schreiben; 19) von den Syntaktikern; 20) von denen aus Kufa; 21) von den Wer-

Digitized by Google

ken über die arabiſche Sprache; 22) von den Wiſſenſchaften, welche die arabiſchen (philologiſchen) heißen: a) die Briefſchreibmethode, b) die Anthologik, c) die Geſchichte; 23) von denen, ſo den Koran aus dem Munde des Propheten gehört; 24) von den Koransauslegern, in vier Claſſen; 25) von der Authentik der Koranskommentare; 26) von den beſten Koranskommentaren; 27) von den beſten Sammlungen der Ueberlieferungen; 28) von den dem Koranskommentator nöthigen Wiſſenſchaften; 29) von der Metaphyſik; 30) von den berühmteſten metaphyſiſchen Werken; 31) Kunde der Grundlehre der Rechtsgelehrſamkeit; 32) von der Rechtsgelehrſamkeit und dem Imame Ebi Hanife in 10 Abſchnitten; 33) von den Schülern der Imame Glaubensläugnern; 34) von denen, welche die Wiſſenſchaft vom großen Imam empfangen; 35) von den Werken der Rechtsgelehrten; 36) von den praktiſchen Weiſen und Heiligen.

I. Denkwürdigkeiten von den Indern, II. den Perſern, III. den Syrern, IV. Hebräern, V. Griechen: 1) Pythagoras. 2) Empedocles, 3) Socrates, 4) Plato, 5) Ariſtoteles, 6) Hippocrates, 7) Galenus, 8) Euclides, 9) Ptolemäos. VI. Von den Aegyptern, VII. den Arabern, VIII. von den arabiſchen Dichtern Moslimen: 1) Hasan B. Sabit, 2) Lebid, 3) Kaab B. Soheir. IX. Von den Dichtern zur Zeit des Chalifats: 1) Ebi Temam, 2) Ibn Besam, 3) Ebul-Ola, 4) Motenebbi, 5) Ebu Ibade, 6) Dſcherir, 7) Ferezdik, 8) Ebu Nuwas, 9) Toghraji, 10) Ibnol-Faridh, 11) Ibn Nobate, 12) Ibn Motaaf. X. Von den Arabern nach ihrer Bekehrung zum Islam, Philoſophen und Aerzte: 1) Iſhak el-Kendi, 2) Mohammed B. Sekeria er-Rafi der Arzt, 3) Ebu Naßr Mohammed Farjabi, 4) Ibn Sina (Avicena), 5) Sühr werdi, 6) Ahmed B. Abdallah Bagdadi, 7) Ahmed B. Mohammed el-Faraghani, 8) Omer B. Ferdſchan el-Taberi, 9) Ebu Maaſcher Dſchaafer B. Mohammed el-Balchi. XI. Von der arabiſchen Sprache und Wohlredenheit: 1) Ebubekr, 2) Omar, 3) Osman, 4) Ali, 5) Ebi Ben Kaab, 6) Seid Ben Sabit, 7) Abdallah Mesud, 8) Ebud-Dorda, 9) Ebu Musa el-Eſchaari. 10) Ebu Horeire, 11) Abdallah Ben Saib. XII. Von den Nachfolgern des Propheten (Tabiin): 1) Said B. el-Mosejeb, 2) Omer B. Abdolaſif, 3) Suleiman B. Jesar, 4) Attar B. Jesar, 5) Moawije B. el-Haris, 6) Abdol-birr Hasan el-Aaredſch, 7) Mohammed B. Moslim, 8) Moslim B. Dſchendeb B. Koransleſer: 1) Obeidollah B. Omer B. Kotade, 2) Attar B. Ebi Riah, 3) Ebu Abderrahman Taus, 4) Modſchahid B. Dſchebr, 5) Karma Ibn Abbas. C. Leſer von Kufa: 1) Alkama B. Kais, 2) Eswed Ibn Kais, 3) Obeide B. Omer, 4) Amru B. Scherhil, 5) Rebii Haſchim Ebu Jeſid, 6) Ebu Abderrahman Es-Selmi, 7) Habeſch B. Hajan, 8) Said B. Dſchire, 9) Ibrahim B. Jeſid B. Kais B. el-Eswed, 10) Aamir B. Scherhil. D. Die Leſer von Baßra: 1) Ebul-Alije Refii B. Mehrah er-Riahi, 2) Omran B. Teim B. Ebu ridſcha, 3) Jahja B. Naim Ebu Musa, 4) Ebu Said Hasan el-Baßri, 5) Ebubekr Mohammed Sirin, 6) Kotade B. Aamir. E. Die Leſer von Damaskus: 1) Moghaire B. Schihab, 2) Chalife B. Saad. XIII. Von den ſieben Scheichen Imamen Leſern: 1) Nafii B. Abderrahman, 2) Abdallah B. Kesir, 3) Ebu Amru B. el-Ola, 4) Abdallah B. Aamir B. Jeſid, 5) B. Jehdene Ebin-nedſchid, 6) Hamſa B. Habib, 7) Kosai B. Ali. XIV. Von den zehn Leſern, deren Autorität nach der der ſieben gilt.

Digitized by Google

XV. Von den Lesern, welche über die Koranslesekunst Werke hinterlassen haben: 1) Osman B. Said ed-Dewani Ibneß-Ssareki, 2) Schatebi, 3) Sachewi, 4) Dschaaberi, 5) Dscheserk. XVI. Von den Schriftstellern der arabischen Sprachkunde: 1) Ebu Obeide Moammer, 2) Chalil B. Ahmed, 3) Faris B. Sekeria, 4) Ishak Farabi, 5) Mohammed B. Ahmed Esher, 6) Ssaghani, 7) Dschewheri, 8) Firusabadi, 9) Ibn Seid Ahmed, 10) Ibn Mokrim, 11) el-Meidani, 12) El-Motarref, 13) Ebu Haßß En-Nesefi, 14) Modarek B. Mohammed el-Dscheseri. XVII. Von den Grammatikern: 1) Maseni, 2) Osman B. Dschinni, 3) Ibn Malik, 4) Ibn Hadschib, 5) Ebul Hasan B. Aaßßur, 6) Ahmed El-Tscharsardi, 7) Abdolwehhab Es-Sendschani. XVIII. Von den Syntaktikern: 1) Ebul-Eswed, 2) Meimun, 3) Jahja B. Jaamer el-Idwani, 4) Ebuleswed, 5) Ebu Amru B. Ola, 6) Sibeweih Amru, 7) Ali B. Hamsa el-Kosaji, 8—10) die drey Achfesch, 11) Kotrob, 12) Sudschadschi, 13) M. B. Ahmed B. Ibrahim B. Keisan, 14) Hasan B. Ahmed B. Abdolghaffar, 15) Ebu Said es-Sirafi, 16) Abdol-Kahir B. Abderrahman el-Dschordschani. XIX. Von den Grammatikern Kufa's: 1) Ferra, 2) Ahmed Ibn Jesar, 3) Rasieddin Astrabadi, 4) Dschami, 5) Moßannifek, 6) Abdollah B. Malik et-Tai, 7) Ahmed Ibn Abdallah B. Hischam. XX. Von den zur arabischen Sprache gehörigen Wissenschaften, der Rhetorik und Tropik: 1) Ebu Jakub Sekaki, 2) Kotbeddin Schirasi, 3) Seaadeddin Teftasani, 4) Seid Scherif Dschordschani, 5) Dschelaleddin Kaswini, 6) Abderrahman Ahmed B. Abdol-Ghaffar. XXI. Von anderen zur arabischen Sprachkunde gehörigen Wissenschaften, als der Prosodie, Reimlehre, Poetik, Stylistik, Anthologik, Geschichte, Geschichtschreiber: 1) Ibn Kesir, 2) Taberi, 3) Ibn Esir el-Dscheseri, 4) Ibn Dschuff, 5) Ibn Challikan, 6) Ibn Hadschr, 7) Ssafedi, 8) Chatib Bagdadi, 9) Ibn Nedschar, 10) Semaani der Genealoge, 11) Ismail Abulfeda, 12) Bacherfi, 13) Aini, 14) Kiatib el-Ißfahani, 15) Ibn Asakir, 16) Mesudi, 17) Jafi, 18) Mesudi. XXII. Von Koran, seinem Inhalte und seinen Bedeutungen. XXIII. Von den Gesetzgelehrten Nachfolgern (Tabiin) des Propheten: 1) Said B. Dschebir, 2) Ebul-Aalijet er-Riah, 3) Wekii Ibnol-Dscherrah, 4) Ishak Ibn Rahweih, 5) Ebu Dschaafer Nakasch, 6) Ebu Dschaafer Nahas, 7) Ebul Abbas el-Mehdi. XXIV. Von den Stützen der Ueberlieferung: 1) Kortobi, 2) Fachreddin Rasi. XXV. Von den zur Ueberlieferung gehörigen Wissenschaften. XXVI. Von den berühmtesten Koransauslegern: 1) Samachschari, der Verfasser des Keschaf, 2) Abdallah Taibi, 3) Imam Baghewi, 4) Ahmed B. Jusuf B. Hasan Sewaschi, 5) Beidhawi, 6) Ebi Abdallah el-Chasredschi el-Kortobi, 7) Serradscheddin el-Hindi, 8) Ebil-bereket Mohammed en-Nesefi, 9) Ibrahim B. Mohammed Ebul-Kasam el-Aini, 10) Ibn Atije, 11) Koschairi, 12) Ibn Okail, 13) Ismail Haremein, 14) Abderrahman el-Ridschgi, 15) Burdschani, 16) Ibn Munis, 17) Sojuti, 18) Ibn Nakib. XXVII. Von den Ueberlieferungen, den Sammlungen derselben und den berühmtesten Ueberlieferern: 1) Imam Bochari, 2) B. Moslim, 3) Imam Tirmedi, 4) Ebu Daud, 5) Abderrahman En-Nischaburi, 6) Imam Malik, 7) M. B. Jesid Ibn Madsche, 8) Ebul Hasan Serin, 9) Ebu Mesud Obeid, 10) Darkotni, 11) Ebu Abdallah Nischaburi, 12) Abdol-ghani El-asadi, 13) Ebu Naim Ahmed B. Abdollah el-Ißfahani, 14) Abdol-birr, 15) Ebubekr

Digitized by Google

Ahmed Bihaki, 16) Ebubekr Ahmed B. Ali el-Chatib Bagdadi, 17) B. Hoseima Nischaburi, 18) Ibn Hajan, 19) Osman B. Ebi Scheib, 20) Ebu Jaali Ahmed B. Ali el-Mischi, 21) Abderrahman Daremi, 22) Besaf Ebubekr, 23) Suleiman B. Ahmed Ebtabrani, 24) Ahmed B. M. el-Chittabi, 25) Abderrahman B. Ali el-Dschusi, 26) Jahja B. Scheref En-Newewi, 27) Takijeddin Osman B. Er-Rahman, 28) Schemseddin Kermani, 29) Kadhi Ajadh. XXVIII. Metaphysik: 1) Imam Kotade, 2) Hasan Baßri, 3) Ibn Sirin, 4) M. B. Mahmud el-Materidi, 5) Ebul Hasan el-Eschaari. XXIX. Werke metaphysische. XXX. Von der Grundlehre der Rechtswissenschaft und den Werken darüber. XXXI. Von der Rechtswissenschaft. Imam Ebu Hanife's Biographie in zehn Abschnitten, dann die anderen großen Rechtsgelehrten, als: 1) Imam Mohammed esch-Scheibani, 2) Abderrahman Mobarek, 3) Imam Sefr, 4) Daud et-Tai, 5) Wekir B. Dscherrah, 6) Ebu Amru Hafß, 7) Imam Jahja Sekeria, 8) Hasan B. Saad. XXXII. Von den Rechtsgelehrten und Scheichen, Schülern Ebu Hanife's: 1) der Sohn Ebi Hanife's, 2) Imam Hammad, 3) Imam Jusuf B. Chalid, 4) Ajadh B. Ferid von Kufa, 5) Ali B. Sehr, 6) Esed B. Amru B. Aamir, 7) Ruh B. Merjem, 8) Ebu Suleiman el-Dschordschani, 9) Helal B. Jahja B. Moslim, 10) Ebu Abdallah Mohammed B. Semaa, 11) Ebu Motii el-Hakem B. Abdallah. XXXIII. Von den berühmtesten Werken der Rechtsgelehrsamkeit und ihren Verfassern: 1) die Werke des Imam Mohammed. 2) das Hedajet und seine Commentare, das Ghiet, Inajet, 3) das Fethol Kadir M. Abdol-Ferradsche's, 4) das Muhit Serchasi's, 5) das Mebsut Holwani's, 6) das Mochtaßar Tahawi's, 7) das Sachiret Chuahersade's, 8) die Fetwasammlung Kasichans, 9) das Werk Kuduri's, 10) das Mochtar, 11) das Kenfed-dakaik Ebu Amru Seilaai's, 12) Medschmaaol-bahrein, 13) das Wikajet Ssadresch-Scheriaat's, 14) das Multeka. XXXIV. Von den praktischen Gesetzgelehrten und Heiligen: 1) Dschoneid von Bagdad, 2) Mohasibi, 3) Imam Ghasali. Schluß des Werkes: 1) Tokatli Sidi Mohammed Efendi, 2) Ibrahim Efendi, 3) Ahmed Efendi, 4) Mohammed Efendi.

Vollendet von Seid Abderrahman Eschref i. J. 1151 (1738).

242.

بشت بهشت

d. i. die acht Hauptstücke; unter diesem Titel schrieb Idris seine Geschichte des osmanischen Reichs, Sehi seine Biographien der osmanischen Dichter und Eflaki seine acht Biographien der Gerechten, welche oben unter Nr. 239 vorgekommen. Dieses ist die Uebersetzung des persischen Werks von ungenanntem Verfasser, ein in sehr nettem Neschi geschriebener Octavband von 155 Blättern, geschrieben zu Constantinopel i. J. 1015 (1606). Eflakis Werk hat zehn Abschnitte, der Uebersetzer hat davon aber nur acht ausgewählt, um seinem Werke den Titel der acht Hauptstücke geben zu können; diese acht Hauptstücke enthalten: 1) das Lob Weled Sultans, d. i. des Vaters Dschelaleddin Rumi's; 2) das Lob Burhaneddin Serdan's, des Nachfolgers Behai Weled's als Scheich; 3) das Lob Dschelaleddin Rumi's; 4) das Lob Schems Tebrisi's; 5) das Lob des Scheich Serkub; 6) der Hosameddin

Tschelebi's; 7) Sultan Weled's, des Sohnes Dschelaleddin Rumi's, Verfasser des Rubabname; 8) des Abdol Aarif Tschelebi; es fehlen also in der Abtheilung der Biographien die beyden letzten Abschnitte des Originals, von welchem dieses Werk nicht sowohl eine Uebersetzung als ein Auszug, wie schon aus der Blattzahl des Originals (in Kleinoctav) mit dem Originale in Quart erhellt, indem jenes 277, dieses 156 Bl. enthält.

243.

مجالس نفایس

die Gesellschaften der Kostbarkeiten; das ist die Denkwürdigkeiten tschagataischer Dichter, gesammelt von dem großen und gelehrten Großwesir Mir Ali Schir. Tschaghataisch, 135 Blätter kleiner, aber sehr leserlicher Taalik. Erste Gesellschaft: Dichter, welche unmittelbar vor Mir Ali Schir gelebt, und die er persönlich nicht gekannt. 1) Seid Kasim Enwar, der persische mystische Dichter, gest. 835 (1431), 2) Mir Machdum, 3) Hatif Saad, 4) Chodscha Ebulwefa Chuaresmi, 5) Husein Chuaresmi, 6) Scheich Aseri, 7) Mewlana Kiatibi, 8) Mewlana Eschref, 9) Chodscha Jßmet, 10) Mewlana Chiali, 11) Mewl. Busaki, 12) Mewl. Sebik, 13) Mewl. Islam Ghasali, 14) Seid Ali Haschimi, 15) Kasi Moh. Imami, 16) Mewl. Moh. Aalem, 17) Mewl. Kudsi, 18) Mewl. Ruhi Gasari, 19) Mewl. Ssahib Balch, 20) Mewl. Selimi, 21) Mewl. Ali Munschi Damischi, 22) Mewl. Ali Schihab, 23) Moh. Ali Schifaji, 24) M. Talii, 25) M. Tusi, 26) Baba Sewdaji, 27) M. Sahidi, 28) M. Emiri, 29) M. Bedachschi, 30) M. Borondak, 31) M. Talib Dschadschermi, 32) M. Dschununi, 33) M. Aarita, 34) M. Suleimani, 35) M. Kadimi, 36) M. Nasihi, 37) M Tschai Ebul-Hasan, 38) M. Kutbi, 39) M. Naimi, 40) M. Semin, 41) M. Hadschi Moh., 42) Mir Schahi, 43) M. Nischteri, 44) M. Ali Derdared, 45) M Kanii, 46) M. Nihi. Zweyte Gesellschaft: Dichter, mit denen der Verfasser umgegangen. 47) Mewlana Scheref Jesdi, 48) Chodscha Emhad Mestufi, 49) M. Abdulwehhab, 50) Chodscha Fasslullah Abul Leisi, 51) Alai Schahi, 52) Mewl. Moh. Tebadekiani, 53) Scheich Ssadreddin Newasi, 54) Mir Haider der Absorbirte, 55) M. Moh. Arab, 56) Mir Mustisi, 57) M. Abdul-Kadir, 58) Mewl. Abder-rasik, 59) Jadkiarbeg, 60) Mew. Tuti, 61) M. Weisi, 62) M. Saghiri, 63) M. Faßih Rui, 64) Scheich Kemal Turbeti, 65) Derwisch Manßur, 66) Hafif Ali Dschani, 67) M. Moh. Mimaji, 68) Seid Jemal Kedschkul, 69) Chodscha Moejed Mahje, 70) Chodscha Moejed Diwane, 71) Mir Amid Meschhedi, 72) Schah Bedachschan, 73) Ibn Laali, 74) Mewl. Abdeß-ßamed Bedachschi, 75) M. Jusuf Schah, 76) Chodscha Ebu Jshak, 77) Seid Kiasimi, 78) Mewl Moh. Mimaiji; 79) Chodscha Hasan Chisrschah, 80) M. Hadschi Nudschumi, 81) Chodscha Mesud Kaumi, 82) Hafif Jari, 83) M. Kanburi, 84) M. Chosrewi, 85) M. Seini, 86) Weli Kalender, 87) M. Walihi, 88) Harimi der Kalender, 89) M. Terchani, 90) M. Jschki, 91) M. Abdol-wehhab, 92) Chodscha Jusuf Burhan, 93) M. Meschriki, 94) M. Redaji, 95) M. Kabuli, 96) M. Moh. Jesen, 97) M. Saidi, 98) Ssad Kiatib, 99) Ajasi, 100) M. Moh. Ruhi, 101) M. Moh. Amuli, 102) Derwisch Nasi, 103) M. Kewseri, 104) Seid Moslimi, 105) M. Nisam, 106) M. Jari, 107) Chodscha Ahmed Modschelled, d. i. der Buchbinder, 108) Chodscha Nimet Ajads,

Digitized by Google

109) Seid Abdol-hakk, 110) M. Mir Korſchi, 111) M. Dſchewheri, 112) M. Chaweri, 113) M. Riaſi, 114) M. Safaji, 115) M. Jusuf, 116) M. Chaki, 117) Lutfi, 118) M. Jakini, 119) M. Attaji, 120) M. Mukimi, 121) M. Kemali, 122) M. Latifi, 123) M. Sekaki, 124) Mirſa Hadſchi Soghdi, 125) Nur Seidbeg, 126) Pehliwan Huſein, 127) M. Sſanii, 128) Chodſcha Mosejeb, 129) M. Belal, 130) M. Ali, 131) Derwiſch Beg, 132) Mirſabeg, 133) Seid Hasanſade Schah.

Dritte Geſellſchaft: die Dichter Scheiche des beſchaulichen Lebens, deren Meiſter und Muſter Dſchami. 134) Emir Scheich Suheili, 135) M. Seifi, 136) M. Aßafi, 137) M. Binaji, 138) M. Kiami, 139) M. Aalem, 140) M. Hasanſchah, 141) M. Schami, 142) M. Abdallah, 143) M. Derwiſch Meſchhedi, 144) M. Churremi, 145) Seid Koradha, 146) Seid Kutb Lekke, 147) M. Moabbeli, 148) Derwiſch Horami, 149) M. Schewki, 150) M. Sia, 151) M. Chalef, 152) M. Mahwi, 153) M Nerkesi, 154) M. Saili, 155) M. Dſchinsi, 156) M Enweri, 157) M. Kabili, 158) M. Sirri, 159) Mir Hadſch, 160) M. Selami, 161) M. Fariahi, 162) M. Mani, 163) M. Saili, 164) M. Dſchemſchid, 165) M. Schihab, 166) M. Abdol-hakk, 167) M. Widaai, 168) M. Bakaji, 169) M. Moſchrifi, 170) M. Aßili, 171) M. Kemseri, 172) M. Hilal, 173) M. Kabuli, 174) M. Ebu Tahir, 175) M. Dſchani, 176) M. Afeti, 177) M Sulali, 178) Seid Nakib, 179) M. Sſahib, 180) M. Naili, 181) M. Kawsi, 182) M. Hidſchri, 183) M. Nuri, 184) M Daai, 185) M. Sſubhi, 186) M. Medſchnun, 187) M. Mülk, 188) M. Dſchelaleddin, 189) Chodſcha Musa, 190) M. Meſchrebi, 191) M. Wefaji, 192) M. Habib, 193) Harimi, 194) Kalender, 195) M Kurani, 196) M. Schadi, 197) M Chalil, 198) M. Heibeti, 199) M. Fenaji, 200) M. Kanburi, 201) Seid Aarif, 202) Lutfi der Zweyte, 203) M. Aaadimi, 204) M. Schebabi, 205) M. Derwiſch, 206) M. Ghafari, 207) M. Ghajaseddin, 208) Seid Abdolaſif, 209) M. Moh., 210) M. Fachr, 211) M. Rukni, 212) M. Naßihi, 213) M. Tairi, 214) Seid Charini, 215) M. Mehdi, 216) M. Taifi, 217) M. Narbi, 218) M. Seifati, 219) Mir Lewend, 220) M. Emini, 221) M. Moh-Talib, 222) M. Siregi, 223) M. Wahdeti, 224) M. Nadiri, 225) M. Semani, 226) M. Suseni, 227) M. Helaki, 228) Dort Mohammed, 229) Hasan Ali, 230) M. Fethallah, 231) M. Esireddin, 232) M. Ghubari, 233) M. Riasi, 234) M. Tahiri, 235) M. Medſchnuni, 236) M. Hemdemi, 237) M. Nedſchmi, 238) Seidſade Munſchi, 239) M. Aaßimi, 240) Fachreddin, 241) Makßud, 242) M. Sſofi, 243) M. Fighani, 244) M. Scheichi, 245) M Herati, 246) M. Bihiſchti, 247) M. Ebli, 248) M. Nerkesi, 249) M. Chifri, 250) M. Batini, 251) M. Fasli, 252) M. Sahiri, 253) M. Chulki, 254) Mir Esedullah, 255) Mir Abadullah, 256) M. Schah Ali, 257) M. Sabaji, 258) M. Said, 259) M. Derwiſch Ali, 260) M. Kallaſchi, 261) M. Kedaji, 262) M. Wahidi, 263) Sawe Kaſi, 264) M. Kewkebi, 265) M. Schukri, 266) M. Hakiri, 267) Mewlana (der Name iſt ausgelaſſen); 268) M. Saad, 269) Chodſcha Manßur, 270) Chodſcha Kelan Beſaf, 271) Sultan Mahmud, 272) M. Nisam, 273) M. Jari, 274) Daai, 275) Baba Schuridi, 276) M. Sſofi, 277) Mir Huſein, 278) M. Kiaſchifi, 279) M. Seiri, 280) M. Kanii, 281) M. Siaji, 282) M. Nuri, 283) M. Feisi, 284) M. Isa, 285) Menii, 286) M. Chifri, 287) Ustad Moh., 288) M. Hamid, 289) M. Bihiſchti II., 290) M Fighani II., 291) M. Scherari, 292) M. Fedaji, 293) M. Mudſchrimi, 294) M. Ajani, 295) M. Walihi, 296) Seid Chandſchar, 297) M Rafi, 298) M. Naſiri,

Digitized by Google

299) M. Sabi, 300) M. Mir Ali, 301) Pehlewan Kiatib. Vierte Geſellſchaft: Männer von Verdienſt, welche zwar keine Dichter von Profeſſion, die aber Verſe gemacht. 302) Pehliwan Moh., 303) Mir Ser. Burhane, 304) M. Burhaneddin, 305) Mir Ghajaseddin Aſif, 306) M. Mesud, 307) Hafif Scherbeti, 308) Chodſcha Kemal Audi, 309) Ali Kermal, 310) Mir Aballah, 311) Meri Murtaf, 312) M. Husein Waif, 313) M. Muin der Prediger, 314) Seid Ibrahim Moſchaaſchaa, 315) Mir Chuand, 316) Chuandemir der Sohn (und nicht, wie irgendwo irrig geſagt worden, der Neffe) Mirchuands, der berühmte Geſchichtſchreiber der Weltgeſchichte, 317) Mewlana Hamideddin, 318) Mir Kemaleddin Husein, 319) Mir Ichtijareddin, 320) M. Moh. Bedachſchi, 321) M. Hadſchi Moh., 322) Mir Husein Mimaaji, 323) Hafif Moh. Sultan Schah, 324) M. Fachri, 325) Seid Husein Abiwerdi oder Abjurdi, 326) Seid Ghajaseddin, 327) Seid Esedullah, 328) M. Ali, 329) Scheichſade Enweri, 330) Mew. Sſaifi, 331) M. Kasim, 332) M. Schihab, 333) Hafif Dſchelaleddin Mahmud, 334) M. Nami, 335) M. Abdolwasii, 336) Chodſcha Sultan Moh., 337) Mirek Husein, 338) M Moh. Nami, 339) M. Nur, 340) M. Sehir Ali, 341) M. Sultan Ali, 342) M. Sultan Ali Kami, 343) Ssofi pir ſad ſali, d. i. der alte Sofi von hundert Jahren, 344) M. Waßli, 345) M. Ghajaseddin, 346) M. Schereſi Bagh Schehri, 347) M. Schah Ali, 348) M. Behlul, 349) Scheichſade Anßari, 350) Chodſcha Mahmud, 351) Pehliwan Dewiſch Moh., 352) Enisin enisi Husein, 353) Moh. Ali, 354) Pehliwan Sultan Ali Geſchtigu (der Ringer), 355) M. Scherbeti II., 356) Chodſcha Ebu Saad, 357) M. Hadſchi, 358) M. Abderreſak, 359) M. Hadſchi Derwiſch, 360) M. Dſchemaleddin, 361) Chodſcha Ebu Naßr, 362) Chodſcha Husein Girengi, 363) Chodſcha Ebu Tahir, 364) Chodſcha Kutbeddin Ahmed, 365) M. Moh. Chorasani, 366) Chodſcha Kamaleddin Husein, 367) Chodſcha Abdallah Seadr, 368) Chodſcha Jahja, 369) M. Faßiheddin. Fünfte Geſellſchaft: Dichter Mirſen Chorasans und ihre Söhne. 370) Dewletſchah, der bekannte Biograph perſiſcher Dichter, 371) Husein Ali Dſchelair, 372) Haider, 373) Abol-wehhab, 374) Sultan Husein, 375) Mirſa Ibrahim, 376) Moh. Sſalih, 377) Mir Iſchki, 378) Schirem, 379) Mir Ali Doat, 380) Jaighurdſchibeg, 381) Moh. Ali Dſchelair, 382) M. Kewkebi, 383) Ibrahim, der Sohn Moh. Chalil's, 384) Mir Haiderallah, 385) Moh. Dſchaafer, 386) Schah Ali Uighur, 387) Derwiſch Abdallah, 388) Abdolkahhar, 389) Beigi Meleki, 390) Saki Dſchaafer. Sechſte Geſellſchaft: Die Gelehrten, welche nebenbey Dichter. 391) Ahmed Hadſchibeg, 392) Chodſcha Chord, 393) Ebul-bereke, 394) Chodſcha Chawend, 395) Emir Moh. Beras, 396) Derwiſch Schuhedi, 397) Mewl. Mumini, 398) Aarif Ferketi, 399) M. Naßireddin, 400) M. Bakaji, 401) M. Chairi, 402) M. Saili, 403) M. Schemsi, 404) M. Sſalihi, 405) M. Derwiſch Dehegi, 406) Kaſi Isa, 407) Scheich Nedſchm, 408) Chodſcha Eſſal, 409) Edhemi, 410) Chodſcha Alaeddin, 411) Mewl. Humajun, 412) M. Chalidi, 413) Ehli, 414) M. Jari, 415) M. Miregi, 416) M. Faſlallah, 417) M. Muin, 418) Chodſcha Amad II., 419) M. Beiſaji, 420) Seid Amad III. Siebente Geſellſchaft: Sultane und Prinzen Dichter. 421) Timur Gurgan, 422) Said Schahroch deſſen Sohn, 423) Ebubekr Mirſa, Enkel Timurs, 424) Sultan Iskender Schiraſi, Enkel Timurs, 425) Chalil Sultan, Herrſcher von Samarkand, 426) Ulugbeg Mirſa der Aſtronom, 427) Baisankor Mirſa, 428) Bebr Mirſa, der Stifter des Reichs der ſogenannten

Digitized by Google

Großmogolen in Indien, 429) Abdallah Mirsa, der Sohn Ulugbegs, 430) Seid Ahmed Mirsa, 431) Sultan Ahmed Mirsa, 432) Jakub Mirsa, 433) Dschihanschah Mirsa, 434) Kitschik Mirsa, 435) Sultan Bedies-seman Mirsa, 436) Schah Gharib Mirsa, 437) Feridun Husein Mirsa, 438) Moh. Husein Mirsa, 439) Sultan Mesud Mirsa, 440) Baisankor Mirsa II., 441) Sultan Ali Mirsa. Achte Gesellschaft: Von dem Lobe der erhabenen Eigenschaften Sultan Husein's, dessen Wesir Mir Abschir gewesen; füllt die letzten 24 Blätter des i. J. 903 (1497) vollendeten Buchs. Die Namensliste dieser 441 Perser und Türken, welche tschaghataisch gedichtet, ist ein Seitenstück zu der vom Freyherrn Silv. de Sacy in den Notices et extraits des manuscrits du Roi, Tome IV bekannt gemachten Liste der Dichter, welche in den beyden biographischen Werken Dewletschahs und Sam Mirsa's aufgeführt sind; eben so sind die in den beyden vorletzten Biographien der Scheiche ein Seitenstück zu den vom Frhrn. S. de Sacy im XII. Bande der Notices et manuscrits du Roi aus dem Nefhatul-ins Dschami's gegebenen Liste der Scheiche Ssofi; eben so sind die aus den Biographien Ssafedi's, Chuandemir's, Kutlubuka's gegebenen Listen ein Seitenstück zu den von Tydemann in seinem Specimen philologicum bekannt gemachten Inhalte der Biographien Ibn Challikan's; erst wenn auf gleiche Weise in dem Kataloge der Bibliothek von Paris der Inhalt der Biographien des Menher eß-ßafi, in dem Kataloge der kaiserl. Bibliothek zu Wien der Inhalt des biographischen Werks der Jetimet Saalebi's und seiner Fortsetzungen und der Tabakat (Classen) der Ulema Hanifi, Schafii, Maliki, Hanbeli, der Ueberlieferer, der Exegeten, der Grammatiker, Mathematiker, der Dichter, der Aerzte, der Richter, so wie andere, auf anderen Bibliotheken befindliche, und endlich alle türkischen, in dem IX. Bande der osmanischen Geschichte aufgezeichneten Lebensbeschreibungen der Ulema gedruckt seyn werden, läßt sich daraus eine Gesammtübersicht des ganzen biographischen Schatzes der Araber, Perser und Türken zusammenstellen, und ein vollständiges lebensbeschreibendes Wörterbuch verfassen, ein Werk, dessen Artikel weit über zehntausend stark seyn müßten, wenn man bedenkt, daß Ibn Challikan allein neunthalbhundert, Ssafedi über tausend, die Biographien der osmanischen Rechtsgelehrten über viertausend die Biographien der Ssofi tausend, die Geschichte der afghanischen Dichter ein halbes tausend, die der persischen eben so viel und die der Osmanen deren mehr als zweytausend Artikel enthalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der älteste gedruckte Katalog der Rüstungen in der k. k. Ambraser-Sammlung vom J. 1593.

Vom Custos Bergmann.

Bekanntlich ist nach Aloys Primisser's musterhafter Beschreibung der k. k. Ambraser-Sammlung (Wien 1819) das von Jakob Schrenk von Notzing, dem gelehrten Geheimschreiber des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol, des Stifters derselben, in lateinischer Sprache zu Innsbruck bey Johannes Agricola MDCI im Drucke herausgegebene Prachtwerk der Rüstungen das älteste, welches somit sechs Jahre nach

Digitized by Google

dem am 24. Jänner 1593 erfolgten Hinscheiden des durchlauchtigsten Gründers erschien.

Nun fand Mittheiler dieser Zeilen jüngst unter dem Papierumschlag eines alten Folianten dieser kaiserlichen Sammlung zufällig den allerältesten Katalog der Rüstungen verborgen liegen, welcher noch sechzehn Monate vor des Stifters Tode — höchst wahrscheinlich auf dessen Befehl — im Jahre 1593 zu Innsbruck bey Johann Pauer (im vorerwähnten Prachtwerke zeitüblich in Joannes Agricola latinisirt) gedruckt wurde.

Auf mehrseitige Aufforderung halten wir uns verpflichtet, dieses erste gedruckte, unseres Wissens bisher unbekannte Denkmal über die berühmte Sammlung den Freunden der vaterländischen Literatur und Alterthümer dem ganzen Inhalte nach mitzutheilen.

Dieses Verzeichniß ist auch in Hinsicht auf den damals blühenden Zustand der Typographie am Hofe des kunstliebenden Fürsten der sprechendste Beleg, indem die Anfangsbuchstaben der eigenen Namen mit den schönsten gothischen Lettern, das Uebrige mit der Fracturschrift von der Größe und Aehnlichkeit wie im Tewrdanck gedruckt sind. Das Papier ist fest und weiß, die Druckfarbe von besonderer Schwärze. Das Ganze besteht aus anderthalb Bogen, zwölf Blättern in Klein-Octav, hat keine Seitenzahlen, wohl aber die Signaturen, und lautet wörtlich wie folgt:

Verzaichnuß

Der Römische(n) *)

Kayser, König, Fürsten,

Graffen, Herren vnd vom Adel,

wellicher Leibharnisch vnnd Rüstungen,
zum thail ganz, vnd zum thail Stuck-
weiß, so ste wider den Feind ge-
braucht, inn des

Durchleuchtigsten Für-
sten vnd Herrn, Herrn Ferdinan-
den, Ertzhertzogen zu Osterreich ꝛc. Her-
zogen zu Burgund, vnd Grauen zu Tyrol ꝛc.
Rüstkam(m)er, in dem Schloß Ombraß, bey
Inßprugg, zu ainer ewigen Gedächt-
nuß, auff behalten vnd gese-
hen werden,

Biß auff den vierdten September,
Anno M. D. XCIII.

Getruckt zu Ynßprugg, bey
Joanni Paur.

---

*) Das hier und öfter vorkommende eingeklammerte (n) ist im Original als ein Strich über dem vorhergehenden Buchstaben bezeichnet.

Digitized by Google

XVeprecht Pfalzgraue(n) bey Rhein
Römiſchen Kayſers ganze rü-
ſtung (Nr. 6. Seite 50) [1]).
Maximiliani des Erſten Römiſchen
Kayſers ga(n)ze rüſtung (5. S. 50).
Caroli des fünfften Römiſchen
Kaiſers, ganze rüſtung (9).
Ferdinandi des erſte(n) Römiſchen
Kaiſers, auch zu Hungern vn(d)
Behaimb Königs, ganze rüſtung (11).
Maximiliani des andern Römiſche(n)
Kaiſers, auch zu Hungern vnnd
Behaimb Königs, ganze Rüſtung (13).
Ferdinandi von Arragonia Kö-
nigs in Caſtilien vnnd Hiſpa-
nien, ganze Rüſtung (34).
Philippi des andern König inn
Hiſpanien, vnd Portugal, gan-
ze Rüſtung (12).
[2]) * Franciſci von Valois, königs in
Frankreich ga(n)ze Rüſtung.
Friderich des and'n Königs in Den-
nenmarckt, ganze Rüſtung (35).
Steffan Bathori, königs in Poln,
ganze Riſtu(n)g (36).
Johannis vo(n) Oeſterreich, Caroli des
fünfften Römiſchen Kaiſers Sohn,
ganze Rüſtung (21).
* Hainrich, Hertzogen von Guiſa,
ganze Rüſtung.
* N. Hertzogen von Mayne gan-
ze Rüſtung.
Hertzog Niclaus Radziuil, gan-
ze Rüſtung (74).
Ertzhertzog Sigmunds von Oeſter-
reich, ganze Rüſtung (2).
Matthei Lang, Erzbiſchoffen zu
Saltzburg, ganze Rüſtung (56).
Philiberti Herzogen von Saffoy
ganze Riſtung (93).
Alpho(n)ſi des andern Herzogen
zu Ferrár, ganze rüſtung (92).
Ferdinandi Hertzoge(n) von(n) Alba,
ganze Rüſtung (132).
* Franciſci Hertzogen von Momo-
ranzi ganze Rüſtung.
Veſpaſiani Go(n)zaga hertzogen
zu Sabioneda, ganze Rüſtung (96).

---

1) Dieſe eingeklammerten Zahlen bezeichnen die Nummern der Rüſtungen nach ihrer dermaligen Aufſtellung und dem Primiſſer'ſchen größeren Katalogs.

2) Die mit Sternchen bezeichneten neun Rüſtungen mußten i. J. 1806 nach Paris wandern. S. Anmerkung.

Digitized by Google

Ferdinandi Gonzaga, Hertzogen zu Arriano, gantze Rüſtung (97).
Pauli Jordani Vrſini, Herzoge(n) zu Bracciano ganze Rüſtung (120).
Sebaſtian Venerii Herzogen zu Venedig, ganze Rüſtung (114).
Ferdinandi, des Eltern, Erzherzogen zu Oeſterreich, ganze Rüſtung (17).
Morizen, Hertzogen zu Sachſen Churfürſten, gantze Rüſtung (43).
Ferdinandi, Hertzoge(n) in Bayrn, ganze Rüſtu(n)g (41).
Coſmi, Großherzogen zu Florenz, ganze rüſtu(n)g (101).
Friderichen, Marggraffen zu Mantua, ganze Rüſtung (94).
Joachim Marggrafen zu Brandenburg, Churfürſten ganze Riſtung (49).
Philippen, Landgraffen zu Heſſen, ga(n)ze Riſtu(n)g (50).
Ott Hainrich Pfalzgraffen bey Rhein, gantze Rüſtung (38).
Chriſtoffen, Herzogen zu Wirtenberg, ganze Rüſtung (46).
Albrecht Marggrafen zu Brandenburg, Churfürſten der Teutſch Achilles genannt, gantze Rüſtung (48).
• Anna Hertzogen zu Momoranzi ganze rüſtung.
Andree Doria Herzogen zu Melfi, ganze Riſtu(n)g (109).
Jannetin Doria Herzogen zu Melfi, ganze Rüſtung (108).
• N. Marſchalcken vo(n) Biron auß Franckreich, ganze Rüſtung.
Carl Gonzagen, Graffen zu Gazuola, gantze Rüſtung (98).
Henrichen, Hertzogen zu Braunſchweigk, gantze Rüſtung (45).
Vlrich Herzoge(n) zu Wirtemberg, ganze rüſtung (47).
Hanß Fridrich, Herzoge(n) zu Sachſen Churfürſten, ganze Rüſtung (42).
Carl Erzherzogen zu Oeſterreich ꝛc. ganze Rüſtung (19).
Johan Caſimiri Pfalzgrafen bey Rhein, ganze Rüſtung (39).
Octauiani Farneſi, herzogen zu Parma, ganze Rüſtung (102).
Alexander Farneſi, herzogen zu Parmo (sic), ganze Rüſtung (103).

Digitized by Google

Christoff Raziuillen aines Polni-
sche(n) Herzoge(n) ganze Rüstung (74).
Heinrich Grafen zu Mo(n)te Ponson *),
ga(n)ze rüstu(n)g.
Franciſci Grafen zu Vademont,
ga(n)ze Rüstung (53).
Carl Herzogen zu Lottringen,
gauze rüſtung (51).
Franciſci, Marggraffen zu Mantua
ganze Rüstung (95).
Franciſci, Herzogen zu Vrbin,
ganze rüſtung (104).
Jani Fregoſi, Herzogen zu Genua,
ganze Rüstung (111).
Herman, Hertzogen inn Schwa-
ben, ganze Rüstung (90).
Hainrich vonn Anuilla, Hertzogen
zu Momoranzi ganze Rüstung.
Carl Herzogen vo(n) Borban, Helm-
lin vnnd ain Rundel.
Georgen Ziſkha ſchwert. (—)
Duri Georgen zway Schwerter (138).
Niclaus Graffen vo(n) Serin, Helm-
lin, Sabel vn(d) Wappenrock (140).
Friderich Hertzogen zu Vrbin,
Helmlin (105).
Barthlme Colleo Bruſt Harniſch (148).
Johan Jacoben, Graffen zu Tribulz,
Helmlin, Schwert vnd Regime(n)tſtab (147).
Ceſar vonn Neapolis Sturmhauben (149).
Johan de Medices Herzoge(n) zu
Florenz, ſturmhauben vnnd
Puſſikan.
Mehemet Baſſa ſturmhauben (156).
Caſſenbegs Stecher (157).
N. Königs zu Cuba inn India, et-
liche Stuck vorder: vnd hinderthail (153).
Ludwigs Königs zu Hu(n)gern vnd
Behaim Achſel ſchinen (137).
Georgen Scanderbegg Helmlin,
vnnd zway Schwerter (152).
Soliman, Türggiſchen Kaiſers
Armzeug (155).
Alexander Vitellij, ganze Rüſtung (126).
Caſparn vonn Freundtſpergs, gan-
ze rüſtung (67).
Anthoni de Leua ganze rüſtung (134).
Niclaus Graue(n) zu Salm ganze
rüſtung (57).
Corneli Bentiuoglij, ga(n)ze rüſtung (123).

*) d. i. Montpenſier.

Digitized by Google

Andere Grafen zu Sonnenburg,
ganze rüſtu(n)g (80).
Eytel Friderich Grafen zu Zollern,
ganze Rüſtung (58).
Aſtor Baglioni, ga(n)ze rüſtung (131).
Wilhelm vo(n) Rogendorfs ganze
Rüſtung (62).
Roberti Sanſeuerini, ganze
Rüſtung (112).
Georgen vonn Freundtſpergs,
ganze rüſtung (66).
Sforza Pallauicini, gan(z)e
Rüſtung (118).
Friderich Grafe(n) zu Fürſtenberg,
ganze Rüſtung (60).
Galeaz Fregoſi Grafen zu Mure-
to, ganze Rüſtung (110).
Gabriel Serbelloni ganze Rüſtung (128).
Andere Teuffels, ganze Rüſtung (89).
Guido Bentiuoglii ganze Rüſtung (122).
Marij Sforza, Graffen von Sanct
Flor, ganze Rüſtung (107).
Georgen von Puechaims ganze
Rüſtung (86).
Camilli Vrſini, gange Rüſtung (119).
Carl von Scherotin ga(n)ze Rüſtung (83).
Jobſt Joſeph Grafen vo(n) Thurn,
ganze rüſtung (61).
Ferdinanden Graffen zu Nagerol,
ganze rüſtu(n)g (129).
Jakob Hannibalen Grafen von Embß,
gantze Rüſtung (71).
Johann Jacoben Marggraffen zu
Marignan, gantze Rüſtung (100).
Johan Manrique de Lara gan-
ze rüſtung (145).
Jacoben von Embß ganze Rüſtung (69).
Auguſtin Barbarigo, gantze
Rüſtung (115).
Conrad vo(n) Bemelbergs gantze
rüſtung (82).
Sebaſtian Schertlins, gantze rüſtung (84).
Hanß Fernbergers, ga(n)tze rüſtung (79).
Marx Sittichen, vonn Embß, ganze
rüſtung (70).
N. von Caſtelalks, ganze Rüſtung (91).
Dieterichen von Embß, gantze
Rüſtung (68).
Melchior Micheli gantze Rüſtung (113).
Johan Jacoben Soranzij, gantze
rüſtung (117).
Aſcanij della Cornia, ga(n)ze Rüſtung (127).

Digitized by Google

Lazarus von Schwendi, ganze Rüstung (65).
Johann Baptista vonn Taxis, ganze rüstung (81).
Hannß Xuebers, ganze Rüstung (87).
Censij Copizuccij ganze Rüstung (125).
N. Verdugo, ganze rüstung (135)
N. Mondragons, ganze Rüstung (133).
Peter Storza Kundel (151).
Sigmund Pandolffen Malateſta, etliche ſtuck vnd Schwert (150).
Jacoben Malateſta, ga(n)ze Rüſtung (—).
Daniel Xanzon, ganze rüſtung (77).
Hanſen Xanzon, ganze rüſtung (76).
Hainrichen Xanzon, ganze rüſtung (78).

In dieſem älteſten Kataloge vom Jahre 1593, 4. September, ſind 102 ganze Rüſtungen und 17 Rüſtungstheile und Waffen von Fürſten und berühmten Helden, zuſammen 119 Stück angegeben. Die Ordnung beginnt mit den Rüſtungen der Kaiſer, geht zu jenen der Könige von Spanien, Frankreich, Dänemark, Polen über, und ſchließt mit denen der Herzoge, Grafen und Ritter. Der im Jahre 1819 gedruckte Katalog von Aloys Primiſſer enthält, ohne die neun nach Frankreich abgeführten Rüſtungen, 135 ganze Rüſtungen und 34 Rüſtungs- und Waffenſtücke, alſo zuſammen 169 Stücke.

So kamen noch Rüſtungen und Waffenſtücke von Fürſten und Feldherren, die vor dem Stifter († 1595) hinſchieden, und beſonders mehrere aus dem folgenden Jahrhunderte hinzu, und zwar bis zur Aufnahme des erſten noch vorhandenen Inventariums vom Jahre 1596. S. 389. a) desſelben vom Grafen, dann Fürſten Peter Ernſt von Mannsfeld († 1604) Nr. 59 des Primiſſer'ſchen Katalogs. b) Von Friedrich Kurfürſten und Pfalzgrafen vom Rhein, ſo man den beßen Fritzen gehaiſſen († 1476), Nr. 37).

S. 387. Von Latinus Urſchin (Urſini † 1586) Nr. 121. Des Großweſirs Mehemeds Sokolowitſch koſtbares Reitzeug, Nr. 9, S. 51.

In den beyden ſpätern Inventarien von 1621 und 1730 finden ſich außer dieſen benannten noch folgende verzeichnet, als:

A. Von dem durchlauchtigſten Erzhauſe acht und zwanzig Rüſtungen und ein Hirſchfänger.

1. u. 2. Rüſtungen vom Erzherzog Sigismund von Tyrol († 1496), Nr. 3 u. 4.

3. u. 4. Vom Kaiſer Maximilian I. († 1519), Nr. 5 u. 7. S. 52 u. 53.

5. Vom Erzherzog Philipp dem Schönen, Könige von Caſtilien († 1506), Nr. 6.

6 u. 7. Vom Kaiſer Karl V. († 1558), Nr. 8 u. 10.

8. Vom Don Juan von Oeſterreich, dem Sieger bey Lepanto († 1577), Nr. 22.

9—15. Vom Erzherzog-Stifter, von welchem im obigen Verzeichniſſe nur Eine Rüſtung (Nr. 17) angegeben iſt, ſind gegen-

Digitized by Google

wärtig mit der wahrscheinlich für ihn gearbeiteten mailändischen Rüstung noch die Nummern 1, 2, 3 (S. 46—49), dann 14, 15, 16 und 18 (S. 53 f.) verzeichnet.

16—18. Von dessen älterm Sohne, dem Cardinal Andreas († 1600), Nr. 23, 24, 25; und

19 u. 20. Von dem jüngern, Karl Markgrafen von Burgau († 1618), Nr. 26, 27.

21. Vom Erzherzog Maximilian III., Hoch- und Deutschmeister († 1618), Nr. 20.

22. Vom Erzherzog Leopold V., dem Stifter der jüngern tyrolischen Linie († 1632), Nr. 28).

23—25. Von dessen älterem Sohne, dem Erzherzog Ferdinand Karl († 1662), Nr. 29, 30, 31.

26—27. Von dessen jüngerm Sohne, dem Erzherzog Sigmund Franz († 1665), Nr. 32 u. 33.

28. Von einem ungenannten Erzherzoge eine alte Panzerrüstung, N. 8, S. 51.

29. Erzherzogs Friedrichs von Tyrol, zugenannt mit der leeren Tasche († 1439), Hirschfänger, Nr. 146.

B. Von deutschen Herzogen, Grafen und Rittern.

30. Rüstung von Philipp dem Streitbaren, Pfalzgrafen am Rhein († 1548), Nr. 40.

31. Von August, Kurfürsten von Sachsen († 1586), Nr. 44.

32. Von Wilhelm, Herzog von Jülich und Cleve, des Erzherzogs Ferdinand Schwager († 1592), Nr. 52).

33. Von Hildebrand Madruzzi, Freyherrn von Brentoni und Avi, aus Trient († 1547 zu Ulm), Nr. 90.

34 u. 35. Von Christoph Grafen von Fugger († 1615), Nr. 7 S. 50 und Nr. 63.

36. Von Wolf Dietrich von Ems, Freyherrn von Hohenems in Vorarlberg († 1531), Nr. 68.

37. Von Sigmund von Königsfeld aus Bayern († 1539), Nr. 64.

38. Ulrich's von Schellenberg kurzes Seitengewehr († 1558), Nr. 152.

39. Rüstung von Karl Ritter von Schurf aus Tyrol, des Erzherzogs Ferdinand Oberstjhofmeister, Nr. 88.

40. Von Christoph von Teufenbach, kais. Feldmarschall († 1599), Nr. 85.

41. Sigberts Grafen von Heister runder Filzhut sammt der abgebrochenen Spitze des ihm bey der zweyten Belagerung Wiens 1683 in den Kopf geschossenen kleinen Türkenpfeiles († 1723), Nr. 141.

C. Von Oranien, den Niederlanden, Schweden und Polen.

42. Rüstung von Moriz, Prinzen von Oranien, Grafen von Nassau († 1625), Nr. 55.

43. Von Jakob, Herrn von Gavre (in Ostflandern an der Schelde, zwischen Oudenaarde und Gent) und Fresin, Nr. 54.

44. Gustav's Grafen von Horn († 1659) weißer Sturmhut, der ihm in der Nördlinger Schlacht 1634 abgenommen, und nach Ambras verehrt wurde, Nr. 136.

Digitized by Google

45. Rüstung von Nicolaus Christoph Fürsten von Radzivil († 1616), Nr. 74).
46. N. Jablonsky's oder Jablonowsky's schwarzes Rückenstück, Nr. 139.

D. Von italienischen Herzogen, Markgrafen ꝛc.

47. Alexander's Farnese, Herzogs von Parma († 1592), Prunkrüstung, Nr. 4, S. 49.
48. Rüstung von Johann von Medici († 1526), Nr. 99.
49. Von Ludwig Pico von Mirandola († 1574), Nr. 106.
50. Von Ferdinand Avalos, Markgrafen von Pescara, Feldherrn Karls V. († 1525), Nr. 130.
51. Von Gherardo Gambacorta (Signor Fracasso) aus Toskana, Nr. 124.
52. Von Franz Duodo, Procurator von S. Marco zu Venedig († 1592), Nr. 116.

E. Von türkischen Großwesiren.

53. Kara Mustapha's (hingerichtet zu Belgrad 1683, 25. Dez.) Fahne, Roßschweif, Pusikan und Köcher sammt Pfeilen, Nr. 154.

Anmerkung

zu den im J. 1806 aus Ambras genommenen neun französischen Rüstungen.

Als durch den Presburger Frieden Tyrol an den König von Bayern abgetreten wurde, befahlen Se. Majestät weiland Kaiser Franz I. laut eines Handbillets von Holitsch den 29. September 1805 dem damaligen Gouverneur von Tyrol, Grafen von Brandis, daß die Uebergabe des Landes an den König von Bayern binnen der vertragsmäßigen Frist zuverläßig bewirkt, zugleich aber alles, was nicht Eigenthum des Landes, sondern des höchsteigenen Aerariums ist, dem gegenseitigen Uebereinkommen gemäß entweder zurückgeschickt, oder falls es vortheilhafter befunden würde, dem neuen Landesfürsten zur Ablösung überlassen werde.« S. Sammler für die Geschichte und Statistik von Tyrol 1806, Band I, S. 19.

In Folge dessen wurde die k. k. Ambraser-Sammlung als ein dem durchlauchtigsten Kaiserhause gehöriger Schatz von dem hiezu mit dem Statuar Thaler von Wien abgeschickten Director des k. k. Münz- und Antikenkabinettes, Abbé Franz Neumann, im Jänner 1806 aus den Händen des französischen Inspecteur général Villemancy und des Intendanten Staffard übernommen.

Nur jene oben mit * bezeichneten neun französischen Rüstungen wurden, ob sie gleich nicht als Trophäen durch Waffengewalt (denn die Sage, daß jener Harnisch des Königs Franz I. aus der Siegesbeute jenes Tages bey Pavia sey, ist irrig), sondern durch freywillige Schenkung *) ein wohlerworbenes Privateigenthum des kunstliebenden Stif-

*) So kamen einige Prachtstücke der Sammlung, als: das berühmte goldene Salzfaß Benvenuto Cellini's, ein goldener Hofbecher von erhobener Arbeit und eine Gießkanne mit der Unterschale von Sardonyx von Karl IX. als Geschenke an den Stifter bey Gelegenheit der Vermählung des Königs mit Elisabeth von Oesterreich, des Erzherzogs Nichte, wo

Digitized by Google

ters geworden waren, für den Kaiser Napoleon vorbehalten, und mußten nach Paris wandern.

Wie sehr dem mit dem Größten beschäftigten Riesengeiste Napoleons selbst diese Rüstungen am Herzen lagen, bestätigt dessen Schreiben aus Paris vom 14. Februar 1806 an Marschall Berthier. In Dr. Bran's Minerva 1830, Aprilheft S. 9 lautet es: »Ich empfehle Ihnen abermals und höchst dringend die Rüstung Franz I., die in irgend einem Tyroler Schlosse ist. Lassen Sie sie nach München kommen, und bringen Sie solche mir nach Paris; ich will sie in einer Sitzung und mit Gepränge empfangen.«

In der Notice abrégée des *Collections* dont se compose le Musée de l'Artillerie (Paris 1827, 8.) findet man als daselbst aufbewahrte Rüstungen:

François I., roi de France, p. 7, N. 26.
Le connétable de Bourbon, N. 48.
Le duc de Mayenne, chef de la ligue, N. 20.
Henri, duc de Guise, le balafré, N. 28.
Le connétable Anne de Montmorency, N. 37.
Le maréchal François de Montmorency, N. 31.
Le maréchal de Biron, N. 25.

Die beyden Rüstungen Heinrichs, Herzogs von Montmorency und Heinrichs von Bourbon, Herzogs von Montpensier, Prinzen von Dombes ꝛc., kann ich in dieser Notice abrégée nicht wieder finden.

Bey dieser Gelegenheit dürfte es manchem Leser nicht unwillkommen seyn, zu erfahren, welche Rüstungen deutscher Fürsten und um Oesterreichs Kriegsruhm hochverdienter Feldherren in jenem Musée de l'Artillerie zu Paris gegenwärtig aufbewahrt werden. Die Namen der zehn dort befindlichen deutschen Rüstungen sind in der genannten Notice unter nachstehenden Nummern verzeichnet:

Nr. 1. Raimund Graf, dann Reichsfürst von Montecuculi, aus Modena, einer der größten kais. Feldherrn und ausgezeichneter militärischer Schriftsteller, Besieger der Türken bey St. Gotthard an der Raab i. J. 1664, Türenne's und Condé's würdiger Gegner; starb 1681, 16. Oct. zu Linz, und ruht in der Jesuitenkirche am Hof zu Wien.

Nr. 2. Ernest August Herzog von Braunschweig-Lüneburg, der erste Kurfürst von Hannover († 1698).

Nr. 3. Wolfgang Wilhelm von Pfalzneuburg, der nach vieljährigem Streite mit Brandenburg um das Jülich-Cleve-Bergische Erbe durch Vergleich Jülich, Berg und später auch Ravenstein dem Hause Neuburg erwarb.

Nr. 5. Matthias Graf von Gallas, durch K. Philipp IV. von Spanien Herzog von Luceria in der neapolitanischen Provinz Capitanata, aus Trient, kais. Feldmarschall, starb 1647, 27. April zu Wien, und ruht in der Jesuitenkirche seiner Geburtsstadt.

Nr. 10. Wilhelm II. Graf von Lamboy aus den spanischen Niederlanden, kais. Feldmarschall († 1653).

Erzherzog Ferdinand bey der Trauung durch Procuration zu Speyer 11. Oct. 1570 des Bräutigams Stelle vertrat. Vgl. Primisser S. 116 — 130.

Digitized by Google

Nr. 11. Friedrich V. Kurfürst von der Pfalz, Winterkönig von Böhmen († 1632).

Nr. 43. Philipp II. der Streitbare, Pfalzgraf am Rhein, Mitbefehlshaber in Wien im J. 1529 († 1548). Von ihm besitzt die k. k. Ambraser-Sammlung auch einen ganzen, weißen Harnisch unter Nr. 40.

Nr. 73, 75 und 76. Drey Rüstungen ungenannter Grafen von Waldeck mit der Devise: »Gott allein die Ehre.«

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

18737

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064480484

Digitized by Google

Digitized by Google